Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXIX.

(April — Mai — Juni 1899.)

464 37
99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, he A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, to Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Høst & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brunet. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
20
D4
Bd. 11

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundneunzigsten Bande (April — Juni 1899).

		Seite
I.	Gritli Brunnenmeister. Aus dem Dasein einer Stillen im Lande. Von **Walther Siegfried**	1
II.	Bismarck und die Bismarck-Literatur des letzten Jahres. Eine kritische Betrachtung von **Erich Marcks.** I./VI.	37
III.	J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens. Ein Gedenkblatt. Von **Friedrich Paulsen**	66
IV.	Studien zur Romantischen Schule. Von **Ricarda Huch.** III. Das Athenäum	77
V.	Cicero. Von **E. Hübner**	88
VI.	Am Hofe Sultan Abdul-Medjids. Von **J. Spitzer**	115
VII.	Tante Fritzchen. Skizzen von **Hans Hoffmann.** V. Der Unruhteufel	129
	VI. Die letzte Stunde	133
VIII.	Joseph Joachim. Zum 17. März 1899. Von **Walter Paetow**	140
IX.	Die Pariser Dreyfus-Literatur	144
X.	Politische Rundschau	148
XI.	Fritdjof Nansen und seine Genossen. Von **Wilhelm Bölsche**	154
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Kleefeld. Von **Ernst Heilborn.** I./V.	161
XV.	Heinrich und Heinrich's Geschlecht. 1895. Von **Herman Grimm**	191
XVI.	Ueber christlichen Socialismus. Von Professor **Karl Diehl** (Königsberg)	199
XVII.	Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey.** II. Jugendjahre	223

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Völkerpsychologisches in der Philippinenfrage. Von **Ferdinand Blumentritt**	234
XIX.	Bismarck und die Bismarck-Literatur des letzten Jahres. Eine kritische Betrachtung von **Erich Marcks.** VII./XIII. (Schluß)	242
XX.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	280
XXI.	Ludwig Bamberger	296
XXII.	Politische Rundschau	304
XXIII.	Die Anfänge der slawischen Bewegung in Oesterreich-Ungarn	309
XXIV.	Ein neues Buch über Italien	313
XXV.	Busch und Schweninger. Ein Nachtrag zur Bismarck-Literatur. Von **Erich Marcks**	316
XXVI.	Literarische Notizen	318
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Kleefeld. Von **Ernst Heilborn.** VI./IX. (Fortsetzung)	321
XXIX.	Ein Jahrhundert bayerisch-wittelsbachischer Geschichte. (1799—1899.) Von **Richard Fester**	350
XXX.	Das heutige Britisch-Indien. Von **M. von Brandt**	362
XXXI.	Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey.** III. Italien	392
XXXII.	Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. Von **Max Lenz.** Erster Theil	405
XXXIII.	Alexander Puschkin. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von **Eugen Zabel**	428
XXXIV.	Eduard von Simson. 10. November 1810 — 2. Mai 1899. Ein Erinnerungsblatt von **Erich Schmidt**	446
XXXV.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	459
XXXVI.	Karl Storm. Ein Gedenkblatt. Von **Ferdinand Tönnies**	461
XXXVII.	Deutschland und Frankreich. Ein französisches Urtheil	464
XXXVIII.	Politische Rundschau	469
XXXIX.	Kraus' Geschichte der christlichen Kunst. Von **E. von Fabriczy**	474
XL.	Literarische Notizen	477
XLI.	Literarische Neuigkeiten	479

Gritli Brunnenmeister.

Aus dem Dasein einer Stillen im Lande.

Von

Walther Siegfried.

[Nachdruck untersagt.]

Schlag dreiviertel sieben Uhr trat Gritli Brunnenmeister, eine bescheidene Hausnähterin, aus der Thür ihres Hauses in die klare Frische des Montagmorgens hinaus. Es war ein dunkles, weitläufiges Gebäude, das sie verließ, zum Junkernstift genannt und im ältesten Theil der Stadt Altachen gelegen. Vor Zeiten der Wintersitz eines adeligen Geschlechtes aus dem Gau, war es im Laufe der Jahrhunderte zum Miethshaus für ärmere Leute geworden, und Gritli hatte seit Jahren da eine kleine Wohnung inne, im hintern Bau, drei Treppen hoch.

Rein und kühl wehte der Dahinschreitenden die Frühluft durch die Gasse entgegen. In krystallener Bläue wölbte sich der Himmel über den hohen Häusern, und ein frohgeschäftiges Eilen zum Tagewerk in jeglicher Richtung und ein munteres Grüßen unter den Vorübergehenden ließ ordentlich spüren, wie Jeder, an Leib und Seele ausgeruht, heute mit verjüngter Kraft an seine Pflichten ging. Das war aber auch gestern wieder ein Maisonntag gewesen nach der Menschen Sinn, und was irgend in Altachen sich rühren konnte, hatte sich draußen ergangen in der jungen Wunderfülle des ergrünten Geländes. So viele frohe Gesichter mochten die grauen Gassen wohl in langer Zeit nicht haben heimkehren sehen wie am Abend, da das Volk in singenden Scharen wieder stadteinwärts zog. Dankbar waren die Guten zur Ruhe gegangen, ein Gefühl von Verpflichtung im Herzen nach diesem vollkommenen Erdengenusse; aber auch der Böse selbst mochte sich des besseren Theils in seinem Wesen wieder einmal bewußt geworden sein inmitten der überwältigenden Schönheit, mit der dieser Feiertag das Vaterland verklärt hatte.

Das Gritli schien ebenso neu belebt wie seine Mitbürger, als es in all' seiner Schüchternheit jetzt so hurtig und leichtfüßig zur Stadt hinaus glitt und dann längs den Gartenmauern und grünen Hecken der Landstraße dahin eilte, wo sich zu beiden Seiten alte und neuere Landsitze, unterbrochen von schattigen Obstgärten, ins Thal hinaus zogen. Es trug sein immer

gleiches Werktagskleid aus grauem Lüster, um den Hals ein blendend weißes, selbst gehäkeltes Spitzentüchlein, und seinen unbedeckten Scheitel schützte ein dünnstieliges Sonnenschirmchen, mit altmodisch braun carrirter Seide bezogen.

Vor einem hohen, eisernen Gitterthore machte Gritli Halt. Zwischen stattlichen Sandsteinpfeilern stand das Portal da, mitten in einer hohen, steif verschnittenen Tuyahecke und kündete mit seiner noch der Napoleonszeit entstammenden Schmiedearbeit und Wappenzier ein ansehnliches Besitzthum an. Gritli zog behutsam die Glocke, eine dienstbare Person, die dort hinten die steinerne Vortreppe gekehrt, kam heran und ließ die Nähterin mit vertraulichem Gruße ein. Es war eine gar seltsam vierschrötige Magd, und man wäre weniger erstaunt gewesen, sie um etliche Gärten weiter, im Kuhstall des dortigen Milchbauern anzutreffen, als hinter diesem herrschaftlichen Gitterthor. Ein gutes Grinsen ging über ihr rothes Scheibengesicht, als sie Gritli die Hand drückte und ihm dienstfertig sein kleines Päckchen abnahm.

„Haben Sie guten Sonntag gehalten, Marei?"

„Der Plagegeist ist wenigstens über Land gewesen!" erwiderte die Magd. Aber Gritli wehrte ihr alsbald mit einem ängstlichen „bscht!" und eilte, nichts Weiteres dieser Art zu hören, durch den Garten voraus.

An den beiden Seiten des sauberen Kiesweges, auf dem sie dem niederen, weißen Landhause mit den hellgrünen Läden zuschritten, blühten in leuchtenden Büscheln herrliche Aurikeln und Narcissen, und aus den jung-grünen Gebüschen und Baumkronen erschallte schmetternd der Gesang der Vögel. Bewundernd blieb Gritli einen Augenblick oben auf der Vortreppe stehen, sich noch einmal umzusehen in all' dem thauigen Silberglanz dieser Frühe und noch einen tiefen Zug zu nehmen von der würzigen Luft des weiten, wohlgepflegten Gartens, ehe es sich hinein begab, einen ganzen Tag an der Näharbeit zu sitzen.

Aber ein barscher Laut der Ungeduld hinter seinem Rücken riß es aus seiner seligen Betrachtung, und als es zur Seite wich, schritt der Herr des Hauses, dem es im Wege gestanden, unwirsch an ihm vorüber, die Treppe hinab. Fast war Gritli nicht im Stande, hörbar guten Morgen zu wünschen, so war ihm der Schreck in die Kehle gefahren. Mit der gewohnten derben Jacke bekleidet, den grauen Kopf von einem verwitterten Strohhut bedeckt, ein Bündel Bast unterm Arm und die Baumschere in der Hand, verschwand Herr Cornelius Rych im nächsten Augenblick hinter den Büschen.

Hatte die Magd ihren Gebieter den Plagegeist genannt, so war er für Gritli geradezu der schwarze Mann, und in den nahezu zwanzig Jahren, in denen es in dies Haus kam, hatte es noch nie die Schwelle ohne ein leises Grauen überschritten. Um so herzlicher tönte jetzt der Gruß der Haushälterin, der Jungfer Magdalene Biberach. Denn diese vielgeplagte gute Haut freute sich jeweilen die ganze Woche auf den einen regelmäßigen Nähtag Gritli's, als auf die einzige Gelegenheit, sich einer theilnehmenden Seele auszuschütten und ein treu gemeintes Wort dagegen zu hören. Ja, Gritli's friedvolles, in sich stilles Wesen schien in die unbehaglichen Mauern dieses verödeten Wittwerhauses allwöchentlich herein wie ein verirrter, freundlicher Sonnenstrahl.

„Daß ich es Ihnen nur gleich sage," begann Jungfer Magdalene, während sie den Kaffee herbei trug, „der Herr hat am Samstag befohlen, Sie mit Ihrer Näherei diesen Sommer über in den Keller auszuquartieren, in unser früheres Badezimmer; denn die obere Glaslaube brauche er für seine neuen Pflanzen."

„Nun, ich werde auch dort Licht genug haben," begütigte Gritli, ein paar Mal die Lider über seinen ruhigen, hellen Augen hebend und senkend, wie es seine Gewohnheit war, wenn es sich etwas zurecht legte. Die Alte zuckte die Achseln. „Werden wohl hell genug haben müssen, mit dem vergitterten Fensterloch hoch oben, dazu noch nach hinten hinaus!"

Aber Gritli beruhigte sie. „Es geht doch auf den Garten, und wenn es jetzt auch vielleicht noch etwas kühl ist, später bei der Sommerhitze wird es da drunten nur um so köstlicher sein."

„Ei ja freilich! Den Tod kann sich Einer holen!" wehrte Jungfer Biberach ab. „Ich hab' es ihm vorgestellt, aber was ficht das den an! Was er im Kopf hat, bleibt stehen wie eine Mauer."

Gritli wußte die Eifernde mit seinem Herausfinden der guten Seite an allen Dingen schließlich doch zu trösten und stieg dann in ungetrübter Laune in sein neues Quartier hinab, wo es seine gewohnten Siebensachen bereits aufgestellt fand. Es richtete sich alsbald nach seinem Bedürfniß ein, und als es hiebei in der Ferne die gefürchtete Stimme des Herrn Cornelius hörte, wie er im Garten den Taglöhner belehrte und die Magd anschnauzte, da empfand es eine Geborgenheit hier unten, wie es sie in den oberen Räumen nie genossen hatte und war mit der Veränderung von Herzen zufrieden.

Still und flink glitt seine Nadel durch die Leinwand, und das leise Ziehen des Fadens und das zeitweilige Klingen der Schere war lange das einzige Geräusch in dem einsamen, kühlen Gelaß.

Hm, nun war es doch von Herrn Rych nächstens durch sämmtliche Räume des Hauses gestoßen worden! Ehedem hatte ein sonniges Parterrezimmer als ständige Nähstube gedient. Das war, als noch die Schwester des Hausherrn lebte, das unvergessene Fräulein Charlotte, welches mit seiner warmherzigen Fürsorglichkeit des Bruders gehässiges Wesen so viel wie möglich ausglich. Doch schon seit sechs Jahren war sie todt. Eines Tages im ersten Frühling starb diese gütige Seele nach kurzem Kränkeln plötzlich weg, und es bedurfte der ganzen Treue Gritli's und seiner seltenen Begriffe von Gewissenhaftigkeit und Dankespflicht, daß es seitdem immer noch hierher zurückkehrte. Denn allbereits waren sie nur noch ihrer Drei, die vor dem unleidlichen Alten nicht die Flucht ergriffen. Etliche Dutzend Andere hatten in den sechs Jahren nach kurzer Zeit stets wieder Reißaus genommen. Bei Magdalene war es theils gleich starke Pietät für die Abgeschiedene, wie bei Gritli, was sie festhielt, theils schon eine dumpfe Resignation, als könnte es nicht mehr anders sein. Und ängstlich dankte sie dem Geschick, daß ihr in jener plumpen Bauernmagd Marei endlich eine Gehülfin erhalten blieb, die vermöge endloser Gutmüthigkeit das Unerträglichste vertrug.

Eine ruhelose, mißtrauische Geschäftigkeit trieb den Herrn von früh bis spät in allen Winkeln umher und hielt seine Umgebung auf die ungemüthlichste Weise in Athem. Seit seinem fünfzigsten Jahre, da Herr Cornelius Rych seine städtischen Ehrenämter abgegeben, befaßte er sich nur noch mit der Verwaltung seines durch vielfache Erbschaften zu einem großen Vermögen aufgelaufenen Geldes und mit der Regierung von Haus und Garten. Aber er betrieb das ohne den mindesten Frohgenuß seiner begünstigten Lebensumstände. Seine peinliche, bis ins Geringfügigste nachrechnende Genauigkeit verhinderte ihn daran und ließ ihn in keiner seiner Beschäftigungen den Reiz finden, der darin hätte liegen können. Seine Baumcultur, seine Blumenzucht mit all' ihren stillen Freuden und Ueberraschungen im Wechsel der Jahreszeiten, seine Liebhaberei, an dem alten Hause herum zu bauen, indem er dabei die billigsten Calculationen heraus klügelte und zu verwirklichen wußte — Alles für Andere Gelegenheit zu Unterhaltung und angeregter Laune, — bot ihm, Eines wie das Andere, nur Anlaß, sich zu ärgern.

Eben ging er murrend um jene Beete seltener Aurikeln und Narcissen herum, die vorhin Gritli's Auge und Herz so innig erfreut hatten, und deutete geringschätzig mit dem Finger darauf hin, als machte er der prangenden Pflanzung Vorwürfe. Ihm blühten diese zarten Gebilde keineswegs nach Wunsch. Vielmehr war seine Liebhabereitelkeit durch sie dies Jahr empfindlich verletzt. Standen sie doch volle anderthalb Wochen zu spät im Flor. Es waren neue Freilandsorten, und seit dem Februar hatte er sich nun um ihr möglichst frühzeitiges Erblühen geplagt.

„Seht!" rief er dem Gärtnerburschen zornig zu — „da sind sie nun endlich alle offen, die Sakermenter! Und in vier andern Gärten blühen sie seit sechs, in einem schon gar seit zehn Tagen. Nur wir bringen es nie zu den ersten! Ich bleibe dabei, daran ist der alte Nußbaum dort an der Ostseite schuld; der läßt Morgens die Sonne nicht früh genug herzu. Aber er trägt zu gut; ich mag ihn nicht umhauen. Das soll der Henker holen, daß immer Eines dem Andern im Wege stehen muß!" Und mit dem Bastbündel fuchtelnd, drehte er den unschuldigen Blumen stracks den Rücken, um sich allsogleich an etwas Neuem zu erbosen.

„Gsch! gsch!" hörte ihn Gritli zischen und heftig in die Hände klatschen, worauf endlich der Angstruf einer Amsel, den Gritli schon längst mit Kummer angehört, verstummte, während sich gleich nachher der große, rothe Kater am Fenster vorüber ins Haus schlich.

Herrn Cornelius fangen auch die Vögel nicht zu Dank. Hätten sie lieber den guten Instinct gehabt, in entfernteren Gärten zu nisten, statt vorzugsweise just im Dickicht des seinigen. Denn da es keine Menschen lange um Herrn Rych aushielten, mußte ihm eine Schar verschiedenfarbiger Katzen Gesellschaft leisten, und die stellten beständig den Vögeln nach. Die Vögel aber wollte er um ihrer Nützlichkeit willen doch auch nicht fressen lassen, und so war es ein ewiges Aufpassen und Hüten von Katzenvolk und Vogelstand, und von beiden erwuchs ihm auch nur wieder mehr Verdruß als Vergnügen.

Noch mehrere Male, während der Gestrenge draußen an seinen Rosenstöcken Bänder erneuerte und dürre Zweiglein ausschnitt, ertönte sein „Gsch“ und sein Klatschen.

Derweil zog Gritli in seinem Verließchen friedlich seine Nädlinge durch das Leinen. Mit vollendeter Flickkunst wußte es den Webmustern der alten damascirten Tischtücher fast unbemerkbar seine Stiche anzupassen. Zeitweise mußte es seine ganze Aufmerksamkeit dem schwierigen Erwägen der zweckdienlichsten Stichart widmen, dann wieder flocht sich unvermerkt in die Ziergewinde des Leinwebers ein kleines Rankenwerk von Gritli's eigenen, lebendigen, guten Gedanken.

Ihm war nie einsam zu Muth, wenn es auch noch so allein war. So dürftig es äußerlich um sein Leben bestellt sein mochte, im Innern ging ihm der Reichthum selten aus. Denn es besaß die warme Gemüthskraft, sich für das Viele, was es entbehren mußte, oder was die Anderen in ihrer Trägheit des Herzens ihm zu bieten vergaßen, dadurch zu entschädigen, daß es das Wenige, was ihm erreichbar war oder im stillen Laufe seines Lebens Freundliches begegnete, mit um so größerer Innigkeit umfaßte. So war seinem Herzen zu dieser Stunde das Rauschen der Bäume draußen und der sanfte Duft, der von den blühenden Sträuchern in das Kellerloch herab wehte, Geschenk und Wohlthat, und mit Entzücken horchte es dem Locken der Finken und Meisen zu. Die Natur war seine köstlichste Freude, und ihr Offenstehen für Arm wie Reich gab seinem Gemüth Anlaß zu tiefer Dankbarkeit. Es genoß das Wandern durch die Schöpfung wie einen ewig sich erneuenden Rundgang durch ein herrliches Panorama, in welchem es mit kindlicher Glückseligkeit bald die Eisblumen und weihnachtlichen Schneelandschaften, bald die Frühlingswunder für das Allerschönste von Allem hielt, worauf die sommerliche Pracht der Felder und die Feierlichkeit im hohen Schattendom des dunkeln Laubwaldes seinen Augen wieder so lange eine neue, höchste Entzückung brachte, bis es im Frieden goldiger Septemberherrlichkeit meinte, das sei doch dem einstigen Himmelsprangen wohl am nächsten verwandt. Sich den Himmel auszumalen aber bildete vollends seine Lieblingsbeschäftigung, mit der es sich für die Dürftigkeit seines vorläufigen Looses auf Erden entschädigte. Und hierzu stand ihm eine in seinem Stande seltene Hülfskraft zu Gebote.

Denn der stiefmütterlichen Fee, die einst an seiner Wiege gar zu emsig bemüht gewesen war, jene Falten ihres Gewandes zuzuhalten, in denen sie die Gaben irdischer Glücksgüter beisammen hielt, war ein anderes Geschenk entrollt und dem schlichten Menschenkinde in den Schoß gefallen: Phantasie. So verstand es hinfort, die armen, nackten Meilensteine seiner Erdenpilgerschaft mit den freundlichsten Flittern und Ranken zu umkränzen, solche von einem zum andern fort zu spinnen und dazwischen hin zu wallen als ein gottgesegnetes Genie der Liebe im Kleinen, das sich an hundert kostenlosen Genüssen erbaute, welche Anderen ewig verschlossen blieben.

Mit achtzehn Jahren hatte Gritli als Waise begonnen, seinen Unterhalt durch Nähen zu verdienen und bei seinen sanften Sitten und der strengen

Verlässigkeit in Arbeit wie Charakter schnell einen sicheren Kundenkreis erlangt, der dann in regelmäßigem Wechsel und Umgang seine Wochen füllte. Doch war es ihm in den zwei Jahrzehnten seit damals nicht immer so wie jetzt vergönnt gewesen, das bei Seite zu legen, was es erübrigte, sondern es hatte lange Zeit hindurch seinen ganzen Verdienst freudig dazu hergegeben, seine einzige Schwester, die, an schweren Zufällen leidend, erwerbsunfähig war, bei sich zu erhalten. Erst nach ihrem Tode, durch den es freilich auch des letzten Angehörigen beraubt wurde, sah es langsam den Lohn seines Fleißes zu einem Häufchen anwachsen, und das bescheidene Sicherheitsgefühl darüber ward ein neuer, schöner Grundton in der friedvollen Harmonie seines Wesens. Wohl keiner seiner reichen Kunden konnte durch den größten eisernen Geldschrank voller Staatspapiere und Gültbriefe so beglückt sein wie Gritli durch diesen kleinen Besitz, und wenn es alle paar Monate wieder ein Beutelein Erspartes zum Aufheben beisammen sah, abermals gnädig verschont von Krankheit und Unvorhergesehenem, was dieses über die tägliche Nothdurft Hinausreichende hätte verzehren können, dann war Gritli so dankbar bewegt, daß ihm selbst der Gang damit zu dem bösen Herrn Rych nicht bitter vorkam. Denn Niemand anders als der Schreckliche verwaltete ihm seine Ersparnisse. So war es seiner Zeit auf die gütige Verwendung des seligen Fräulein Charlotte eingerichtet worden, und als einmal ein kleines Sümmchen beisammen lag, hätte Herr Cornelius selber die Sache nicht mehr aus der Hand gegeben, sondern betrieb die Verwaltung, weil sie seinem Wesen zusagte, sogar mit einer Art eifersüchtigen Interesses und Rechenschaft fordernder Bevogtung bis auf den heutigen Tag.

„So schauen Sie doch nur einmal auf, Gritli, und nehmen einen Bissen!“ rief Jungfer Magdalene, als sie gegen zehn Uhr mit einem kleinen Imbiß wieder in dem Kerkerchen erschien und Gritli ganz versunken über ihrem Damasttuch fand. „Da! — ich habe gestern dem Herrn diese Pastetchen gebacken und Ihnen eins aufgehoben.“

Gritli erhob den Kopf und dehnte ein wenig seine gedrückte Brust.

„Und nun lassen Sie auch hören, wo Sie gestern waren?“

„Ausgesonnt hab' ich mich, wie alle Leute!“ lachte Gritli und nahm einen Schluck Wein. „Durch die Rebberge sind wir hinauf gestiegen und den ganzen Stadtwald entlang gegangen bis zum Sennhof. Dort kehrten wir ein. Nachher hab' ich die Andern noch bis auf den Hochrücken geschleppt, um droben von der Lichtung aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Ach, Jungfer Magdalene, wie Sie nur immer daheim bleiben mögen! So schön haben die Schneeberge lange nicht verglüht!“

Die Haushälterin nickte. „'s ist wahr! Aber sehen Sie, wenn ich mich einmal allein daheim weiß, wie gestern, dann wünsch' ich mir nichts Besseres, als in einem sonnigen Winkel still zu sitzen und ungescholten über einem Buch ein wenig einzunicken. Wen haben Sie denn bei sich gehabt?“

„Meine Zimmernachbarinnen Tulliker.“

„O jeh!“ spöttelte Magdalene, „daß Sie mit diesen beiden dürren Sektirerinnen spazieren gehen mögen!“

„Es hat sie halt gefreut, sich Jemandem anzuschließen, und da wollt' ich es nicht abschlagen; es ist ja ein Wunder, wenn sie überhaupt einmal richtig ins Weite gehen."

„Und die haben Sie in ein Wirthshaus hinein gebracht?" zweifelte Jungfer Biberach. „Haben sie denn auch was getrunken? O, in diese zwei Gerippe hätt' ich einen braven Waadtländer hinein schütten mögen, bis sie zu hopsen angefangen. Aber Jesses! — ich muß hinauf, mein Gemüse brennt an!"

Gritli lächelte vor sich hin. Es mußte schon ein braver Waadtländer gewesen sein, im Sennhof. Denn er hatte etwas Unerhörtes gezeitigt, und Gritli's Gedanken waren seitdem unablässig davon gefangen.

Als die drei ältlichen Mädchen so mit einander die Herrlichkeit des Schneegebirges im Abendroth betrachtet und die Augen über das Vorland hinweg allerlei Reisen hatten thun lassen, zu fernen Seen und duftigen Höhenzügen, da äußerte die ältere der Jungfrauen Tulliker plötzlich den an ihr fast unfaßlichen Gedanken: sie drei Nachbarinnen könnten sich doch eigentlich am nächstkommenden Sonntage auch der ausgeschriebenen Vergnügungsfahrt an den Vierwaldstätterse und auf das Rütli anschließen, an der so viele Bekannte aus der Stadt theilnähmen.

Zu anderer Zeit hätte Gritli sich ob solch einem Vorschlage baß entsetzt. Aber sei es, daß hier ein völlig unverhoffter kühner Wurf seine mitreißende Wirkung that, sei es, daß auch Gritli's Blut von Wein und Wonne des Maientages lebendiger strömte, — es hatte die Idee nicht nur ohne Schreck angehört, sondern sie sogar nach einigem Staunen und Erwägen aufgegriffen und sich das Unerhörte einer solchen Betheiligung wahrhaftig gleichfalls zugetraut. Ja, noch mehr: selbst heute, wo es in aller Nüchternheit des Werktages an seiner Arbeit saß, ließ es die Vorstellung nicht wieder fahren, daß es dieses unbeschreiblichen Glückes theilhaftig werden könnte. Denn aller Träume Erfüllung, alles jahrelangen Sehnens Gewährung schienen ihm urplötzlich nahe gerückt durch den kühnen Anstoß der weinseligen Nachbarin. Warum auch — wagte Gritli bereits zu denken — sollte es denn gar so eine Ueberhebung sein, wenn auch Seinesgleichen nach vielen Jahren bescheidenen Sparens einmal das Glück einer kleinen Reise genösse? Wenn das die ernsten Plätterinnen nebenan verantworteten, dann durfte sicher auch das Nähergritli dabei sein!

Ach, sein Herz faßte es ja kaum, und die Phantasie, seine sonst immer flügge Phantasie ließ es plötzlich im Stiche. Es vermochte sich auf einmal gar keine Bilder mehr von dem zu machen, was seiner Göttliches harren würde. So lange Alles ein unerfüllbarer Traum geblieben, hatte es sich deutlich die geheiligten Stätten des Vaterlandes vorstellen können, die Landschaft von Uri in ruhevoller Weihe, himmelhohe Berge, und in ihrem Schutze das Rütli, „das stille Gelände am See". Jetzt, wo es Wahrheit werden sollte, daß es diese Orte beträte, jetzt verschwammen ihm die so oft im Geist erschauten Bilder zu einem unbestimmten und unfaßbaren Nebelglanz, vor dem es zum Voraus überwältigt die Augen schloß.

Das gute Wesen hatte zu nähen aufgehört und stichelte einen Augenblick zerstreut mit der Nadel vor sich hin in das abgeblichene, gestickte Nähkissen. Es schwebte nur noch ein großes, bedenkliches Fragezeichen über dem leuchtenden Plan. Gritli mochte aber Niemandem davon reden; es hatte auch den Schwestern Tulliker gestern nur geantwortet, es sei ihm vor dem Samstag Abend unmöglich, ihnen etwas Sicheres über sein Mitgehen zu sagen, und sie sollten sich vollständig unabhängig von seinem Anschluß auf ihre Reise vorbereiten.

Es handelte sich um die leidige Geldfrage. Denn ungeschickter als just eben hätte es sich in Jahr und Tag nie treffen können. Gerade vor wenigen Tagen hatte es wieder ein ordentliches zusammengespartes Sümmchen in seinen Schatz eingeliefert und nur einen ganz unbedeutenden Baarbetrag daheim behalten, eben recht bemessen für die laufenden Ausgaben der nächsten Zeit. Wenn es also die Reise mitmachen wollte, konnte es nur geschehen, falls es den rückständigen Lohn von fünf Tagen der letzten Woche und denjenigen von fünfen der eben angetretenen am nächsten Samstag hinzu bekam. Darüber hätte zu keiner anderen Zeit ein Zweifel bestanden. Aber wie fatal es der Zufall nur fügen kann! Es hatte eine einzige Kundschaft, die ihm den Lohn unregelmäßig auszahlte und dies manchmal über Wochen hinweg vergaß. Das war die junge Frau Stadtschreiber Gebnauer im Hause zum Steinbock. Und während Gritli sonst fast jeden Tag anderswo nähte, gehörten in dieser und der vergangenen Woche zehn volle Tage gerade diesem gleichen einen Hause. Das junge Ehepaar hatte sich ein hundertjähriges Winzerhüttchen im Gebnauer'schen Rebberge hinter der Stadt zu einer luftigen, kleinen Sommerwohnung ausbauen lassen, und die Frau wünschte es auf den nahe bevorstehenden Geburtstag ihres Mannes zu beziehen und mit einem Feste einzuweihen. Da hieß es nun über Hals und Kopf die Ausstattung an Tisch- und Bettwäsche vollenden, und die Frau Stadtschreiberin hatte von Gritli's Gefälligkeit verlangt, daß es alle anderen Kunden so lange warten lasse, bis diese ausnahmsweise eilige Arbeit erledigt sei. So war es denn vor vierzehn Tagen von Haus zu Haus gelaufen, bittend und entschuldigend, um so viele Tage frei zu bekommen, und hatte nur den Montag bei Herrn Rych bestehen lassen. Denn diesen, seit achtzehn Jahren nie verrückten Nähtag hätte es um keinen Preis anzutasten gewagt.

Noch viel weniger war daran zu denken, das, was es zur Reise benöthigte, von dem bereits an den Gestrengen ausgelieferten Gelde etwa wieder zurück zu fordern. Potz tausend jawohl! Der würde das arme Gritli mit seinen Rollaugen nicht übel durchbohrt haben! Wozu? Zu einer kostspieligen Ausfahrt? Das hatte er bloß noch erleben wollen, daß jetzt bereits auch die Leute solchen Schlages ihre Sonntagslustbarkeit bis an den Vierwaldstätterse auszudehnen verlangten!

Gritli schauderte beim bloßen Drandenken die Haut.

Aber ebenso unmöglich wäre es dem verschämten Jüngferchen gewesen, irgend Jemandem seine Verlegenheit anzuvertrauen. Gritli hatte zeitlebens Geldangelegenheiten mit äußerster Genauigkeit und Zartheit erledigt, jedesmal

wie eine unerfreuliche, sein Gefühl ein wenig demüthigende Nothwendigkeit, von der man am besten möglichst wenig spricht. Auszuleihen und wieder zurück zu empfangen, oder gar je selber Geld zu entlehnen — das waren Dinge, die es floh und fürchtete, im richtigen Instinct, daß sie, ob noch so viele Andere umher Derartiges ohne Anstoß trieben, seiner besonderen Natur viel mehr Verletzendes bringen müßten, als sie ihm in irgend einer Lage zu nützen vermöchten.

Nein, nein! Gritli machte sich, wie um sich vom bloßen Aufzucken solcher Hülfsgedanken zu reinigen, jetzt mit verdoppelter Emsigkeit wieder ans Nähen.

Uebrigens wäre jetzt gar Niemand mehr da gewesen von Jenen, die vordem liebevoll an seinem Wohl und Weh Antheil genommen und denen es, wo es allein nicht fertig wurde, im Vertrauen ein Wort sagen, eine Bitte um Rath vortragen durfte. Einst hatte eine ganze Generation Frauen in seinem Arbeitskreise gelebt, die sämmtlich die Liebe besaßen, sich in die Verhältnisse und Lebensbedingungen der kleinen Leute um sie her hineinzudenken. Fräulein Charlotte Rych voran, dann die alte Frau Gebnauer, des Stadtschreibers Mutter, nicht zuletzt auch die liebliche Frau Oberrichter Degerfeld, die so früh hatte sterben müssen, aber Gritli in ihrem Knaben Paul auf Jahre noch ein inniges Bindeglied zum Hause zurückließ.

War das nun bloß ungünstiger Zufall, oder war es ein Merkmal des neuen Geschlechtes überhaupt, daß sich für all' jene verschwundenen Sorglichen kein Ersatz mehr einstellte? Seltsam genug nahm sich der Widerspruch schon aus zwischen den Schlagwörtern, die aus den vielen Vereinen zur Besserung socialer Zustände durch die Luft schwirrten, und dem gleichzeitig doch unleugbaren Niedergang jener frühern gütigen Fürsorge von Person zu Person.

Freilich, Gritli gestand sich als Entschuldigung selber ein, daß die Arbeitsleute und Dienstboten von heutzutage ihrerseits auch danach waren, um es selbst den Wohlwollendsten schließlich zu verleiden. Aber persönlich litt es unter dieser kälter gewordenen Luft und vermißte auch besonders schmerzlich, daß in keinem seiner jetzigen Kundenhäuser mehr Kinder heranwuchsen. Wenn ehedem kleines Volk stundenlang mit Arbeit oder Spiel in seine gute Hut gegeben wurde, wie manches Fädchen der Anhänglichkeit spann sich da an! Gritli's schöne Geschichten fesselten Jedes, und seine Kunst, Alles zum Frieden zu lenken, übte einen wohlthätigen Einfluß, wo immer es auf widerborstige kleine Köpfe einwirkte. Doch mit den Jahren waren seine Kleinen alle groß geworden, manche Verhältnisse hatten sich von Grund aus verschoben, und seit drei Jahren entbehrte Gritli auch die persönliche Nähe des letzten und theuersten seiner Pfleglinge — Paul Degerfeld's, mit dem es durch fünfzehn Jahre jeden Samstag und wie manchen Sonntag-Nachmittag zusammengekommen und in inniger Kameradschaft verwachsen war.

Diesem mutterlosen Knaben hatte es in den Jahren, als er noch so unendlich viel fragte, mit geringem Wissen, aber viel richtigem Gefühl über hundert Dinge die ersten Aufschlüsse gegeben. Dann hatte es ihm seine Märchen und alle wahren Geschichten, die es wußte, so lange erzählt, bis Paul ihm über den Kopf wuchs und die Zeit begann, wo es mit seinen kleinen

Eigenthümlichkeiten den Jungen zu allerlei Späßen und Nachahmungskünsten anzureizen begann und diese dann voll unendlicher Langmuth ertrug. Ja, es hatte sich Paul schließlich rückhaltlos zum Studienobject ergeben. Mein Gott! was hätte der Junge an dem simpeln, zaghaften, früh ältlichen Jungfernwesen Verfängliches zu entdecken gefunden! Er kannte bald Alles, Alles aus Gritli's uninteressantem Leben. Aber dem warmherzigen Burschen war das ein ganzes Reich, und die Bethätigung all' seiner Phantasterei und Zärtlichkeit ging auf sein Verhältniß zu Gritli über, das er „Sonnenschein" taufte und in zahllosen Gedichten verherrlichte. Dieser Ehrenname aus dem Degerfeld'schen Hause war dem guten Wesen seitdem verblieben, und es wurde bis heute da und dort scherzhaft so genannt. Briefe waren jetzt die einzigen Lichtstrahlen, die aus jener Freundschaft noch in sein vereinsamtes Dasein fielen. Denn Paul war seit drei Jahren auf der Universität, und sein Vater aus der Stadt fortgezogen. Auch gab es schon immer längere Pausen zwischen den einzelnen Episteln. Aber Gritli begriff dies wohl. So ein junger Herr und Student! Wäre es nicht sein Paul gewesen, das treue Gedenken hätte überhaupt nicht so lange vorgehalten! Wenn einmal gar zu lange kein neuer Brief eintraf, holte es die alten hervor und die sorgfältig aufgehobenen Gedichte und stillte an ihnen seine Sehnsucht nach dem fernen Freund.

Gritli fühlte sich auch in diesem Augenblick wieder ganz aufgeheitert durch die Gedanken an ihn. Wenngleich solche beglückende Umstände nie wiederkehren konnten, es hatte doch Schönes genug erleben dürfen, das gestand es sich oft, und noch ging es ihm ja auch in dem weniger freundlich gewordenen Lebenskreise ganz gut. Es hatte seinem Gotte nur zu danken. Man konnte Schlimmeres sehen allenthalben in der Welt umher, als solche Vereinsamung.

Ein leises Knistern, Rascheln und Schwirren weckte es aus seinem Sinnen auf.

Oben, dem Sockel des Hauses entlang, wuchs eine Laubhecke, von einem feinen Drahtgitter zusammengehalten, und ließ nur die Ausschnitte der Kellerfenster frei. An diesem vor den Katzen geschützten Ort entdeckte Gritli jetzt, gleich zunächst seinem Fenster, dicht am Boden, ein schönes Vogelnest, aus dem eben vorsichtig ein Rothkehlchen entflatterte.

Das Herz bebte Gritli vor glücklicher Erregung. Rasch und behutsam rückte es seinen Stuhl unter das Fenster und stellte sich einen Augenblick forschend darauf. Da erblickte es fünf strohgelbe Eier in dem Neste, mit braunen Tupfen aufs Zierlichste übersprengt. Ach, welch' eine holde Gesellschaft hatte es da unverhofft in seinem Verließ gefunden! Gleich sah seine Phantasie das Werden und Gedeihen einer ganzen auszubrütenden Familie als Erlebniß dieses Sommers vor sich stehen, und damit hatte es auch schon die neuen Nachbarn mit seiner ganzen Liebe umschlossen. Indem Gritli, noch so auf dem Stuhle stehend, sich einen Augenblick der Vorstellung überließ, wie sich dies Schauspiel der heranwachsenden Vogelfamilie von einem der Nähtage zum andern lieblicher entwickeln mußte, und dabei zerstreut in die Wipfel der großen Kastanienbäume hinausschaute, erschien vor dem Fenstergitter urplötzlich Herr Rych und sah die Arglose aus nächster Nähe da stehen und faullenzen.

Ein pfiffiges Lächeln ging über das ungute alte Gesicht, grad' als hätte er nun endlich Wunder was längst Erlauertes ertappt.

„Mich dünkt," sprach er boshaft, „Ihr werdet zu dem, was Ihr da thut, wohl noch Licht genug behalten!" und ließ mit barschem Wink einen Pflanzenkübel, den der Gärtnerbursche hinter ihm daherschleppte, just mitten vor Gritli's Fenster hinsetzen. Der blattarme Oleanderbusch schien hier einen geschützten Standort bekommen zu sollen.

Dunkelroth übergossen war Gritli vom Stuhl herabgestiegen und nahm in unbeschreiblicher Aufregung seine unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Es war doch ein böser, böser Mann, der Herr Rych!" — es vermochte kaum die Nadel einzufädeln, so war es verstört. Alle schlimmen Dinge, die es in diesem Hause schon erlebt, tauchten vor seiner Seele auf, und es empfand trotz all' seiner Sanftmuth jetzt einen heiligen Zorn darüber, daß diesem Alten nie Jemand ins Gesicht sagte, was für ein abscheulicher Cujon er sei! Solch' ungerechten Spott und solch' einen häßlichen, falschen Schein, wie er durch das unglückliche Zusammentreffen da entstanden, verwand es nicht, und dennoch fühlte es auch nicht den Muth, sich bei dem Unhold nachträglich zu vertheidigen.

Mit zornigem Ruck zog es den endlich erwischten Faden durchs Nadelöhr, doch zum Nähen kam es nicht. Es stichelte mit unsicheren Fingern nur an seiner Leinwand herum und traf kaum die Stelle, wo es hineinstechen wollte. Schließlich rollte ihm eine Thräne der Hülflosigkeit auf die Hand.

Was hatte Herr Rych sich vor Gritli's Augen nicht schon Alles erlaubt! Wenn es allein an den empörenden Streich dachte, den es am letzten Neujahrsmorgen machtlos hatte mit ansehen müssen, einen Streich, so recht von Geiz und Bosheit ersonnen!

In Altachen bestand noch die Sitte, daß die Kinder, auch die aus besseren Bürgershäusern, am Vormittag des ersten Jahrestages in kleinen Scharen in die Häuser gingen und einen uralten, mehrstimmigen Neujahrsspruch sangen, worauf sie mit Backwerk beschenkt und mit den Glückwünschen an ihre Eltern beauftragt wurden. Das war für die Kleinen ein Fest und spielte sich immer in der besten Manierlichkeit ab. Was that Herr Cornelius Rych, der sich an nichts Harmlosem freuen konnte und überdies in seiner Knickerigkeit seit Jahren ärgerte, daß Magdalene jedesmal für dieses Kinderpack einen besondern Vorrath Gebäck anfertigte, — was that er dies Jahr, um die Kleinen ein für alle Mal los zu werden?

Er veranlaßte jedes dieser Trüppchen Kinder, ins Vorzimmer einzutreten, hieß sie warten und fuhr damit fort, bis eine ansehnliche Schar beisammen war, die ihm die Altacher Jugend genügend zu vertreten schien. Und wie sie nun Alle gespannt und beklommen mit großen, erwartungsvollen Augen der Gabe harrten, die da wohl kommen mochte, schloß er laut und beängstigend die Thüre mit Schlüssel und Riegel hinter ihnen ab. Dann holte er aus dem Ofen einen ungeheuren Hafen mit Kamillenthee und zwang jedes einzelne Kind, eine mächtig große Tasse voll von der lauwarmen Brühe ohne Zucker hinunter zu trinken, ehe es aus der verschlossenen Stube wieder entkam. Was

hatten Gritli und Magdalene in ihrer machtlosen Empörung ausgestanden, nebenan in der Küche das Geheul und die Angstrufe der Kleinen mit anzuhören, die nicht wußten, welchem Kindlifresser sie da plötzlich in die Hände gefallen und was Alles er noch mit ihnen vor habe!

Wenn Gritli jetzt daran zurückdachte und an manche andern Ränke — es hätte fast das Herz gefaßt, dem reichen Bösewicht auf Grund der heutigen Beleidigung endlich seine Dienste zu kündigen.

Aber der Gedanke an Magdalene, die dann vollends Niemanden mehr hatte, ließ es wieder davon abstehen. Denn die — o, die fand nimmermehr den Muth, ein Gleiches zu thun. Dazu war sie schon zu mürbe und hatte längst die gebotenen Stunden versäumt, wo sie den Herrn zur Strafe für seine Bosheit kurzweg hätte stehen lassen müssen, ohne Bedienung, allein wie er war, im leeren Hause. Jetzt befürchtete Herr Rych nichts Derartiges mehr und ließ drum seine Lust am Kränken nach Belieben an ihnen Allen aus. „Natürlich!" sagte sich Gritli, — „wie sollte er nicht?" und eine Ahnung ging ihm auf, daß die Mißhandelten und Uebervortheilten sich selber mitschuldig machen an der großen Ungerechtigkeit der Welt, wenn sie durch Unterlassung oder schwächliche Unzulänglichkeit der Gegenwehr einen Uebelthäter in seiner Schlechtigkeit bestärken und sicher machen. Denn auf diese Weise schlägt ihm sein Unrecht ja in der That zum Vortheil aus, und er fühlt sich ermuthigt, das Gleiche bei erster Gelegenheit aufs Neue zu versuchen.

Gedrückt und zerquält, beinahe in seine Arbeit sich verkriechend, sehnte Gritli das Ende dieses Tages herbei und hob erst wieder ein wenig den Kopf, als endlich die Sonne von Westen über die Baumkronen zu ihm herabdrang und die nahe Feierabendstunde ankündigte.

Es schüttelte sich förmlich, als es diesmal das Gitterthor des Rych'schen Gartens wieder für eine Woche hinter sich hatte und schritt, noch wie von einer Last beschwert, von dannen.

Auf Weg und Stegen traf es Menschen, die sich nach des Tages Mühe in dem schönen Abend ergingen. Aus nahen Gärten tönte Musik, noch sangen die Amseln, man hörte kräftiges Kegelschieben und allerlei lustige Rufe. Da athmete Gritli mit einem Male tief auf. Warum ging es denn eigentlich so bedrückt einher? Was war geschehen? Einmal ein schlimmerer Tag zwischen manchen guten, ohne seine Schuld, war das nicht Alles?

Wo es vorüberkam, ward ihm von Frauen und Herren ein freundlicher Gruß. Das that ihm wieder wohl in seinem bescheidenen Herzen, fast wie eine sichtbare Herstellung seiner verletzten Ehre. Wenn es auch nur das Nähergritli war, es durfte sich doch in der Oeffentlichkeit geachtet sehen. Da raffte es sich denn auf und suchte den heutigen schlimmen Werktagsstaub von seiner Seele zu schütteln. Es drehte sein Näschen nach dem Winde, der ihm so wonnigen Fliederduft entgegenbrachte, und schlug einen frischeren Schritt an. Das kleine Päckchen, das Magdalene ihm mitgegeben, mit umzutauschenden Leinenbändern und Knöpfen, ließ es plötzlich unter seine schwarze Schürze gleiten, fast verschämt, als wollte es, da über sein eigenes Gemüth endlich die Feierabendstimmung kam, nun auch diejenige der Andern selbst nicht mit dem Anblick eines Arbeitsbündels mehr stören.

Im kühlen Baumschatten der Stadtpromenade nahm es noch ein Weilchen auf einer Ruhebank Platz und schaute stillathmend übers Land hinaus. Fern in einem schleierhaften Dunste zeichneten sich die Alpen, gerade wie man es in dieser Jahreszeit als Zeichen für lang andauerndes schönes Wetter gern sah. Da kamen Gritli's Gedanken endlich wieder zu seinem großen Vorhaben zurück, und eine heftige Unruhe fuhr in seine Glieder, daß es sich erheben mußte und in seiner bangenden Vorfreude jetzt eilig der dämmernden Stadt und seiner hochgelegenen Wohnung zuschritt.

„Weiß Trost! wieder gelbe Rüben und Hammelfleisch!" dachte Gritli, als im Laufe des nächsten Vormittags der kräftige Geruch dieser zwei Gerichte aus der Gebnauer'schen Küche in alle Räume des Hauses drang.

Den Menschenkindern, die ihren Verdienst während der sechs Wochentage in verschiedenen Häusern suchen und jeden Mittag ihre Füße unter einen andern Tisch strecken müssen, spielt der Zufall manchmal mit der Kost wunderliche Streiche. Ein alter Schneider in Altachen, der zu seiner Zeit, wie es damals noch ortsüblich war, zum Anfertigen von Bubenkleidern von Haus zu Haus auf Arbeit ging, erzählte oft genug von den schönen gelben Nebelbohnen, welche die Altacher Köchinnen besonders meisterlich in ihren Gemüsegärten zu ziehen und, auf dem richtigen Punkt, nach den ersten Nebelnächten abgenommen, zu kochen verstanden. Durchschnittlich jeden zweiten Tag im Herbste habe er dieses Gemüse mit magerem Speck vorgesetzt erhalten; in einem gewissen Jahre aber, als diese Bohnen besonders gut geriethen, sei das durch drei Wochen ohne Unterbrechung an achtzehn Werktagen nach einander vorgekommen.

Aehnliches hätte auch Gritli Brunnenmeister in all' seiner lauteren Wahrhaftigkeit von Rüben und Hammelfleisch betheuern können; doch blieb ihm heute wenig Muße, den vertrauten Duft zu beachten. Denn auf seinem Zuschneidetische hatte es Arbeit in einem Maße für die übrigen fünf Wochentage zugetheilt gefunden, daß der ganze Unverstand der jungen Frau Stadtschreiberin sich in diesem Leinwandberg ein Monument gesetzt zu haben schien, und das gute Wesen, das sich keine Einsprache zu erheben getraute, nicht wußte, wie es all' das auf den Samstag bewältigen sollte. Es lag dieser Zumuthung keineswegs Härte zu Grunde, oder die Absicht, unverhältnißmäßige Leistungen um den geringen Tagelohn herauszupressen, sondern lediglich die grasgrüne, liebloſe Gedanken- und Herzensträgheit einer leichtfertigen Frau Parvenue.

Auf einer Schlittenpartie hatte sich der junge Herr Gebnauer vor etlichen Jahren in die schönen braunen, nur ein wenig hart dreinblickenden Augen des Fräuleins Hedwig Bläuler verlugt, der einzigen Tochter eines Bauunternehmers, der ehedem Maurermeister gewesen, aber durch geschickte Speculationen in der Zeit der Umgestaltung Altachens zu einem Vermögen gekommen war und nun breitspurig draußen residirte, eine halbe Stunde vor der Stadt, auf dem Landgut eines verarmten Patriciergeschlechts. Trotz der resoluten Vorstellungen seiner Mutter war der Stadtschreiber von den Fesseln nicht wieder losgekommen, in die ihn das frische und stattliche Mädchen geschlagen, und es war der würdigen Herrin des Hauses „zum Steinbock" ein

rechter Kummer gewesen, zur Nachfolgerin in den patriarchalischen Besitz ein weibliches Wesen erwählt zu sehen, dem nach ihrer Ansicht für diese Stellung aller Untergrund einer richtigen Erziehung fehlte. Im Hause der Eltern Bläuler lebte man hoch erhobenen Kopfes in den Tag hinein, als wäre der Genuß des Lebens, zu dem man sich so gewaltsam mit den Ellbogen emporgebracht hatte, das einzige Erstrebenswerthe, während jene Treue im Kleinen dort etwas völlig Unbekanntes blieb, welche als Merkmal guter Bürgerart im „Steinbock" von jeher Brauch gewesen.

Aber nichts von alledem las der Sohn in den braunen Augen. Nun war der erste Rausch verflogen, und schon wechselten in der jungen Ehe Zeiten launenhafter Liebesbezeigungen mit solchen spöttischer Kälte und aufgeregter Unbefriedigtheit, wie die Wolken am Aprilhimmel. Ein Glück, daß die ehrenfeste Matrone hatte sterben können, ehe die neue Zeit in ihrem Hause Einzug gehalten. Als eine ihrer letzten freundlichen Thaten ließ sie noch die getäfelte Nähstube in lichter Farbe neu streichen, weil Gritli's Augen, wie sie sagte, allmählich die jahrelange feine Arbeit spüren müßten und daher mit einer helleren Stube eine Nachhülfe brauchten. Darin war freilich ein anderes Wohnen als im Kellerloch bei Herrn Rych. Licht und Luft kamen durch stattliche Fenster, wenn sie gleich nur auf eine Hintergasse hinausgingen. Aber auf was für eine trauliche! Es war die letzte am obern Ende der Stadt, und über die Nachbargiebel grüßten schon die grünen Wipfel der Stadtpromenade herein.

Alles aber, was da vom Nähplatz aus zu sehen war, Gaß auf und Gaß ab, kannte Gritli seit Jahren so genau, als wäre es hier zu Hause. Zumal ein einstöckiges Häuschen gegenüber war ihm lieb und vertraut. Das hatte ein steiles Hohlziegeldach mit absonderlichen Schloten und Wetterfahnen, zwischen denen ein Ausblick auf die bewaldeten Höhenzüge im Süden freiblieb und an hellen Abenden sogar ein paar ferne höchste Schneegipfelchen sichtbar wurden. Eine freundliche greise Appenzellerin hauste da, und es bot einen heiteren Anblick, wie im Gegensatz zu dem grauen Gemäuer und verwitterten Dach ihres Wittwenhäuschens alles Uebrige in der sprichwörtlichen appenzellischen Reinlichkeit erglänzte. Wenn drüben die Fenster offen standen, konnte Gritli bis ganz in die Räume hinein die spiegelnde Sauberkeit bewundern, besonders in der tiefer gelegenen Schlafstube der Nachbarin, wo der großblumige Teppich immer gleich exact zurecht gezupft dalag, der mächtige Ohrenlehnstuhl nie von seinem Platze verrückt schien, und an den Thüren der Wandschränke die vielen Scheibchen blitzblank herüber funkelten, wenn sie gegen Abend vom lustigen Widerschein der sonnbeglänzten Nachbarsfenster getroffen wurden.

Jetzt aber schnitt Gritli emsig seine Kissenbezüge zurecht, einen um den andern, damit sie am Nachmittage von den Mägden genäht werden könnten. Die Standuhr im Gang draußen schlug eben halb Zehn. Da kam endlich auch die Frau Stadtschreiberin zum Vorschein. Ihr dunkelblondes Haar war zwar noch nicht ordentlich aufgesteckt, wie sie in die Nähstube trat, guten Morgen zu wünschen, aber in der reichbebänderten Morgenjacke stellte sie mit ihrer hohen Figur auf den ersten Anblick doch unleugbar Etwas vor.

„Diese Woche, Gritli, muß also sämmtliches neue Bettzeug für das Rebhäuschen fertig werden!“ schnäbelte sie. „Nicht wahr, Sie lassen mich nicht im Stich?“ Und dabei streichelte sie flüchtig mit der Hand über das glatte Leinwandbällchen, das so appetitlich aus seinen gelösten blauen Umschlagbändern quoll.

„Es wird wohl gehen,“ lispelte Gritli gehorsam, dachte aber dabei, wie so gar keinen Begriff diese junge Frau doch haben müsse von den einzelnen Arbeiten, die sie vertheile. Für leichte Dinge, die bloß recht groß aussahen, wie meterlange Nähte und Säume an Leintüchern, setzte sie manchmal einen ganzen Tag an; derweil bewältigte Gritli Alles in ein paar Morgenstunden. Und umgekehrt nahm sie an, Knopflöcher, weil sie klein seien, mache man im Handumdrehen beim Dutzend.

„Was aber das Tischzeug anbelangt,“ verfügte die junge Herrin weiter, „so kann das aus dem Vorrath meiner Schwiegermutter im großen Schrank auf der Laube genommen werden. Für den Gebrauch draußen im Rebberg ist das alte Zeug ja eben recht!“

Durch Gritli's schmale Figur lief bei diesen Worten ein Beben, als hätte sein frommes Gemüth eine Blasphemie mit angehört.

„Suchen Sie mir gleich bis Mittag achtzehn Servietten von den besten heraus! So viel werden wir schon noch zusammenbringen!“ meinte die Frau Stadtschreiberin. „Dann will ich sehen, was für Tischtücher ich dazu finde. Es sind so vielerlei verschieden gemusterte unter dem altmodischen Haufen!“

Sie war, indem sie so redete, ans offene Fenster getreten, von der wehenden Kühle gelockt, die aus der schattigen Gasse hereinströmte, und während sie ihr rosig verschlafenes Gesicht in dem frischen Luftzug vollends wach badete, reckte sie neugierig den Hals, um über die stille Häuserreihe in die morgendlich belebte Hauptstraße hinaus zu spähen.

„Seh' ich recht?“ rief sie plötzlich, „dort drüben geht ja schon Ida? Ida! Ida! guten Morgen! Komm' doch schnell herauf!“ Gleich darauf schallte an der Treppe eine laute Begrüßung und Frau Gebnauer's Entschuldigung, daß sie noch im Negligé stecke. Dann verklang das geräuschvolle Gespräch der beiden Damen hinter der zufallenden Thüre des Salons überm Gang.

Noch etliche Stück Bezüge schnitt Gritli zurecht, dann knabberte es, obwohl mutterseelenallein, mit der ganzen verschämten Andacht, mit der alle Hausnähterinnen essen, an dem bereitstehenden Frühstückchen. „Achtzehn gleiche Servietten von den besten?“ seufzte es dabei. Wo sollten die noch herkommen, nachdem seit zwei Jahren in den kostbaren Vorräthen so gottlos gehaust wurde! Hatte Gritli doch bald nach der alten Frau Gebnauer Tod, als die Gipser und Maler im Hause wirthschafteten, ganz tadellose Tischtücher zum Zudecken von Schränken und Treppengeländern verwendet gefunden, und das feinste Weißzeug der Verstorbenen wurde jetzt, nachdem es ohnehin in den mörderischen Alltagsgebrauch gegeben war, nur unachtsam von den eigenen Mägden gewaschen und geplättet. Die Aussteuer der jungen Frau aber mußte von den Jungfrauen Tulliker besorgt werden, unter der persönlichen Ueberwachung der Schwiegermutter Bläuler, die zu diesem wichtigen Behuf immer den ganzen betreffenden Tag hier im Hause zubrachte.

Einmal, am Anfang, hatte Gritli sich ein Herz gefaßt und ihre altvertrauten Güter bescheiden vertheidigt, um ihnen Schonung zu erlangen. Aber die junge Frau war sichtlich der Meinung, der ganze Hausschatz, den sie angetroffen, sei nichts, womit man vor Freundinnen und Gevatterinnen Ehre einlegen könne, und blieb über der üppigen modernen Aussteuer, die sie selber gebracht, mit den hochgestickten auffälligen Namenszügen und all' dem übertriebenen Ausputz, erbarmungslos blind für die stillere Köstlichkeit des Alten. Richtig fand denn Gritli von den Staatsservietten auch kein ganzes Dutzend mehr brauchbar vor; der Rest stellte eine ganze Anklageacte von Liebloſigkeit und Unverstand dar.

Draußen war jetzt wieder umständlicher Abschied auf der Treppe, und eine Einladung der Freundin Ida für Donnerstag-Nachmittag wurde mit entzücktem Wortschwall angenommen. Heute um drei Uhr traf man sich ohnehin bei Agnes Wirth. „Also auf Wiedersehen denn! Adieu! Adieu!"

Eine flüchtige Minute erschien Frau Hedwig, nun ganz belebt, bei Gritli wieder. Die Serviettenfrage wurde mit einem Achselzucken erledigt. Die gelben Rüben und das Schaffleisch begannen zudringlicher über den langen Gang zu duften und mahnten die Hausfrau, daß auch noch in der Küche Nachschau zu halten sei. Trällernd war sie im nächsten Augenblicke der Nähstube für den heutigen Tag entschwunden.

So ein Dutzend junger Frauen, wie sie zur Zeit das Städtchen aufwies, Alle wo nicht verwandt, so doch Schulgenossinnen oder Institutsfreundinnen, wußten sich in diesen ersten Ehejahren, besonders so lange einzelne noch keine Kinder zu hüten hatten, gar tapfer über die langen Nachmittage wegzuhelfen, in denen ihre lieben Männer im Geschäft oder Amte steckten. Heute war es ein Lesekränzchen, das sie zusammenführte, morgen nahmen sie an einem Verein Theil, in dem für Arme, übermorgen an einem, wo für taubstumme Kinder gearbeitet wurde. Am vierten halfen sie Verdienstarbeit für bedürftige Frauen herrichten und ausgeben oder die Verwaltungsgeschäfte einer Kostanstalt für auswärtige Schulkinder und Arbeiter besorgen, kurz, Anlaß sich zu belustigen oder zu bethätigen, fand sich jeden Tag in der regsamen Stadt. Und wenn Frau Hedwig Gebnauer's hohlem Köpfchen und trägem Wesen die Betheiligung an alledem nichts weiter als eine Gelegenheit bedeutete, dem Alleinsein mit der leeren eigenen Person zu entrinnen, so stellte diese Drohne in der That eine Ausnahme dar unter den bienenfleißigen Altacherinnen, die mit ihren warmen Herzen, hellen Köpfen und rührigen Armen ein besonderes Ansehen im Lande genossen und der staatlichen Fürsorge auf allen geeigneten Gebieten als intelligente, wackere Hülfsschar dienten. Die Tage, an denen man unvermeidlich mit angreifen mußte, waren der hübschen Stadtschreiberin auch heimlich die unliebsten; die Lesetage behagten ihr gleichfalls nicht sonderlich; nach ihrem Sinn war eigentlich nur der Dienstag oder Donnerstag. Die standen frei für jene Einladungen reiheum, bei denen man nur plauderte, prunkvolle Handarbeiten vor den Genossinnen ausbreitete und einander die neuesten Fortschritte im Gebiete der Backkunst und eingemachten Früchte vorführte. Während aber bei diesem betriebsamen Leben jede Andere der Frauen

und Fräulein sich die nöthigen Tage und Stunden für ihre häuslichen Pflichten freihielt, sah man Frau Hedwig sozusagen jeden Nachmittag auf solch' einem Zweckausgang. Was unterdessen daheim im Steinbock zu Stande kam, wo die Dienstboten sich selbst überlassen blieben, konnte jede gute Hausfrau sich ausrechnen. Da mochte sich nun auch Gritli an diesen ersten Wochentagen abplagen, soviel es wollte, die beiden zu seiner Hülfe befohlenen Mägde machten sich das Flatterwesen ihrer Herrin nach Möglichkeit zu Nutze, erschienen spät und blieben faul.

So wurde es Donnerstag, ehe man sich's versah, und über dem verdoppelten eigenen Fleiß fand Gritli kaum je einen Augenblick Zeit, seinem großen Reiseplan ein wenig nachzuhängen. Heute hatte die Einladung der Freundin Ida die Hausfrau wieder entführt, der Berg von Arbeit, der aus dem kleinen Leinwandbällchen erstanden, lag noch immer gleich hochgeschichtet da, und wieder überließen sich die Mägde, ihr Weißzeug im Schoß, in dieser Nachmittagsstunde ganz ungescheut einem Schläfchen. Da empfand Gritli plötzlich bittere Sorge. Wie wollten die das Alles bis zum Samstag bewältigen!

Muthlos ließ es einen Augenblick seine fleißigen Hände sinken. Hatte sich denn Alles wider sein Glück verschworen? So fahrig und gedankenlos, wie in diesen Tagen, schien ihm, sei Frau Hedwig sonst doch nicht gewesen; solche Zumuthungen hatte sie auch noch nie gestellt. Und nun diese schlechte Hülfe!

Doch Gritli selber wollte zu dieser Stunde ein müdes Gefühl über die Augen schleichen. Draußen lag die erste große Wärme über den Gassen und webte still und träumerisch herein. Die Fliegen surrten schlaftrunken umher, setzten sich Einem so schwer auf die Hände, aufs Gesicht. Dazu sang und summte eine Kreissäge in der Ferne, ab und zu holperte irgendwo schwerfällig ein Lastwagen vorüber, während zunächst drunten kaum ein Mensch ging, und am Häuschen der Appenzellerin alle Läden zugestellt waren, daß sogar das vertraute Gegenüber mit geschlossenen Augen zu ruhen schien. Eine verhexte Schläfrigkeit um und um.

Es brauchte Gritli's ganze Gewissenhaftigkeit, um nicht nachzugeben. „Wie," sagte es plötzlich, „Du siehest den Splitter in Deines Bruders Auge und gewahrest nicht den Balken in Deinem eigenen?" Gewaltsam rüttelte sich's empor, daß ihm die Schere vom Schoß herabglitt und mit ihrem Rasseln die Schlafenden einen Augenblick aufschreckte. Aber erst der Duft des Vieruhrkaffees aus der Nachbarschaft vermochte die Faullenzerinnen munter zu machen. Und jetzt wußte Gritli mit Güte und bittendem Zuspruch von den Beiden für den Rest des Tages doch endlich ergiebigen Beistand zu erlangen und sie durch eine in der Verzweiflung ausgeheckte Wette auch zur Erledigung des Quantums zu verpflichten, das ihnen für die folgenden Tage noch zufiel.

Derweil im Steinbock so über Hals und Kopf gearbeitet wurde, saß Frau Gebnauer bei der Freundin Ida vor einer wunderschönen dreistöckigen Mandeltorte, sprach fleißig den in Kirschwasser eingemachten Pfirsichen zu

und spann zwischen Löffeln und Belohen der Bewirthung leise einen neuen Schicksalsfaden, der nichts Gutes für Gritli verhieß. Dem munter schmausenden Frauenvolk war die Idee gekommen, zur Einweihung des Rebhäuschens eine kleine Aufführung auszudenken, und Frieda Braunholzer, die derlei vortrefflich machte, sollte sie in Verse bringen.

Die Poetin hatte denn auch alsogleich, noch beim Kaffee, den Kuß der Muse verspürt und das Festspielchen so entworfen, daß sich Scenen aus der Vergangenheit und Gegenwart des ehrwürdigen Rebhäuschens abzuspielen hätten; Liebesscenen natürlich, wie eine ledige Dichterin es sich nicht anders denken kann. Zuerst: wie vor hundert Jahren geliebt worden sei. Darstellende: Ida und ihr Vetter. Das gab ein schäferhaftes Idyll aus der Zeit Marie Antoinettens. Wie eine Generation später die Herzen sich fanden und wie damals die Zeitläufte waren, dies vorzuführen konnte höchst erwünschter Weise einem stillverschämten Liebespaar aus der Bekanntschaft übertragen werden, das schon längst nach einer derartigen Gelegenheit schmachtete, um endlich das große Wort unter sich zu tauschen. Ueberdies war zu diesem Bilde die reiche, im Steinbock vorhandene Garderobe aus dem Anfang des Jahrhunderts prächtig zu verwenden. Wie aber aus dem alten Winzerhäuschen ein wohnliches Nest für zwei Liebende von heutzutage geworden, und wie Diese sich gesehnt, mit ihrem jungen Glück aus dem Maschinenlärm der modernen Stadt und dem Rauch der Fabrikschlote zu entfliehen, hinaus an den reinen Busen der Natur — dies Bild mußte das Ganze krönen, und aus diesem Schlußtableau sollte der Hausherr selber mit der Hausfrau, die es zu spielen hatten, zuletzt heraus treten und die Zuschauer nunmehr als Gäste in das so besungene Haus geleiten.

Großer Jubel herrschte über diese herrliche Eingebung, und weil keine Zeit zu verlieren war, wenn das Einstudiren in der knappen Frist noch möglich werden sollte, so versprach die Dichterin, heute Nacht gleich die Sache zu Papier zu bringen und morgen auszuarbeiten, damit bis übermorgen Nachmittag die erste Leseprobe gehalten werden könne.

Frau Hedwig, entzückt, mit so viel Glanz ihr Häuschen zu beziehen, bot, damit nichts vorher unter die Leute komme, das Landgut ihrer Eltern zur Probe an, und es wurde festgesetzt, den Samstag Abend hindurch eifrig an der Sache zu bleiben. Dem Stadtschreiber jedoch, der sich von jeher nur nach vielem Widerstreben zum Mitspielen in Hauskomödien herbeigelassen, gedachte seine Frau gar nichts von dem Vorhaben zu sagen, bis sie ihn am Samstag Abend ahnungslos mitten ins volle Unternehmen hinein rufen ließe und er Angesichts so vieler Mühe, die man sich für das Festchen gab, nicht mehr anders könnte, als seinen Part übernehmen.

Lange nach der gewöhnlichen Feierabendstunde erst legte Gritli heute die Arbeit aus der Hand, und auf dem Heimwege zählte es aus dem Gedächtniß immerzu das bei Seite Gebrachte wieder her und überschlug den Rest. Ein bißchen mehr Zuversicht keimte nun doch wieder, daß die Aufgabe bis zum Wochenende zu bewältigen sei. Eine Hauptarbeit fiel noch auf morgen, — aber immerhin!

Befriedigter als die vorigen Abende erstieg es seinen dritten Stock, wo am Ende eines langen, steinernen Ganges die drei letzten Thüren zu seinen Räumen führten.

„Guten Abend, Jungfer Gritli!" wurde es angerufen, als es an der offenen Thüre der Plätterinnen vorüber huschte. „Wie steht es denn bei Ihnen mit dem Sonntag? Noch immer nichts Gewisses?"

„Leider nicht!" erwiderte es, „doch hoffe ich schon, es werde sich machen lassen."

„Könnten wir nicht ein wenig den Tagesplan berathen, wenn Sie es nicht eilig haben?" schlug die ältere Schwester Tulliker vor.

„Gleich lege ich ab!" stimmte Gritli bei, „und komme dann mit Verlaub ein Augenblickchen herüber!"

Die Thüre zur Linken führte in seine geräumige Stube nach dem Hofe, gegenüber lag die winzige Küche und das Vorrathskämmerchen, beide mit dem Blick auf dunkle Nachbarsmauern. Hurtig sperrte es überall die Fenster auf, die Abendluft hereinzulassen, goß, solange die Dämmerhelle noch vorhielt, seine Blumen und stellte sich dann bei den Schwestern ein.

Diese waren Gritli's einzige Wohnungsgenossinnen auf dem Gange, und da im ganzen Stockwerke keine Kinder wohnten, so viele deren sonst im Hause lebten, so herrschte in diesem Winkel des alten Baues eine fast klösterliche Stille, und die drei ledigen Nachbarinnen hausten da so ungestört wie in einem abgeschlossenen Eigenthum. Doch welche grundverschiedenen Welten Wand an Wand! Bei Gritli warme Frömmigkeit und kindlicher Frohsinn innen und außen. Hier drüben harte, trockene Sektirerei, die bis in die Wohnung der Schwestern ihren Ausdruck fand. Die Mauern des Zimmers starrten in freudlos grauer Tünche, kaum da und dort mit einem eingerahmten Bibelspruch behängt, und außer an den tadellos weißgewaschenen Deckchen auf Kommode, Tisch und Sopha war kaum irgendwo die sorgliche Hand weiblicher Insassen zu spüren. Es hätte ebensogut die erste beste Miethsstube eines Reisepredigers ihrer Sekte sein können.

Den einzigen Stolz der Bewohnerinnen bildete ein polirtes Bücherbrett aus schwarzem Holz mit einer Reihe frommer Schriften drauf, und ein Photographiegestell, das Hanna, die Jüngere, sofort vorsorglich vom Tisch entfernte, als Gritli herantrat. In schwarz und silbernen Rähmchen, wie in kostspieligen Särgen, waren da zwei Köpfe verwahrt, die ebenso seltsam fanatisch als beschränkt in die Welt schauten.

Das waren die beiden Männer, denen Lydia und Hanna Tulliker ihre Erweckung und das neue geheiligte Leben verdankten, welches mit seiner gesteigerten geistlichen Bethätigung Ersatz für die nichtigen Erdenfreuden bieten sollte. Obwohl von den zwei Schwestern auch wieder nur als dürre Pflichtsache behandelt, war es doch das, was sie brauchten, wenn auch aus einem gänzlich unreligiösen Grunde. Bot es ihnen doch die Möglichkeit, sich an ihrem geringen Orte, den sie immer betonten, dennoch als etwas Besonderes zu fühlen. Und das war von jeher den Beiden brennendes Bedürfniß gewesen. Indem sie sich nun dieser erwählten Gemeinde angeschlossen, waren sie mit einem Male innerhalb

eines bestimmten Kreises zwei Beachtete geworden. Hier konnten sie sich vergleichen, auszeichnen, konnten Andern vorlaufen und Solche, welche in der Heiligung noch nicht gleich weit gediehen waren, nach sich ziehen, eines belobigenden Beifalls von oben gewiß. Und das thaten sie mit unverdrossenem Heilseifer, zugleich aber mit genau derselben befehlshaberischen Strenge, wie sie für sich selber das Frommsein betrieben.

Auch die schüchterne Nachbarin hatten sie in den ersten Jahren nach der Erweckung zu gewinnen versucht. Doch an Gritli's warm und friedlich in sich beruhender Religiosität war nichts zu erschüttern, noch zu steigern gewesen. In seinem innig frommen und fröhlichen Gemüth hatte es sich reich genug gefühlt, um ohne Anschluß an eine besonders strenge und anspruchsvolle Genossenschaft jene Erhebung über den Staub des irdischen Werktags zu finden, die es bedurfte. Die hoch herab gekommenen Erleuchtungen und Bekehrungsversuche beantwortete es mild und gütig, immer überzeugt, daß auch die Jungfrauen Tulliker, wie Alle, welche eifrig Gottes Wege suchen, es auf ihre Weise gewiß recht und aufrichtig im Sinne hätten. Mit seiner guten Stimme, die noch wärmer wurde, sobald es zur Seltenheit einmal von seinen innerlichen Angelegenheiten sprach, hielt es ihren Anpreisungen standhaft den Frieden und die segensvolle Leitung entgegen, die es aus seiner eigenen schlichten Religionsübung ziehe, und über sein Gesicht war dabei jedesmal ein so schönes Leuchten gekommen, halb sehnsüchtig noch, halb schon beseligt, daß die Einreden der Schwestern schließlich verstummten. Seitdem gedieh es mit seinem siegreichen Instinct für das, was ihm gut und zukömmlich war, im erprobten Alten unangefochten weiter.

„Nun," fragte Lydia, als sie alle Drei mit Förmlichkeit um den Tisch herum saßen, „ich denke also, wir machen heute den Plan zu unsrer Fahrt genau zurecht. Ich war am Morgen am Bahnhofe und habe mir mit Hülfe des Stationsdieners aus den aufgeklebten gelben Allerweltszetteln das Nöthige zusammengesucht. Der Vergnügungszug geht Morgens um vier Uhr hier ab, der letzte kommt Nachts gegen elf Uhr zurück. Es ist freilich widerwärtig und betrübend, daß man so spät an einem Sonntage befürchten muß, betrunkene Mitmenschen zu sehen und gar mit ihnen im Wagen zu fahren. Aber wenn man so viel Geld ausgibt, muß man den Tag nach Möglichkeit strecken, und wir bringen so neunzehn Stunden heraus. Von Luzern können wir dann entweder gleich mit dem Dampfschiff weiterfahren oder einige Stunden dort verweilen, was mir das Bessere dünken will. Denn das berühmte Löwendenkmal ist da zu sehen, das ein Sinnbild der Schweizertreue bedeutet, und ferner das Diorama vom Rigi und Pilatus, auf welchem genau abgebildet sein soll, was auf den beiden Bergen zu sehen wäre. Somit spart man sich viel Geld, wenn man es besucht, weil man dann selber nicht mehr dorthinauf zu steigen oder gar zu fahren braucht."

Gritli erklärte sich mit Allem einverstanden, was die Nachbarinnen anordneten, doch des gemalten Rigi und Pilatus wegen begehre es nicht extra in Luzern zu bleiben, und das Löwendenkmal, fügte es bescheiden hinzu, habe es aus Alabaster als Briefbeschwerer drüben.

„Auch müssen wir sehr zeitig aufstehen!“ fuhr Jungfer Lydia, allmählich in Vergnügungseifer gerathend, fort. „Ich will bei den Allerersten vor dem Zuge bereitstehen; denn ich will an einen Fensterplatz und Hanna mir gegenüber haben; anders thue ich es nicht. Mag dann geschehen, was Gott gefällt. Man liest genug davon, was mit dem Reisen für unverhoffte Unfälle und Verbrechen vorkommen. Sie aber, Jungfer Gritli, springen schnell an ein nächstes Fenster und setzen sich da auch gleich fest, ohne Complimente! Auf der Eisenbahn muß Jeder nur für sich selber sorgen!“

„He,“ meinte Gritli, dem solch ein Rennen ums beste Theil ein ungewohnter Gedanke war, „sollte ich dann nicht auch noch gerade zu einem Fenster gelangen, so würden mich die andern Leute gewiß schon hie und da einmal hinausschauen lassen, wenn etwas besonders Schönes zu sehen wäre.“

„Das glaub' ich nicht,“ entgegnete Lydia hastig, als ob sie ihrerseits derartige Ansinnen von vornherein ablehnen wollte. „Wie man es trifft, so trifft man's! Drum rath' ich Ihnen bei Zeiten: wehren Sie sich! — Leider führt uns nun aber das frühe Dampfschiff nur bis Brunnen und hält nicht am Rütli, sodaß wir uns einen Kahn bis dorthin bezahlen müssen.“

„Wird das recht kostspielig sein?“ fragte Gritli ängstlich. Doch als der dürre Reisemarschall, der sich danach wohl erkundigt, beruhigenden Aufschluß gab, gönnte es unverweilt seinen seligsten Vorstellungen freien Lauf, und seine Phantasie kam plötzlich wieder zu Kräften.

In einem Kahne sollte es fahren? In einem Kahn, wie die Urväter dort gethan, — auf dem Urnersee! Wenn es nur diesen Namen nannte, durchzog ein Schauer des Geheiligten, Erhabenen sein Herz. Und dem Rütli zusteuern — im Morgenwind, — in der großen feierlichen Stille, — durch eine hehre Welt voll Sonntagmorgenglanz — und an geweihter Stätte landen! Ein Bild ums andere breitete sich vor Gritli aus in unerhörter Herrlichkeit, bis es ganz verträumt da saß, während die Tullikerinnen ganz nüchtern fortfuhren, an den materiellen Punkten ihres Vorhabens zu kleben.

Ihr ungeduldiges Fragen erst riß Gritli wieder aus seinem Sinnen empor. Das Essen und Trinken schien ihnen großes Kopfzerbrechen zu machen. Mit Vorräthen wollten sie sich keinesfalls schleppen. Andrerseits komme freilich Leuten in ihrer Stellung unterwegs nur der bescheidenste Aufwand zu, meinten sie. Wie war da das Richtige zu treffen? Endlos redeten sie hin und her, und schließlich war deutlich zu merken, daß all' dies Erwägen in Wirklichkeit nur der Frage galt, wie sie sich möglichst gütlich thäten, ohne den Schein zu haben.

Gritli hätte gewünscht, daß dieses von ihm bisher noch nicht einmal bedachte leibliche Bedürfniß möglichst wenig Geld verschlänge. Für das Unentbehrliche mußte ja gesorgt werden, und an solch' einem Ausnahmstage war es auch bei seiner gesunden Freude an allen guten Dingen dieser Welt einverstanden, sich fröhlich ein wenig was Besonderes zu gönnen. Aber das hätte es für seinen eigenen Bedarf am liebsten selber beschafft, mit aller Vorfreude daheim hergerichtet und dann in seinem Deckelkörbchen mitgeführt, in welchem es so oft in alter Zeit die Tageszehrung für Paul Tegerfeld und sich auf ihre glücklichen Ausflüge mitgetragen hatte.

Es konnte sich nicht genug wundern, daß die frommen Plätterinnen immer noch nicht aufhörten, aus dieser Nebensache ein solches Hauptanliegen zu machen. Wie wenig schien sich ihm das zu reimen mit dem sonstigen weltverachtenden Wesen der Beiden!

Schließlich machte es der Sache dadurch ein Ende, daß es mit seinem Errathen den wahren Wünschen der zwei Selbstsüchtlerinnen entgegenkam und sich erbot, denjenigen Proviant in seinem eigenen Körbchen mit unterzubringen, den die Tullikerinnen für ihren ersten Imbiß im Zuge für nöthig hielten, das Weitere aber von Jedem unterwegs nach Belieben zu halten hat.

„Fast könnte man die reichen Leute beneiden," fügte es hinzu, „die an alle solchen Sorgen gar nicht zu denken brauchen, wenn sie reisen wollen. Da heißt es einfach fortgefahren, dahin, dorthin, und ein Hotel ist dann überall vorhanden, wenn der Hunger kommt. Ach! — und vielleicht gar jedes Jahr solch' eine Reise zu erleben!"

Doch Jungfer Hanna schüttelte mißbilligend den Kopf. „Dafür ist es den Reichen auch nur eitle Lust," bemerkte sie spitzig, „und so aufgefaßt, verfehlt die schönste Reise ihren Zweck."

„Du nimmst es mir von den Lippen," unterstützte sie die Aeltere. „Ich denke doch, Jungfer Gritli, wir ziehen mit andern Gedanken aus? Um leerer Zerstreuung oder Befriedigung der Neugier willen möcht' ich mich niemals an dieser Fahrt betheiligen. Einer wahrhaft erweckten Seele darf ein derartiges Erlebniß einzig eine besondere Art von Erbauung bedeuten, indem sie im Anschauen jedes neuen Gegenstandes als eines noch nicht gekannten Schöpfungstheiles Gottes Macht und Größe noch lauter preisen lernt."

„Das schon, ich meine es gewiß auch nicht anders," beruhigte sie Gritli, von dem frommen Ueberfall sich erholend.

Doch Jungfer Lydia war jetzt in ihr Element gerathen, und indem sie endlich aufhörte, mit ihren unbeschäftigten Fingern die gesteiften Fransen der Tischdecke zurecht zu strählen, hub sie im höheren Tone derer an, die gewohnt sind, zu Versammlungen zu reden. „Wenn schon im täglichen Leben und sichern, gewohnten Geleise von uns Menschen an den Tod und das Gericht gedacht werden soll, wie viel weniger möchte ich das einen Augenblick vergessen, wenn ich mich in Ungewohntes und Gefahr begebe! Der Eisenbahnzug kann verunglücken, noch ehe wir nur Luzern erreichen. So ein Dampfschiff ist schon untergegangen oder in die Luft geflogen am hellichten Tage. Wie! wenn ich dabei nun mitten aus eitlem Sinnen an irdische Lustbarkeit weggerissen würde? Nein, nein, das sei ferne, Jungfer Gritli! Da gestalte ich in meinen Gedanken unsere Reise so, daß, sollte uns etwas zustoßen, ich nur abberufen werden kann aus einer Veranstaltung, die ich zu meines innern Menschen Förderung unternommen habe."

Gritli verschluckte, was es dachte. Allerdings, das war nicht zu leugnen, spürte es in seinem Innern auch ein Theilchen rein weltlicher Vorfreude, doch die hielt es frohgemuth für berechtigt; so ein klein bißchen Neugier auf allerlei unbestimmte Ueberraschungen, lustige Zufälle, freundliche Menschen und was Alles es sich nun einmal als erlaubte Bestandtheile des Reiseglückes

vorstellte. Im Ganzen aber mußte seine Auffassung gewiß ziemlich nach Gottes Absichten sein, und was die Erbauung der Seele durch die Herrlichkeit der Schöpfung betraf, war es sicher, neben den Nachbarinnen kecklich zu bestehen. Es hatte am letzten Sonntag genug staunen müssen, ja, sich zuletzt ganz erkältet gefühlt durch die Wahrnehmung: wie sich die Beiden vor dem Schauspiel jenes göttlichen Sonnenunterganges in der Waldlichtung so gar keines begeisterten Antheils, keiner wahren Gemüthsbewegung fähig zeigten.

Wie trocken und vorschriftsmäßig hatten sie einen Augenblick des Allmächtigen Werk gelobt, dann alsbald die Farben zu zählen begonnen, die sie zu unterscheiden vermochten und sich schließlich rechthaberisch über allerlei Thiergestalten in den Wolkenbildungen gestritten. Und was für Antworten gaben sie, als Gritli am Nachmittag ein paar Mal seltene Kräuter und Moose gepflückt und ihnen vorgewiesen hatte! Nein, nein! Die besaßen gar kein Herz für die Natur! Gritli mochte lieber nicht länger Vorschriften über Dinge anhören, die doch des Einzelnen Herzenssache blieben. Drum suchte es jetzt mit Anstand die Berathung zu schließen, versprach, wenn Alles sich bei ihm ordne, wie es hoffe, am Sonntag so früh gerüstet dazustehen, als die Nachbarinnen nur irgend verlangten, und wünschte gute Nacht.

Aber seine Gedanken waren viel zu angeregt, als daß es sich gleich zur Ruhe begeben konnte. Auch tönte, als es in sein Zimmer trat, noch so viel munteres Geräusch herauf aus den vielen offenen Fenstern, die von vier Seiten auf den Hof des Junkernstiftes sahen, daß es beschloß, seine Lampe anzuzünden und noch ein Stündchen wach zu sitzen. Es glaubte jetzt kühner an das Gelingen der Reise; das schrittweise Feststellen der Einzelheiten hatte ihm eine merkwürdige Zuversicht gebracht.

Sinnend schritt es durch die Stube, schaute eine Weile nach dem Stückchen Nachthimmel, das sternfunkelnd über den Dächern und Schloten zu ihm hereinlugte, und dann eine Weile hinab in die verschiedenen erleuchteten Stuben der tieferen Stockwerke, wo Mütter am Flickzeug saßen, Männer ein Zeitungsblättchen lasen und beim Buchbinder zu ebener Erde noch eifrig gearbeitet wurde. Der war immer im ganzen Hofe der Letzte, weil er so viel eilige Bestellungen bekam. Dazu sangen die Gesellen oft bis in die tiefe Nacht, und auch jetzt ertönten ihre Lieder.

Da ließ Gritli das Fenster offen stehen, ging an sein Bücherbrett und holte die Schweizergeschichte herunter, seine liebe Schweizergeschichte, die ihm Paul Tegerfeld mit sammt seinem zerlesenen alten Wilhelm Tell zum Andenken vermacht hatte, als er von Altachen abzog. Aus beiden Büchern hatte er ihm durch Jahre an zahllosen Samstagnachmittagen erzählt. Nun wollte Gritli wieder einmal selber darin nachlesen und sich so recht vergegenwärtigen, wie alle die ruhmvollen Dinge der alten Zeit sich an den historischen Stätten zugetragen hatten, damit es diese am Sonntag vollkommen vorbereitet beträte.

Es suchte herum in den mürben Blättern mit dem großen Druck, der ihm so erwünscht war, und begann dort zu lesen, wo die Erzählung der Zustände anhob, welche das Zusammentreten der ersten Eidgenossen herbeigeführt hat:

die fürstlichen Frevel an der uralten Freiheit des Landes, die Gewaltthaten der Vögte, das verhöhnte Manneswort der Vorväter. Es las, wie der Landvogt über Unterwalden, Beringer von Landenberg, dem greisen Landmann Heinrich an der Halden, weil er dessen Sohn nicht zu fassen bekam, die Augen ausstechen ließ, und wie dem edlen Werner Stauffacher, als er vor seinem schönen Hause nahe bei Schwyz stand, der tyrannische Geßler frech zu sagen wagte: er wolle als Landvogt nicht, daß die Bauern ferner Häuser bauten ohne seinen Willen, und lebten, als wären sie noch die Herren im Land.

Schmerzlicher, je weiter es kam, empörte sich Gritli's rechtliches Herz, und kaum mochte es erwarten, bis, Seite um Seite, diese schändlichen Gewaltthaten endlich zum Rütlibunde führten. Als es so weit gekommen war und auch dies beschrieben gefunden hatte, stand es auf und holte sich vom Bücherbrette noch den Tell. Daraus wollte es vollends vernehmen, wie Alles geschah. Es hörte jetzt nichts, sah nichts mehr von allem Wirklichen umher, wurde nicht gewahr, daß die Gesellen längst zu singen aufgehört, daß sich zuweilen draußen ein Fenster schloß, ein Laden knarrte, es beachtete nicht, wie jetzt der späte Mond hereinzuleuchten begann. Es hatte sein heiliges Büchlein aufgeschlagen, und schauerte, Alles miterlebend, und Thränen wollten ihm kommen, als Walther Fürst aus Uri klagt, wie man im eigenen Lande nur noch in verstohlener Nacht zusammenschleichen könne, Rath zu pflegen. Dann sprach es laut vor sich hinaus, damit es ihm recht eindrücklich werde, was Stauffacher redet, und legte voll inbrünstigen Eifers Nachdruck auf beinah jedes Wort:

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden;
Uns Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein! eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

„Ja! ja!“ schrie es in Gritli's Herzen. Und erhoben, feierlich, als schwöre es mit, sprach es zuletzt die Worte beim Sonnenaufgang:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

Gritli war so heilig ernst zu Muth, wie in einer Kirche, und als es nach langem, stummem Verweilen in solcher Sammlung die stützende Hand von der

Stirne nahm, konnte es sich erst kaum erinnern, wo es war. Uhren schlugen irgend woher. Es hatte sich bis in die tiefe Nacht verlesen. Und nur halb fand es sich wieder zurecht, ehe es auf sein Lager sank, erfüllt und schwer in Kopf und Herzen, als hätte es schon heute die größten Dinge erlebt.

Im Steinbock war am andern Tage gewitterhafte Stimmung. Als der Herr früh aus dem Hause ging, bekundete das Zuschlagen der Hausthüre, daß er im Zorne schied. Die verweinten Augen der jungen Frau aber und ihr gekränkter eigensinniger Ausdruck verriethen auch ohne das Getuschel der Mägde, daß sie wieder die Ursache gewesen. Besuch von auswärts, den es mit besonderem Aufwande zu bewirthen galt, wurde zu Mittag erwartet, und über der Vergeßlichkeit der Frau, die ihres Mannes Aufträge oft genug auszuführen versäumte, war wieder Aerger und Zank entstanden.

Wenn Gritli sich auch kein Urtheil über die Verhältnisse der Nebenmenschen erlaubte, — das sah es doch in diesem Hauswesen deutlich: wie materieller Wohlstand allein nicht vermag, Behagen zu schaffen. Hier war nun Alles vorhanden, was ein junges Paar äußerlich besitzen konnte, und doch hielt das weder die Frau zu Hause noch gewährte es dem Manne auch nur einen traulichen Herd. Die vielen Schmausereien und leeren Wichtigkeiten waren sichtlich nur nöthig, um die innere Leere der Beiden auszufüllen. Den häufigsten Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab Frau Gebnauer's Art, mit den Leuten umzugehen. Heute hochfahrend aus Unsicherheit der Emporgekommenen, that sie morgen wieder vertraulich mit Dienstboten und Arbeitsleuten, aus lauter unbändiger Neugier, von jeglichem Stadtklatsch unterrichtet zu sein. Drum mochte sie auch Gritli mit seiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit nicht so recht leiden. Von ihm erfuhr man keine Silbe aus andern Häusern, noch auch fanden je die Mägde mit Klagen über die Herrschaft Gehör. Seine Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß, wo irgend seine Ohren unfreiwillige Zeugen häuslicher Unannehmlichkeiten wurden, es der Sache wenigstens mit festem Willen seine Aufmerksamkeit verschloß. Auch begriff es die Dinge, welche in den Kundenhäusern zu Unfrieden führten, in der That nur halb und entschuldigte das Meiste mit der Auffassung, daß bei den reichen Leuten, wo so viel Umtrieb herrsche mit den großen Hauswesen, eben auch gar so viel Mühe und Aufregung erwachse, von denen man unter Seinesgleichen keinen Begriff habe.

Heute konnte das Treiben der Anderen seinem Herzen vollends nichts anhaben. In ihm lebte seit dem gestrigen Abend ein neuer, froher Geist, und selbst der natürliche Rückschlag, den der nüchterne Tag auf nächtliche hohe Spannung bringt, vermochte nicht, seine Seele mit der dunkeln entscheidenden Frage des Lohnempfanges aufs Neue zu martern. Es war ein Schwung in seine Stimmung gekommen, seine Phantasie war entzündet und hatte an diesem Morgen einen wahren Thatendrang in ihm entfacht. Verwunderlich! Gritli traute sich heute dreist etwas zu, es hatte Lust und spürte Kräfte, sich zu rühren. Und in seiner sinnenden Seele formte sich, während es sein Tagewerk bereit legte, plötzlich ein Gedanke: halb mystisch abergläubisch, halb

schon gewiß. Wie! wenn es versuchte, den unbekannten Lenker der kleinen Glückszufälle und Mißgeschicke — den sein frommes Gemüth sich scheute, für diesen Fall als Gott selber anzunehmen, — ein wenig zu beeinflussen? Wenn es sich heute heimlich eine unerhörte Leistung vornähme und sie wirklich fertig brächte, — würde das Geschick dadurch nicht gleichsam anstandshalber verpflichtet, die entsprechende Gegenleistung zu gewähren?

Vor ihm lagen die sämmtlichen fertig genähten Bett- und Kissenbezüge, je zum Dutzend zusammengelegt, und harrten noch, mit Knöpfen besetzt zu werden. An manche gehörten deren nur vier Stück, an viele sechs und acht. Da regte sich in Gritli der gottversucherische Vorsatz: Diese bis zum Schlag der Feierabendstunde sammt und sonders angenäht zu haben. Es war zwar eine Tollheit. In jedem andern Falle würde es und würde die fleißigste Rivalin zwei Tage daran gesessen haben.

Gritli schielte nach dem Tisch hinüber, wo die schönen Perlmutterknöpfe, auf großen Bogen funkelnden Silbercartons festgeheftet, bereit lagen und in der freundlichen Morgenhelle all' ihre zarten Regenbogenfarben ausspielten. Es schaute sie an wie ein Feldherr am Morgen vor der Schlacht seine Soldaten, und sein Blick schien zu fragen: wagen wir's mit einander? Eine fast frevelhafte Kühnheit zuckte durch sein Herz. Die That war beschlossen.

Rasch rückte Gritli die sämmtlichen Bogen nahe zur Hand, dann deckte es einen Leinwandabschnitt darüber. Es wollte, ohne je über Tag zu zählen, wie weit es vorrücke, nur immer Bezug um Bezug besetzen, die einzelnen Knöpfe blindlings unter der Hülle herausgreifend. So würde es jedes Schwankens zwischen Furcht und Hoffen enthoben, unbeirrt seine ganze Aufmerksamkeit nur dem höchsten Fleiß zuwenden. Wurde so das Unglaubliche wirklich vollbracht, dann war seine Sache gewonnen und der Lohn morgen Abend in seiner Hand. Es war dessen jetzt ganz gewiß.

All' die süßen Düfte von dem, was den langen Morgen hindurch in der Küche des Steinbocks gebraten und gebacken wurde, zogen unbeachtet an Gritli vorüber; den Trubel des Besuches über die Mittagszeit bemerkte es kaum, — es nähte. Das zusammengescharrte halbkalte Essen, das ihm heute verspätet ins Nähzimmer gestellt worden, hatte es hastig verzehrt, und als ihm am späteren Nachmittage, da es im Hause wieder ruhig geworden, die Köchin ein Stück herrlicher Torte herübertrug und ein Glas Wein, hatte Gritli selbst diese guten Dinge nur wie im Halbtraum genossen. Es nähte, nähte immerzu, in äußerster Anspannung.

Es war fünf Uhr geworden. Noch lag da ein Dutzend Bezüge und dort eines.

Es ging auf sechs Uhr; noch immer blieb viel übrig. Halb sieben! — es fehlte noch erklecklich. Wie Gritli's Nadel flog, war hexenhaft. Seine Finger hatten eine Sicherheit erlangt, mit jedem Stich ins Loch des Knopfes zu treffen ohne langes Suchen, eine Geschicklichkeit, die Fäden unten sausend umzuwickeln, die Enden zu vernähen, — seine Schere flog in die Hand, flog wieder weg, so drauf und drauf, daß es manchmal selber lächeln mußte. „Der Mensch kann doch viel, wenn es gilt!"

Jetzt — konnten nicht mehr viele Knöpfe da sein; Gritli war schon vorhin gewesen, es rühre an den letzten schweren Cartonbogen; die andern seien alle schon leer. Mit den Augen getraute es sich längst nicht mehr, hinüber zu schweifen, es griff nur immer Stück um Stück heraus. Ganz dem Schicksal hingegeben wollte es harren, wie es beim Schlage Sieben bestände.

Nun rann die letzte Stunde dahin. Schon kam der Schatten des hohen Schlotes von drüben bei der Appenzellerin und legte in den grellen Schein der Abendsonne auf dem weißgefegten Fußboden eine dunkle Bahn. Da hörte Gritli schlagen. Hörte? Nein: es hatte nichts gehört. Mit hastigem Griffe suchte es nach dem nächsten Knopf; an dem Kissen da in seiner Hand fehlten allein noch zwei, und der Himmel wußte, ob das schon der letzte Bezug war. Es fand seinen Knopf, spürte noch einen weitern —, da schlägt es auch vom Kirchthurm Sieben; der helle Ton zuvor war von der Uhr des neuen Schulhauses gekommen. Gritli reißt den andern Knopf hervor, näht auch diesen fest. Da tönt der Glockenschlag vom Rathhausthurm. Diese Uhr ist immer die letzte der Stadt. Der Knopf sitzt. Gritli faßt noch einmal unter die Leinwand, findet nichts. Es sucht, versichert sich, — nichts, wohin es auch greifen mag, kein Bezug, kein Knopf, nur der blanke Tisch und die leeren Cartonbogen.

Da wagt es die Leinwand zu lüften und hin zu blicken. In der That — es ist fertig! Mit aufgeregten Händen zählt es seine Kissenbezüge, Deckbetthüllen, betastet abermals sämmtliche Bogen, ob sie auch wirklich geleert sind? Alles stimmt. Es hatte das Unglaubliche vollbracht. Was für morgen an Arbeit übrig blieb, war nicht der Rede werth.

Mit einem tiefen Athemzuge lehnte es sich in den Stuhl zurück; die Hände glitten in seinen Schoß, lind strich die Abendluft herein und kühlte ihm die Stirne. Da schloß es die Augen. So unbeschreiblich wohl ward ihm zu Muth, nur fühlte es sich ein wenig wirbelig im Kopfe. Es mochte gar nichts denken, gar nichts sehen, nur so dasitzen, seinen himmlischen Jubel im Herzen und wiederum überwallende Dankgefühle. Ja, hätte dieses gelungene Tagewerk nicht insgeheim einen schlauen Druck auf die Entscheidungen des Himmels dargestellt, — Gritli hätte am liebsten ein Dankgebetlein von den Lippen fließen lassen.

Wie leichten Schrittes es heut um die Stadt nach Hause ging! Wie frei und muthig es sich in dem prangenden Abend fühlte! Alle Müdigkeit verflog. Ueber ihm breitete sich der reinste Himmel, nur am fernen Horizonte schwebten ein paar Schönwetterwölklein. Die Schwalben, nach denen Gritli spähte, flogen unermeßlich hoch und die Berge erschienen dem Auge fern; so stimmten zu seiner Wonne die Witterungszeichen aller Enden gleich verheißungsvoll überein. Schon schienen auch die andern Menschen sich am Vorgefühl des nahenden Sonntages zu erfreuen; denn im Vorübergehen hörte es da und dort auf den dichtbesetzten Bänken der Promenade Pläne machen und vom sicheren Wetter reden.

„Ach wäre es morgen um diese Zeit und Alles gewiß!" wünschte Gritli im Stillen. Was konnte es nur thun, den Abend zu verkürzen? Gab es nichts,

die guten Geister noch stärker zu beschwören? Es hätte Kraft in sich gespürt, sogleich ein Weiteres zu unternehmen, wenn ihm nur etwas ordentlich Kühnes eingefallen wäre.

Grübelnd schritt es heimwärts.

Da, als es die hallende Steintreppe des Junkernstiftes hinanstieg, stand die Gelegenheit zu einer neuen That ganz plötzlich vor seinen Augen. Ueberm Gang da vorn, jener kleine Raum, sein Kämmerchen oder Kellerchen! Das war bis unter die Decke angefüllt mit so viel fabulösen Dingen, daß Gritli sich seit langer Zeit kaum mehr darin zu helfen wußte. Denn mit den Jahren hatte sich ein wahres Lager angesammelt von all' jenem hundertfältigen Krimskrams, von dem sich alte Mädchen niemals trennen können. Hier standen, lagen, hingen, über einander und in einander, gepfropft und geschichtet: Kistchen, Schachteln, Körbchen und Brettchen ohne Zahl, meist an Gritli geschenktes Packmaterial, das mit seinen aufgeklebten Adressen, Poststempeln und Daten von allen erdenklichen Liebesbeweisen erzählte, die um die Jahreswende getauscht worden, während mehrere Reihen von Flaschen und Medicamentenkrügen für Gritli theils Erinnerungszeichen an empfangene Gutthaten bildeten, theils ein Register der Krankheiten darstellten, welche in den verschiedenen Kundenfamilien daraus curirt worden waren. Daneben lagerten gestickte Beutel, henkellose Wandtaschen, Stoffreste aller Moden, alte seidene Schirme, gesprungene Einmachgläser; ferner abgetrennte Passementerien von Kleidern und Mänteln aus verschollenen Jahrgängen, nach Farbe und Art in verschiedene Schachteln gesondert und mit Pfeffer gegen die Motten gesichert, hart gewordene Gummiverschlüsse von, wer mochte errathen, welchen Gefäßen, kurz Alles, was nur irgend auf Gritli's Wegen als zu schade zum Wegwerfen erkannt worden war.

Und diesen unübersehbaren Wust hatte es geduldig jedes Jahr zweimal hervorgezogen, ausgestäubt und aufs Neue eingeräumt, immer wieder im Gedanken, der Tag könnte kommen, an dem man darüber froh sei. Seitdem es jedoch kaum noch gelingen wollte, etwas Neues unterzubringen, und seit die Mäuse in einem sorglich verwahrten Capothut des seligen Fräulein Charlotte Rych ihr Nest gemacht und die sammtenen Stiefmütterchen gefressen hatten, war Gritli doch die Nothwendigkeit unverkennbar geworden, wenigstens das Fragwürdigste auszuscheiden.

Wie! wenn es dies nie übers Herz Gebrachte heute unternähme? Solch eine blanke Säuberung mußte gleichsam die letzte staubige Werktäglichkeit aus seiner Existenz schaffen und auf Morgen einen solchen Inbegriff samstäglicher Ordnung ergeben, daß Gritli in seinen irdischen Räumen wie in seinem Herzen gleich würdig vorbereitet wäre, das Glück zu empfangen.

Also hub auf dem stillen Gange zu der ungewohnten Stunde ein geheimnißvolles Rumoren an. Körbe voll unbeschreiblichen Durcheinanders wurden lautlos die Treppen hinabgetragen und auf dem großen Abfallhaufen im Hofwinkel geopfert.

Darauf begann ein Fegen und Waschen bis in alle Nacht hinein, daß trotz der rücksichtsvollen Geräuschlosigkeit, deren das gute Wesen sich befleißigte,

doch der feuchte Geruch zum Verräther ward und die Jungfrauen Tulliker von der nächtlichen Anwandlung ihrer Nachbarin in Kenntniß setzte.

Um Mitternacht schaute Gritli nach vollbrachter That noch einmal nach dem Wetter, überzeugt, daß:

Was der Sonntag gern will han,
Zeigt der Freitag Abend an.

Wieder fand es Alles aufs Beste stehend und die Sterne treulich funkelnd im klarsten Nachthimmel. Nun konnte Alles gelingen! Die Reihe war jetzt am Schicksal! — denn das Seinige fühlte Gritli gethan.

Der letzte Tag brach an, und auch der neigte sich zum Abend, weil alle irdische Zeit ihr Ende erreicht. Frau Gebnauer war bald nach Tisch ausgegangen, ohne etwas für Gritli zu hinterlassen. Darum war es getrost; sie mußte demnach zeitig heimkehren.

Vor vier Uhr that es seinen letzten Stich. Dann begann es auf dem großen Zuschneidetische die sämmtliche glücklich bewältigte Ausstattung des Rebhäuschens zu einer stolzen Schaustellung herzurichten. Gass' auf, Gass' ab erschienen zu dieser Stunde drunten vor allen Thüren die Mägde, begannen vor den Häusern zu kehren, Scharreisen und Schwellen rein zu waschen, die Klinken und Messingschilder der Hausthüren blank zu putzen, und auch im Steinbock herrschte ein emsiges Klappern und Scheuern.

„Ein Dutzend große, ein Dutzend mittlere, zweimal sechs von den kleinen, alle mit rothen Bändchen!" — zählte Gritli und legte Bündel neben Bündel; die Deckbettbezüge bekamen blaue. „Zwei, vier, sechs gröbere, zwei, vier, sechs feinere Unterleintücher!" — es suchte wieder entsprechenden Bänderschmuck. Das schimmerte und prangte auf dem Tisch, als würde eine Braut im Hause ausstaffirt. Gritli war so frohbewegt, so siegesgewiß. Was brauchte es irgend noch zu zweifeln bei dieser Samstäglichkeit ringsum, in der jeder Mensch, wohin es sah und hörte, mit der alten Woche Abrechnung hielt, um für den Sonntag und eine neue, freie Bahn zu machen? Und wenn auch an jedem anderen Samstage die Frau Stadtschreiberin hätte vergessen können, ein Gleiches zu thun, heute war das unmöglich Angesichts dieser ungeheuren Arbeit, die nach ihrem Wunsche fertig gestellt dalag und redete.

Munter wickelte Gritli jetzt Bänderreste, Litzen und Faden auf, steckte die Leinwandschnitzel zu Bündelchen zusammen und schaute dazwischen wieder ein wenig hinaus.

Vor dem Hause der Appenzellerin lag die Gasse bereits so rein gekehrt wie ein Stubenboden, und an den Pfosten der Hausthüre gelehnt stand nach der uralten Appenzeller Sitte, welche die Nachbarin auch in Altachen beibehalten hatte, der schöne Staatsbesen. Der mußte nach beendeter Samstagsreinigung bis zum Sonntag Abend da stehen als ein Symbol, daß zu dieser Stunde der Staub des Werktags ausgekehrt sei, und der Wanderer, ehe er über die Schwelle trete, ihn gleichfalls abstreifen möge, um würdig an den festtäglichen Herd zu treten.

Als Alles fertig lag, ergötzte sich Gritli, von seinem Fensterplatz aus dem bläulichen Rauche zuzusehen, der, von keinem Windhauch bewegt, still dem Kamin drüben entstieg und im abendlichen Sonnenglanz der Höhe zerging, dann den Schwalbenscharen wie sie mit ihrem munteren Gri-gri bald kürzere Bogen über der Gasse zogen, bald um benachbarte Dächer kreisten und zuletzt wieder hinaus segelten in die goldige Weite. Hinter den Dächern lockten die Baumwipfel der Stadtpromenade, durch die Lücke gesehen, zeichneten sich auf der reinen Ferne die Waldhöhen in violettem Duft, und von seinen Alpengipfelchen erspähte Gritli schon einen ersten rosigen Schimmer.

Ein heftiger Ruck an der Hausglocke schreckte es auf, und eine Stimme war zu hören, die von der Frau Gebnauer einen Auftrag bestellte. Sie lasse wissen, daß sie bei dem schönen Wetter gleich draußen bei ihren Eltern bleibe, dem Herrn Stadtschreiber aber, wenn er heim komme, sei zu sagen, daß man ihn ebenfalls dort zum Nachtessen erwarte.

„Werd's bestellen!" antwortete die Magd und wünschte gute Nacht. Die Hausthüre fiel ins Schloß. Am Nähtisch droben aber sank ein Kopf tief auf die Brust, und bittere Thränen rannen unaufhaltsam nieder.

Als die Sonntagsglocken Gritli weckten, waren die Nachbarinnen längst in aller Stille davon gegangen. Es hatte sich vorgenommen, aufzustehen und ihnen bei der Abreise behülflich zu sein, aber der Schlaf war barmherziger mit ihm gewesen als die Menschen, in deren Hand die Macht über sein Geschick gelegen, und hatte es die schmerzliche frühe Stunde verschlafen lassen.

Der gestern gemeldete Verzicht, dem es nicht viel Erklärendes beigefügt, war von den Tullikerinnen mit merkwürdiger Gelassenheit aufgenommen worden, daß es sich theils wundern mußte, theils froh darüber war und mit absichtlicher Eile nur gleich wieder das Haus verließ. Den Gang nach dem Grabe seiner Schwester, wohin Gritli in der guten Jahreszeit jeden Samstag Abend frische Blumen trug, benützte es dazu, sich mit dem gefallenen Loose nach Kräften abzufinden, und so weit wenigstens war das gelungen, daß es heute beim Erwachen einen leidlichen Frieden in seiner Seele fand. Es drehte sich noch ein paarmal in den Kissen herum, die Wohlthat auszukosten, daß heute doch keine Stunde drängte, und als es bald darauf in seiner winzigen Küche das Frühstück verzehrte, hell angestrahlt vom reinsten Sonnenhimmel, der über die Dächer des schwärzlichen Hintergäßchens herein lugte, da breitete sich in seinem Innern weit und mächtig ein Bedürfniß aus, der bitteren Enttäuschung nimmer weiter zu gedenken.

Es löffelte seinen Kaffee, ein wenig gedankenlos vor sich hinstarrend, fischte ohne Eile die hineingeworfenen Brotbrocken, wenn es sie sorglich und genugsam in dem duftenden Getränke untergetaucht, — aber während es, diesem Behagen hingegeben, dasaß, begann doch seine Phantasie wieder zu wandern und gerieth dorthin, von wo es sie abzuhalten wünschte. Zwischen den glänzenden, regenbogenfarbigen Kringeln, mit denen die Morgensonne den braunen Milchtopf umspielte, und die Gritli bewundernd verfolgte, tauchten

hartnäckig Bilder auf. Das bewegte Getränk in der Tasse machte Wellen, die Bröckchen wurden zu Schiffen, durch die offene Thüre strich lieblich der frische Hauch des Morgenwindes herein, und vom Hofe, wo aller Werktärm schwieg, schallte Lachen und Plaudern von Kinderstimmen — Alles so sehnsüchtig lockend, daß es das Menschenherz wie mit Uebergewalt hinaus zog, aus allen Mauern ins Freie, in die Weite, in die Sonne, und Gritli sich plötzlich nicht mehr zu helfen wußte. Ein hülfloser Grimm überwallte mit einem Male sein Bemühen, den gestern erkämpften Seelenfrieden zu bewahren.

War denn an ihm auch gar nichts gelegen? Durfte Jeder, dem es das Seine redlich leistete, ihm gegenüber die Gegenleistung nach Belieben vergessen? Der Bissen blieb ihm im Munde stecken, und durch zwei dicke Thränen starrte es hinaus in das strahlende Blau.

Warum fuhr es jetzt nicht auch gleich den Anderen ins weite, prangende Land? War es vergessen von Gottes Liebe, es allein, hier in seinem alten Gemäuer, weil es allzu lange schon sich demüthig in Alles schickte, was durch kalte Herzen an ihm gesündigt wurde, weil es still blieb, wo Andere murrten?

Leise zitternd zeichnete es mit dem nassen Löffel eine Linie vor sich hin auf die Tischplatte, und immer wieder die gleiche. Es empfand eine große Herzensnoth. Ein Rechnen und Rechten, das ihm sonst fremd gewesen, hatte angehoben in dem traurig gewordenen Gemüthe und versuchte die alte, heitere Ergebung zu tödten. Draußen girrten die Tauben, kreisten trillernd die Vögel und schwärmte und summte es von Bienen um das Blumenbrett.

Da erhob sich Gritli plötzlich und schob mit entschlossenem Ruck seinen Stuhl hinter sich. Fernher war das Glockengeläute des Frühgottesdienstes an sein Ohr gedrungen, wie Mahnung und Verheißung. Und ein Gefühl, als sei es auf einem großen Unrecht betreten worden, hatte Gritli's Herz erfaßt. Verwirrt und beschämt räumte es das Geschirr bei Seite und machte sich daran, vor der eigenen Kirchgangszeit Küche und Stube in Ordnung zu bringen. Nach einer Weile tönte durch die stille Wohnung ein andächtiges Singen merkwürdig fest und hell von Gritli's sonst so dünner Stimme. Es waren Verse aus dem Lied: „Befiehl Du Deine Wege," durch welches seine Seele schon aus mancher Betrübniß gehoben worden war. Dazu gingen Gritli's sanfte Schritte hin und her, Staubsäulchen quirlten am sonnigen Fenster, bald breitete sich eine frisch gewaschene Decke über das wohl geschüttelte Bett, und jedes Ding lag an seinem Platze. Vor neun Uhr, als das zweite Glockenzeichen herüber klang, verließ Gritli, mit seinem Besten angethan, das Junkernstift.

Es wurde ein heißer Tag, und bis es gegen Mittag nach Hause zurückkehrte, lag so drückende Schwüle über den Gassen, daß es sich entschloß, den Nachmittag im kühlen Hause zu verbringen und die große Stille auf seinem Stockwerke beschaulich zu genießen. Gritli war jetzt guter Dinge. Zu Tisch legte es sich sogar auf sein Gemüse die besten Bratwürstchen, die in Altachen gemacht wurden und deren es auf dem Heimwege vier Stück bei dem berühmten alten Metzger in der Rathhausgasse geholt hatte, zwei für Mittag und zwei zum Abend.

Zwar hätte es sich eigentlich heute nicht selber zu verköstigen gehabt. Denn es bestand in Altachen ein Brauch, wonach die Hausnähterinnen, wenn sie in einer Woche mehr als die Hälfte der Arbeitstage im gleichen Hause arbeiteten, am darauf folgenden Sonntage auch da zum Mittagstisch geladen wurden, und Gritli genoß diese Freundlichkeit, wenn die Bedingungen je zutrafen, überall mit dankbarer Vergnüglichkeit. Aber von solchen altväterischen Verwöhnungen wußte die junge Frau Gebnauer natürlich nichts, und ihre Mägde, die darüber froh waren, hüteten sich wohl, durch Mahnen ihre Sonntagsarbeit um das Abspülen eines Tellers und eines Bestecks zu vermehren. Darum gönnte sich Gritli heute aus dem eigenen Beutelchen die kleine Schmauserei.

Früh am Nachmittage zog es sich, einen rosigen Schimmer der Sättigung auf den schmalen Wangen und aufgelegt zu allem Guten, in seine trauliche Stube zurück.

Als seine Schwester ehemals in diesem Raume krank gelegen, beschloß Gritli, ihn auf eigene Kosten tapezieren zu lassen, mit einem hellen, blumigen Papier. Nun herrschte warmes Behagen darin, und wie bei den Nachbarinnen Alles unpersönlich war, freudlos und ohne Anklang ans warme Leben, so verkündete hier jede Wand den anmuthigen Sinn eines guten Menschenkindes. Ueberall Beziehungen zu geliebten und verehrten Menschen, sorglich bewahrte Geschenke aller Art, jedes ein Document der Schätzung und Zuneigung, die Gritli schon genossen. Von den Bildnissen seiner paar theuren Verstorbenen auf der Kommode, einigen ererbten alten Schweizerlandschaften in farbigem Druck an den Wänden, und den getrockneten Sträußchen in den kleinen Vasen, welche von glücklichen Tagen draußen in Feld und Wald erzählten, war Alles gleich liebevoll in Stand gehalten bis zu dem großen, bunten Fleckenteppich, der Gritli's Stolz und Staatsstück bildete. Den hatte es vor Jahren aus geschenkten Tuchresten eigenhändig verfertigt nach seiner eigenen Idee. In der Mitte das Schweizer Wappen mit rothem Kreuz in weißem Feld, umgeben von einem grünen Läppchenkreis, der den Kranz vorstellte. Weil sich von rothem Tuch nicht genügend zusammen gefunden, hatte es sich freilich genöthigt gesehen, die heraldischen Farben umzukehren, doch schien ihm dies unwesentlich, sobald es nur überhaupt gelang, das heimathliche Roth und Weiß heraus zu bringen.

Mit den glänzend gebohnten Möbeln und der Reihe gut gepflegter Blumenstöcke war diese Hofstube in ihrer reinlichen Helle und bescheidenen Fülle für Gritli der Inbegriff des Besten, was es sich als irdische Wohnstätte für seine Person zu wünschen traute. Hier baute es sich in Stunden sonntäglicher Sammlung, singend, betend oder vor sich hinträumend, ein Reich auf, das nicht von dieser Welt war. In dieser trauten Enge genoß es auch eine beschauliche Poesie, um die es die Anspruchsvollsten hätten beneiden können. Denn da hatte es seine Bücher und unterhielt, seitdem es ihren Inhalt genügend kannte, mit Denen, welche sie geschrieben, wie mit lebendigen Vertrauten stillbeglückt eine intime Bekanntschaft und Freundschaft, mochten sie selber in Wirklichkeit vielleicht längst gestorben sein. Es glaubte jedes

Einzelnen Herz, sein Denken und Fühlen ganz und gar zu kennen. Was mußte Der geschaut, Jener erlebt und gedacht, mit der Menschheit in Freud' und Leid empfunden haben, daß er das schreiben konnte, was Gritli da so wohl that, innig an sein Herz rührte oder ihm wenigstens anmuthig die Zeit vertrieb.

Hier auch ergötzte es sich an dem bescheidenen illustrirten Wochenblättchen, das es sich hielt, und brachte es mit seiner gläubigen Ehrerbietung fertig, sich selbst aus der unglaublichen Oede und seichten Nichtsnutzigkeit der gebotenen illustratorischen Bettelkost fürs Volk etwas zu holen, ja, in den dummen Bildern, die so verheißende Titel trugen wie: „Ueberwunden", „Geheimniß", „Bettlerstolz", „Glück und Glas, wie bald bricht das", „Des Künstlers Traum", „Der Mutter Lied", „Heute roth, morgen todt" und dergleichen mehr, wirklich ungefähr zu sehen, was sie darzustellen beanspruchten. Aus den Künstlernamen aber, die Gritli darunter las, hatte es sich mit den Jahren, wenn sie immer wieder kehrten, eine Schar auserlesener Wundermenschen zusammen gedacht, deren leibliches Wesen und Leben es sich gar nicht vorzustellen vermochte. Wer begnadet war, solche Kunstwerke zu ersinnen, mußte, seiner Meinung nach, nothwendig von gänzlich anderer Materie sein, konnte nimmermehr schlechtweg essen und trinken wie Seinesgleichen, sondern würde wohl im fernen, großen Deutschland irgendwo ein halbwegs entrücktes Dasein führen.

So hatte Gritli auch heute erst ein Weilchen in seinem „Hausfreund für die Feierstunden" gelesen und nun eine alte Holzcassette herab geholt, deren Inhalt wieder einmal auszuräumen. Das kunstreich eingelegte Köfferlein war Gritli als Erbstück von Fräulein Charlotte Rych zugefallen, und auf dem Grunde lag noch wohl verwahrt der Zettel, auf dem von ihrer Hand verzeichnet stand, was nach ihrem Tode der treuen Nähterin zu gehören habe. Das Papier mit den lieben Schriftzügen vor Augen, war Gritli in Gedanken versunken.

Wie anspruchslos hatte Fräulein Charlotte gelebt, nur still und unermüdlich für Andere wirkend! Und welch' ein reiches, ungewöhnliches Testament war vorgefunden worden nach ihrem Tode! Stets eingedenk, daß wir keine Stunde wissen, wenn wir abgerufen werden, hatte sie rechtzeitig in gesunden Tagen für alle Bedürftigen um sie her gesorgt, und zwar in der unvergleichlichen Weise, daß Jedes von Denen, die in ihrer Hut gestanden, sich auch weiter von ihrer sorgenden Güte umgeben fühlte. Auch Gritli war nicht nur mit einem schönen Nothpfennig bedacht gewesen, sondern eben auch mit der Zuweisung von solchen Sachen, die, aus dem persönlichen Gebrauch der geliebten Gönnerin stammend, ihm über ihren Tod hinaus ein Stück ihrer selbst zur Geleitschaft gaben.

Indem es dies pietätvoll überdachte, pries es die Begüterten um der einen Freude willen wahrhaft glücklich, daß sie die Anderen glücklich machen konnten.

„Doch!" — stieg ihm plötzlich auf, „war das nicht auch dem Aermeren möglich, wenn er sich ein bißchen was erübrigt und keine Angehörigen zu ver-

sorgen hatte? Stand es ihm dann nicht offen, im Kleinen ähnlich Gutes zu stiften?" Ein warmer Strahl durchzuckte Gritli's Herz. Sein Geldchen bei Herrn Rych — wie lag das plötzlich in einem neuen, wundersamen Lichte da! Wenn Gritli nicht krank, unfähig zum Verdienen, in seinen alten Tagen dies Ersparte selbst aufzehren mußte, dann konnte es ja ein Gleiches thun! Es mußte es thun, so sagte es sich, da Gott ihm diese unverhoffte Einsicht sandte. Es wurde ihm ganz sonderbar zu Muth, demüthig vor dem jäh entdeckten Reichthum.

Wie es ihn wohl vertheilen würde? Dem da dieses? Jenem jenes? Es griff nach einem Stift und zog ein Endchen Papier hervor. Erst phantasirend, dann mit ernstlich erwogenen Zahlen begann es zu kritzeln, seine Habseligkeiten im Zimmer zu zählen, zu notiren, und schließlich entwarf es mit Feder und Tinte wirklich eine Art von Testament. Es überlas mit einer Empfindung, als thäte es Alles im Traum, was es geschrieben, begann von Neuem zu rechnen, änderte, stellte nochmals um und fuhr so fort, immer ernstlicher, bis ihm nach wohl zwei Stunden schien, so wäre es gut. Und nun war Gritli auch fest entschlossen, das Entworfene gültig zu machen.

Tief athmete es auf und faltete nachdenklich den Bogen zusammen. Die Augen thaten ihm weh. Ein Fensterflügel, der überm Hof in gleicher Höhe offen stand, hatte all' die Zeit den Widerschein der Sonne blendend über Gritli's Tisch geworfen, und von dem vielen Denken in der nachmittäglichen Schwüle fühlte es sich jetzt ganz müde. Es hätte ein bißchen schlummern mögen. Dort stand ein bequemerer Stuhl. Dahin setzte es sich.

Es faltete die Hände im Schoß und schloß die Augen. Draußen schlug es fünf Uhr.

Da nickte es ein.

Und ihm war im leise anhebenden Traum, als sähe es von ferne Fräulein Charlotte Rych, die ihm winke. Ueberrascht und zaghaft versuchte es sich ihr zu nähern. Aber sie war erhöht, wie dem ebenen Boden entrückt und harrte mild lächelnd seiner. Sie sprach keine Worte. Dennoch vernahm Gritli jetzt ein beglückendes Zustimmen zu seiner eben entworfenen That und, als sei auch es nun gestorben, ihren Willkommgruß an seligem Ort. Andächtig wagte es ihr näher zu treten auf der ansteigenden Bahn, und bald wurde ihm erkennbar, daß es zum Rand einer Wiese gelangte. Die war übersät mit tausend Blumen. Berge voll ewigen Schnees ragten auf hinter dem prangenden Plan. Zu Füßen ruhte weithin ein dunkler See. Wie es weiter schritt, gewahrte es herrliche Männer, die standen in Reihen von hier bis dort hinten, Alle in alter Heldentracht. Das waren Schweizer Helden! Silberbärtige Greise, starke Männer und hohe Jünglinge in lichtem Haar. Mit gütigen, schützenden Blicken sahen sie Alle Gritli an und traten zur Seite, wo immer es schritt. Und ein Feuer sah es lohen, dort, wo auf der eben noch sonnigen Wiese ganz hinten nächtiges Dunkel webte. Davon glühten im Widerschein die Stämme uralter Bäume und der Fuß himmelanstrebender Felsen. Und ein weihevolles Murmeln, gleich Schwüren, ging durch das verborgene Gelände, begleitet vom leisen Wellenschlage der Fluth.

Da wollte Gritli den Athem anhalten, dem Heiligen zu lauschen.

Aber ein Schreck durchschütterte seinen Leib. Es war aufgefahren in seinem Stuhl und hatte die Augen geöffnet. Schmerzhaft mußte es sie erst wieder einen Augenblick schließen; denn die rothe Abendsonne schien ihm gerade ins Gesicht.

Was aber war der furchtbare Schlag gewesen — oder der Sturz, der es geweckt? Und dann der Schrei? Jetzt gellte er wieder, verzweifelt. Noch ganz traumverwirrt sprang Gritli ans Fenster und blinzelte hinaus. Ein Entsetzenslaut erstickte ihm in der Kehle, und seine Sinne wurden jählings wach. „Halte Dich! halte Dich, Gusti! ich komme!" stieß es hervor — denn gegenüber im dritten Stockwerk hing, das Fensterkreuz umklammernd und mit den Beinen über der grausigen Tiefe nach einem Anhalt suchend, der achtjährige Knabe einer Nachbarin, während auf dem Steinpflaster des Hofes zerschellte Töpfe, Pflanzen und Trümmer eines hinab gestürzten Blumenbrettes verkündeten, was geschehen. Gritli stürzte in Sprüngen aus der Stube, Traum und schauderhafte Wirklichkeit in seinem Kopfe vollends entwirrend, über Treppen und Gänge jener Wohnung zu. Alles todtenstill im weiten Bau. Noch waren nirgends die Hausgenossen heimgekehrt.

Mit bebenden Händen stieß es die Thüre auf — Gott sei's gedankt! Noch krampften sich dort die Arme ums Holz. „Halte fest!" schrie Gritli wieder, „ich bin da!" Jetzt stand es beim Fenster und bog sich hinaus. Hoffnung, Angst, Hülfeflehen zu Gott zuckten durch seine Seele. Besaß es die Kräfte, diesen schon schweren, jungen Körper so hoch herauf zu ziehen? Es versuchte mit beiden Händen zuzugreifen, aber so ging es nicht; Gritli selber verlor auf diese Weise den Halt. Sich am Fensterstock sichernd mit dem einen Arm, griff es abermals hinab, um Gusti mit dem anderen allein zu heben. Unbeschreibliche Augenblicke folgten. Die Last hing so tief. Doch jetzt gelang es dem höher gezogenen Knaben, sich fester am Fenster zu halten und selbst mitzuhelfen. Noch einige dumpfe Secunden — und Gritli zog ihn wirklich herein. Unter Thränen schloß es den Jungen in die Arme.

Wie das Schreckliche hatte geschehen können, war von Gusti bald gestanden. Vom gemeinsamen Spaziergang heimkehrend, grade vorhin erst, war die Mutter nochmals aus dem Hause gegangen, über der Gasse etwas zu holen. Inzwischen hatte der Knabe sich ans Fenster gesetzt. Da war ein prächtiger Trauermantel herangeflattert und ließ sich auf einem der Geraniumstöcke draußen nieder. Gusti hatte sein Gärnchen herbei geholt, das er kaum eben in die Ecke gestellt, und war auf den Stuhl gestiegen. Doch der Trauermantel flog auf. Er gaukelte wieder ein Weilchen um die Blumen und schwebte dann höher. Gusti sah ihm nach; nun setzte sich der Schmetterling aufs Neue hin, gleich nebenan, auf die obere Kante des Fensterladens. Da war der Junge auf den Sims getreten und hatte sich hinausgebeugt. Den einen Arm um den Fensterstock, in der andern Hand das Netz, war er aber bei der entscheidenden Bewegung auf das Blumenbrett gerathen, — wie das unter ihm schwand, wie es zerschellte und was weiter, — das wagte der todtbleiche Bursche nicht mehr zu denken.

Gritli rüttelte ihn auf: „Gusti!“ stieß es hervor, — „das müssen wir deiner Mutter ersparen!“ Der Knabe schaute erwartungsvoll auf. „Du sagst ihr, — daß Du wegen des Schmetterlings auf das Brett kamst und daß es deshalb hinab fiel, — aber das Andere nicht, hörst Du? Danke Gott, daß er Dich gerettet und bewahre es als Geheimniß, als unser Geheimniß, Gusti, — zeitlebens! Versprich!“ Der Junge nickte, und alsbald eilte Gritli von dannen, aus dem Bereiche zu kommen, ehe die Nachbarin erschien.

Hoch aufathmend lief es die öden Gänge zurück, durch die es vor wenigen Minuten hergerannt, des Entsetzlichsten gewärtig; mit zitternden Füßen glitt es treppab, ungesehen, und stieg wieder treppauf. Droben angelangt aber, sank es in der dämmernden Stube an seinem Stuhl auf die Kniee.

Welch eine Gnade hatte ihm sein Gott beschieden! Ein Leben zu retten war ihm bestimmt gewesen! Als welche beabsichtigte Fügung offenbarte sich da plötzlich Gritli's frommem Sinne die Verhinderung, seinem Vergnügen nachzureisen, die es in seiner menschlichen Kurzsichtigkeit vorschnell mit eitlen Thränen beweint hatte. Das Gesicht in die Hände vergraben, blieb es lange so zusammengesunken. Und langsam fühlte es Seele und Körper in dieser inbrünstigen Sammlung sich erholen.

Fröhliches Schwatzen und Lachen heimkehrender Nachbarn aus den offenen Fenstern drüben machte der Stille ein Ende. Da erhob sich die Knieende, erquickt und verklärt.

Auf dem Tische lagen noch die Papiere herum und stand die offene Cassette. Mit freudigem Blick griff Gritli nach dem aufgesetzten Testament und barg es in die Tasche seines Werktagkleides. Der Notar mußte es morgen gültig machen. Das eben Erlebte bedeutete Gritli auch hierfür einen Fingerzeig von oben. Dann räumte es die übrigen Sachen zusammen, während das letzte Zwielicht die friedliche Stube erfüllte und vom Hofe das laute Durcheinander von Stimmen herauf drang, die mit Gusti's Mutter die ungeschickte Zerstörung ihres Blumenbrettes beklagten.

Ohne hinab zu sehen, holte Gritli sein Lämpchen herbei, heiter entschlossen, nach dem Abendbrot noch wach zu bleiben, bis die Tullikerinnen heimkehrten. Es fürchtete jetzt ihre glücklichen Erzählungen nicht mehr. Was Trägheit des Herzens ihm zugefügt, war in dieser Abendstunde in lauter Gutthat verwandelt, und die liebloſe Kälte der Welt entkräftet an dem Alles überwindenden Sonnenstrahl seines warmen Gemüths.

Bismarck
und
die Bismarck-Literatur des letzten Jahres.

Eine kritische Betrachtung
von
Erich Marcks.

[Nachdruck untersagt.]

Acht Monate sind, von Fürst Bismarck's Todestage bis zu der Wiederkehr seines Geburtstages an diesem 1. April, vergangen. In ihnen hat der Todte ganz so gegenwärtig inmitten all' unserer Gedanken gestanden wie nur jemals in den Jahren vorher der Lebende. In allen Aufgaben, die der Tag politisch stellte, hat man sich an ihn gewandt und wird es immer thun; und um seine Persönlichkeit und seine Geschichte schlingt sich eine unablässig wachsende, reiche Literatur. Freilich seit jenen ersten Stunden des frischen Schmerzes, in denen auch der Herausgeber dieser Zeitschrift dem Todten den ersten Kranz auf das Grab gelegt hat, haben sich für den, der Bismarck's gedenkt, die Empfindungen bereits nicht unerheblich verschoben. Die Zeit der Nachrufe ist heute vorbei; die Zeit der historischen Darstellungen aber ist schwerlich schon da. Noch strömt uns der neue Stoff in Mengen zu, und wir dürfen erwarten, daß solche Quellen sich immer reicher und immer zahlreicher auf allen Seiten öffnen werden. Jede neue Mittheilung aber vermehrt auch die Zweifel und Ueberlegungen; heute drängen sie beinahe überstark auf uns ein, und erst allmählich können wir hoffen, sie ganz zu klären. Gewiß wird dennoch dem Historiker dereinst all' die Literatur schon dieses Sterbejahres von charakteristischem Werth sein. Er wird beobachten, wie sich nach dem Heimgange des Gewaltigen seine Gestalt in den Klagen und Schilderungen der erschütterten Zeitgenossen spiegelt, wie Liebe und Haß sie beleuchten und nach ihr greifen, wie sich dann, bei Einzelnen frühe und allmählich immer lauter und allgemeiner, die Stimme historischer Auffassung hinzugesellt. Am vollsten hat da, schon im August und September, Gustav Schmoller in seinen bedeutenden „Briefen" über Bismarck die Persönlichkeit des Fürsten, seine Anschauung von den innerpolitischen Aufgaben, seine wirthschafts- und socialpolitische Thätigkeit und deren Wirkungen behandelt und sie von einem bestimmten positiven Standpunkte aus, aber zugleich mit aller Ruhe und

Wärme des unbefangenen Historikers beurtheilt. Der Herkunft von Bismarck's staatsmännischer Hauptleistung, dem Zusammenhange seiner reichsgründenden Arbeit mit dem besonderen preußischen Boden, mit seinem Preußenthume, sind Max Lenz und der Verfasser dieses Aufsatzes nachgegangen[1]). Und Anregungen und werthvolle Formulirungen enthält so manche der Gedächtnißreden und -schriften. Eine ganze Gruppe von Aufsätzen hat sich dann um die „Gedanken und Erinnerungen", die ja am 30. November erschienen sind, geschlossen; gleich unter dem ersten starken Eindrucke des Werkes ist wieder Schmoller zu einer umfassenden Gesammtwürdigung vorgeschritten; mit überaus tiefgreifenden Bemerkungen ist ihm besonders Friedrich Meinecke in seiner „Historischen Zeitschrift" nachgefolgt. Anregungen wird man gern auch aus der eingehenden und, nach seiner wohlbekannten Art, durchweg interessanten Kritik entnehmen, die vom Standpunkte des Parteimannes aus, mit unverhohlener Abneigung, ein alter politischer Gegner wie L. Bamberger an dem Buche und an dessen Verfasser geübt hat (Bismarck Posthumus, zuerst in der „Nation" erschienen). Man mag ihr innerhalb aller der übrigen Aeußerungen ihr Stück Berechtigung und selbst Nothwendigkeit zuerkennen, auch wenn man meint, daß ihr skeptischer Scharfblick Dinge und Beweggründe viel zu klein sieht, und daß auch die Kritik nur Leben stiften kann, wenn sie von warmer Mitempfindung, von liebevoller Freude an der großen Erscheinung ausgeht und gar nichts sucht als besseres Erkennen und Verstehen, klarere Unterscheidungen, das historische Urtheil und nicht den politischen Kampf. Unser persönliches Gefühl auszuschalten, sind wir sicherlich alle außer Stande, und ich würde gar nicht wünschen, es zu thun; möge ein Jeder sich ehrlich Mühe geben, dennoch bereits heute so klar und so weit zu schauen wie seine Augen es vermögen. Aufgaben genug stellen sich uns dar; schon sind bedeutsame Fragen aufgeworfen worden: ihnen und ähnlichen erörternd nachzugehen, wird sich hier empfehlen. Denn zu eigener positiver Schilderung des Ganzen von Bismarck's Persönlichkeit und Geschichte ist hier nicht der Raum und ist jetzt, das wiederhole ich, noch nicht die Zeit. Die Fragen, die wir an beide stellen, an den Mann und an die Ereignisse, stammen nicht erst aus den letzten Monaten; aber die neuen Veröffentlichungen dieser Monate haben sie erneuert, erweitert und vertieft, und die Besten von denen, die zu jenen Veröffentlichungen das Wort ergriffen, haben eben auch diese Probleme von Neuem erkannt und gefördert. Auch bei solcher Untersuchung steigt doch die ganze Gestalt des großen Menschen vor dem Betrachtenden auf: wie man sich ihm auch nähern mag, immer ragt er riesenhaft empor. Vielleicht daß sich dieser und jener Zug dem wahrhaftig Forschenden anders und eigener zeigt, als ihn die unwillkürliche Anschauung der Meisten früher zu sehen gemeint

[1]) Herr Carl Geibel (Duncker und Humblot) hat den Gedanken gehabt, Schmoller's Briefe und seinen Artikel über die Denkwürdigkeiten mit Abhandlungen und Reden von Lenz und mir in einem Bändchen „Zu Bismarck's Gedächtniß" zusammen zu fassen, das ich hier nennen darf und muß, weil meine Darlegungen in diesem Aufsatze natürlicher Weise mannigfach darauf zurückweisen werden. — Wunderlich's Buch über „Die Kunst der Rede, an den Reden Bismarck's dargestellt" (Leipzig, Hirzel. 1898) fällt, so interessant es mir ist, nicht in den Rahmen der Literatur, mit der ich hier zu thun habe.

hat; kleiner wird darum nichts an ihm, und seine Wirkung auf unsere Welt bleibt für jeglichen Betrachter unermeßlich stark.

I.

Die erste jener Veröffentlichungen bildeten die Tagebücher von Moritz Busch.

In der Bismarck-Literatur ist Busch ja ein alter Bekannter. Seine Aufzeichnungen über Graf Bismarck und seine Leute während des französischen Feldzuges haben 1878 zum ersten Male einen tieferen Blick in die tägliche Welt des Kanzlers eröffnet; er hat dann weitere Erinnerungen und Schilderungen folgen lassen, und man wußte, daß seine Feder Bismarck auch in der Tagespresse mannigfach gedient hat. Jetzt erschien, durch eine Publication des Abschiedsgesuches von 1890, die ein Berliner Blatt unmittelbar nach des Fürsten Tode brachte, und durch eine kleinere, politisch-polemische Broschüre in deutscher Sprache angemeldet, in englischer Uebersetzung das dreibändige Hauptwerk[1]). Es wiederholt und ergänzt zunächst die alten Mittheilungen aus dem siebziger Kriege. Busch war damals, seit Februar 1870, als publicistischer Gehülfe dem Auswärtigen Amte beigegeben und hat diese Stellung drei Jahre lang innegehabt; seit dem Sommer 1871 hatte er allerdings die persönliche Beziehung zu seinem „Chef" fast verloren. Er blieb auch künftighin zu dessen Verfügung und wurde durch Bücher gelegentlich zu Hülfeleistungen in der Presse verwandt; häufiger geschah das erst wieder seit der langen Kanzlerkrise von 1877. Damals trat Busch dem Fürsten wieder näher, und von da ab ist er bis 1890 so manches Mal von ihm empfangen und instruirt worden. Er hat ihn in Berlin, Varzin und Friedrichsruh aufsuchen dürfen, in Friedrichsruh zuletzt wieder nach der Entlassung; im Mai 1893 schließt er sein Tagebuch ab. Es ist für die ersten Jahre zusammenhängend, am werthvollsten ist es für die Kriegszeit; von 1873 ab hat es nur von gelegentlichen Gesprächen zu berichten, die indessen doch alle wichtigsten Phasen von Bismarck's späterer Thätigkeit begleiten und commentiren.

Das Buch über „Graf Bismarck und seine Leute" ist allbekannt; es umspannt eine unvergleichlich anziehende Zeit und innerhalb deren in buntester Fülle alle Gebiete der politischen Arbeit und alle persönlichen Lebensäußerungen des Ministers. Von 1871—73 sinkt der Inhalt erheblich; der Fürst tritt zurück, das Auswärtige Amt tritt vor; Busch erzählt von dessen äußerem Dasein, von seinen Persönlichkeiten, von den einlaufenden Acten, die er in die Hände bekommt, von französischer und römischer Politik, von der officiösen Preßthätigkeit, die er zu leisten hat. In alledem ist vielerlei Interessantes; man ist über den vielseitigen und starken Antheil erstaunt, den der Kanzler an der Presse nimmt: er selber arbeitet mittelbar und gelegentlich unmittelbar

[1]) Bismarck. Some secret pages of his history. Being a diary kept by Dr. Moritz Busch. London, bei Macmillan, erschienen September 1898. Kurz vorher: „Bismarck und sein Werk". Leipzig, S. Hirzel. Herr Joh. Grunow ist so gefällig gewesen, mich die Fahnen der im Drucke begriffenen deutschen Ausgabe der Tagebücher einsehen zu lassen.

mit. Den Vordergrund aber füllen hier weit kleinere Dinge; den Grundton der Buschischen Darstellung geben für diese Jahre die persönlichen Feindseligkeiten unter den Beamten des Ministeriums. Abeken, Keudell, Hatzfeld, Aegidi und so viele Andere erfahren die Angriffe des Tagebuchschreibers, und hinter ihm steht dabei sein Freund Lothar Bucher. Seinen Freund muß man ihn doch wohl wirklich nennen; die Zeugnisse persönlichen Vertrauens, die Bucher dem kleinen sächsischen Literaten gewährt hat, und zwar durch zwei Jahrzehnte hindurch gewährt hat, sind ganz unanfechtbar. Bucher ist oft als der stille Mitarbeiter Bismarck's, als der vielleicht bedeutendste seiner Gehülfen gerühmt worden: eine scharfe, nüchterne, kritische Natur, von treffender Klugheit und durchdringendem Wirklichkeitssinne — einer der Wenigen, vor denen der große Menschenverächter wahre Hochachtung hatte. Wir erblicken hier Einiges von seinen Beziehungen zu Bismarck. Sie sind offenbar im Sachlichen eng gewesen, wenigstens in äußerpolitischen Dingen, und auch persönlich fühlten sich die Beiden wohl verwandt und einander verbunden. Bucher hat von entscheidenden Staatsgeheimnissen seines Herrn gewußt, hat dessen Gegner, auch die höchststehenden, in Bismarck's Sinne literarisch angegriffen und offenbar ehrlich mitgehaßt, und dem Gestürzten hat er die Treue bewahrt bis an den eigenen Tod. Trotzdem behält man den Eindruck, daß der Kanzler und sein Geheimrath durch eine ziemlich breite Kluft getrennt geblieben sind. Der Eine blieb der große Herr und der Vorgesetzte; der Andere, der Demokrat von 1848, sah wohl mit Sympathie und Bewunderung auf den Genius, aber in dessen engeren Kreis durfte er, wenigstens damals, doch wohl nicht eintreten, weder in gemüthlicher noch in gesellschaftlicher Hinsicht. Er hielt sich, allezeit selbstbewußt, zur Seite, ließ auch an seinem Meister manchmal seinen Tadel aus: neben dem schöpferischen Geiste der kritische; und die vornehme Welt, in deren Mitte er arbeitete, war nicht die seine. Er stand zu manchen Angehörigen seines Herrn in einem deutlichen Gegensatze, und vollends dessen diplomatische Umgebungen beurtheilte er mit schneidender Schärfe. Er galt sich selber offenbar für sachlicher, fleißiger und klüger als sie; er hatte für ihre Schwächen das feinste Auge und den bittersten Spott. Dabei nun zieht er Busch, als den ihm social und literarisch Nächsten, dicht an sich heran, und die Reibungen und Nebenbuhlerschaften im Auswärtigen Amte, die unablässige und meist herzlich unerfreuliche Kritik an Allen um ihn her nehmen in Busch's Aufzeichnungen einen breiten Raum ein.

Busch selber fühlt sich in diesem Klatsch wohler, als man wünschen möchte. Ein Mann, der auf weiten Reisen viel von der Welt gesehen und beschrieben, für die deutsche Erhebung zu seinem Theile redlich mitgearbeitet, Bismarck's Größe ziemlich früh erkannt hatte; ein geschickter Schriftsteller, der einem anspruchsvollen Auftraggeber, wie es Bismarck wahrlich doch war, brauchbar erschienen ist — das beweisen die Thatsachen; ein Beobachter von unzweifelhafter Schärfe und Treue des Blickes und des Gedächtnisses, von erstaunlicher Arbeitskraft in der raschen schriftlichen Festhaltung seiner Eindrücke und von erheblicher Fähigkeit in ihrer Wiedergabe. Allerdings ein kleiner Mensch. Ich brauche über die Art, wie er, als Beamter zuerst und später als Vertrauensmann des

Fürsten, Acten für sich selber abschrieb und wie er sie dann verwerthet hat, nicht zu urtheilen; ich weiß nicht genau genug, wie weit er dabei seine Befugnisse überschritten hat. Aber auch ein zurückhaltender Beurtheiler wird Zeit und Ort und Weise seiner 1898er Veröffentlichungen auf das Schärfste mißbilligen. Der hämische Ton, den Busch so gern anschlägt, verstimmt und empört den Leser. Es fehlt Busch, der seiner höhergeborenen Umgebung im Kanzlerpalais offenbar mit ähnlichen, nur ungleich gröberen Empfindungen wie Bucher gegenüberstand, der unter diesen Diplomaten und Beamten äußerlich doch ganz der kleine Mann war und den Gegensatz mit derbem Selbstbewußtsein spürte, es fehlt ihm vor Allem doch an jeder innerlichen Vornehmheit. Die souveräne Menschenverurtheilung Bismarck's wird in seinem Bewunderer, der sie nachmachen zu dürfen glaubt, oft zu einer plumpen und boshaften Ueberhebung, die man mit Widerwillen erträgt. Ich wage nicht zu entscheiden, welchen Antheil an seinen neuesten Publicationen selbstsüchtige Beweggründe, wie Gewinnsucht und mindestens Eitelkeit, gehabt haben mögen. Aber bei alledem stehe ich nicht an, die Anklage, als habe er seinen Herrn damit „verrathen", meinerseits abzulehnen. Ich habe den Eindruck, daß Busch, mag er Nebengründe gehabt haben, bei seinen Büchern überzeugt gewesen ist, dem verstorbenen Meister zu dienen; daß er Bismarck unbedingt ergeben gewesen und geblieben ist, und daß seine Berichterstattung im Wesentlichen treu ist. Irrthümer sind bei Aufzeichnungen von Gesprächen nie ausgeschlossen, Busch hat in späteren Zeiten an Schärfe des Gehörs und vielleicht auch der allgemeinen Auffassung verloren, und wenn er aus großen Schriftstücken neben oder nach dem Lesen sich Notizen machte, so mußte er das manchmal in Eile thun: es sind ihm Fehler begegnet, und seine Freude am Gehässigen mag ihn von jeher verleitet haben, scharfe Worte so wiederzugeben, daß sie gelesen noch schneidender erscheinen, als sie der Redende aussprach. Freilich wollen wir nicht vergessen, daß uns für Vieles vorläufig nur eine englische Uebersetzung vorliegt und nicht der deutsche Wortlaut. Ohne Kritik sicherlich wird man Bücher dieser Art nie aufnehmen dürfen. Das aber muß doch gesagt werden: wir haben allen Anlaß, bei Busch die Absicht der richtigen Wiedergabe vorauszusetzen, und sogar allen Anlaß, seine Wiedergabe im Ganzen für treffend zu halten. Für seine ehrliche Absicht scheint doch zu sprechen, daß er sich selber in seinen Referaten nicht schont. Er hatte bereits früher harte Worte, die der Kanzler an seine eigene Adresse richtete, mit aufgezeichnet und abgedruckt, und das zu einer Zeit, wo Bismarck noch lebte, und wo es dieser indirecten Beglaubigung für ehrliche Berichterstattung der Welt gegenüber also schwerlich bedurfte. Er hat auch dieses Mal wieder nicht nur schriftliche, sondern sogar mündliche und zeugenlose Kritiken Bismarcks über die früher von ihm herausgegebenen Tagebücher und Charakteristiken veröffentlicht, und zwar darunter solche, die dem Werthe seiner Schriften überaus gefährlich sind. „Ihr neues Buch," sagt ihm Bismarck 1883 über „Unser Reichskanzler", „ist nicht so gut wie das frühere. Es enthält wenig Neues, und das Neue ist falsch. Sie sind kein so guter Beobachter mehr wie früher, Sie sind älter geworden, und Sie wollen mein Inneres nach bruchstückartigen Beobachtungen errathen und

zeichnen, die meistens Mißverständnisse gewesen sind. Sie ziehen aus gelegentlichen Aeußerungen Schlüsse; nach Ihnen meine ich Alles tödtlich ernsthaft, als hätte ich es zu beschwören . . ." „Sie müssen ein ganz schlechtes Herz haben. Sie sind entzückt, so oft Sie über irgend wen eine unangenehme Bemerkung hören und aufzeichnen können." Und vorher hat er ihm in ähnlichem Sinne geschrieben: „Sie gehen von der Voraussetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tische und im Hause in Ihrer Gegenwart gesagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverlässigkeit der Meldungen Dritter zugekommen ist, stets den vollen Ernst meiner innersten Empfindungen und der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte." Nachher läßt er dann freilich, nach Busch's Bericht, von dem angefochtenen Werke bei der Revision beinahe Alles durchgehen. Ich weiß sehr wohl, daß die Anführung jener Tadelworte Bismarck's nicht unbedingt für Busch's Zuverlässigkeit beweist; aber zunächst spricht sie doch immerhin dafür; und hat man seine Glaubwürdigkeit im Ganzen wirklich widerlegt? Ein hervorragendes Mitglied des Friedrichsruher Kreises hat ihn kürzlich mit Ingrimm beschuldigt, seine Referate entstellten den Geist Bismarckischer Aeußerungen durchaus. Für den feinsten Duft der Aeußerung mag das gelten, kann es wenigstens gelten. Aber im Ganzen erweisen sich da, wo wir das meiste Controlmaterial besitzen, die Erzählungen Busch's als geradezu auffallend zuverlässig: das gilt in erster Linie für den Winter in Versailles, über den wir jetzt recht vielseitig unterrichtet sind; auch die Denkwürdigkeiten des Fürsten enthalten eine Fülle von Bestätigungen, und überall klingt aus Busch's Erinnerungen der Ton des Bismarckischen Wortes, den doch so manches Ohr vernommen hat, im Ganzen völlig überzeugend heraus.

So wird man auch für diejenigen Gegenstände, die erst die letzten Publicationen Busch's heller beleuchtet haben, und für die uns die Controlmittel wenigstens nicht so reichlich zu Gebote stehen, im Wesentlichen seinen Angaben trauen müssen: für die „Crisen" und die „Frictionen", in denen der Kanzler seinen journalistischen Gehülfen zu sich ruft. Bismarck enthüllt ihm da in erregtem Gespräche seine Kämpfe am Hofe und seine Stimmung über sehr hohe Personen; er gibt ihm den Auftrag zu scharfen Artikeln, und schärfere Worte fallen im Laufe der mündlichen Unterredung. Es fällt mir nicht ein, zu glauben, der Fürst habe in dem Journalisten je seinen „Freund" gesehen und ihm aus rückhaltlosem Vertrauen sein Herz ausgeschüttet. Busch war ihm ein Werkzeug, das er verwendete; was er ihm sagte, sagte er zu bestimmtem Zwecke, und man muß es zunächst immer auf diesen Zweck hin prüfen. Darüber hinaus aber sind ihm doch offenbar, wenn er einmal sprach, die Stimmungen, die ihn beherrschten, mehr als einmal auch absichtslos über die Lippen geflossen. Er hat ja auch vor Andern so manchesmal Sachen gesagt, die eigentlich streng vertraute und verschwiegene Hörer voraussetzten; über die Gefahr solcher Aeußerungen hob ihn die Souveränität seines Selbstgefühls, seine großartige „Wurstigkeit" hinweg, und vermeiden konnte er sie einmal nicht: er war, wie er war. Als er 1873 Indiscretionen von Busch befürchtet, tröstet er sich selber mit dem Satze: „Der König weiß, daß ich schon viel Schlimmeres über ihn geäußert habe."

Unserer öffentlichen Meinung sind diese Aeußerungen, wie sie Busch jetzt publicirt hat, denn doch überraschend gewesen; sie haben Busch gegenüber zu Zweifeln und zu Angriffen in Menge Anlaß gegeben. Mir liegt es gar nicht am Herzen, seine Handlungsweise zu vertheidigen. Ob seine Veröffentlichungen tactvoll und patriotisch waren, mag der Politiker erörtern; der Historiker nimmt den Zuwachs unseres Wissens als solchen dankbar hin — wenngleich ihm doch auch, gerade als Gelehrtem, die Frage nahe liegt, ob auf die Dauer nicht die Wahrheit denn doch allemal heilsamer sei als der Irrthum, und klänge er noch so angenehm. Jedenfalls, die Thatsache besteht: das Buch ist da; wir müssen es nach bestem Gewissen verwerthen. Denen, die Bismarck's Art kannten, ist die rücksichtslose äußere Schroffheit und die innere Herbigkeit seiner Urtheile doch wohl nichts Neues gewesen; von ihnen zweifelt wohl Keiner, daß er sie so oder fast so ausgesprochen hat. Und nur Eines hat der Historiker diesen Enthüllungen gegenüber unbedingt zur Geltung zu bringen: die Nothwendigkeit historischer, d. h. psychologischer Aufnahme. Ich habe die Worte angeführt, in denen Bismarck sich seinem Schriftsteller gegenüber selber verbittet, auf jede Augenblicksäußerung festgenagelt zu werden. Es versteht sich wohl im Grunde von selbst, wie man dergleichen Ausbrüche eines leidenschaftlich erregbaren Mannes zu lesen hat, auch das (so bezeichnet er selber es einmal im Gespräch mit Busch), „was ich über den König und andre hohe Personen nach meiner Art gesagt habe in Aufregung und Verdruß" — man glaubt Wallenstein zu hören: „und was der Zorn und was der frohe Muth mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens . . .!" Daß solche Worte nicht auf die Goldwage gelegt sein wollen, gibt Jeder zu, und weiß Jeder aus eigenstem Erlebniß an sich und seinen Nächsten; *wieviel* man aus ihnen bei Bismarck folgern darf, das ist noch die Frage. Ich komme bei seinen Denkwürdigkeiten auf diese Frage zurück und habe sie schon in meinen Bismarck-Schriften vom vorigen Herbste zu beantworten gesucht. Der echte Bismarck ist sicherlich in diesen scharfen Urtheilen enthalten, aber nicht der ganze: sie wollen aus dem Augenblicklichen in das Dauernde übersetzt, in seine Gesammtanschauungen eingefügt und aus ihnen heraus erläutert sein. Dann tragen auch sie ihr Theil zur Erkenntniß seines Wesens bei. Es mag nicht Jedermanns Sache sei, sie richtig oder sie überhaupt zu lesen. Wer nicht mit männlicher Gelassenheit, mit offenem Blicke für alles Menschliche die Wirklichkeit dieses Wesens anzuschauen vermag, wer sich ihren Härten nur schwächlich zu entziehen oder sie feindselig auszubeuten weiß, der kommt freilich für ehrliche historische Erkenntniß überhaupt nicht in Betracht, mag er nun Bismarck's Gegner sein oder sich für seinen Freund und Bewunderer halten. Das sind banale Wahrheiten; wie oft aber haben wir sie in diesen Monaten verletzen sehen! Ich kann von diesem Standpunkte aus die Aufzeichnungen Busch's nur als kostbare Zeugnisse bezeichnen, die — ganz abgesehen von den Documenten, die er beigibt — unsere Anschauung durch eine Fülle frappanter Augenblicksbilder bereichern und beleben. Wir sehen den Kanzler in Versailles, Berlin, Friedrichsruh, bei der Tafel und im Arbeitszimmer, lässig und absichtsvoll, liebenswürdig und furchtbar, frei und heiter von Vergangenem, Un-

wesentlichem, Fernem plaudernd, und in der nächsten Minute wieder von dem Bewußtsein seines rastlosen Lebenskampfes gepackt; frühe, schon auf der Höhe des siebziger Sieges, von Schwermuth und Weltverachtung heimgesucht, und gleich wieder angespannt und grimmig thatenfroh. Wir sehen seinen Groll und seine Kampfesmittel, die kleinen wie die großen; wir gewinnen immer sicherer die Ueberzeugung, wenigstens in den einen Raum, wenn auch nicht den besten und nicht den wichtigsten, seiner Werkstatt zu blicken, indem er mit Busch verhandelt; es ist nicht seine ganze Welt, bei Weitem nicht, aber es ist ein Stück von ihr, und angefüllt ist es von greifbarem Leben: dem Leben mit all' seinen unvereinbaren Widersprüchen, seinen Schärfen und seinen Nuancen. Unter den Bismarck-Quellen, die wir bis jetzt besitzen, ist, wenigstens für die siebziger und achtziger Jahre, keine, die so viel persönliches Leben ausströmte wie diese.

Ueberaus werthvoll ist die stoffliche Bestätigung und die geistige Ergänzung und Berichtigung, die Busch's Tagebücher gerade für ihren inhaltreichsten Abschnitt durch die Briefe Heinrich Abeken's erfahren[1]). Abeken ist dem deutschen Publikum früher hauptsächlich aus Busch's erstem Buche und zwar nicht eben vortheilhaft bekannt gewesen; Busch hat den kleinen, ästhetisch schwärmerischen Geheimrath oft genug mit geringschätzigem Spotte bedacht. Busch ist in seiner politischen Weltansicht ganz Schüler Bismarck's, der seinem Meister überall und immer unbedingt Recht gibt; er ist daneben weltlicher und wohl auch gescheiter als Abeken, der zart gestimmte Sohn einer älteren Epoche. Und doch, wie entschieden drängt jetzt die Persönlichkeit des Verspotteten, wie sie aus seinen Briefen spricht, diejenige seines Kritikers in den Hintergrund, mit reiner und echter Vornehmheit, die bei Abeken auch die Schwächen adelt und sein mildes, ja vielleicht etwas harmloses Urtheil so einfach siegreich macht! Abeken ist inmitten des realistischen Kreises um Bismarck, ein Mensch unseres literarischen Zeitalters. Er ist Theolog, Prediger, Archäolog gewesen, ehe er (1848) Diplomat wurde, hat Bunsen und Friedrich Wilhelm IV. nahe gestanden und öffnet uns lehrreiche Blicke in ihre Empfindungswelt; er ist dann aus innerer Neigung in den politischen Beruf übergetreten und hat in ihm vierundzwanzig Jahre lang redlich und tüchtig gearbeitet, ohne jemals die geistigen, künstlerischen, religiösen Interessen zu verlieren, die seinem Herzen das Werthvollste waren. Er hat eine merkwürdige Anpassungsfähigkeit und eine unerschöpfliche Neigung zum Bewundern: Brandenburg, Radowitz, Bismarck — er rühmt sie alle, und preist Bismarck und die Königin Augusta in demselben Briefe; mit Manteuffel zusammen hat er 1850 die Reise nach Olmütz gemacht. Er sehnte die Versöhnung der Confessionen herbei; er löste sich harte Gegensätze gern auf und milderte sich alles scharfe Licht durch Vorhänge und Brillen. Höchst eigenthümlich ist da sein Verhältniß zu Bismarck. Er selber war alles Andere eher als ein Mann der selbständigen That; aber er wußte ihn, da er nun seinen Weg kreuzte, verständnißvoll zu würdigen und ihm zu dienen. Seine Ur-

[1]) Heinrich Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Aus Briefen zusammengestellt. Berlin, Mittler. 1898. (1809—1872.)

theile aus der Conflictszeit zeigen einen gesunden Sinn. Seine Leistungen müssen doch keineswegs unerheblich gewesen sein, Bismarck hätte ihn sonst nicht ein Jahrzehnt lang als täglichen Mitarbeiter beibehalten. Er hat nach Abeken's Tode im Abgeordnetenhause den Verlust, den dieser Tod ihm bedeute, nachdrücklich betont; und wenn er Busch gegenüber nur die Routine und den stets fertigen Phrasensack seines Geheimraths hervorhob, wenn er dessen persönliche Schwächen manchmal verspottete, so ist das bei der Verschiedenheit ihrer Naturen und bei Bismarck's Art kein Wunder, aber es ändert doch nichts an der Thatsache, daß er ihn brauchbar fand und ungern entbehrt hat. Abeken seinerseits folgte dem Riesenschritte seines Ministers mit einer staunenden Anerkennung und zugleich mit einer leisen und leise wachsenden Beimischung von Kritik, die bei ihm etwas Rührendes hat. Er wurde dem Könige Wilhelm auf dessen Reisen als diplomatischer Gehülfe mitgegeben und vermittelte noch in Versailles häufig den Verkehr zwischen Herrscher und Kanzler. Er sah dort alle Schwierigkeiten und Kämpfe ihres Verhältnisses aus nächster Nähe, litt unter der Gereiztheit und Schroffheit des gewaltigen Staatsmannes und schalt sich selber, wenn er einmal geneigt war, sie ihm übel zu nehmen: er fand sie inmitten einer furchtbaren Belastung mit Thätigkeit und Verantwortlichkeit begreiflich genug. Ihn selber zogen die einfacheren Naturen des Königs und Moltke's unmittelbarer an; er würdigte auch die Lage des Königs parteilos und fein. Wie in seiner Thätigkeit, so ist er in seinem vertrauten Urtheile, in den Briefen an seine Frau, voll von ausgleichendem und mildem Wohlwollen. Es ist in diesen Monaten harten, äußeren und innern Ringens im deutschen Hauptquartier ein besonders anziehender und ein wahrhaft erquickender Anblick, wie dieser feinfühlige und feingebildete Mensch durch die Gegensätze hindurchwandelt, die ihn ja — das weiß er selber recht gut — hoch überragen, und wie er seine Eindrücke innerlich durcharbeitet und für sich selber festhält: bescheiden, selbstlos und klug, und schließlich doch gerechter und deshalb objektiv richtiger als alle die Leidenschaftlichen ringsum. In Bismarck hat er längst die „eiserne Natur" erkannt, „körperlich und geistig zum Herrschen geboren". Er staunt über sein Wissen, sein Gedächtniß, seine Genialität, seine machtvolle Sicherheit im Treffen des Entscheidenden, in der Verfolgung seiner Bahnen, die ihn dann auch über Anstöße und Fehler hinweg zum endlichen Siege führt [1]). Er beklagt seine Ruhelosigkeit, seine autokratische Geschäftsführung, und würdigt doch die Heilsamkeit auch dieser unbequemen Eigenschaften; und über die Steine, die sich der Gewaltige, nach dem Zwange seiner Natur, selber in den Weg wirft, macht er tiefdringende und lehrreiche Bemerkungen [2]). Denjenigen, der historisch zu sehen bestrebt ist, wird dieser stille Beobachter aufklären und bestärken; neben dem inhaltlich bedeutenderen Tagebuche und der kräftigeren Einseitigkeit Busch's

[1]) „Es ist eine große Sache, wenn man die Kühnheit hat, sich um eigene, vergangene Fehler und Irrthümer nicht zu kümmern! Regrets kennt er, glaube ich, gar nicht." (1. Februar 1871.)

[2]) „— Menschen, die wegen ihrer Stellung oder ihres Charakters sich die Sachen nicht vom Herzen wegsprechen können. Er spricht sich die Sachen höchstens immer noch mehr ins Herz oder in den Kopf hinein." (24. Januar 1871.)

ist sein Werth groß: erst beide zusammen geben das volle Bild; aber daß Busch dasjenige, was er sah und hörte, richtig referirt hat, wird auch durch Abeken, wie durch jede Aufzeichnung und jede Erinnerung aus diesem Kriegswinter lediglich bestätigt.

Und nun hat ja seit dem Erscheinen von Busch's Tagebüchern Fürst Bismarck selber das Wort ergriffen und auch die Fragen, die Busch wieder aufgerührt hatte, seinerseits besprochen. Der Sommer und Herbst 1898 haben uns neue Briefe des Kanzlers[1]), der Winter hat uns seine „Gedanken und Erinnerungen" gebracht. Erst in ihnen natürlich erreicht die Bismarck-Literatur dieses Jahres ihren Höhepunkt.

II.

Es ist oben auf die öffentlichen Erörterungen wenigstens hingedeutet worden, die sich alsbald an das Erscheinen des Bismarck-Buches angeschlossen haben. Natürlich, daß die Parteien um den Todten kämpfen, wie einst um und wider den Lebenden. Dieser Stahl wird immer die Funken sprühen machen. Aber auch vielen Tausenden von Einzelnen ist das Buch sicherlich zu einem Erlebniß geworden. Ich habe mich bemüht, in engeren Kreisen seinem Eindrucke nachzufragen, und fand ihn überall sehr stark, im Uebrigen so verschiedenartig wie möglich. Ich bin vorsichtiger Skepsis, entschiedener Abweisung begegnet, in überwiegendem Maße allerdings einer hingerissenen Bewunderung. Bei Frauen und Männern dasselbe Gefühl: das einer packenden Gemeinschaft mit dem Gewaltigen; man durchwandert mit ihm, an seiner Hand, in seiner persönlichen Nähe dieses Leben ohne Gleichen; man genießt sein Vertrauen und gehorcht der Wucht seines Einflusses, empfindet die Leiden und Kämpfe, die er erzählt, den Zorn, der ihn noch immer erfüllt, in tiefer und dankbarer Hingebung mit ihm, und keine andere Regung kommt daneben auf. Einer so einmüthigen Stimmung urtheilsfähiger Menschen gegenüber, deren Urtheil er sonst nahe zu stehen pflegt, ist der Historiker, zumal da er den Gesammteindruck von wahrer und starker Größe mit ihnen theilt, mit seiner Art zu sehen und zu denken, mit seiner — wenn man es so nennen will — Fachkritik in unbehaglicher Lage. Ich habe der Kritik, die in mir selber sofort aufstieg, mißtraut und habe es mit Freuden begrüßt und es völlig verstanden, daß auch sachkundige Gelehrte zunächst nur das Große und Volle an Bismarck's hinterlassenem Geschenke ergriffen und dargestellt haben. Mancherlei aber an den Auslassungen, die da in die Oeffentlichkeit kamen, ist mir doch bald bedenk-

---

[1]) „Bismarck-Jahrbuch", Band VI, erste und zweite Lieferung (Göschen). — „Bismarck-Briefe". Siebente Auflage (Velhagen und Klasing: mit werthvollen neuen Familienbriefen besonders an den Bruder). — „Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck." (Cotta. Zwei Bände.) Sämmtlich herausgegeben von Horst Kohl. — Erst nach dem Abschlusse dieses Aufsatzes erhalte ich Kohl's „Wegweiser" durch die „Gedanken und Erinnerungen" (Göschen), dessen einzelne Theile ich nur aus ihrer früheren Form (im „Leipziger Tageblatte") kannte. Ich treffe im Urtheil nicht überall ganz mit dem verdienten Bismarck-Forscher, meinem verehrten Freunde, zusammen; ich meine darum nicht minder gut bismarckisch zu sein als er.

lich erschienen. Nicht ohne eine leise Verwunderung habe ich gelesen, wie ein geistreicher Fachgenosse die Denkwürdigkeiten als ein Kunstwerk feierte, in dessen Genusse man schwelge, als eine welthistorische That zugleich und als eine künstlerische Schöpfung, deren Werth Alles übertreffe, was der alte Kanzler, wenn er nach 1890 im Amte geblieben wäre, statt dieses schriftstellerischen Werkes an staatsmännischen noch hätte vollbringen können; oder wie ein Anderer, in einer durchaus nicht etwa werthlosen Würdigung, dieser wirklichen Geschichte, die hier zum ersten Male unverhüllt hervortrete, das bisher Bekannte als „die conventionelle, die Hurra-Geschichte" der Zeit gegenüberstellte. Sollte da nicht die Uebertreibung weitergehen, als wir wünschen und dulden können? Ist denn die Darstellung Bismarck's, einmal, wirklich so überraschend neu? Haben wir nicht Roon's unendlich inhaltreichen Briefwechsel, auch und gerade mit Bismarck, haben wir nicht das Tagebuch des Kronprinzen aus den Kriegsjahren, eine Fülle anderer Correspondenzen und Actenstücke, vor Allem aus Bismarck's eigenstem Kreise und von seiner eigenen Hand, die kostbaren urkundlichen Enthüllungen des Bismarck-Jahrbuchs, längst besessen? eine Menge von Aufklärungen gerade über jenen steten persönlichen Kampf, der das Werden unseres Reiches, das Dasein seiner großen Schöpfer begleitet hat? Seit vielen Jahren bereits hat Fürst Bismarck selber, in hundert weitverbreiteten, persönlichen Aeußerungen, mit stark betonter Absicht, diese Kehrseite der Ruhmeszeiten scharf beleuchtet. Kennt denn wirklich nur der Historiker bisher diesen großen, in so vielen ursprünglichen Zeugnissen längst vor uns liegenden Stoff? Und hat er nicht überdies allen Anlaß, sich dieses Stoffes jetzt, nach dem Gebote seiner Wissenschaft, lebhaft zu erinnern? Soll und muß er ihn nicht gerade verwerthen, um die neue Erzählung Bismarck's daran zu prüfen? Denn ohne Prüfung wird er doch wohl auch die gewaltigste Darstellung nicht zu lesen vermögen; ich denke, er kann auch die Denkwürdigkeiten des Mannes, der ihm als sein Heros und als sein Lehrer wie kein Anderer gilt, nicht anders lesen als mit seinem ganzen Wesen, mit der Art von Prüfung, von Kritik, die er doch nicht beliebig ablegen kann, um ihr erst dann ihr Recht zu lassen, wenn die Begeisterung das ihrige genossen hat. Wir stehen jetzt und allezeit unter der Weihe des hohen Namens, unter der Ehrfurcht, die der Genius gebietet, und suchen wahrlich keine Krittelei. Wir wollen dieses Werk betrachten, wie es uns Gewohnheit und Pflicht ist; und nicht, daß ich dies zu thun versuche, werde ich zu entschuldigen haben, sondern nur, daß ich es heute noch sehr unvollkommen zu thun vermag. Die Fragen, die Bismarck's Erzählung aufrührt, lassen sich heute noch nicht erschöpfen, ja sicherlich noch lange nicht einmal alle erkennen und aufstellen. Ich will sie, nicht in systematischer Analyse des Werkes und seiner Eigenschaften, sondern derart in das Auge fassen, daß ich den Abschnitten der Denkwürdigkeiten folge, für jede Epoche und Gruppe das Wesentliche ihres Inhaltes und seiner Auffassung davon herauszuheben und zu prüfen strebe: dabei ergeben sich die allgemeinen Eigenschaften des Buches, die allgemeinen Probleme der Persönlichkeit, des Lebensganges von selbst; und von selber schließt sich am Ausgange die Untersuchung zu einer Art vorläufiger Gesammtcharakteristik zusammen.

III.

Wir wissen leidlich gut, wie die „Gedanken und Erinnerungen" entstanden sind. Schon als er 1877 an seinen Rücktritt dachte, plante Bismarck für die Zeit der Ruhe Memoiren, und Lothar Bucher sollte ihm dabei behülflich sein. 1890 ist beides zur That geworden. Mitgewirkt hat dabei die treibende geschäftliche Anregung des Verlegers Kröner (Cotta). Bucher hat sich alsbald an die Ordnung der Briefe im fürstlichen Archive gemacht. Dann hat der Fürst seinem alten Vertrauten seine Erinnerungen dictirt; wir können aus Bucher's brieflichen und mündlichen Mittheilungen an Busch (October, December 1890) ziemlich gut verfolgen, wie das geschah. Die Dictate — Bucher stenographirte sie — beständen, so schildert er, aus lauter Bruchstücken; die Erzählung springe und breche oft beim Wichtigsten ab, so neulich bei den Beziehungen Bismarck's zu Napoleon vor 1870; er habe den Faden fallen lassen und ihn nicht wieder aufnehmen wollen. Er denke bei der Vergangenheit allzu viel an die Gegenwart, die er lehrend zu beeinflussen wünsche, und auf deren Verhältnisse er im Grunde die Geschichte nur einstelle. Im März 1891 heißt es, die Dictate seien zahlreich, aber sie enthielten Wiederholungen und innerhalb dieser abweichende Versionen. Bismarck selber sprach damals zu Busch von dem Werke ohne rechte Zuversicht. Bucher ließ den Freund in das Manuscript hinein sehen, nach Busch's Notizen scheint es, als wenn gewisse Theile bereits damals dem uns heute vorliegenden Texte fast entsprochen haben, während Anderes noch nicht in die Form gebracht war. Im September desselben Jahres schilderte ein Brief Bucher's, wie er die Dictatenmassen zerschneide und dann von Neuem zu Mosaiken, zu Capiteln, deren vierzehn fertig geworden seien, zusammenfüge, und klagte über die chronologischen Fehler und über die Unlust des Fürsten, mit denen er zu kämpfen habe. Und diese Klagen mehren sich Anfang 1892; weder das Gedächtniß noch das Interesse des Fürsten findet sein Mitarbeiter ausreichend, er wirft ihm vor, Thatsachen — wie etwa die der Vorgeschichte des französischen Krieges — zu verschieben, Mißerfolge — wie den Culturkampf — von sich abzuwälzen u. s. f. Er und Busch kommen in dem Urtheile überein, der Mann, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte gemacht habe, verstehe es nicht, sie zu erzählen.

All' das hat Bucher kurz vor seinem Tode — er starb am 12. October 1892 — geäußert, ein kranker und, wie ihn Bismarck schon vor einem Jahrzehnt charakterisirt hatte, ein übellauniger und verbitterter Mann. Niemand wird diese Urtheile einfach hinnehmen. Man wird daran denken, wie unbehaglich die Thätigkeit Bucher's naturgemäß war; denn er, der Mann der Feder, stellte an das Buch von vornherein hohe und absolute Forderungen, wie sie Bismarck, dem die literarische Arbeit im besten Falle ein Nebenwerk war und wenig am Herzen lag, gar nicht daran dachte zu theilen oder zu erfüllen. Bismarck wollte ja keine wirkliche Geschichte schreiben; was Bucher gelegentlich tadelte, das eben vor Allem wollte er: seine Gegenwart praktisch belehren; die Benennung des Werkes als „Gedanken und Erinnerungen" geht auf einen Hinweis Bucher's zurück, aber sie drückt genau das aus, was Bismarck

geben wollte; Bucher hätte nichts Anderes von ihm verlangen und sich nicht beschweren dürfen. Und welches Buch schließlich kommt ohne Klagen und Unzufriedenheiten zur Welt? Wir ziehen von Bucher's Bitterkeiten ein gutes Stück ab; übergehen aber können wir sie nicht, schon weil so Manches, was an dem fertigen Buche überrascht, Einzelnes und Allgemeines, doch deutlich auf diese seine Anfangszeiten zurückweist, von denen wir nirgends so viel Anschauung gewinnen wie in den Bucher'schen Ergüssen. Sein Antheil an der ersten Form der „Gedanken und Erinnerungen" ist darnach sehr bedeutend, er betrifft die Zurechtlegung und Verwerthung des in Friedrichsruh vorhandenen urkundlichen Materials, die Niederschrift, Ordnung, Verbesserung des Textes; aber auf den Kern des Inhaltes erstreckt er sich nirgends, und auch die Worte stammen, wenn auch nicht ohne Rest, von Bismarck selbst. Die Unlust des Fürsten muß doch geringer gewesen sein, als Bucher sie darstellt, oder sie hat wenigstens später nachgelassen. Wir erfahren durch Kohl, daß der erlauchte Verfasser sein Buch zu wiederholten Malen durchcorrigirt und stark ergänzt hat; daß 1893 der Text zum ersten Male gedruckt worden ist, und daß die Fahnen als neues Manuscript gedient und noch mancherlei Aenderungen, Berichtigungen, persönliche Milderungen und zugleich mancherlei Vervollständigung durch politische Reflexionen erfahren haben. Andere, insbesondere Kohl selbst, haben noch geholfen, äußerliche Ungenauigkeiten zu beseitigen; die Nacharbeit Bismarck's hat sich, freilich wohl in abgeschwächter Gestalt, bis in seine letzten Jahre hinein gezogen. Aber die breiten Lücken, die bei Bucher's Tode noch offen standen, sind, so hören wir, nicht mehr ausgefüllt worden; man darf wohl vermuthen, daß die Fortsetzung des Werkes, wenn sie existirt, auf die in den zwei vorliegenden Bänden behandelten Zeiten nicht zurückkommt. Als einen Torso hat der greise Staatsmann sein Erinnerungsbuch hinterlassen; über die Veröffentlichung scheint er selber nichts mehr bestimmt zu haben.

Was uns jetzt vorliegt, gibt sich natürlicherweise als einheitlichen Text. Kohl spricht von Spuren zwei-, drei-, vierfacher Redaction an manchen Capiteln; von dem Facsimile einer eigenhändigen Niederschrift, das dem zweiten Bande beigefügt ist, weicht die gedruckte Fassung (I, 11) durch leise Verbesserungen und Zuspitzungen des Ausdrucks ab. Gelegentlich meint man zu spüren, wo das Dictat aufhört und der eigenhändige Nachtrag einsetzt, und gern wüßte man oft genug, wie sich die Redactionen scheiden. Das bloße Stilgefühl kann, zumal da ja auch der Bucher'sche Text Bismarck'schen Ursprunges ist, gar leicht trügen; hoffentlich gibt uns Kohl einmal von der Zusammensetzung, der Schichtung des Manuscriptes eine genaue kritische Nachricht und spart so den künftigen Historikern und Philologen Mühe und Ruhm einer doch immer ungewissen Zergliederungsarbeit.

Der schriftstellerische Eindruck entspricht noch heute bei der Mehrzahl der Capitel der Entstehungsweise, wie sie die verstimmten Schilderungen Lothar Bucher's berichten. Einige Capitel sind aus einem Gusse; es sind diejenigen, in denen eine größere Entwicklung in knappem Rückblicke zusammengefaßt, ein allgemeiner politischer Gedanke zur inneren Politik (Dynastien und

Stämme) oder zur äußeren (Rußland und Oesterreich) lehrend dargelegt, eine Persönlichkeit wie der alte Kaiser geschildert, eine Episode wie der 1863er Zusammenstoß mit dem Kronprinzen actenmäßig erzählt wird. Die übrigen aber sind „Mosaikwerk". Sie fassen je unter einem Gesammttitel verschiedenartige Stücke zusammen, die nicht immer dem Titel entsprechen. Man sieht manchmal, der Fürst hat sein Dictat an ein Actenstück oder mehrere, die er gerade besaß, angeknüpft; dieses ist der Kern geblieben, Anderes wird um ihn herum gruppirt. Auch die Lesung neuer Bücher, wie des Haym'schen Duncker, gibt ihm wohl einmal die Anregung. Da kommen denn Lücken, Sprünge, Wiederholungen reichlich vor; gelegentlich Einschübe, die in den Zusammenhang nicht passen; manches Capitel behält den Charakter des Splitterhaften. Das ganze Werk ist eben nicht literarisch gemeint; wie „ein natürlich gewachsener Wald, nicht wie ein wohlcomponirter Park" ist es zu Stande gekommen, und sicher kann man sagen, daß es an Ursprünglichkeit gewinnt, was es an künstlerischer Einheit vermissen läßt. Auch der Reiz der Darstellung ist sehr verschiedenartig. Gesucht wird er, nach Bismarck's Art, überhaupt nicht, und manchmal fehlt er in der That. Selten erreicht er die Höhe der früheren Kundgebungen Bismarck's in Rede und Schrift. Darum bleibt doch die Form auch der Denkwürdigkeiten echt Bismarckisch, in der sachlichen Wucht, der Einfachheit und Plastik der Sprache, die so oft an die Actensprache des Geschäftsmannes anklingt und doch immer ihren eigenen, natürlich-großen Stil besitzt; in der Prägung von Epigrammen, der Schärfung von Pointen, die man nie wieder vergißt[1]); in der Fülle der erlebten und angeschauten Bilder, die auch hier oft genug überraschen. Es sind plaudernde Schilderungen von hinreißender leichter Grazie eingestreut, wie etwa die vom französischen, auch die vom russischen Hofe. Es sind manchmal mit knappen Strichen machtvolle Bilder entworfen; wer sähe nicht den König und seinen Minister auf jener Fahrt zwischen Jüterbogk und Berlin, oder im Schlosse zu Nikolsburg leibhaftig vor seinen Augen? Ueberrascht ist man dann wieder, wie der dramatisch inhaltreichste aller Auftritte, den Bismarck zu erwähnen hat, das Babelsberger Gespräch vom 22. September 1862, ohne jeglichen Aufwand dramatischer, geschweige denn pathetischer Schilderung beschrieben wird. Es sind Menschen gezeichnet, mit wenigen Zügen, mit unübertrefflicher Kunst schneidender Charakteristik, die mit zwei, drei anschaulichen Einzelheiten das ganze Wesen einer Person lebendig hinstellt: natürlich dann nicht ohne die Absicht, zuzuspitzen, zu carrikiren; man erinnere sich der blutig sarkastischen Weise, wie Harry von Arnim (2, 162) eingeführt wird. Da gibt sofort das erste Detail den Grundton für ein ganzes Capitel an. Und wie mächtig weiß Bismarck solche leitende Klänge anzuschlagen; wie wundervoll beherrschen die wenigen Sätze über Wilhelm's I. letzte Krankheit die ganze Charakteristik, an deren Eingange sie stehen! Der unbewußte Künstler in Otto von Bismarck hat auch in diesem Buche seines Greisenalters noch seinen Reichthum entfaltet;

[1]) — „Man nannte das später ‚moralische' Eroberungen; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten." (I, 77.)

auch künstlerisch wirkt er nach seiner Art da am meisten, wo er die Dinge berührt, die ihm sachlich die wichtigsten sind: wo er den Inhalt seiner weitesten politischen Gedanken oder seiner tiefsten persönlichen Stimmungen in majestätischen Betrachtungen ausströmen läßt, da hat auch Ausdruck und Klang die volle Monumentalität seiner größten Tage. Am vollsten wirken ihrer Form nach allerdings die eingefügten Schriftstücke aus der früheren Zeit; niemals hat Bismarck etwas Schöneres geschrieben als die Erzählung seines prophetischen Traumes von 1863, wie sie der Brief an Kaiser Wilhelm (18. Dec. 1881; II, 194) faßt; und man darf anmerken, daß die an sich vielleicht allzu häufige Einfügung dieser Stücke von den 40er Jahren ab den Denkwürdigkeiten zugleich den Werth eines Spiegels gibt, in dem alle Gestalten ihres Verfassers aus einem halben Jahrhunderte in Proben seiner jeweiligen Sprache vor uns hintreten. Auch der alte Bismarck von 1891, nicht mehr so überwältigend wie der der Briefe, Denkschriften und Reden, die wir kennen, ist eben doch immer noch er selbst. Und wenn ich die Bezeichnung als Kunstwerk für das Ganze der „Gedanken und Erinnerungen" und für die meisten seiner Einzelcapitel durchaus ablehnen muß, so bleiben sie auch literarisch, trotz aller Unvollkommenheit und gerade in der Eigenart ihres Zustandes, ein kostbarer Besitz: schon aus allen äußeren Gründen hat unsere Literatur Anlaß, denen, die uns diesen Besitz übermittelt haben, zu danken.

Mich geht vor Allem die Charakteristik und Prüfung des Sachlichen, des historischen Inhalts an. Zunächst: wie steht es da mit der stofflichen Zuverlässigkeit? Memoiren pflegen in erster Reihe auf dem Gedächtnisse des Verfassers zu beruhen. Hier nur ein Hinweis auf diese Fragen einer so zu sagen niederen Kritik: sie können in diesem Aufsatze nur gestreift werden. Bismarck hat sich, wo immer er konnte, an die Acten, die er zur Hand hatte, angelehnt; aber sie reichten nicht aus, auch bei ihm mußte die Erinnerung wesentlich nachhelfen, und daß sie irren könne, gab er ausdrücklich zu. Auch Bucher hat, nach Busch's Zeugniß, die volle Sicherheit von Bismarck's Gedächtniß angezweifelt; Kohl dagegen hat sie wiederholt auf das Stärkste behauptet. Er glaubt sie in besonders schlagender, ja verblüffender Weise zu erhärten durch die Nebeneinanderstellung des 1862 in einem Briefe erstatteten Berichtes über eine Audienz bei Napoleon III. und des Berichtes der Denkwürdigkeiten über diese Audienz; die beiden Texte, beide ziemlich ausführlich, stimmen, bei leichten Abweichungen, doch im Sinne und in der Satzfolge völlig und auch im besonderen Ausdrucke oft bis in das Feinste hinab mit einander überein. Kohl versichert, Bismarck habe seine Erzählung, dreißig Jahre nach dem Ereignisse, ohne schriftlichen Anhalt, in dieser erstaunlichen wörtlichen Sicherheit „frei aus dem Gedächtniß" zu Papiere gebracht. Ist das der Fall, so ist es überaus merkwürdig; auch ein höchst charakteristisches Detail, wie es für Bismarck diese Unterredung war, haftet über eine so lange und so unendlich bewegte Zeit hinweg schwer in solchem Wortlaute selbst in dem schärfsten Gedächtnisse; es wäre ein Erinnerungsvermögen, das über alles Menschliche hinauszugehen schiene. Ich habe für Kohl's Behauptung bei Vielen, die sie gelesen hatten, den überall gleich entschiedenen Unglauben

gefunden; ich will kein absolutes Urtheil wagen, aber sie positiv anzunehmen vermag auch ich nicht. Es möge mir erlaubt sein, einen anderen Fall hier aufzuführen, den man, so wenig bedeutsam er an sich ist, bei der Unsicherheit dieser Dinge doch vielleicht als ein Controlmittel verwerthen kann.

Am 27. November 1870, so erzählt Bismarck (II, 117), ist Graf Holnstein, der als Vertrauensmann König Ludwig's von Bayern in Versailles weilte, auf die Bitte des Kanzlers in kritischer Stunde zu seinem Herrn nach Hohenschwangau gereist, um mit Hülfe eines Bismarck'schen Schreibens an seinen König diesen zu veranlassen, daß er bei Wilhelm I. und bei den deutschen Souveränen den Antrag auf Uebernahme des Kaisertitels durch das preußische Bundespräsidium stelle. Jenen Brief an Ludwig von Bayern schrieb der Kanzler, „um die Beförderung nicht zu verzögern, sofort an einem abgedeckten Eßtische auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte." Den Inhalt des Briefes hat die Darlegung gebildet, das bayrische Selbstgefühl könne sich wohl mit der Führung der Präsidialrechte durch den deutschen Kaiser, nicht aber mit der durch den preußischen König befreunden: dieser sei den Bayern doch nur der Nachbar, jener würde ihnen der Landsmann sein. „Dieser Hauptlinie meiner Argumentation hatte ich noch persönliche Argumente hinzugefügt, in Erinnerung an das besondere Wohlwollen, welches die bayrische Dynastie zu der Zeit, wo sie in der Mark Brandenburg regierte, während mehr als einer Generation meinen Vorfahren bethätigt habe. Ich hielt dies argumentum ad hominem einem Monarchen von der Richtung des Königs gegenüber für nützlich, glaube aber, daß die politische und dynastische Würdigung des Unterschieds zwischen kaiserlich deutschen und königlich preußischen Präsidialrechten entscheidend ins Gewicht gefallen ist."

Das kann man doch nur so verstehen, daß jener Brief Bismarck's sowohl die sachlichen politischen Argumente, wie die persönliche legitimistische Betheuerung an Ludwig II. in sich enthalten hat. Nun ist aber das Concept des Briefes erhalten und im ersten Bande (S. 353) abgedruckt. Es fällt schon auf, daß für das rasch und einigermaßen formlos hingeworfene Schreiben „auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte" ein durchaus formvolles Concept, mitsammt allen Curialien in der Ueberschrift, vorhanden ist. Aber es ist ja denkbar, daß der Kanzler nur die Reinschrift in äußerster Eile bewerkstelligt hätte? Das Concept hat im Uebrigen den politischen Inhalt, den Bismarck's Referat ihm zuweist: der Kaisertitel ist ein Erforderniß der Rücksicht auf die deutschen Fürsten und Stämme. Nur führt Bismarck in jenem Referate, nach dem Gedächtnisse, diesen Inhalt zugleich breiter und schärfer aus als in dem Concepte; er entwickelt in dem Referate seine volle Meinung, die das Concept nur mehr andeutet. Ferner enthält das Concept eine Versicherung lebhafter Dankbarkeit und Ergebenheit des Kanzlers gegen den König, dessen nationale Verdienste warm gerühmt werden. Die Anspielung auf das uralte Verhältniß der Bismarck zu den Wittelsbachern aber, das argumentum ad hominem, fehlt. Kohl hat wohl daraus den Schluß gezogen, den er in einer Anmerkung ausspricht: die Reinschrift scheine noch Zusätze bekommen zu haben. Nun besitzen wir aber die Reinschrift. Frau

Louise von Kobell-Eisenhart hat sie, aus dem Originale Bismarck's, das ihr Mann von König Ludwig als Geschenk erhalten habe, in der „Deutschen Revue" (Januar 1899, Seite 33) veröffentlicht. Und in der That zeigt sie Abweichungen von dem Entwurfe. Die Sätze über die Kaiserfrage sind etwas weiter ausgeführt, Ludwig's Interesse daran, daß er als Erster handle, ist noch ausdrücklich betont. Aber jenes Wittelsbacher Argument fehlt auch hier. Wie ist das nun zu erklären? Es handelt sich ja doch um Dinge von großer sachlicher Tragweite, und innerhalb deren um eine überaus charakteristische Einzelheit: Fürst Bismarck hatte sie wohl auch früher schon, im Gespräche, erwähnt, er legte Gewicht auf sie. Ich weiß nicht, ob meine Schlußfolgerungen doch etwa einen Irrthum enthalten; wenn nicht, so liegt in dem Berichte der Denkwürdigkeiten (II, 117) ein Irrthum vor, den man versuchen müßte zu erklären (sollte etwa ein noch zuletzt eilig hingeworfener zweiter Beibrief das argumentum ad hominem gebracht haben? schwerlich! oder ein früherer Brief an den König?) — der aber immerhin ein Irrthum bliebe und vor einer zu wörtlichen Annahme Bismarck'scher Erzählungen ein für alle Male warnen müßte. Wir haben es hier mit der Wiedergabe eines Schriftstückes aus der Erinnerung zu thun; auch in dem Theile, für den sie inhaltlich im Ganzen zutrifft, verändert sie, wie ich anführte, den Klang doch nicht unerheblich; es ist eine Paraphrase, ja eine Weiterbildung. Ebenso ist die gleich darauf folgende Wiedergabe des Briefes Ludwig's II. an König Wilhelm immerhin derart, daß sie, wenn man nicht den Wortlaut dieses Briefes selber heranzieht, den Leser doch wohl zu einer nicht ganz richtigen Anschauung von diesem Wortlaute veranlaßt [1]). Man wird also doch gut thun, solche Angaben über Actenstücke, die dem Verfasser der Denkwürdigkeiten nicht vorlagen und dem Leser nicht vorliegen, mit einiger Vorsicht zu benutzen. Natürlich! die Hauptabsicht eines Schriftstückes bleibt dem Darsteller in der Erinnerung, die Einzelheiten verschieben sich allzu leicht, und selbst die Färbung des Ganzen kann doch Veränderungen erfahren, die für den Historiker nicht unwichtig sind. Die große Denkschrift aus Nikolsburg (II, 43) war dem Fürsten in Friedrichsruh offenbar nicht zur Hand; das Referat, das er von seiner Unterredung mit dem Könige gibt, und das ja wohl die Denkschrift ersetzen soll, möchte ich nicht einfach in Allem für sicher hinnehmen. Ebenso die lebendige, in directer Rede und Gegenrede auftretende Erzählung von dem 1859er Gespräche Bismarck's mit dem Prinzregenten (I, 203, 210). Vorläufige Zweifel der Art hat mir ein Fachgenosse auch gegenüber den Gesprächen aus der Zeit des Krimkrieges mitgetheilt, bei deren chronologischer Einordnung sich Schwierigkeiten ergäben, die erst noch nachzuprüfen seien. Nicht ganz zutreffend sind auch die „Beiträge" zur Geschichte des 19. März 1848 (I, 29), obwohl sich Bismarck hier in stiller Polemik, also berichtigend, auf die veröffentlichten Darstellungen Anderer bezieht. An der Legende, daß Graf Brandenburg am Kummer über Preußens Demüthigung gestorben sei, hält er (I, 66, 279) fest.

[1]) Vergl. Band II, S. 119 mit Hahn, „Fürst Bismarck", Band II, S. 264.

Gewiß sind das Kleinigkeiten, und ich denke gar nicht daran, sie aufzubauschen oder etwa einen Vorwurf aus ihnen abzuleiten. Sie werden sich mit der Zeit, bei eindringenderer Einzelforschung, zweifellos noch stark vermehren, ich selbst habe in diesem Aufsatze später gelegentlich wieder zu den Werkzeugen dieser technischen Einzelkritik zu greifen, wo es die Sache verlangt; hier sei es mit den wenigen Beispielen oder Andeutungen, die ich gegeben habe, genug. Das Eine aber ist daraus zu folgern, und nur darauf kam es hier an: es erweist sich, was ohnehin selbstverständlich sein mag, aber doch zugleich erwiesen sein will, daß auch dieses Buch stofflich auf dem persönlichen und deshalb mehr oder weniger schwankenden Grunde steht, wie alle anderen Erinnerungen auch; man darf diese natürlichen Bedingungen der Darstellung nie aus dem Auge verlieren, und nicht einfach als Thatsachen das hinnehmen, was doch zunächst nur Aussagen eines gewichtigen Zeugen über Thatsachen sind. —

Aber es ist Zeit, uns den großen Zügen des Inhalts zuzuwenden. Zuerst: was verkündet uns Fürst Bismarck von dem Boden, in dem er wurzelt, von den Entwicklungszeiten und -quellen, die für einen Menschen maßgebend zu bleiben pflegen: von seiner Jugend und deren Mächten?

IV.

Wie Vieles möchten wir aus Bismarck's Kindheit und Jugend erfahren! Für wie Vieles am Wesen des Mannes würden wir dort den Schlüssel suchen! Da zeigen es gleich die ersten Seiten seines Buches: eine Selbstbiographie im innerlichen Sinne ist es nicht und will es nicht sein.

Es wird einmal eine Aufgabe für sich sein, die sich nicht im Vorübergehen lösen läßt, die „Gedanken und Erinnerungen" mit den berühmten Memoiren der Weltliteratur zu vergleichen, und durch die Bestimmung von Aehnlichkeiten und Abweichungen das Typische und das Besondere an ihnen hervortreten zu lassen. Wir denken unwillkürlich zuerst an die beiden großen Vorgänger Bismarck's in unserer Geschichte, die ja auch beide ihr eigenes Leben beschrieben haben, an Goethe und Friedrich II. Sachlich am nächsten würden die Denkwürdigkeiten der Staatsmänner liegen, sicherlich in erster Reihe König Friedrich's; aber auch Cäsar's, Richelieu's, Napoleon's I., Metternich's, Boyen's, Guizot's, Beust's — ich nenne nur diese Namen, die schon eine Fülle von Verschiedenheiten und von Anregungen bedeuten würden; zweifellos aber würden auch Goethe und die Seinen herbei zu ziehen sein. Von der eigenen Person gehen ja, wie verschiedenartig immer, doch zuletzt Alle aus; das thut auch Bismarck. Aber — das ist der alles Andere beherrschende Eindruck — er thut es ohne einen Hauch von Eitelkeit, von Selbstbespiegelung und Selbstruhm; seine ganze ungewollte, elementare Größe wird schon durch diese eine Thatsache bezeichnet, sie hebt sein Buch, nach der Kraft des Charakters, auf einen Gipfel aller Memoirenliteratur empor. Von sich redet er überall, aber immer nur unter dem Gesichtspunkte seines Wirkens, seines Werkes, seines Kampfes. Um seiner selbst willen betrachtet er sich nirgends; seine Persönlichkeit — was ja doch, wie so manches Beispiel erweist, auch

ohne Eitelkeit möglich wäre — durch Selbstbeobachtung in ihrer Entwicklung zu erfassen und zu begleiten, sie als ein wissenschaftliches Object, wissenschaftlich-künstlerisch, gleichzeitig von innen und von außen her zu betrachten, reflectirend und analysirend: das liegt ihm ganz fern. Daß er das innere „Werden des Genius" darstellen könnte — ihm wäre solches Bestreben sicherlich doch als eine schnöde Eitelkeit und zudem als eine unfruchtbare Spintisirerei erschienen; der Gedanke lag außerhalb seiner Welt. Er war nicht Goethe. Der Historiker mag wünschen, Bismarck hätte seiner Darstellung noch andere Ziele gesetzt; aber er wird selbstverständlich anerkennen, daß Bismarck im höchsten Sinne Recht hatte, seine Gesichtspunkte, so wie sie ihm natürlich waren, in seiner großartigen Wahrheit einzuhalten: ja, daß er gar nicht anders konnte. Er trat an den Gegenstand naturgemäß mit anderen Absichten heran als wir: sie werden uns alsbald genauer sichtbar werden. Für uns ergeben sich daraus freilich Lücken, die auch wir nicht umhin können als solche zu bezeichnen; wir stellen nothgedrungener Weise Fragen, auf die Bismarck nicht antworten wollte oder nicht so geantwortet hat, wie wir es wünschen müssen.

Kaum irgend wo sonst hat er so viele Mittheilungen, die nur seine Person betreffen, gemacht wie in dem Eingangscapitel, für die Zeit vor 1848. Es handelt sich um seine Lehrjahre im Staatsdienste, aus dem er so früh ausgeschieden ist; er spricht von den unerfreulichen Eindrücken, die er dort empfangen habe, und erläutert sie an Einzelheiten: er berührt dabei die Wandlung seiner staatlichen Anschauungen zwischen 1832 und 1848. Es handelt sich um Mächte, unter deren Einflusse sein gesammtes Leben geblieben ist. Wir suchen die Welt, innerhalb deren er geboren und herangewachsen ist, die Heimath seiner Natur, seiner ganzen Art. Es ist diese altpreußische Welt, die Güter seiner Eltern, das Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre. Ich habe in einem früher angeführten Aufsatze vor Kurzem die Gegensätze dieser Welt, insofern sie für Bismarck entscheidend wurden, charakterisirt: das alte Königthum, das noch an der Spitze stand, obwohl es seine unbedingte Fridericianische Selbstherrlichkeit bereits verloren hatte, sie bereits unmittelbar mit dem Beamtenthume hatte theilen müssen, während es überdies die neuen Ansprüche der socialen Gruppen im Lande neben sich aufstreben sah: den Adel, der sich nach einstiger Gegenwehr gegen dieses Königthum ihm längst unterworfen und angeschlossen hatte und jetzt in Heer und Verwaltung dienend und dadurch mitherrschend neben ihm stand, königstreu, der Autorität ergeben, selber eine Verkörperung festgefügter Autorität, aber zugleich allmählich wieder zu eigenen Standesbestrebungen übergehend: gerade die Bewußtesten und Tüchtigsten unter den Edelleuten wollen directe politische Macht für ihren Stand, ständische Gewalt zur Seite der befreundeten Krongewalt. Und neben König und Adel das emporbrängende Bürgerthum, der vornehmliche sociale Träger des neuen Persönlichkeitsglaubens und der politischen Freiheitsideale des Jahrhunderts, der zukunftsreiche Träger zugleich der wirthschaftlichen Erhebung, sowie der geistigen Bildung und ihrer Ansprüche; politisch damals erst im Erwachen, im langsamen Uebergange zu eigenen positiven

Forderungen, schon aber voll von kritischem Geiste, von wachsender Opposition gegen das alte königliche System. Beide, Adel und Bürgerthum, ständisch der eine, liberal das andere, konnten sich als die Erben Friedrich's des Großen fühlen; der conservative Adel trug die straffe Autorität der alten Monarchie weiter, der Liberalismus deren modern-staatlichen Zug, dem das alte Ständethum ja erlegen war, den Zug der staatlichen Einheit und zugleich der Aufklärung. Der Liberalismus wandte sich gegen den König, insofern er ihm die Alleinherrschaft entwinden, den modernen Staat durch die Einfügung der Volksvertretung weiter bilden, dessen souveräne Macht so mit der Krone theilen und in ihm der Freiheit des Einzelnen ihr Recht schaffen wollte. Der Adel, so weit er ständische Bestrebungen hegte, war der Einheit des Königsstaates schärfer als das Bürgerthum entgegen gesetzt, drängte im Grunde, wenn er sein Ideal ernst nahm, zu der landschaftlichen Zersplitterung der vorköniglichen Zeiten zurück, wollte die straffe Staatsgewalt des juristischen Beamtenthums wieder zersetzen und stellte dem Königthum das ständische Selbstbewußtsein, den alten persönlichen Stolz und Trotz des Edelmannes gegenüber, der in seinem Kreise der Herr ist. Er war in gewissem Sinne dem preußischen Staate, wie ihn die Hohenzollern ausgestaltet hatten, dem Grundsatz nach fremder und feindlicher als die centralistischeren Liberalen, aber freilich in der Wirklichkeit, trotz mancher Vorbehalte und mancher Selbständigkeitsregung, war er doch königlicher als sie — das herkömmliche Bündniß zwischen Krone und Adel war stärker als ihre inneren Abweichungen, und die gemeinsame Gegnerschaft gegen den Zeitgeist wies sie doch auf einander an. Allerdings war der neue Geist wohl auch in die Schlösser des Junkerthums eingedrungen und rang dort mit dem eingeborenen Standesinteresse; im Ganzen aber bildete diese Landaristokratie des Ostens doch eine Welt für sich, in welcher die liberale Aufklärung von der historischen Eigenart des Standes überwogen wurde.

Wohin gehörte nun innerhalb dieser Gegensätze Otto von Bismarck? Er erzählt uns, daß der auflösende Geist seiner Jugendtage, politische wie religiöse Kritik, auch ihn ergriffen habe; daß sich der politischen Kritik, dem eigentlichen modernen Liberalismus in ihm die ererbte Königstreue entgegenstemmte, die jenen Geist dann auch bezwang; daß diejenige Opposition, die in ihm mächtig blieb oder wurde, vielmehr die des Edelmannes gegen die Büreaukratie, der Drang des Gutsbesitzers nach Behauptung seiner Selbständigkeit gegen den Staat, also eine „ständisch-liberale" Gesinnung gewesen sei. Alle diese Angaben sind äußerst werthvoll und zweifellos richtig. Wir bedauern nur, daß sie nicht reicher sind. Wir hören von dem Pantheismus, mit dem der Siebzehnjährige die Schule verlassen habe; wie sich aber der religiöse Proceß in Bismarck weiter vollzogen hat, davon verlautet nichts; von inneren Erschütterungen oder wenigstens Bedrängnissen, von Zeiten der Schwermuth, von denen ein Gerücht zu künden weiß, und auf die auch mehr als eine Stelle in Bismarck's vertrautesten Briefen zurückweist, wird uns in den Denkwürdigkeiten nichts gesagt. Dafür sind wir ganz auf andere Quellen angewiesen, und diese fließen bisher spärlich; werden wir je etwas Sicheres

und Ausreichendes über diese innersten Entwicklungen erfahren? Der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen" faßt nur seine politischen Wandlungen einigermaßen nah in das Auge: den politischen Klang des ganzen Werkes schlagen gleich die ersten Sätze charakteristisch an. Und da unternimmt er es dann freilich, gerade das Wichtigste, sein Verhältniß zum Adel und zur Monarchie, ausdrücklich zu definiren.

V.

Seine innere Zugehörigkeit zum Adel erscheint ihm nicht sehr stark. Seine Eltern seien eher liberal gewesen, in Standesvorurtheilen sei er nicht aufgewachsen, erst die Adelsfeindschaft der 48er Revolution habe ihn veranlaßt, seiner Unterschrift das „von" vorzusetzen; und später habe er niemals Junkerpolitik, niemals Standespolitik, sondern immer nur Staatspolitik getrieben. All' dies ist wahr, und dennoch rückt es seine historische Stellung im Einzelnen und im Ganzen nicht in das richtige Licht. Die Zeugnisse, die wir bisher aus den dreißiger und vierziger Jahren besitzen, zeigen uns sehr klar, daß Otto von Bismarck keineswegs ein Krautjunker gewesen ist: er hat im Staatsdienste mehr gelernt und geleistet, als man aus den „Erinnerungen" schließen würde, und hat in wiederholten weiten Reisen die europäische, insbesondere die westeuropäische Welt mit sehr offenem Blicke kennen gelernt; er erscheint dennoch mit seinem Geburtsstande in einem festeren und unbedingteren Zusammenhange, als die völlig correcten, aber doch etwas verblaßten Angaben des Buches ahnen lassen. Er arbeitet schon 1846 an der Erhaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die er nicht an die königlichen Richter übergehen zu lassen wünscht. Er ist sich in den folgenden Jahren lediglich consequent geblieben, wenn er seit dem Vereinigten Landtage die aristokratisch-monarchische Staatsanschauung in den Parlamenten so lebhaft und so grundsätzlich vertheidigte, wenn er sich bereits im December 1847 für die Begründung einer ständischen Zeitung bemühte, die dann 1848 in der „Kreuzzeitung" zu Stande gekommen ist, wenn er im Revolutionsjahre das Interesse des Landes und des Gutsbesitzes dem der Stadt in aller Form entgegenhielt. Auf Seiten, ja fast an der Spitze des Junkerthums hat er vor Aller Augen, mindestens bis 1851, gestanden. Und wer sein ganzes Dasein in das Auge faßt, wird doch, trotz der Denkwürdigkeiten, bei dem alten Satze bleiben, daß der Landedelmann in Bismarck stark, ja entscheidend geblieben ist bis zuletzt. Hier sind die Wurzeln seines Verhältnisses zum Staate und zum Könige; er ist der Angehörige jenes ständisch und doch königlich gesinnten Adels, von dem ich sprach; der Landedelmann blieb er in seinem steten Kriege mit der Büreaukratie, mit den „Geheimräthen", und aus dem heimischen Boden, den er bebaute und beherrschte, quoll all' seine elementare Frische lebenslang empor. Seine Beziehungen zu allen übrigen Classen seines Volkes, der Zug zum patriarchalischen Regimente, der noch die sociale Politik seines letzten Kanzlerjahrzehntes erfüllt — Alles weist hierhin zurück. Und seine wirthschaftliche, agrarische Politik ist gewiß in erster Linie vom staatlichen Interesse ausgegangen; ohne Einfluß aber, ob nun bewußten oder unbewußten, ist doch auch auf sie Bismarck's natürliche Stellung

schwerlich geblieben. Er war unendlich mehr als bloß Angehöriger seines Standes, auch davon haben wir noch zu reden; aber zugleich gehörte er dem Stande zu, in weit vollerem Maße, als er selber es zugibt. Daß er sich persönlich, in socialer und gesellschaftlicher Rücksicht, stets als Edelmann zu empfinden fortfuhr, dafür enthalten auch die Memoiren (II, 148, 155) unbeabsichtigte Zeugnisse. Wenn er trotzdem den Einfluß der Geburt auf seine Gesammthaltung als Politiker niedriger schätzte, als wir es müssen, so suche ich den Beweggrund dazu nicht so sehr in irgend welchem apologetischen Bestreben, als in der oben bezeichneten natürlichen Verschiedenheit seiner Betrachtungsweise von der unseren. Er zergliedert eben nicht seinen historischen Charakter als Ganzes, er erkennt nicht, in geschichtsphilosophischer Reflexion, als dessen Grundzug den adligen; er weiß vielmehr, wie Vieles von den Anschauungen seiner Standesgenossen er im Lauf seiner Entwicklung abgestreift, wie er dann von 1868 ab und zumal in den siebziger Jahren mit ihnen politisch gebrochen hat — diese praktischen politischen Einzelthatsachen stehen ihm im Vordergrunde seines Bewußtseins und drängen andere Dinge weit zurück, und so formulirt er sein Urtheil.

Die andere Seite derselben Grundfrage ist es, wie er von Anfang an zum preußischen Königthum gestanden habe. Wieder trifft die Antwort seiner „Erinnerungen" zu: er ist schon vor 1847 königlich, aber zugleich ständisch, er ist schon damals keineswegs absolutistisch gesinnt gewesen. Er knüpft an diese Aussage (I, 15) eine Ausführung über die Nachtheile, die Ergänzungsbedürftigkeit der unumschränkten Autorität. Diese Ausführung freilich athmet den Geist seiner Reden aus dem Sommer 1892; sie sucht, nach seiner damaligen Stimmung, ihr Ziel in der Gegenwart. Und das wird man auch hier hinzusetzen müssen: aus den Zeichnungen unseres Buches allein, so nützlich sie sind, darf man die Wirklichkeit von Bismarck's früherer Geschichte nirgends erkennen wollen. Wie er vor und nach 1847 adliger empfunden hat als er gut haben will, so zugleich auch königlicher: auch dieses Gefühl kommt in seinen späteren Reflexionen wenigstens nur einigermaßen abgeblaßt zu Tage; er sieht es da über eine weite Entfernung hinweg mit Augen an, die sich gewöhnt haben, kritischer zu blicken. Der echte Bismarck der früheren Zeit tritt uns aus manchen thatsächlichen Erzählungen der Memoiren, vor Allem aus den überaus charakteristischen und ganz neuen Details vom März 1848 entgegen. Wie er da seine Bauern aufbietet, um den König mit Gewalt zu befreien, wie er die Officiere zur rettenden That aufstachelt, wie er furchtlos in dem empörten Berlin selber seinem Streben nachgeht, wie er am 2. April durch einen Weinkrampf von der Rednerbühne des Landtages hinunter getrieben wird: in all' dieser brausenden Leidenschaft und Thatenlust, in diesem tiefen Seelenjammer zeigt sich das Verhältniß, das er damals zu seinem alten Preußen, zu seiner alten Monarchie im Herzen trug; er lebte sehr viel rückhaltloser, unbedingter in den alten Zuständen und in deren allgemeinen Idealen, als es der Achtziger beschrieben hat. Und dafür zeugen doch auch alle seine Reden in den nachfolgenden Kammersitzungen. Er hat damals, wie man weiß, der Kreuzzeitungspartei angehört, der Camarilla nahe gestanden und hat sich laut zu deren Doctrinen, der christlich-ständisch-

königlichen Staatslehre der Gerlachs, bekannt. Ich weiß sehr wohl, daß seine Riesennatur aus dem Kreise dieser zart und matt empfindenden Männer, denen die willkürliche, schöpferische That ein Greuel war, und denen die romantisch-mystische Doctrin alle Wirklichkeit verschleierte, jeder Zeit fremd herausgeragt hat; er war etwas Anderes als sie Alle — aber ich kann mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß er nicht nur mit ihnen zusammen ging, sondern damals auch an ihre Weltanschauung glaubte, unbeschadet der Naturkraft, mit der sein preußischer Realismus auch in den damaligen Reden selber ihre Nebel bereits mehr als einmal jäh zerriß. Aber er stand während jener Jahre in der frischen innerlichen Reaction gegen den Unglauben seiner Jugend; da hat sich die Wucht seines Wesens wohl zunächst mit wirklicher Einseitigkeit zu diesen Ideen hinüber geworfen, und sie waren ihm mehr als Kampfmittel, obschon sie seine Seele in den tiefsten Gründen ihrer Selbständigkeit niemals unterjochten. Seine „Erinnerungen" geben von alledem kein Bild; auch dem Könige gegenüber würde man ihm nach der — übrigens ja sehr berechtigten — Kritik, die er hier an ihm übt, kaum das Urtheil zutrauen, das er damals, am 9. December 1848, in einem Briefe an seinen Bruder über ihn gefällt hat. Da faßt er, trotz all' dem Schwanken und Zaudern, aus dem Friedrich Wilhelm IV. vom März bis zum November nicht heraus gekommen war, nach der endlichen heilenden Katastrophe seine Meinung in den überraschenden Worten zusammen: „Der König allein hat nie den Muth und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wieder sah, obschon man jede Mine gegen ihn springen ließ . . ." Man muß also überall, um den richtigen Ton zu erhalten, die kühleren Denkwürdigkeiten aus den ursprünglichen Zeugnissen der Jahre selber ergänzen und berichtigen; dann wird man umgekehrt auch aus den ersten Fingerweisen genug zur Erläuterung der zweiten entnehmen können.

Gerade die Jahre, bei denen wir eben weilen, hat Bismarck's Erinnerung offenbar mit besonderer Liebe aufgesucht. Ich kann auf die lebensvollen 1848er Erzählungen und auf das überaus interessante politische Urtheil hier nur hindeuten: das Urtheil, wonach im März, und später von Neuem, die Gründung der deutschen Einheit durch Friedrich Wilhelm IV. sehr wohl möglich gewesen wäre, wenn er entschlossen zugegriffen hätte; freilich einer Einheit, deren Grundlagen Bismarck bedenklich bleiben; und freilich möglich auch nur unter der von ihm nicht verschwiegenen Voraussetzung, daß Friedrich Wilhelm eben nicht — Friedrich Wilhelm gewesen wäre! Aber der Historiker wird diese Gedanken des großen Staatsmannes, die ganz von der Kraft seines Willens durchdrungen sind, mit Freuden und mit Nutzen nachdenken, selbst wenn er sie etwa nicht selber annimmt. Lehrreich bleibt ferner Alles, was von der Union, von Olmütz gesagt wird — für seine eigene vielberufene Parlamentsrede zu Gunsten des Olmützer Vertrages (3. December 1850) gibt der Fürst eine überraschende Auslegung, der die Forschung weiter nachgehen muß —; lehrreich und voll feiner und packender kleiner Züge Alles über Friedrich Wilhelm IV. und seinen Kreis, über seine persönliche Haltung zu Bismarck, über die inner- und äußerpolitischen Gegensätze der fünfziger

Jahre. Fürst Bismarck fußt hier zumal auf seinem Briefwechsel mit Leop. Gerlach, der bei der Abfassung dieser Capitel noch nicht veröffentlicht war (er ist erst 1893 erschienen), und knüpft seine Darstellung wesentlich an die Briefe an; darum schlingt sich dann wieder eine Fülle von charakteristischen Erinnerungen. Mit gutem Recht! Denn es sind die biographisch vielleicht anziehendsten Zeiten seines ganzen Lebens. Wir kennen sie, man möchte fast sagen, noch besser, als er selber beim Schreiben sie gekannt hat; wir besitzen hier die Menge der Aktenstücke, die seit Poschinger's großem Werke einander gefolgt sind, und uns tritt aus einem reichen Materiale das unerschöpflich reizvolle Schauspiel hervor, wie sich der Größte unseres Jahrhunderts während dieser seiner Frankfurter Zeit aus aller Enge seiner ursprünglichen Lebenskreise, aus allen Banden der Parteiansicht glorreich herauszieht, wie das Antlitz des Genius seine eigenen Züge gewinnt, wie in unablässiger Arbeit und doch anscheinend mühelos sieghaft, mit sicherster Ueberlegenheit eine persönliche Großmacht emporsteigt, deren inneres Recht und deren fortschreitende Entwicklung uns beinahe selbstverständlich erscheinen, weil sie so ganz das Natürliche und das Einfache sucht und findet, weil an ihr zunächst nichts unbegreiflich ist, als die ganz beispiellose Wucht von geistiger Gesundheit, von untrüglichem, einfach klarem und doch im allerhöchsten Maße genialem Wirklichkeitssinne. Bismarck wird in Frankfurt, wie man weiß, zum Staatsmanne im großen Stile; er ergreift und formulirt hier die künftigen Aufgaben seines Lebens. Auch da gilt sein Interesse als Erzähler weniger seiner persönlichen Entwicklung, wie sie aus den Documenten erkennbar wird, als den positiven Gegenständen seiner damaligen Discussionen mit Gerlach und mit der Regierung, also zumal dem Verhältnisse preußisch-deutscher Politik zu Rußland, zu Frankreich, oder dem Verhältnisse zwischen Minister und König: alle die Fragen von 1855 sind ihm noch immer actuell; er will nicht nur erzählen, er will lehren, indem er von ihnen handelt.

Der Biograph, den nur das Historische daran beschäftigt, fragt vornehmlich nach dem historischen Charakter des Ergebnisses, zu dem sich Bismarck in diesen Frankfurter Zeiten durchgearbeitet hat. Er kam als preußischer Conservativer, voll der Tendenz des Zusammengehens mit Oesterreich; er hat bekanntlich in Frankfurt mit Oesterreich gebrochen und die Grundlinien einer großen deutschen Politik vorgezeichnet, wie er ihnen dann 1866 handelnd nachgeschritten ist. Ist er in Frankfurt also Deutscher geworden? Lenz und ich haben gemeint: nein, sondern er blieb Preuße, und alle seine Pläne waren preußisch.

VI.

Es ist, neben seinem Verhältnisse zu den heimischen Verfassungsgewalten, das andere Hauptproblem in Bismarck's Entwicklungsgang: wie stand in ihm Preußenthum und Deutschthum zu einander? Im bewußten Dienste welcher Gewalt hat er sein Werk vollbracht? Wohin es uns geführt hat, weiß ja alle Welt; in ein Deutsches Reich, an dessen Spitze der preußische König und auch das preußische Wesen steht; und als Bismarck's Leistung ist von jeher betont worden, daß er den 1848er Pfad eines übertriebenen

Unitarismus und einer bloßen Ideenpolitik verließ, die alten historischen Mächte in Deutschland für den deutschen Staat gewann, ihnen in diesem ihr Recht beließ und durch ihre realen Kräfte, durch die Mittel der Dynastien, der hohenzollern'schen zumal und ihres Heeres, die deutsche Idee praktisch verwirklichte. Dabei bleibt doch die Frage wichtig genug, aus welchen Beweggründen, als was, er dies that; ob im Dienste der deutschen Idee, ob im Dienste der preußischen Macht. Preußen war, das hat Bismarck selber mit historischem Scharfblicke erkannt, nicht in der Verfolgung deutscher, sondern lediglich preußischer Ziele groß geworden; im Verlaufe der Einheitsbewegungen unseres Jahrhunderts geht der Staat Preußen immer seine Wege für sich; ist es nun dieser harte Sonderstaat, in seiner eigensten Machtpolitik, gewesen, der die deutsche Frage gelöst hat, oder war es bereits die deutsche Gesinnung, die ihm das Schwert dabei leitete? Der historischen Erkenntniß ist dieser Unterschied nicht gering; sie muß die Strömungen unserer Geschichte klar sondern, um die Kraft einer jeden und die Art ihres Zusammenwirkens bestimmen zu können; sie muß vor Allem den entscheidenden Mann nach seiner Zugehörigkeit zu preußischen oder deutschen Tendenzen möglichst scharf zu begreifen streben. Der populären Anschauung ist das gleichgültig und vielleicht anstößig; ihr ist Bismarck einfach der deutsche Heros. Wir möchten feststellen, seit wann und durch welche Uebergänge er es geworden ist. Ich habe mein Ergebniß soeben vorweg genommen und habe es anderwärts eingehender erörtert: ich meine, daß er, innerlich wie äußerlich, auf dem Boden des Sonderstaates gestanden hat bis 1866; daß er als Preuße und nicht als Deutscher die deutsche Frage gelöst hat, und erst zum deutschen Staatsmanne wurde, als es einen deutschen Staat gab, in dem er es sein konnte, d. h. vom Siege über Oesterreich an. Mir scheint dies aus seinen Worten und Thaten von 1851—1866 überzeugend hervorzugehen.

Die „Gedanken und Erinnerungen" lassen sich auf eine solche Unterscheidung nicht ein, ja sie verwerfen sie fast. Sie sondern in Bismarck's Entwicklung die preußischen und die deutschen Elemente möglichst wenig. Sie heben in ihm von früh auf die Spuren deutscher Gesinnung hervor. Sie setzen noch 1864, in dem schleswig-holsteinischen Conflicte, die damals sehr unzweifelhafte preußische Eroberungspolitik kurzer Hand mit „Streben nach nationaler Einheit" (II, 12) gleich, was sie doch wirklich nicht war. Sie stellen mit vollem Rechte fest (I, 289), es sei darauf angekommen, den König von Preußen und sein Heer für die nationale Sache zu gewinnen, „mochte man vom borussischen Standpunkte die Führung Preußens oder auf dem nationalen die Einigung Deutschlands als die Hauptsache betrachten; beide Ziele deckten einander." Das thaten sie gewiß; aber damit ist noch nicht gesagt, daß nicht Bismarck selber von dem einen dieser beiden Standpunkte ausgegangen sei und sogar noch von ihm aus gehandelt habe. Er zeigt im Frühjahr 1848, in öffentlichen Kundgebungen, kurze Zeit hindurch eine leise Nachgiebigkeit gegen die deutsche Idee, die damals alle Widerstrebenden fortschwemmen zu wollen schien. Das ging rasch vorüber. Seine Frankfurter Denkschriften aber wollen immer nur die Besserung von Preußens Lage in Deutsch-

land durch eine energische und weite deutsche Politik seines Staates herbeiführen; man lese nur die berühmte Zusammenfassung aller seiner Gedanken, die große Abhandlung vom März 1858 (Poschinger, III, 487). Natürlich genug: denn er war preußischer Staatsmann, und es ist stets der oberste seiner politischen Glaubenssätze gewesen, daß er für die Interessen der Macht zu stehen habe, die er vertrete, und für keinerlei Neigungen oder Gefühle sonst. Der preußische Zug blieb für ihn der leitende, so lange er Preußen zu leiten hatte. Daß freilich diese preußische Eigenpolitik zugleich die einzige war, die Deutschland helfen konnte, wußte er sehr gut. Wie stark sich demgemäß deutsche Gefühle bereits in ihm regten, so lange seine Berechnungen nur preußisch sein durften, das wage ich noch nicht zu bestimmen; das natürlich ist eine feine, allezeit schwer zu beantwortende Frage. Gehandelt jedenfalls hat er bis 1866 nur als preußischer Minister: schon die Compromisse mit Oesterreich, an die er damals gedacht hat, zeigen das klar; und die populäre Behauptung von seinen deutschen Tendenzen ist mindestens unbewiesen. Ich habe den Eindruck, daß er auch innerlich damals vor Allem preußisch empfand und wollte.

Wenn nun diese scharfe Wirklichkeit seiner früheren Zeiten in den Memoiren nicht so zu Tage tritt, woher kommt das? Es ist begreiflich genug. Er war inzwischen Deutscher geworden, und die spätere Entwicklung warf ihm, das ist ja das Schicksal aller Selbstbiographie, ihren Schimmer auf die frühere zurück. Er hat überdies nach 1890 öfter als einmal eine gewisse Verstimmung gegen seine engeren Landsleute ausgesprochen; gleich auf den ersten Seiten seines Buches kommt sie, nicht ganz ohne Ungerechtigkeit, zum Vorschein; seine besondere Stimmung auf sein allgemeines Urtheil wirken zu lassen, war seine Art von jeher: um so leichter mochten ihm die preußischen Züge seiner Vergangenheit ein wenig verschwimmen. Vor Allem aber, er war jetzt seinem Bewußtsein und Willen nach eben Deutscher, und die feinere und eingehendere begriffliche Unterscheidung des Preußischen und Deutschen in seinem Leben, um die wir uns vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bemühen, ist oder wäre ihm sicherlich praktisch gegenstandslos und vielleicht eher praktisch schädlich erschienen; als lediglich theoretische Untersuchung aber reizte sie ihn nicht.

Es wird sich empfehlen, an dieser Stelle der Art, wie Bismarck sich in seinem Buche allgemeinen Gewalten und allgemeinen Gedanken überhaupt gegenüberstellt, noch ein wenig weiter nachzugehen.

Nur an einer Stelle widmet er solchen Kräften die Auseinandersetzung eines besonderen Capitels: es ist das über Dynastien und Stämme, in gewissem Sinne das merkwürdigste des ganzen Werkes. Jeder wird seinen Inhalt im Sinne haben: die Dynastien bilden den Zusammenhalt der deutschen Einzelstaaten, eines jeden in sich selber, und ohne das gemeinsame Standesgefühl der Dynastien würde wieder die deutsche Gesammtheit schwerlich bei einander bleiben. Bismarck hat dies Capitel von der hohen und kühlen Warte seines Greisenalters, der Jahre nach 1890, aus geschrieben. Ich untersuche nicht, ob es für die deutsche Geschichte im Ganzen und ob es für die Zustände der Gegenwart unbedingt zutrifft; vollends für Bismarck's An-

schauung in seinen früheren Lebensabschnitten Folgerungen daraus zu ziehen, würde ich nicht ohne Weiteres für erlaubt halten; mir scheint es mit manchen Zeugnissen seiner Manneszeit nicht übereinzustimmen. Der Bismarck aber der 90er Jahre erklärt sich hier für das höhere Recht der Nation gegenüber den Sonderstaaten. Trotzdem erkennt er die Verpflichtung an, die Geltung der Dynastien, „so lange sie sich kräftig genug erweist, um mit ihr rechnen zu können," als Thatsache hinzunehmen und zu berücksichtigen; ebenso wie er es andererseits als „Aufgabe" bezeichnet, die Anhänglichkeit gegen die heimische Dynastie, wenn diese unhaltbar geworden ist, gleich „anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen" zu überwinden, zu begraben. Von sich selber meint er, er habe das Recht der Hohenzollern als solches nie höher gestellt als das der übrigen Fürstenhäuser, aber gegen die Hohenzollern würde er keine Waffen gehabt haben: die Geschichte hat es gefügt, daß er mit ihnen gehen und sie zur That im deutschen Sinne vermögen konnte. Eigentlich grundsätzliche Würdigungen und Entscheidungen hat er hier, wenn man näher zusieht, überall vermieden. An seiner Vergangenheit betont er die deutsche Tendenz, aber er hat zwischen ihr und der preußischen wenigstens nicht zu wählen brauchen. Für Gegenwart und Zukunft scheint er eine scharfe Entscheidung mehrmals treffen zu wollen, aber stellt dann doch zuletzt nur praktische Erwägung gegen Erwägung; an wirklich Grundsätzlichem bleibt zuletzt nur übrig, daß es „nicht die Aufgabe eines deutschen Staatsmannes sei, die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser Eigenthümlichkeit (d. h. der bestehenden Hingabe an die Dynastien) zu prüfen", so lange sie eben stark sei. Er sucht die Thatsache auf und würdigt ihren Werth; auf das Praktische, nicht auf das Begrifflich-Principielle kommt es ihm an. Dafür scheint mir doch auch diese Ausführung höchst bezeichnend zu sein. Für den deutschen Staatsmann, den zu praktischem Handeln berufenen Einzelnen und für seine positive Handlungsweise denkt er schließlich die Dinge durch, auch wo er sie auf allgemeiner volkspsychologischer Grundlage zu betrachten begonnen hat.

Er hat anderwärts in den „Erinnerungen" Theorien aufgestellt, aus denen man eine Geschichtsphilosophie Bismarck's abzuleiten versucht sein könnte. Er spricht gelegentlich (II, 60) von der Unaufhaltsamkeit der Entwicklung zur Demokratie, von dem Einfluß der Besitzenden und Gebildeten als nothwendigem Gegengewicht, das die Bewegung verlangsamen müsse, von dem Kreislaufe, der sonst durch die Ochlokratie zur Tyrannis weiter gehe. Ich bin nicht gewiß, ob das in der That Fürst Bismarck's vorherrschende Anschauung von dem zukünftigen Schicksale unserer Welt gewesen ist, und gestehe, noch keineswegs darüber klar zu sein, wie weit solche allgemeine Anschauungen in ihm reichten, ob er sich allgemeine Sätze dieser Art überhaupt gebildet hatte, an denen er innerlich festhielt, und die ihm etwas bedeuteten. Ich bestreite es nicht, wüßte sie aber nicht aufzuführen. Erfahrungsbeobachtungen hat er ja oft formulirt, auch Theorien, wie sie der Gedankengang oder auch das tactische Bedürfniß des Augenblicks mit sich brachten; und eine Reihe von Regeln und Lehrsätzen zum staatlichen und socialen Leben kann man sicherlich aus seinen Schriften und Reden zusammenstellen. Kommt man dabei über

ein gewisses System praktischer Anschauungen wirklich je hinaus? Sollte Bismarck je eine eigentliche, bewußte Doctrin von einheitlichem Charakter bekannt haben, seit er sich aus den Banden der Gerlach'schen Lehre — leicht genug! — gelöst hatte? Allen diesen Fragen wird noch lange und oft nachzuforschen sein. Aus den „Gedanken und Erinnerungen" scheint sich mir nichts der Art zu ergeben; und wenn er einmal (I, 61) seine Polemik gegen die Ideale der Paulskirche zu dem sehr schneidenden allgemeinen Urtheil erweitert, eine Regierung brauche die Stimmung der gebildeten Kreise erst dann als vis major auf ihr Handeln wirken zu lassen, wenn diese Stimmung die derben Massen in drohende Bewegung zu setzen wisse — so steht dem an anderer Stelle, die ich soeben anführte (II, 59) eine, wie mir doch scheint, hiervon sehr abweichende Würdigung des Einflusses der Gebildeten gegenüber. Das erste Mal denkt Bismarck an die vierziger bis sechziger Jahre, das zweite Mal an die Socialdemokratie; das, was ihm am Herzen liegt, ist jedesmal der Einzelfall, das jeweilige praktische Bedürfniß seiner Politik, die allgemeinen Urtheile prägt er wohl aus, aber er schiebt sie nach jenen Bedürfnissen hin und her.

Auch seine Schätzung von dem Werthe der Persönlichkeit als historischer Kraft scheint mir nicht so leicht festlegbar, wie einige seiner Aussprüche es vermuthen lassen. Er hat natürlich gewußt und erlebt, daß der Einzelne die Dinge nicht willkürlich machen kann; er hat öfter ausgesprochen, der Staatsmann könne lediglich abwarten, bis die Verhältnisse die That erlauben und gebieten: und auch dann natürlich nur eine That, die den Bedingungen der Lage entspricht. Es sind die „Conjuncturen", von deren Macht Friedrich der Große gern geredet hat. Man wird immerhin gut thun, aus diesen Aeußerungen nicht zu viel für Bismarck's Ansichten zu folgern. Wie er sich zu den heute so lebhaft geführten Streitigkeiten über individuelle und collective Gewalten in der Geschichte gestellt hat oder hätte, das möchte ich aus jenen Worten doch noch nicht entscheiden. Sicherlich, er hätte überhaupt keine doctrinäre Stellung dazu eingenommen; ich weiß nicht, ob ihm, dem Staatsmanne, dem es so selbstverständlich war, immer mit dem Wirklichen und Möglichen zu rechnen, die Frage nicht allzu selbstevident vorgekommen wäre. Seine schriftstellerische Praxis zielt begreiflicher Weise doch beinahe ausschließlich auf den Einzelnen und dessen Entschluß. Das Jahr 1848, die Epoche von 1848—1870, so hörten wir ihn urtheilen, hätte anders laufen können, wenn Friedrich Wilhelm IV. in jenem März anders handelte. Seine eigene Rolle schätzt Bismarck, ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit, überaus hoch ein; ohne ihn wären alle die großen Thaten unserer Ruhmeszeit ungethan geblieben (II, 153, u. a. m.). In Persönlichkeiten drückt sich ihm jede sachliche Entscheidung aus. Auf sich bezieht er die Dinge; nur unter dem Gesichtspunkte des politischen Handelns, meistens seines Handelns, interessiren ihn die allgemeinen Gewalten; das Königthum setzt sich ihm alsbald um in den regierenden König: überall, auch wo er von Institutionen, wo er von Parteien, von den Bewegungen spricht, die freundlich oder feindlich auf seine eigene Geschichte eingewirkt haben, erblickt er lebende, handelnde Einzel-

menschen. Er stellt geistreiche und tiefgehende völkerpsychologische Erwägungen an — anderwärts ausdrücklicher und liebevoller als in den Memoiren —; Ihm aber kommt all' das doch schließlich nur in Betracht als Stoff für den gestaltenden Staatsmann; nur unter diesem Gesichtspunkte beschäftigt es ihn intensiv. Und sicherlich, er übt damit das Herrenrecht des großen Menschen aus, der zu gestalten, zu handeln vermag. Er schrieb nicht als Forscher; dazu war er viel zu sehr er selber, man darf ohne Lästerung gegen die Wissenschaft ruhig sagen: dazu war er viel zu groß; auch das Buch, das er verfaßt, steht bei ihm naturgemäß nicht unter dem Zeichen der Erkenntniß, sondern des Willens. Wir müssen ihm die feinen Probleme seiner persönlichen Geschichte und ihres Zusammenhanges mit der allgemeineren vorlegen, wie jene, die mich zu diesem Excurse geführt haben: die Fragen nach seinem bewußten und unbewußten Verhältnisse zu Adel, Königthum, Preußenthum, Deutschthum; wir haben keine Ursache, uns zu wundern, wenn seine Auskunft uns nicht befriedigt, wenn seine Darstellung diese Probleme nach seiner Art und nicht nach der unsern anfaßt und unsere kritische Untersuchung vielleicht eher irreleitet, als aufklärt. Das ist begreiflich und vielleicht unvermeidlich[1]). Er aber geleitet uns aus diesen Gefilden historisch-biographischer Speculation auf den Schauplatz seiner entscheidenden Thaten hinüber. Er durchmißt in dem wuchtigen Capitel, das er „Rückblick auf die preußische Politik" überschreibt, die Zeiten zwischen dem Tode des großen Königs und seinem eigenen Eintritt in die Regierung, stets mit scharfer staatsmännischer Kritik, die dieses Mal ganz vom Boden der preußischen Großmacht und ihrer Bethätigung ausgeht, unter mannigfachen stillen Seitenblicken auf die schwebende Politik der unmittelbaren Gegenwart. Und er reiht in dieser Uebersicht, in der seine ganze Persönlichkeit zum Ausdrucke kommt, die Menge der Gelegenheiten zu preußischem Handeln auf, die Preußens Leiter seit dreiviertel Jahrhunderten haben an sich vorbei gehen lassen, der „versäumten Gelegenheiten": erst er selber bedeutet den Uebergang „vom Reden zum Handeln, von der Phrase zur That". Dies Capitel bildet die monumentale Pforte zu dem Eigensten, wovon er überhaupt zu künden hat. Wir treten über die Schwelle des Jahrzehntes der Reichsgründung.

[1]) „Wie wird Fürst Bismarck selber uns darüber (d. h. über seine inneren Wandlungen) belehren?" habe ich 1895, nach seinem achtzigsten Geburtstage, gefragt (Biographische Blätter, Bd. I, S. 137). „Seine Denkwürdigkeiten liegen fertig da. Werden sie jene Fragen seines inneren Werdens behandeln, und wenn das, sie lösen? Oder werden sie, wie es die besten Selbstbiographien zu thun pflegen, neben vielem bedeutsamen Lichte zugleich neue Zweifel schaffen, ein neues, großes, innerliches Problem allen bestehenden noch hinzufügen?" Mein Schlußabschnitt wird diese Frage noch einmal zu berühren haben. —

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

J. G. Fichte
im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens.

Ein Gedenkblatt.

Von

Friedrich Paulsen.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Die deutsche Philosophie feiert in diesem Jahre ein Jubiläum, nicht zwar das eines epochemachenden Werkes, wohl aber einer That, deren sie auch mit Stolz gedenken darf: es sind hundert Jahre, daß Fichte, um nicht der Würde der Philosophie etwas zu vergeben, sein Lehramt in Jena aufgab. Er hätte sein Amt behalten mögen, wenn er gute Worte hätte geben wollen; er that doch recht daran, dies zu verweigern. Man mag sein Verhalten in der Form schroff und beinahe herausfordernd finden, man mag das Vorgehen der weimarischen Regierung, der auch Goethe angehörte, correct und nach Lage der Dinge vielleicht nothwendig nennen. In der Sache hatte Fichte doch recht; er empfand, daß dieselbe Lage der Dinge von ihm fordere, mit seiner Person für die Sache der Philosophie, der Freiheit, der Wahrheit einzutreten.

Man erinnere sich der Zeitverhältnisse. Mit Kant hatte die deutsche Philosophie sich neue Bahnen gebrochen. Vor Allem hatte sie ihr Verhältniß zur Theologie von Grund aus umgestaltet; sie weigerte sich zu leisten, was bisher jede Philosophie, wenigstens jede Universitätsphilosophie, als ihr erstes und wichtigstes Geschäft angesehen hatte: der Kirchenlehre in einer sogenannten natürlichen oder Vernunfttheologie eine wissenschaftliche Unterlage zu geben. Sie erklärte vielmehr, theoretische Beweise für die Glaubensartikel seien überhaupt unmöglich. Es war das erste Mal, daß die Philosophie der Theologie offen die Heeresfolge verweigerte. Chr. Wolff hatte die „natürliche Theologie" selbst nicht angetastet, wenn auch seine Leistungen darin die Collegen von der theologischen Facultät zu Halle zunächst wenig befriedigt, vielmehr sie bestimmt hatten, seine Entfernung von der Universität zu betreiben, mit dem bekannten

Erfolg, daß er durch königliche Cabinetsordre angewiesen wurde, die preußischen Staaten binnen achtundvierzig Stunden zu meiden, bei Strafe des Stranges. Dann aber hatte sich die Theologie mit dem Rationalismus der Wolff'schen Philosophie ausgesöhnt und seine Metaphysik mit ihren Beweisen für Gott und Unsterblichkeit zur Grundlage der Dogmatik gemacht. Nun war Kant gekommen und hatte durch seine Kritik diese Grundlage zertrümmert. Die Regierung des großen Vertreters der Aufklärung auf dem preußischen Throne hatte das geschehen lassen, ohne daran Anstoß zu nehmen. Nachdem aber das Pfaffenregiment des Nachfolgers sich installirt hatte, machte es sich alsbald auch zur Aufgabe, die Philosophie zur alten Botmäßigkeit zurück zu führen; es erging nach Königsberg jene ungnädige Auslassung: Kant's Philosophie habe das Allerhöchste Mißfallen erregt; „wir gewärtigen uns von Euch, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." Und Kant, damals ein Greis von siebzig Jahren, hatte sich geduckt, das Wetter vorüber gehen zu lassen, er versprach in seiner Verantwortung, „als Ew. Majestät getreuester Unterthan" zu schweigen. „Wenn die Starken der Welt," so hatte er kurz zuvor in einem Briefe sich geäußert, „im Zustande des Rausches sind, er mag nun von einem Hauch der Götter oder einer Mofette herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu rathen, daß er sich ja nicht in den Streit mische."

Eben hatte Kant, nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. und der Entlassung Wöllner's, in dem Vorwort zu seiner Schrift über den „Streit der Facultäten" (1798) von diesen durchaus nicht erhebenden Vorgängen selbst öffentliche Kunde gegeben, der gelungenen List, wie es schien, sich freuend, womit er einst das „als Ew. Majestät getreuester Unterthan" hinzugefügt habe, um nicht über das Leben des Königs hinaus verpflichtet zu sein: da brach der Conflict an einem anderen Orte aus; und hier traf der Angriff der politischen Gewalt auf die neue Philosophie einen tapferen und streitbaren Mann, Johann Gottlieb Fichte.

Schon lange lief allerlei Gezischel über Irreligiosität und politische Gefährlichkeit dieses kräftigsten und entschiedensten unter den Vertretern der neuen Philosophie aus der jüngeren Generation um. Im Jahre 1798 erschien eine, natürlich anonyme, Denunciation gegen Fichte als Atheisten, eingekleidet in die Form eines Schreibens eines besorgten Vaters an seinen studirenden Sohn. Dieses Schreiben fand geneigtes Gehör beim Dresdener Oberconsistorium. Die kursächsische Regierung wurde zunächst zum Verbot des von Fichte herausgegebenen „Philosophischen Journals" bewogen, worin die beiden besonders incriminirten Artikel von Fichte und Forberg erschienen waren, „die mit der christlichen, ja selbst der natürlichen Religion unverträglich seien und offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielten". Sodann forderte sie (in einem Schreiben vom 18. December 1798) die weimarische Regierung auf, die Verfasser „zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich zu bestrafen,

auch überhaupt nachdrucksamste Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf Dero Universität Jena, auch Gymnasien und Schulen kräftiger Einhalt gethan werde, und wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt werden mögen, unseren Landeskindern den Besuch sothaner Lehranstalten zu untersagen."

Die Regierung Karl August's sah sich hierdurch in eine höchst peinliche Lage versetzt. Gab sie der Anregung Folge und bestrafte den Philosophen, so lud sie damit nicht nur das Odium auf sich, das der Gedankenverfolgung als solcher überall anhaftet, sondern setzte sich auch mit dem Geist ihres eigenen Regiments in Widerspruch; wo für Goethe, Herder, Schiller, Wieland Raum war, da sollte wohl auch ein Fichte möglich sein. Andererseits konnte man nicht wünschen, durch einfache Zurückweisung der Klage die Universität Jena in das Geschrei zu bringen, daß dort der Atheismus concessionirt sei, und so den feindseligen Nachbarn die Handhabe zum Verruf zu geben. Man dachte also zu laviren und sich etwa mit einem Fichte wegen unvorsichtiger Ausdrucksweise zu ertheilenden Verweise aus der Klemme zu ziehen, nicht unähnlich dem Pilatus, der in gleich peinlicher Lage sich damit zu helfen hoffte, daß er Jesum erst züchtigte, um ihn dann los zu lassen.

Aber hier wie dort versagte die Politik des juste milieu; sie scheiterte an der Hartnäckigkeit, mit der die Angeschuldigten — wenn es gestattet ist, Kleines und Großes zusammen zu stellen — jeden Mittelweg zu gehen ablehnten und einfach ihr Recht forderten. Jesus antwortete auf die Suggestivfrage des Pilatus: Deine Ankläger behaupten, Du wolleſt König sein? nicht mit einer ausweichenden oder einlenkenden Rede, sondern mit einem: Du sagst es, ich bin ein König; dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit Zeugniß ablege. Und so erklärte Fichte: seine Bestimmung sei die Philosophie; als Philosoph kenne er nur eine Richtschnur seiner Pflicht: die Wahrheit zu suchen und zu lehren. Sei dies strafbar in diesem Lande, so möge man ihn strafen und absetzen, wenn nicht, so müsse man die Ankläger einfach abweisen. „Ich glaubte," so sagt er in einem nach dem Ausgang des ganzen Handels an Reinhold gerichteten Sendschreiben, „ich glaubte es der Wahrheit schuldig zu sein, glaubte, es sei von unabsehbar wichtigen Folgen, daß die Höfe zu einem reinen Rechtsurtheil genöthigt wurden. Fiele dies reine Urtheil für mich aus, so habe die Wahrheit einen wichtigen Sieg erfochten. Fiele es gegen mich aus, so wüßten von nun an alle freien Denker, wie sie mit den gegenwärtigen Regierungen daran wären"[1]). Von diesem Standpunkte aus hatte Fichte in der „Appellation an das Publicum" und in der „gerichtlichen Verantwortungsschrift gegen die Anklage des Atheismus" seine Sache geführt; er stellt darin seine Lehre von Gott mit

[1]) Mit den anderen Actenstücken abgedruckt in „Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel", von J. H. Fichte, II², S. 87. Eine eingehende, gleich sehr von Einsicht und Billigkeit zeugende Darstellung des Vorganges im ersten Bande dieses Werkes. Die Druckschriften, die sich hierauf beziehen, im fünften Bande der „Sämmtlichen Werke Fichte's". Vortrefflich hat auch der Kirchenhistoriker Hase in dem „Jenaischen Fichte-Büchlein" (1856) über die Sache gehandelt.

bestimmtesten und schroffsten Erklärungen als die wahre der seiner Ankläger, als einer niedrigen, falschen und abgöttischen gegenüber. „Damit," schließt die Appellation, „lege ich die Feder nieder, mit der Ruhe, mit welcher ich einst mein ganzes irdisches Tagewerk nieder zu legen und in die Ewigkeit hinüber zu treten hoffe. Das noch zu sagen, was ich hier gesagt habe, war meine Sache; was nun weiter geschehen soll, ist Sache eines Anderen." Wie Jesus vor seinen Richtern und ihren Schergen es ablehnte, etwas zurückzunehmen oder einen Ausweg zu suchen: „Habe ich übel geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, warum schlägst Du mich?" so lehnt Fichte jedes Einlenken und Nachgeben ab.

Nun aber tritt eine Abweichung ein: Fichte ließ sich zu einem falschen Schritt verleiten, den er bald bitterlich bereuen sollte; er ließ sich von einem Collegen (dem bekannten Theologen Paulus, derzeitigen Prorector) bestimmen, ein Privatschreiben an den Curator der Universität, Geheimrath Voigt, zu richten, worin er erklärte, er glaube voraus zu sehen, daß man, um Kursachsen eine Genugthuung zu geben, ihm durch den akademischen Senat eine derbe Weisung werde zukommen lassen; in diesem Fall werde es ihm die Ehre verbieten, Regierungen, die ihn eines solchen Verweises für werth erachtet hätten, länger unterworfen zu sein; er werde mit seiner Demission antworten, und mehrere hervorragende Collegen seien entschlossen, das Gleiche zu thun; überdies sei ein neues Institut im Entstehen (er denkt an Mainz), das ihnen einen gleichen Wirkungskreis in Aussicht stelle. Mündlich ließ er dem Curator noch durch Paulus eröffnen, daß er andererseits bereit sei, privatim sich sagen zu lassen, was man in Weimar für nothwendig halte.

Der Brief wurde von dem Empfänger als officielles Actenstück in der Berathung des Conseils vorgelegt; er erregte, als ein Versuch der Einschüchterung aufgefaßt, Entrüstung und führte zu dem schroffsten Vorgehen: der akademische Senat wurde angewiesen, Fichte (und Niethammer) einen Verweis wegen ihrer Unbedachtsamkeit, begangen durch Veröffentlichung so seltsamer und anstößiger Sätze, zu ertheilen; und in einem Postscriptum wurde sogleich das von Fichte für diesen Fall in Aussicht gestellte Entlassungsgesuch als schon gestellt angesehen und angenommen. Es war in Wirklichkeit die Absetzung. Man hat den Eindruck, als habe die Regierung mit einer gewissen Hast die gegebene Handhabe ergriffen, um sich aus der unangenehmen Situation zu ziehen, nicht ganz unzufrieden, in dem trotzig gehaltenen Schreiben einen ostensiblen Grund zu haben, sich des unbequemen Philosophen zu entledigen.

Leider ließ Fichte sich hierauf von demselben politischen Collegen nochmals zu einem falschen Schritt verleiten: er erklärte in einem Schreiben, daß der Verweis in der Form, worin er ertheilt sei, überhaupt nicht die Voraussetzung erfülle, an die er die Stellung des Demissionsgesuches geknüpft habe. Man ließ sich auf nichts weiter ein, sondern fügte zu der Absetzung die Demüthigung, daß man alle diese Dinge veröffentlichte.

So peinlich dieser Ausgang der Sache, nun nicht ohne seine Schuld, für Fichte war, so ungewiß die Lage, worin der aus sicherer Stellung Hinausgeworfene sich befand — schien doch einen Augenblick selbst ein Aufenthaltsort,

wo er von der Polizei unbelästigt leben könnte, in Frage gestellt — so gewann er doch bald wieder seine Fassung und Ruhe. Er ging nach Berlin, zunächst ohne seine Familie, und fand in energischer Arbeit die Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts. Man darf wohl auch annehmen, daß seine Tage in Jena doch gezählt waren. Seine Ankläger wären ihm dort auf den Fersen geblieben, er wäre von freiwilligen Aufpassern (er vermuthete wohl mit Recht den ersten anonymen Denuncianten unter den Collegen, er deutet, ohne den Namen zu nennen, auf den Mediciner Gruner) umgeben geblieben, die seine Vorlesungen überwacht und ihre Beobachtungen in Dresden, Weimar, Gotha mitgetheilt hätten; als intransigenter Freidenker und radicaler Politiker auch von Solchen beargwöhnt, die nicht an theologischer Engherzigkeit litten, hätte er seine Stellung doch bald als unerträglich empfunden und die Stricke zerrissen. Und die Demüthigung, die er durch jene falschen Schritte sich selber zugezogen hatte, war vielleicht zuletzt auch kein Unglück; sie war geeignet, seinen zur Unbändigkeit neigenden Stolz ein wenig zu mäßigen; er hat sich selbst alsbald durch offenes Bekenntniß seines Fehlers gereinigt. Und seinen früheren Gönnern und jetzigen Richtern zu Weimar trug er die Härte des Beschlusses nicht nach. Die Briefe, die er aus Berlin an seine in Jena zurückgelassene Frau richtete, sind ein schönes Denkmal seiner Gesinnung; er hat sich aller Verbitterung erwehrt, was ihm möglicher Weise ohne seinen eigenen Fehler nicht so leicht geworden wäre; er hatte nun auch erfahren, wie leicht man auf dem schlüpfrigen Boden der Politik ausgleitet. „Die weimarische Regierung," schreibt er an seine Frau, „hat in ihrer Art ganz recht gehabt, sowie ich in der meinigen; es hat zwischen uns beiden als Parteien eben so kommen müssen, und ich nehme ihnen nichts übel. Das Erste, wenn ich nach Jena zurückkomme, wird sein, daß ich Voigt besuche, und Goethe und Schiller, und ihnen dies und Aehnliches sage."

Fichte blieb in Preußen. Es gehört zu den Ehrentiteln dieses Staates und Friedrich Wilhelm's III. im Besonderen, daß er den von Kursachsen vertriebenen heterodoxen Philosophen wie ehedem den Chr. Thomasius aufnahm, und ihm bald darauf eine Stellung zuerst an der damals preußischen Universität Erlangen, sodann an der neuen Universität Berlin gewährte.

II.

Gehen wir nun mit einem Wort auf die Sache selbst ein: Wie steht es mit dem Atheismus, dessen Fichte beschuldigt wurde, mit dem Glauben an Gott, zu dem er selbst sich bekannte?

Zuerst steht das außer allem Zweifel, daß Fichte mit seinem ganzen Wesen ein tief und echt religiöser Mann war, ein Mann, der im Ewigen lebte und webte. Man darf weiter sagen: es war viel von echter christlicher Empfindung und Gesinnung in ihm lebendig, d. h. altchristlicher Gesinnung, die von staatskirchlichen Unterthänigkeitsgefühlen allerdings ziemlich weit entfernt ist. Vor Allem nimmt er, ganz gegen die eudämonistische Auslegung des Christenthums bei seinen Zeitgenossen, den Radicalismus der altchristlichen Forderung auf: der Sinnenwelt und ihrer Lust ganz abzusterben, ganz im Geistigen und

Ewigen zu leben. Damit steht seine stolze Unabhängigkeit von der Welt in Verbindung, dieselbe, die einst in den Aposteln war, die in Luther wieder aufflammte: die Welt kann dem, der Gott lebt, nichts geben noch nehmen, nichts thun noch wehren; alle äußeren Zwecke und Güter, alle Erfolge oder Mißerfolge in der Welt sind unerheblich, das Eine, was allein Bedeutung hat, ist: den Willen Gottes thun und dann gewiß sein, daß solches Thun gut ist und zum Guten führt. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Ob dabei die Welt, die Welt, wie sie ist, bestehen kann, darnach ist gar nicht zu fragen; kann sie die Predigt der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht ertragen, nun so mag sie zu Grunde gehen. Fragten auch die Apostel darnach, ob mit der Lehre Jesu die Herrschaft des jüdischen Priesterthums, das Königreich des Herodes oder das römische Reich bestehen könne? So wenig, als sie darnach fragten, ob ihr eigenes Prosperiren in der Welt dabei bestehen könne; ja, die Feindschaft der Welt war ihnen, nach Jesu Wort, ein Zeugniß für die Wahrheit ihrer Lehre. Etwas davon empfand auch Fichte: was wäre eine Wahrheit, die aller Welt gefiele? Die echte Lehre wird zu allen Zeiten daran zu erkennen sein, daß sie die Welt wider sich erregt. Und auch etwas von dem Drang der alten Wahrheitszeugen war in ihm, für die Wahrheit und Gerechtigkeit zu leiden. Und hierzu, so empfand er nun, sei eben in diesem Falle die Gelegenheit gegeben: auf jener Seite die Welt, die vereinigten conservativen Interessen der verweltlichten Kirche und der mit dem Kirchenthum alliirten bürgerlichen Gesellschaft, die ihre heiligsten Güter, ihre Ruhe, ihr Ansehen, ihre Pfründen, ihre Herrschaft durch die neue Philosophie bedroht meinten. Etwas von der Freudigkeit des Märtyrers, der für die gute Sache zu leiden gewürdigt wird, spricht aus allen Schriften Fichte's in dieser Sache.

Also in alledem ist sicherlich das wirklich religiöse Leben auf Fichte's Seite. Aber wie steht es nun mit seiner *Vorstellung von dem Wesen Gottes*? Hebt nicht doch seine Philosophie auf, was für das Wesen Gottes schlechthin unentbehrlich ist? Man urtheile selbst.

Zwei Dinge will Fichte nicht gelten lassen. 1. Gott ist nicht ein Einzelwesen, das andere Einzelwesen neben sich hat, nicht ein Individuum, nicht eine Substanz, denn eine Substanz ist ein in Raum und Zeit sinnlich existirendes Dasein. 2. Gott ist nicht ein Wesen, das den Menschen Glückseligkeit, d. i. Befriedigung ihrer sinnlichen Neigungen, verschafft, indem er etwa durch übernatürliche Einwirkung den Naturlauf nach ihren Wünschen ablenkt.

Sind diese beiden Stücke für den Begriff Gottes wesentlich?

Kein Zweifel, das gemeine Vorstellen neigt zu solcher Auffassung: Gott ein menschenähnliches Einzelwesen, das als Nothhelfer in den Bedrängnissen des irdisch-sinnlichen Lebens angerufen wird. Ein Gott, so wird es sagen, den ich mir nicht als ein persönliches Individuum gegenüber stellen darf, ein Gott, der nicht als eine über der Natur stehende Macht diese im Sinne meiner Glückseligkeit bestimmt, ist kein Gott, ist nicht, was ich meine, wenn ich von Gott rede, was ich brauche, wenn ich zu Gott bete. Und die sogenannte „natürliche Theologie" des 18. Jahrhunderts unternahm es dann, aus der

Ordnung der Natur das Dasein eines solchen Wesens, einer die Natur in Absicht auf den Lebensgenuß der Lebewesen ordnenden und leitenden Intelligenz philosophisch zu beweisen. Als Anhänger dieser Anschauungen richteten die Ankläger gegen Fichte die Beschuldigung des Atheismus. Daß er die natürliche Theologie, die vernünftigen Begriffe und die Vernunftbeweise von dem Dasein Gottes verachte, das rechneten sie ihm als Atheismus an.

Hiergegen erhebt sich Fichte's Zorn; diese „natürliche Theologie" ist ihm durch die große von Kant ausgehende Revolution der Philosophie völlig abgethan. Mit der ganzen Wucht seines leidenschaftlichen Wesens wendet er sich in der „Appellation an das Publicum" gegen so niedrige Anschauungen vom göttlichen Wesen, die ihm nur in der niedrigen Gesinnung sinnlicher, geistloser Eudämonisten ihren Wurzelboden haben zu können scheinen. Eudämonismus und Dogmatismus sind ihm Schößlinge aus einer Wurzel, wie andererseits Moralismus und Idealismus. Ein solches Wesen, wie jene aus Gott machten, vermöge weder der denkende Mensch als seiend anzuerkennen noch der wahrhaft religiöse und moralische zu verehren. Ein Gott, der, selbst ein Sinnenwesen, die sinnliche Glückseligkeit zu befördern, zum Geschäft hätte, der der Begier diente, wäre „ein verächtliches, ja ein böses Wesen, denn er unterstützt und verewigt das menschliche Verderben und die Herabwürdigung der Vernunft. Ein solcher Gott ist ganz eigentlich ‚der Fürst der Welt', der schon längst durch den Mund der Wahrheit, welchem sie die Worte verdrehen, gerichtet ist." — „Sie sind die wahren Atheisten, sie sind gänzlich ohne Gott und haben sich einen heillosen Götzen geschaffen. Daß ich diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes will gelten lassen, dies ist, was sie Atheismus nennen; dies ist's, dem sie Verfolgung geschworen haben."

Diesem Gott gegenüber hatte nun Fichte in jenem Aufsatz, der zu dem Streit den Anlaß gab, den wahren Gott erklärt als die moralische Weltordnung. Er fügt in späteren Erläuterungen hinzu: Ordnung als thätiges Ordnen (ordo ordinans), nicht als seiende Anordnung, als todter Effekt einer Thätigkeit, wie denn seine Philosophie überhaupt nur lebendige Thätigkeit als wirklich anerkenne (Werke V, 382). Man pflege Gott Geist zu nennen; mit Recht, sofern damit Gott nicht die Form des beschränkten menschlichen Geistes beigelegt, sondern nur das todte, beharrliche Sein, wie es der materiellen Substanz zukomme, abgelehnt werde. Der Geist ist nur als lebendige Thätigkeit; wie die Seele nichts ist als das Denken, Begehren, Fühlen selbst, so ist Gott nichts als das nothwendig anzunehmende Schaffen, Erhalten, Regieren selbst (V, 369). Was er aber schafft und ordnet, das ist eben nicht die Natur, die Sinnenwelt, die bloß Erscheinung ist, sondern die wahrhaft wirkliche, die intelligible, die geistige, die moralische Welt. Und so können wir nun sagen: der Glaube an Gott ist nichts als die moralische Gewißheit, daß jede wahrhaft gute That ihres Gelingens und ihrer ewigen Wirklichkeit und Bedeutung gewiß ist, denn sie ist in Gott gethan; wie umgekehrt alles schlechte und gemeine sinnliche Streben an sich nichtig und vergänglich ist. Und mit diesem Glauben ist die Seligkeit nothwendig verknüpft; dem, der an Gott glaubt, der glaubt, daß die sittliche Weltordnung das absolute Gesetz der Wirklichkeit ist, der lebt in der

Gewißheit, daß das Gute allein ist; das Andere sinkt für ihn zum nichtigen Schein herab. Also das ist Gott, die Einheit des Guten und des Wirklichen. Er ist aber nur für den lebendigen, thätigen Glauben; nicht für das theoretische Begreifen. Alles Begreifen ist ein Beschränken, das Endliche allein ist begreiflich, nicht das Unendliche und Ewige. Durch ein göttliches Leben allein wird man Gottes inne.

Fichte behauptet, eben dies sei die Lehre des Christenthums von Gott, wie er das später, in der Anweisung zum seligen Leben, besonders in der sechsten Vorlesung in Anlehnung an das Evangelium Johannis weiter ausführt; wogegen die andere Ansicht von Gottes Wesen und Wirksamkeit, aus dem Gesichtspunkt des christlichen Gottesglaubens gesehen, als abergläubischer Götzendienst sich darstelle.

Wie steht es nun hiermit? Hat Fichte ein Recht, sich auf die Schrift, auf die Lehre Jesu zu berufen? Ich denke wohl. Schon das Alte Testament hat Gottes Wesen so über der Welt erhoben, daß er schlechterdings nicht mehr als ein menschenähnliches Einzelwesen vorgestellt werden kann; und Israel ist sich dieser That, der Begründung des Monotheismus, bewußt; mit stärkster Betonung wird Gott, der eine, der allein wahre und wirkliche, den Göttern der übrigen Völker entgegen gesetzt, als ein Wesen von völlig anderer Art. Diese sind nichts als sinnliche Einzelwesen, als solche in der Welt seiend und neben sich andere Einzelwesen habend; Gott dagegen ist nicht in der Welt, ihn faßt nicht Raum und Zeit, er ist keiner Creatur vergleichbar; darum das Verbot: von ihm sich ein Bildniß zu machen, es möchte die Vorstellung von seinem Wesen fälschen.

Alles das bleibt die Voraussetzung auch für das Neue Testament: Gott von Sinnlichkeit und sinnlicher Vorstellbarkeit absolut fern. Dazu kommt nun aber im Christenthum die entschiedenste Hervorhebung von zwei Stücken: 1. Gott ist nicht, wie die heidnischen Götter, wie es auch noch der Jahveh des Alten Testaments war, ein Spender sinnlicher Güter im irdischen Leben; das Christenthum verheißt seinen Jüngern keine Genüsse und Gemächlichkeit in dieser Welt, sondern Mißachtung, Verfolgung und Trübsal aller Art; es verweist sie auf das ewige Leben, dessen Inhalt es als Seligkeit bestimmt, doch gleich hinzufügend, daß darunter nicht etwas der Befriedigung sinnlicher Begierden von ferne Aehnliches zu verstehen sei, sondern ein Sein bei Gott, ein völliges Eingehen in sein Wesen. 2. Gott wird nicht erkannt durch theoretische Speculation, durch Begriffe und Beweise einer natürlichen Theologie, sondern durch ein Leben nach Gottes Willen: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott ist."

Ich denke demnach, daß Fichte mit gutem Recht seinen Anklägern gegenüber sich als der wahre Vertreter des echten Christenthums und des rechten Gottesglaubens fühlte. Ein starkes Streben nach theoretischer Klarheit, nach consequent durchgeführten Gedanken führte ihn bei seinem heftigen Drang, reformatorisch auf die Zeit zu wirken, und der trotzigen Aufrichtigkeit seines Naturells, zu einer Fassung seiner Gedanken, die Anstoß erregen konnte und wohl auch sollte. Man wird auch sagen dürfen, daß er die Anhänger des

Alten nicht immer gerecht behandelte; es ließ sich gewiß eine Auslegung ihrer Gotteslehre finden, die ihnen den harten Vorwurf abergläubischer Abgötterei erspart hätte. Doch er war der Angegriffene, war, unter erfolgreicher Anrufung der Polizei, des Atheismus beschuldigt; es war sein Recht, er empfand es zugleich als sittlich-religiöse Pflicht, sein philosophisches Glaubensbekenntniß in Hinsicht auf die Religion laut auszusprechen und in schärfsten Gegensatz zu dem matten und sinnlichen Eudämonismus und Anthropomorphismus der natürlichen Religion zu bringen.

Wie kam es doch, daß Fichte's Bekenntniß so großen Zorn und so dringende Besorgniß erregte, während dieselben Gedanken bei Kant, der dazu dem religiösen Leben viel ferner stand, beinahe unangefochten geblieben waren? Es sind, außer Fichte's persönlicher Schroffheit, die ihm überall Feinde erweckte, wesentlich zwei Ursachen. Die eine ist, daß Fichte, im Drang, auf die Zeit zu wirken, die Gedanken klarer und faßlicher vortrug; er selbst spricht einmal von der Obscurität, die Kant geschützt habe. Der andere ist, daß inzwischen die Revolution in Frankreich ausgebrochen war und alle Anhänger des Alten aus ihrer Ruhe aufgerüttelt hatte. Die Revolution berief sich auf die Vernunft, so begann sich vor der Vernunft zu fürchten, wer von der Revolution sich bedroht fühlte. Nicht der Atheist, sondern der rücksichtslose Rationalist und freie Denker wurde in Fichte verfolgt; und um der Anklage Nachdruck zu geben, wurde er dann zugleich als Demokrat und Atheist verschrien; schon bei seinem ersten Conflict vom Jahre 1794 (er war aus Anlaß der von ihm am Sonntagmorgen gehaltenen moralischen Vorlesungen für Studirende entstanden) hatten seine Ankläger auf den zu Paris eingerichteten Kult der Vernunft hingewiesen: an diesen „Gottesdienst" erinnere offenbar Fichte's Unternehmen, Robespierre sein Vorbild.

III.

Ueberblicken wir zum Schluß den ganzen Vorgang, so tritt uns darin das Typische solcher Kämpfe entgegen. Drei Parteien sind darin thätig: 1. die Hüter der geltenden Lehre, 2. die Bringer neuer Ideen, 3. zwischen beiden die Politiker. Fichte gibt den drei Parteien (in der gerichtlichen Verantwortung, V, 273) die Namen: Obscuranten, Lichtfreunde, Geschäftsleute. Die ersten, man kann sie auch die Pfaffen nennen, deren es denn nicht bloß in der Kirche gibt, sehen in den neuen Gedanken, im Angriff auf die geltende Lehre zugleich einen Angriff auf ihr eigenes Ansehen; sie rufen die Staatsgewalt zur Unterdrückung der Neuerung auf, die nicht nur höchst unnöthig, sondern sicherlich auch staatsgefährlich sei: der Erschütterung der geltenden Anschauungen müsse die Erschütterung und zuletzt der Umsturz der bestehenden Ordnung folgen. — Die Verkünder der neuen Ideen, man kann sie auch Propheten nennen, sehen ihrerseits das Fortschreiten der Menschheit zu einer höheren Stufe geistigen und sittlichen Lebens an das Durchdringen der neuen Wahrheit geknüpft und predigen darum mit leidenschaftlicher Ungeduld: das Alte sei todt und abzuthun, damit das Bessere, Höhere Raum gewinnen könne.

Mitten inne zwischen beiden stehen die Politiker. Ihrer persönlichen Empfindung nach sind sie meist dem Neuen nicht abgeneigt; es ist das Vorrecht des vornehmen Mannes, das Neue zuerst zu erkennen, es zeigt den Mann von Welt, von den Vorurtheilen der Schule frei zu sein; es verräth den Mann von Geist, das Alte trivial und langweilig zu finden. So sehen wir im 16. Jahrhundert die Höfe, die weltlichen und auch die geistlichen, zuerst der Renaissance zufallen; so fanden im 17. Jahrhundert die neuen Wissenschaften an den großen Herren theilnehmende Gönner und Schutz gegen die alten Schulpotentaten; so waren im 18. Jahrhundert Voltaire und seine Jünger die Gäste und Genossen der Könige.

Auf der anderen Seite bringt es nun freilich die Stellung mit sich, daß die Großen der Erde großen Veränderungen in den öffentlichen Lebensordnungen nicht geneigt sind; wer im Besitz ist, ist zuletzt immer conservativ, er mag sich noch so muthwillig dem Spiel mit revolutionären Gedanken hingeben. Die vornehme Welt liebt das Neue, aber nur als Divertissement in der Gesellschaft, nicht als bewegende Macht in den Massen. Und darum ist man geneigt, eine Ausbreitung neuer Gedanken über den Kreis der „Gesellschaft" zuletzt doch bedenklich zu finden: besser, nicht zu laut und deutlich davon reden.

Von hier aus ist nun das Verhalten der Politiker zu jenen Conflicten zu verstehen. Ungern mit solchen Sachen sich befassend (Ehre ist auf keine Weise dabei zu gewinnen), neigen sie zunächst dazu, sie überhaupt als nicht vor ihr Forum gehörig abzuweisen. Nehmet ihr ihn hin, sagt Pilatus, und seht zu, wie ihr mit ihm fertig werdet. Gedrängt von den Anklägern: wenn ihr nicht gegen die Neuerer einschreitet, dann ist auch eure Autorität nicht mehr sicher; jetzt läßt sich die Sache noch damit schlichten, daß ein unruhiger Kopf zur Ruhe gebracht wird, später würden Volksunruhen mit Strömen Bluts gedämpft werden müssen, es ist aber offenbar doch besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe — so gedrängt, suchen sie dann einen Compromiß zu finden. Politische Geschäftsleute leben in Compromissen und von Compromissen. So suchen sie nun auch hier eine Mittellinie. Einerseits suchen sie den Angeklagten zu retten, gegen das Aeußerste zu schützen, anderseits es mit den Anklägern nicht zu verderben, ihnen eine Genugthuung zu geben, etwa durch eine leichte Züchtigung des Angeklagten: es kann dem Querkopf, der ohnehin zum Uebermuth neigt, nicht schaden, wenn er an die ihm gesteckten Grenzen erinnert und zum Pactiren angehalten wird.

Dieser aber haßt das Pactiren wie eine Todsünde; was dem Politiker so leicht und selbstverständlich erscheint, Compromisse zu schließen, das ist dem Vertreter von Ideen das schlechthin Unerträgliche; er hat das Gefühl, Ideen haben Kraft und Werth nur durch Reinheit und Consequenz, der Compromiß ist für Gedanken, was das Schermesser der Delila für die Stärke Simson's war. Er widersetzt sich also dem guten Rath, der wohlwollenden Weisung, der Annahme der Loslassung unter leichten Bedingungen; sein Stolz erhebt sich, wie der des Sokrates, da er in jener denkwürdigen Gerichtsverhandlung, statt sich kleiner Strafe schuldig zu bekennen, der Speisung im Prytaneum sich würdig erkannte. Und nun erwacht der Stolz des Machthabers in dem

Politiker: habe ich nicht Macht, Dich zu verurtheilen und Dich los zu lassen? Und statt zu bitten, meinst Du mir, der es gut mit Dir vor hatte, mit geringschätzigem Schweigen oder hochmüthigem Fordern oder gar mit Trotz und Drohen begegnen zu dürfen? Ich wollte Dir heraus helfen; wenn Du nicht willst, nun, so fahre hin, Du Narr, auf eigne Hand.

Ein paar merkwürdige Aeußerungen Goethe's, der den Atheismusstreit als Handelnder zu Weimar mit erlebt hatte, mögen die Darstellung beschließen. Er schreibt in den „Annalen", mit leisem Verdruß der kaum beizulegenden Händel gedenkend, in welche die Philosophen die Regierung zu Weimar verwickelt hätten: „Kleine und größere Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, gelöscht und geschlichtet, als uns Fichte's Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen." „Er ward in Anspruch genommen, seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich nicht gerade mit dürren Worten ihm zu erkennen geben konnte, und eben so wenig die Art, wie man ihm auf das Gelindeste heraus zu helfen gedacht." „Dann kam jener Brief Fichte's, worin er, mit Ungestüm und Trotz, einen Vorhalt oder Verweis ablehnen zu müssen erklärte." „Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegter guter Wille gehemmt, ja paralysirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung mehr übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen."

Es ist Goethe, der Politiker, der aus diesen Zeilen spricht. Doch steht der Mensch dahinter. Er liebt überall die stillen Wirkungen, die allmähligen Uebergänge, wie in der Natur, so in der Geschichte; darum ist ihm das stürmische Vorgehen leidenschaftlicher Geister zuwider. Es ist eine Schranke in seiner Natur, daß er für das gewaltige Wollen umwälzender Geister kein sympathisches Verständniß hat, daher hat er auch kein rechtes Verhältniß zu Persönlichkeiten wie Luther.

Studien zur Romantischen Schule.

Von
Ricarda Huch.

[Nachdruck untersagt.]

III. Das Athenäum.

Der Buchstab ist der echte Zauberstab.
Friedrich Schlegel.

In dem lieblichen Thale der Schwarza hatte sich im Sommer 1799 der junge Norweger Steffens, Studirender der Naturwissenschaft, der Philosophie, der Literatur und alles Neuen und Schönen, gelagert und las Fichte's Wissenschaftslehre und das Schlegel'sche Athenäum. Daß Fichte und Goethe die Brennpunkte der neuen Zeit seien, hatte er im Athenäum gelesen; Goethe war der Genius seiner Jugend gewesen, Fichte aber ihm bis dahin unbekannt geblieben. Nun vertiefte er sich in die Kunst des abstracten Denkens, was ihm auch nach einiger Bemühung so wohl gelang, daß er sich im Bannkreise des sich selbst setzenden Ich ziemlich heimisch fühlte. Aber seltsam war es ihm doch, wenn er aufblickte, das Gebirge, die Bäume, die Vögel und die Sonne in ihrem strahlenden, unwiderleglichen Dasein zu sehen. Nichts erwähnt er von einem solchen Gegensatz der Natur zum Athenäum, wiewohl es durchaus ein Geschöpf des bewußten Geistes ist: das riß ihn hin und zwar, wie er sagt, durch den mächtigen Geist der Einheit des ganzen Daseins, der wie ein frischer Lebensstrom darin wehe und alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suche.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns hier im freien Bunde.

sagte Friedrich Schlegel in dem Gedichte, das er das Athenäum betitelte; zum Beweise, daß die Leidenschaft zur Einheit, wie die Seele der ganzen Romantik, so auch die des Athenäums war oder sein sollte.

Wer die vergilbten, altfränkischen Bände des Athenäums aus einer Bibliothek sich holt und von außen betrachtet, kann es sich kaum vorstellen, daß ein Jüngling, im kühlen, sommerlichen Walde sitzend, sich aus diesen Blättern

einen Rausch der Begeisterung las; daß sie einmal so modern und aufsehenerregend waren wie jetzt etwa die „Jugend", nein, viel mehr: eine Fahne der Revolution, von jungen, wagemuthigen, hoffenden Menschen unter Lachen und Jubel geschwungen. Das sollte mit einem Male eine Lücke reißen in die Mauern der Philisterburg! Und dann wollten sie hinterdreinstürmen und sich erobernd in die dämmrige, dumpfe Höhle werfen. Wie Feuerbrände sollten die phantastischen Einfälle in die steifen, breitspurigen Gassen fliegen und zünden.

Wer das ausgeheckt hatte unter unzähligen andern Entwürfen, das war natürlich Friedrich, während er in Berlin nach langem Darben der ersten Jugend in Freundschaft und Liebe schwelgte. Von seinem faulen Freunde in Kopenhagen, für den die bequemste Stellung ein Studium war, erzählt Steffens, daß er der geistig Angeregteste unter ihnen allen gewesen sei; aus seiner körperlichen Unbeweglichkeit heraus habe er stets die ganze Gesellschaft in Athem gehalten. Ebenso verhielt es sich mit Friedrich; damals aber namentlich war er durch und durch von Begeisterung beseelt, von einer gründlichen, nachdrücklichen, massenhaften Begeisterung. Mitten in seiner philosophisch-ästhetischen Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie und in einem Aufsatz über Lessing steckend, erübrigte er Zeit, den Plan für die neue Zeitschrift zu entwerfen und einen Namen zu ersinnen für die herrliche Waffe, die sie schmieden wollten. Herkules sollte sie heißen, sei es wegen der Schlangen, die der Heros in der Wiege erwürgt, oder weil er den Augiasstall gereinigt hatte, dann wieder schlug er Dioskuren vor oder Schlegeleum; denn der verbrüderte Geist von Wilhelm und Friedrich sollte das Ganze regieren. Aber großherzig entsagungsvoll, wie man ist, wenn es sich um die Verwirklichung einer Lieblingsidee handelt, gab er nach und ließ sich das Athenäum gefallen.

Nun aber galt es, den eigenen Enthusiasmus dem Bruder einzuflößen, der dem fremden Plane gegenüber gar nicht so rührig war, wie er sonst zu sein pflegte, auch vielleicht ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegen Friedrich's Entwurfsfieber hatte. Etwas Neues und Gründliches über Lessing war Friedrich selbst im Begriff zu schreiben; ein entscheidendes Wort sollte über Goethe gesagt werden; Wieland hinzurichten, sollte Wilhelm übernehmen. Aber vor allen Dingen eine Menge von Ideen! Wir sind jetzt gewohnt, in jeder Tages-, Wochen- und Monatszeitung eine Fülle von Aphorismen zu finden, meistens Lückenbüßer, die einen allgemeinen, wohlbekannten Gedanken nett zugespitzt ausdrücken und so, vertraut und doch überraschend, bequem eingehen. Damals war das etwas Neues, und Friedrich glaubte, die Anmaßung, die darin zu liegen schien, entschuldigen zu müssen. Ganze Werke zu schreiben, sagte er, sei freilich ungleich bescheidener, weil sie ja wohl bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein könnten, und weil den Gedanken im schlimmsten Fall die Zuflucht bliebe, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demüthig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken seien gezwungen, einen Werth für sich haben zu wollen, und müßten Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein.

Eigen und gedacht waren seine Ideen wirklich, die „Feuerluft aus Friedrich Schlegel's Laboratorium," wie Goethe einmal sagte; keine angeflogenen, schillernden

Einfälle, sondern hartschalige Nüsse, die man oft mühsam aufknacken und abschälen mußte, ehe man sie genießen konnte. Sie waren das Ergebniß langen, gründlichen philosophischen Nachdenkens und ohne energisches Mitdenken des Lesers durchaus nicht zu verstehen. Darin liegt ihr Reiz. Man sieht, es hat sich da ein Denker, um sich den Vorrath seines Bewußtseins klar und übersichtlich zu machen, eine Reihe von Ausdrücken geschaffen, die man durch gründliches Studium oder besser durch eine gewisse Verwandtschaft der Anschauung in sich erleben muß, wenn man sie ganz würdigen will.

Es ist auffallend, wie das Fragment die für Friedrich geeignete Form zu sein scheint. Man kann sagen, die Fülle seiner Ideen sei zu schwer gewesen, oder seine Gestaltungskraft habe nicht ausgereicht, eine größere Masse zu formen. Denkfaul war er keineswegs; aber es war ihm bequem, sein bloßes Denken roh, unverbunden wiederzugeben, neben einander gestellte Steine, damit, wer Lust habe, sich ein Haus daraus baue. Wegen dieses Hanges, sich fragmentarisch auszudrücken, liebte er den Vergleich mit Lessing; Lessing'sches Salz sollten seine Ideen sein gegen die geistige Fäulniß — Randglossen zum Texte des Zeitalters. Aber Lessing's Fragmente waren Splitter, die bei einer Riesenarbeit abfielen; Friedrich's Fragmente sind Schnitzeleien, auf die er sein höchstes Können verwendete. Das setzt freilich die Fragmente selbst nicht herab; als eigen gedachte Gedanken haben sie ihre Unsterblichkeit.

Von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet wie ein Igel sollten die Fragmente sein, sagte Friedrich und charakterisirte damit allerliebst seine berüchtigten Paradoxen. Man muß jedes als ein Reich für sich nehmen, voll Stacheln, aber inwendig schön ausgestattet, sauber und wohnlich. Wilhelm und Karoline gingen beim Frühstück die vielen Hunderte Friedrich'scher Ideen durch, die er ihnen zur Einsicht schickte, und hielten es für nöthig, wenn ihnen etwas gar zu paradox, stachelig oder schwer verdaulich schien, das Veto einzulegen, zu dem die beiden Gründer berechtigt waren. Er hat die Vetoscheu, sagten sie, als er bald darauf über Kranksein klagte. Bei aller Ehrlichkeit und Unerschrockenheit im Kampf hielt Wilhelm als Professor in Jena eine gewisse Vorsicht und Rücksicht doch für geboten; Karoline war ohnehin nie für das Extreme. Friedrich war empfindlich und entrüstet; wenn man eine Meinung habe, solle man sie unterdrücken, weil man nicht sicher sei, ob Goethe lächeln oder die Stirn runzeln werde. Indessen versprach er um des Gelingens willen schließlich alles: es sollte gewissenhaft vermieden werden, was „an Schiller grenzte", nicht einmal über Agnes von Lilien, den Roman seiner Schwägerin, sollte ein Wort fallen. Dagegen mußte Karoline alle seine früheren Briefe durchlesen, um „sittliche Fragmente" zu suchen, woran es noch mangelte, ebenso ihre eignen und die seines Bruders. Denn nichts lag Friedrich ferner, als etwa das Athenäum mit seinem Geist allein beherrschen zu wollen: es sollte eine große Symphonie verwandter Geister sein. Ob er selbst einsah, daß, wie Wilhelm und Karoline sagten, der Frédéric tout pur unverdaulich wäre, jedenfalls war er der Erste, der auf esprit de Wilhelm, esprit de Karoline, esprit de Schleiermacher drang, damit jene Universalität entstehe, die er in jeder Erscheinung, auf jedem Gebiete suchte.

Sein Freundschaftshunger hatte die Romantiker gesammelt; unermüdlich betonte er die Nothwendigkeit, daß die Gebildeten sich zusammenthun und eine unsichtbare Kirche bilden müßten, da der Einzelne nichts Großes ausrichten könne.

Die Künstler, sagt er in den Fragmenten, sollen zusammentreten als Eidgenossen zum ewigen Bündniß; eine Hanse bilden wie die Kaufleute im Mittelalter. Ihm selber entwickelten sich die Gedanken vorzüglich im Gespräch und im Briefwechsel. Dessen war er sich bewußt; ohne die Freunde glaubte er nichts, mit ihnen alles leisten zu können. Tieck, Novalis und Schleiermacher führte er seinem Bruder zu und warb sie zum Mitwirken am Athenäum an. Novalis sollte philosophische und chemische Beiträge geben, Karoline persönliche, Schleiermacher ethische, Wilhelm ästhetische. Und so ist denn das Athenäum wirklich ein Zusammenklang der verschiedensten Individuen geworden, die nur darin eins waren, daß sie die Wahrheit suchten und an den Geist glaubten. Bald sehen uns die reinen, scharfen Augen Schleiermacher's daraus an, bald die zum Himmel schwärmenden des frommen Novalis. Von ihm sagte Friedrich, er dichte in Atomen. Seine Aussprüche schweben wie Leuchtkugeln auf in schönem Schwunge, eine sanfte Helligkeit über den dunkeln Himmel verbreitend und still ausathmend, ehe man sich ihrer deutlich bewußt geworden ist.

> Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen.
> Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung, eine leichtere Existenz verschafft.

Man ahnt einen unergründlichen Gehalt in den Worten und möchte ihn fassen; aber zugleich hauchen sie eine Musik aus, der man sich mit geschlossenen Augen hingeben möchte, ohne zu untersuchen.

Schärfer und bestimmter ist, was Schleiermacher gibt; fast alles berührt das Psychologische, wie sein durchdringender Blick es zu Tage förderte. Man erfreut sich an der feinen Beobachtung, an der unbeugsamen Wahrheitsliebe, mit der er Folgerungen zieht und keinem Schlusse ausweicht; aber da ist keine zitternde Oberfläche, unter der unermeßliche Tiefe lockt, keine blaue Ferne, kein süßes Dunkel, das geheimnißvollen Urwald ankündigt. „Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigene Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kitzelnden en rapport-Setzen, besteht in einer Desorganisation und endigt mit einem ekelhaften Hellsehen und viel Ermattung. Gewöhnlich ist auch einer dabei nüchtern."

An ihrer zierlichen Geschliffenheit und der Weltlichkeit ihres Inhalts erkennt man Wilhelm's Zuthaten. Er bezieht sich niemals, wie die eigentlichen Romantiker zu thun pflegten, auf das Unendliche; sondern beschränkt sich auf ein bestimmtes Werk, irgend eine bestimmte Erscheinung, die er richtig und hübsch beleuchtet. Seine weltmännische Correctheit und Urbanität verhindert ihn, in Gesellschaft sich anders als allgemein verständlich und vermittelnd auszudrücken.

Friedrich's Geist ist im Athenäum der verbindende Goldgrund des farbigen Gemäldes. Jeden angedeuteten Gedanken verfolgt er bis in seine äußersten

Folgen und sammelt alle zu Systemen oder wenigstens Systemprojekten. Man erfährt hier die anregende Kraft, mit der er lebend so viele an sich fesselte, und die vielleicht hauptsächlich darin besteht, daß sein gewaltiger Hang, sich über die Welt klar zu werden, uns wie ein langsam fließender, aber starker Strom ergreift und mitreißt; wie Schwärmereien sich epidemisch mittheilen, so entzündet seine philosophische Wuth seine Zuhörer zum Kreuzzuge nach dem heiligen Grabe des Welträthsels.

Ein majestätischer Idealismus ist die Weltanschauung, die das Athenäum proclamirt. An allem Aeußerlichen, das die Mehrzahl der Menschen wichtig dünkt und beschäftigt, wird mit großartiger Nachlässigkeit vorübergegangen, oder das innerliche Wesen wird daraus hervorgesucht und dadurch die Alltäglichkeit ihren Verehrern entfremdet und auf eine hohe Stufe gerückt. „Nicht in die politische Welt verschleudre den Glauben und die Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung."

Wissenschaft und Kunst werden von Friedrich einmal geradezu den Göttern und der Unsterblichkeit gleichgesetzt. Als der höchste Vorzug der Deutschen wird ihr Idealismus hingestellt. „Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft." Was für ein hochschwellender vaterländischer Stolz liegt in diesem Bekenntniß, wie fern aber von eitler Ueberhebung; denn: „es gibt nur wenige Deutsche." Aber der Charakter der großen deutschen Künstler aller Zeit sei rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig, dabei unschuldig und etwas ungeschickt; nur der Deutsche treibe die Kunst als eine Tugend und als Religion. Als die größten Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft zählt Friedrich auf: Kepler, Dürer, Luther, Jakob Böhme, Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte, alles Männer, die durch Geist und Charakter zugleich hervorragen. Auch wird absichtlich kein Unterschied gemacht zwischen Künstlern oder Denkern und großen Menschen; rauscht doch das Motto: Einheit und Ganzheit beständig dem marschirenden Heere voran wie eine Musik von Trompeten und Trommeln, ein heroisches Feldgeschrei.

„Universalität ist Wechselbethätigung aller Formen und Stoffe." So wurde das Gemeinschaftliche in den verschiedenen Künsten gesucht, im Gegensatz zu Lessing, dessen sondernder Verstand ihre Grenzen feststellte. In der Dresdener Galerie hatten Wilhelm und Karoline Betrachtungen über die bildenden Künste angestellt, die sie zu einer Gabe für das Athenäum unter dem Titel „die Gemälde" anmuthig verarbeiteten. Da heißt es: „Und so sollte man die Künste einander wieder nähern und Uebergänge aus einer in die andere suchen. Bildsäulen beleben sich vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden zu Gedichten, Gedichte zu Musik, und wer weiß, so eine herrliche Kirchenmusik stiege auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft." Und noch einmal in einem Fragment berührt Wilhelm denselben Gedanken:

„In den Werken der größten Dichter athmet nicht selten der Geist einer andern Kunst. Sollte das nicht auch bei Malern der Fall sein? Malt nicht Michelangelo in gewissem Sinne wie ein Bildhauer, Raphael wie ein Architekt,

Correggio wie ein Musiker? Und gewiß würden sie darum nicht weniger Maler sein als Tizian, weil dieser bloß Maler war."

Auch das kühne und schöne Bild von der Architektur als einer gefrorenen Musik, jetzt beinahe gemeinplätzig geworden, hat Wilhelm zuerst gebraucht.

Das Ineinanderüberschwanken von Musik und Poesie und Malerei wurde ein Lieblingsthema von Ludwig Tieck. „Wie?" sagt er in der Verkehrten Welt, „es wäre nicht erlaubt in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musiciren? O wie schlecht wäre es dann mit uns Künstlern bestellt! Wie arme Sprache, wie ärmere Musik! Denkt ihr nicht so manche Gedanken so fein und geistig, daß diese sich in Verzweiflung in Musik hineinretten, um nur Ruhe endlich zu finden? Ach, ihr lieben Leute, das Meiste in der Welt grenzt weit mehr an einander, als ihr es meint." Daß er im Zerbino die Flöten sagen läßt: „Unser Geist ist himmelblau, führt dich in die blaue Ferne", hat man in nachromantischer Zeit lächerlich gemacht, während man jetzt anfängt, die Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Sinnesempfindungen wissenschaftlich zu untersuchen.

Wie nun in allen Künsten ein einziges Grundprincip geahnt wird, so sollen auch alle Wissenschaften auf eine Wissenschaft zurückgeführt, ja schließlich Kunst und Wissenschaft eins werden.

„Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein."

Und eben diese Poesie, die auf ihrem höchsten Gipfel eins mit der Wissenschaft ist, ist die romantische, die Universalpoesie, die werdende, die Poesie der Poesie. Die dunkeln Vorstellungen, die die meisten Menschen von der romantischen Poesie haben, als stehe sie in einem unversöhnlichen Gegensatze zu der sogenannten klassischen, als sei sie die überschwängliche, phantastische, verworrene, sind weit ab von der großartigen Idee, die den romantischen Aesthetikern vorschwebte: jedes unpoetische Element soll aus der Dichtung ausgeschieden werden, alles aber, was der Sinn aufnehmen, der Geist erkennen, das Gemüth ahnen kann, soll die Allumfassende in sich begreifen. Alles soll poetisirt werden. Nichts ist zu gering oder zu groß für die Poesie; denn auch die kleinste Erscheinung verhüllt ein Unendliches.

Es scheint dem, der sich in das Athenäum vertieft, als gäbe es auf der Welt nichts als Kunst und Wissenschaft, und als ob insofern der Vorwurf gerechtfertigt wäre, alles dies habe nur für gelehrte Künstler und künstlerische Gelehrte, also für einen sehr kleinen Kreis von Menschen, Bedeutung. Und allerdings gehörten ja die wenigen, die hier zu Worte kamen, einer Hanse an, fühlten sich stolz als Mitglieder einer unsichtbaren Kirche. Mit kühler und klarer Verachtung reden sie von der großen Gegenpartei mit ihrem Wahlspruch: vernünftig, aber dumm.

„Es gibt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten, als ob von der besten Schafzucht oder vom Kaufen und Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es sind die Oekonomen der Moral, und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philosophie einen gewissen illiberalen und ökonomischen Anstrich . . . . . Es gibt ökonomische Schwärmer und

Pantheisten, die nichts achten als die Nothdurft und sich über nichts freuen als über ihre Nützlichkeit. Wo sie hinkommen, wird alles platt und handwerksmäßig, selbst die Religion, die Alten und die Poesie, die auf ihrer Drechselbank nichts edler ist als Flachshecheln."

Von der sogenannten guten Gesellschaft wird gesagt, sie sei eine Mosaik von geschliffenen Caricaturen. Oder: „Die meisten Menschen sind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Existenz. Es gibt wenige Existenten." Und kann man einen exclusiveren Standpunkt haben als den, daß selbst in den äußerlichen Gebräuchen der Lebensart die Künstler sich von den andern Menschen unterscheiden sollten? Dies ist die aristokratische Seite des Athenäums. Auf die Klage des Publicums, die deutschen Autoren schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter einander, erwiderten sie trotzig, das sei gut so: „dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen." Die Künstler sind, sagen sie, unter den Menschen, was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde. Sie sind Brahminen, eine höhere Kaste; aber — und nun kommt ein Zusatz, der den ganzen Ausspruch wieder demokratisirt — sie sind nicht durch Geburt, sondern durch freie Selbsteinweihung geadelt. Unermüdlich wird betont, daß es eines Jeden Beruf und Pflicht ist, Mensch, Künstler, Gott zu werden. So haben wir hier dieselbe Mischung von Popularität und Aristokratismus wie ein Christenthum: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Durch das, was die Romantiker unter dem Begriff „Künstler" sich dachten, wird die Würde, die auf einen kleinen Kreis beschränkt schien, auf die ganze Menschheit erweitert: „Künstler ist ein Jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden." Nur auf den Entschluß kommt es an, „sich auf ewig von allem Gemeinen abzusondern." Aber noch auf andere Weise wird die Möglichkeit dargethan, daß ein jeder sich erfolgreich dem höchsten Ziele zuwenden könne. „Genie ist der natürliche Zustand des Menschen." Wer anders als der überschwänglich kühne Geist Hardenberg's wagt so zu denken und so sich zu äußern: Das größte Kunstwerk, so philosophirt der Schüler Fichte's, erschafft die unbewußte Phantasie des Menschen, indem sie aus eigener Kraft die Welt sich aufbaut; der Liebende, der die Geliebte vergöttert und ein anbetungswürdiges Bild sieht, das nicht ist; der Wilde, der die Sprache schafft als ein bildsames, nach ewigen Gesetzen wandelbares Symbol für die erscheinende Welt und beweglichen Körper für die Gedanken, sie sind alle Künstler von Gottes Gnaden, und es handelt sich für den Menschen nur darum, sich auf das Genie, das in ihm ist, zu besinnen, es in seine Gewalt zu bekommen.

„Jeder ungebildete Mensch ist die Caricatur von sich selbst." Daraus folgt, daß sich bilden heißt: sein eigenes Ideal werden. Alles, was in diesen Gedanken liegt und sich daraus folgern läßt, faßt Friedrich in den Worten zusammen: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten." Diese Vergötterung des Ich ist himmelweit entfernt von der unfruchtbaren Eitelkeit Derjenigen, denen ihr eigenes Selbst der Pflock ist, woran sie mit kurzem

Strick festgebunden sind, und um den sie sich unaufhörlich drehen. Denn unter dem Gottwerden ist verstanden Erweiterung der eigenen Persönlichkeit zur Aufnahme von unendlich vielen. „Kein Mensch ist schlechthin Mensch, sondern kann und soll wirklich nur in Wahrheit auch die ganze Menschheit sein." Wenn wir nun noch Gott einen Abyssus von Individualität genannt finden, den einzigen unendlich Vollen, so sehen wir ein Religionsprojekt, das Friedrich's Gepräge trägt, dem Fichte's Geist als Stern im Osten geleuchtet hat.

Wie der goldne, alles durchdringende Aether umhüllt die Idee der Religion die ganze Gedankenwelt, die hier ausgebreitet liegt. Einer Landschaft gleicht sie, in deren Hintergrunde ein ungeheurer, alles überragender Berg mit schimmerndem Gipfel lagert, den man von jedem Platze aus sehen kann, und dessen unvertilgbaren Umriß man noch ahnt, wenn ihn silberne Dünste oder graues Regenwetter verschleiern.

„Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles, was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen, unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben oder die Spielerei, die man jetzt die schöne Kunst nennt."

„Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche."

Was der Grundgedanke von Schleiermacher's Reden über die Religion war, daß nämlich Religion nichts anderes sei als Beziehung des Endlichen auf das Unendliche, Gefühl des Universums, das findet sich hier im Keime, in blitzartigen, straff zusammengefaßten Aussprüchen, die auf den Verständnißvollen stärker wirken als Schleiermacher's etwas verwässertes Reden, was freilich bestimmt war, von vielen eingenommen und begriffen zu werden und seinen Zweck auch erfüllte. Aber inniger als dort fühlt man hier, wie eine aufkeimende Religion schon den Himmel des Zeitalters färbt als verheißungsvolle Morgenröthe. Hundertfach wird mit dem „Zauberstab des Buchstabens" an das Geheimniß der verkündigten Sonne gerührt, das Räthsel der Räthsel durch vermittelnde Gleichnisse dem Sinne nahe gebracht, wie wenn man den Glanz des feurigen Gestirns, der dem menschlichen Auge unerträglich ist, dämpft und verwandelt, indem man es durch farbige Gläser betrachtet.

Eine tröstliche Gewißheit hat der Strebende: „Dein Ziel ist Kunst und Wissenschaft, Dein Leben Liebe und Bildung. Du bist, ohne es zu wissen, auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und Du bist sicher, Dein Ziel zu erreichen." Von diesem Standpunkte aus ist es begreiflich, daß Bildung als das höchste Gut und das allein Nützliche gepriesen wird.

Diesen Begriff von Religion, die „den Geist des sittlichen Menschen überall umfließen soll wie sein Element", müssen wir gegenwärtig haben, um die Aussprüche über Moral zu verstehen, die Allem, was man bisher darunter begriffen hatte, entgegengesetzt waren. Zum Beispiel: „Man hat nur soviel Moral, als man Philosophie und Poesie hat." Oder: „Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit — eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüthes."

Es ist derselbe Kampf, den der Apostel Paulus gegen das Gesetz kämpfte im Namen der Liebe, welche er des Gesetzes Erfüllung nannte. Allerdings, sagt er, muß, wer das Gesetz umwirft, vom Geiste regiert sein, oder, wie es die Romantiker ausdrücken, er muß im Unsichtbaren leben, sein Leben muß Liebe und Bildung sein; jedenfalls kann man insofern den Romantikern wie jedem Idealisten und jedem Christen den Vorwurf machen, daß sie eine Herrschaft angriffen und zu erschüttern suchten, um dafür eines Reiches Bürger zu werden, das für den Menschen ewig ein Kommendes ist, wie wir ja auch beten: Dein Reich komme.

Im Athenäum liegt der Keim zu Allem, was die Romantik bringen sollte. Der Begriff der Ironie, der ein so wichtiger Grundsatz der romantischen Aesthetik war, ist vielfach zu bestimmen versucht. Die ganze Naturphilosophie liegt angedeutet in den Worten: „Willst Du ins Innere der Physik dringen, so lasse Dich einweihen in die Mysterien der Poesie.“ Auch die Entdeckung der orientalischen Poesie mit ihrem gewaltigen Einfluß bereitet sich vor: „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen.“ „Welch' eine Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen.“

Staunenswerth ist für die Leser unserer Zeit, wie unveraltet diese Blätter sind. Unzähligen Gedanken begegnen wir, die sich in unsern Tagen, ihrer Neuheit und Vereinzelung bewußt, kaum so frei und muthig hervor wagen, wie sie dort ausgesprochen sind. Man kann sich nicht radicaler über die Emancipation der Frauen aussprechen, als es Schleiermacher, ein Prediger, in seinem Katechismus der Vernunft für edle Frauen, that, wo z. B. folgende Gebote gegeben sind:

„Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.“

„Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.“

Eine noch deutlichere, schlagendere Sprache führt das Glaubensbekenntniß:

„1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.

2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.“

Mit ebenso schneidender Rücksichtslosigkeit fällt Friedrich das Urtheil über die Ehe:

„Fast alle Ehen sind nur Concubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten, darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen. Wenn aber der Staat

gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte."

Als noch viel moderner berührt uns aber die Bemerkung, die eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit genannt wird, daß sogar die beste Ehe, ja die Mütterlichkeit selbst, welches beides doch gewöhnlich als das einzige Ziel der Frau betrachtet zu werden pflegt, nur allzu leicht die Frau herabziehen könne, so daß sie, mit den Bedürfnissen der Erde verstrickt, ihres göttlichen Ursprungs und Ebenbilds nicht mehr eingedenk bleibe. Woraus freilich keineswegs der Schluß gezogen wird, daß die Frau sich der Liebe, Ehe und Mutterschaft entziehen solle.

Von der modernen Lehre vom Uebermenschen findet sich ein Vorklang in den Worten: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß." Ja, sogar die beinah tollkühn erscheinende Behauptung, die in neuester Zeit aufgetaucht ist, nicht die Kunst richte sich nach der Natur, sondern umgekehrt, wird in einigen flüchtigen Worten berührt, wo es heißt, daß der menschliche Geist der umgebenden Welt seine Gesetze vorschreibe und sie nach sich schaffe und modle.

Auf Richard Wagner und die jetzige Programm- und Gedanken-Musik scheint folgendes Fragment prophetisch hinzuweisen:

„Es pflegt manchem seltsam und lächerlich aufzufallen, wenn die Musiker von den Gedanken in ihren Compositionen reden; und oft mag es auch so geschehen, daß man wahrnimmt, sie haben mehr Gedanken in ihrer Musik als über dieselbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften hat, wird die Sache wenigstens nicht aus dem platten Gesichtspunkt der sogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Musik nur die Sprache der Empfindung sein soll, und eine gewisse Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie an sich nicht unmöglich finden. Muß die reine Instrumentalmusik sich nicht selbst einen Text erschaffen? und wird das Thema in ihr nicht so entwickelt, bestätigt, variirt und kontrastirt wie der Gegenstand der Meditation in einer philosophischen Ideenreihe?"

Was für ein idealistisches Zeitalter, in welchem eine Zeitschrift Leser fand, die keinen, aber auch gar keinen bloßen Unterhaltungsreiz bot; die mehr studirt als gelesen sein wollte! Lange freilich konnte das Athenäum sich nicht halten. Es erschien in den Jahren 1798—1800. Im bewußten Gegensatze zur großen Menge war es auf den Kampfplatz getreten; es war deshalb nicht zu verwundern, daß „das platte Volk von Hamburg bis nach Schwaben" einen Schrei der Entrüstung aus dem verwundeten Herzen erschallen ließ. Aber auch die Theilnahme der Gebildeten war geringer, als man erwartet hatte. Man klagte über die Unverständlichkeit namentlich von Friedrich's Fragmenten, was nicht unverzeihlich ist, wenn man z. B. liest: „Caricatur ist eine passive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann sie ebensowohl tragisch, als comisch gebrauchen." Oder: „Urbanität ist der Witz der harmonischen Universalität, und diese ist das Eins und Alles der historischen Philosophie und Plato's höchste Musik. Die Humaniora sind die Gymnastik dieser Kunst und Wissenschaft."

Man muß gestehen, daß die Bequemlichkeit des durchschnittlich Gebildeten sich in der Regel von einem solchen Ideen-Igel zurückziehen wird, an dem sein Geist sich so ritzen kann, bis er sich ihm offenbart hat. Eine Art von Geheimsprache — ein gewisser Mysticismus des Ausdrucks, wie Friedrich sagt — bildet sich leicht aus, wenn mehrere Menschen sich oft über dieselben Gegenstände ihres gemeinsamen Interesses unterreden; und aus Unterhaltungen Befreundeter ist ja im Grunde das Athenäum entstanden.

In einer wundervollen kleinen Selbstvertheidigung, wo Laune und Ernst sich reizvoll mischen, beantwortete Friedrich die Vorwürfe und Klagen über seine Unverständlichkeit. An seinen Bruder schrieb er, ob es nicht gut sein würde, künftig mit jedem Heft ein Stück Honigkuchen gratis auszutheilen? Er war umsomehr entrüstet, als er sich ehrlich und leidenschaftlich bestrebte, populär zu sein, ja sogar das Wort Popularität häufig mit Wohlgefallen im Munde führte, er, der in der Unkunde seines kindlichen Fürsichlebens der beschäftigten Welt seine weltferne Persönlichkeit, den „Frédéric tout pur". so ohne Weiteres zumuthete!

Wie dem auch sei, an der Unverständlichkeit ging das Athenäum zu Grunde. Der schmetternde Jubelton, den die Herolde der kommenden goldnen Zeit in die Welt geblasen hatten, verklang im Gewühl, das sie nicht achteten. Denn das ist das Schönste an diesem Buche und das Künstlerische, die Stimmung, die die einzelnen Theile kraftvoll zusammenfaßt, eine freudige Stimmung von Menschen, die wissen, daß sie das Rechte wollen, und glauben, daß das Rechte siegen muß, weil fortschreitende Entwicklung das Gesetz der Welt ist. Die blitzenden Augen auf die Zukunft gerichtet, auf die Spitze des Berges, übersahen die Anstürmenden, was im Wege hinderte und drohte. „Im 19. Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit viel Behagen und Vergnügen in der Verdauungsstunde genießen können und auch zu den härtesten, unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen," sagt Friedrich, wo er sein Herz ausschüttet über die Unverständlichkeit, die man ihm vorgeworfen hat. „Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie, in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden Euch alle Eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das 19. Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel der Unverständlichkeit des Athenäums gelöst sein."

Das Jahrhundert, an welches diese Appellation gerichtet wurde, ist bald vorüber und überliefert sie einem neuen Richter; denn es hat sich im Laufe seines Wachsthums von denen, die seine Geburtshelfer und Taufpathen waren, undankbar und verkennend abgewandt und ist ihnen die Entscheidung schuldig geblieben.

Cicero.

Von

E. Hübner.

[Nachdruck untersagt.]

Es gehört ein gewisser Muth dazu, in einer Zeitschrift wie der „Deutschen Rundschau" den Namen nur zu nennen, der an der Spitze dieser Mittheilung steht. Diese Zeitschrift wendet sich an die Elite der Gebildeten in Deutschland wie im Ausland, wo immer Deutsch gesprochen und gelesen wird, und rechnet darauf, daß ihren Mittheilungen sympathisches Verständniß entgegenkommt. Aber der weitaus größten Masse Derer, die seit der Mitte unseres Jahrhunderts ihre Bildung erworben haben, ist jener Name entweder völlig todt und bedeutungslos, oder, was schlimmer ist, sie haben von seinen Schriften nur die Vorstellung von langweiliger Breite bewahrt, deren Einfluß auf den Stil ihrer deutschen Aufsätze zuweilen mit Recht getadelt wurde, und von seiner politischen und sachwalterischen Thätigkeit nur den Eindruck schwächlichen und erfolglosen Schwankens zwischen den Parteien. Die gesinnungstüchtige moderne Geschichtschreibung und die naturwissenschaftliche und realistische Strömung in der Bildung der breiten Masse unseres Volkes kennen ihn nur noch so. Man wende nicht ein, daß es doch noch einige anders Denkende gibt. Noch ist ja freilich das Geschlecht der Jugendlehrer nicht ganz ausgestorben, die sich eine unbefangene Würdigung wenigstens der schriftstellerischen Vorzüge Cicero's bewahrt haben. Aber gegenüber der herrschenden Meinung wagen sie meist nur schüchtern und mit Clauseln und Einschränkungen ihrer Empfindung Ausdruck zu geben. Zum vollen Verständniß des Mannes fehlt ihnen oft die richtige Anleitung. Selbst die, denen eingehendere Studien seiner Schriften eine bessere Meinung beigebracht haben, stehen unter dem Bann der Schlagworte, die gegen ihn ausgespielt worden sind.

Dazu kommt noch eins. Cicero war Zeit seines Lebens ein unermüdlicher Briefsteller. Von der ungeheuern Masse der Briefe, die nach seinem Tode durch die Freunde, wie Atticus, und die Testamentsvollstrecker sowie durch Cicero's Freigelassenen Tiro zusammengebracht und herausgegeben worden waren — es sollen über siebzig Bücher gewesen sein — liegt uns freilich nur

noch ein kleiner Theil vor, sechzehn Bücher der Briefe an verschiedene Freunde aus den Jahren 62—43, ebenso viele an Atticus aus den Jahren 68—43, drei der Briefe an seinen Bruder Quintus aus den Jahren 60—54 und endlich ein kleiner Ueberrest der einst neun Bücher umfassenden Sammlung der Briefe an Brutus in zwei Büchern. Es sind im Ganzen 864 Stück, einschließlich neunzig an Cicero gerichteter Briefe. Atticus hatte die seinigen gesammelt; zu den übrigen scheint Cicero selbst die Concepte meist aufbewahrt zu haben, wie es ja noch jetzt Geschäftsgebrauch ist. Die Geschichte dieser Sammlungen, ihre handschriftliche Ueberlieferung, die Zeitbestimmung der nicht datirten Briefe, die Herstellung und Deutung der Texte bildet eine der anziehendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben der Cicero-Forschung. Es gibt darüber eine umfangreiche Literatur[1]); aber es ist noch nicht einmal über die grundlegenden Fragen der Ueberlieferung Uebereinstimmung erreicht und von sicherem Verständniß aller Einzelheiten sind wir noch weit entfernt, obgleich gerade in jüngster Zeit in dieser Beziehung nicht unerhebliche Fortschritte gemacht worden sind. Es ist begreiflich, daß von den kurzen, nur dem Adressaten verständlichen Andeutungen in den Briefen an Atticus, in denen sich Cicero ohne allen Rückhalt ausspricht, und von den oft absichtlich dunkel gehaltenen Angaben in den übrigen Briefen Vieles nicht mehr erklärt werden kann. Diese Briefe aber sind es gerade, aus denen die Anklage gegen Cicero als Mensch, als Charakter, als Staatsmann sich die meisten ihrer Waffen geholt hat.

Karl Wilhelm Drumann (1786—1861), über vierzig Jahre der Vertreter der Geschichtswissenschaft an der Königsberger Universität[2]), ist der Urheber der noch heute in Deutschland fast allgemein herrschenden Verurtheilung Cicero's. Im Jahre 1823 begann er die Vorarbeiten zu seinem großen Geschichtswerk[3]), das selbst nur eine Vorarbeit geblieben ist. Denn in einer ganz äußerlichen Aufzählung, nach der alphabetischen Folge der Geschlechter, zu denen sie gehörten, werden darin die einzelnen römischen Staatsmänner nebst ihren Vorfahren, Frauen und Kindern, bedeutende wie unbedeutende, abgehandelt, deren Leben in die Zeit von Sulla bis Augustus fällt. Wenn Sammelfleiß allein den Geschichtschreiber machte, so könnte dem Verfasser Anerkennung nicht versagt werden. Sebastian Le Nain de Tillemont, der große Kirchenhistoriker von Port-Royal (1637—1698), hat in seinem der

[1]) Zur Ergänzung meiner früheren Zusammenstellung der zahlreichen zerstreuten Monographien darüber habe ich vor zehn Jahren für die Uebungen der Studirenden an der amerikanischen Johns Hopkins-Universität in Baltimore in Vertretung ihres damals erkrankten Lehrers des Lateinischen von den Arbeiten aus den vorhergehenden zehn Jahren eine Uebersicht gemacht, die gedruckt worden ist (The Epistles of Cicero, Bibliography and Hints for Study, Baltimore, November 1888). Sie zählt etwa achtzig einzelne Abhandlungen auf, ungerechnet deren kürzere oder längere Besprechungen. Seitdem sind viele neue hinzu gekommen.

[2]) Ueber Drumann vergl. Friedlaender, Aus Königsberger Gelehrtenkreisen. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVIII, S. 224.

[3]) Die Geschichte Roms in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Sechs Bände. Königsberg 1834—1844.

strengsten Askese geweihten Leben die Jahrbücher der römischen Kaiser in fünf großen Quartbänden nur als eine Vorarbeit geschrieben zu seiner Geschichte der christlichen Kirche in den ersten fünf Jahrhunderten in sechzehn Quartbänden und damit den Fleiß Drumann's noch weit überholt. Als eine Vorarbeit, als bequeme Fundgrube der Information ist Drumann's Werk von allen seinen Nachfolgern fast scrupellos benutzt worden. Und doch ist seine Tendenz, wie bei Tillemont die streng katholische Weltanschauung, überall deutlich zu erkennen. Er sagt in der Vorrede selbst, daß ihn seine Untersuchungen nicht wider, aber ohne seinen Willen zu einer Lobschrift auf die Monarchie geführt hätten. Die sentimentale Schwärmerei für Cäsar's Mörder als Wohlthäter der Menschheit hatte sich damals überlebt; also muß Cicero dafür herhalten, daß sein Lebensideal die römische Republik war, das heißt die Herrschaft des römischen Senats, die von dem himmelweit verschieden ist, was man seit 1789 unter Republik verstand. Auf nahe an dreizehnhundert eng gedruckten Seiten hat Drumann in dem Abschnitt über das Geschlecht der Tullii Cicero's Leben, Handlungen und Worte einem Verhör unterzogen, das an inquisitorischer Härte, an vexatorischer Casuistik, an brutaler Rücksichtslosigkeit jedem Staatsanwalt als abschreckendes Vorbild empfohlen werden kann. Jede harmlose Aeußerung an den vertrauten Freund Atticus über die wechselnden Stimmungen seines Gemüthes, Hoffnung und Furcht, Haß und Liebe, wie sie besonders in den letzten großen Krisen seines Lebens seinem sensitiven Wesen nicht erspart blieben, jedes Bekenntniß menschlicher Eitelkeit wird hervorgezogen, mit anderen verglichen, aus dem Zusammenhang heraus gezerrt, zuweilen gröblich mißverstanden. Vor Allem wird die gleißnerische Redekunst mit gesinnungstüchtigem Zorn, gelegentlich mit geschmackloser Grobheit abgekanzelt. Bei dem Halberstädter, der in der Stadt der reinen Vernunft und des kategorischen Imperativs schrieb, ist ein sympathisches Verständniß für den Sohn des Südens nicht zu erwarten. Verwunderlich ist nur, wie lange und wie weithin Drumann's Urtheil das der Zeitgenossen und Nachfolger bestimmt hat. Leidenschaftlicher Tadel wie begeistertes Lob wirken oft ansteckend; wo kräftig drein geschlagen wird, schlagen Viele mit, ohne genau zu sehen, wohin. Zwar hat es auch an Widerspruch nicht ganz gefehlt. Aber er ist bald verstummt; selbst vermittelnde Stimmen sind ungehört verhallt, wie die des Tübinger Philologen Wilhelm Siegmund Teuffel, den sein Gewissen als das eines fleißigen Literarhistorikers vor Drumann's Uebertreibungen warnte. Erst Zielinski hat auf den groben Klotz einen groben Keil gesetzt; und so ist zu hoffen, daß man in Zukunft über Cicero's Reden und Briefe zu einer anderen, tieferen Beurtheilung gelangen wird, die zwischen übertriebenem Preis und grobem Tadel die richtige Mitte einhält. Bei den romanischen Nationen ist man immer zu größerer Milde gegen ihn geneigt geblieben als bei uns; selbst in England wird er gerechter beurtheilt.

Freilich, wie sich seit dem Jahre 1848 unsere politischen Ziele vielfach völlig geändert, wie sich in der wissenschaftlichen Arbeit die Methoden verfeinert, in den Künsten der Geschmack geläutert hat, so fehlt es nicht an Zeichen dafür, daß auch bei uns die lange und fast ausschließlich herrschende Meinung

über Cicero einer durchgreifenden Umänderung entgegen geht. Es liegen einige neuere Arbeiten vor, die den Umschwung deutlich vorbereiten. Sie sollen hier nicht eingehend besprochen werden, obgleich es auch in Fachzeitschriften nur ganz vereinzelt geschehen ist. Zu einer erschöpfenden Würdigung des Mannes und seiner Schriften, die einen ziemlichen Raum erfordert, ist die Zeit noch nicht gekommen. Die Leser dieser Blätter würden darin die alte Pedanterie wittern, die sie von der Schule her kennen, und sie ablehnen. Aber eine ganz objective Darstellung des Herganges, ein Bild des erstaunlichen Wandels in dem allgemeinen Urtheil, eine kurze Schilderung der schroffen Gegensätze, die sich an jenen weltbekannten Namen knüpfen, darf wohl auf Theilnahme und Verständniß rechnen.

Wie ist es gekommen, daß ein Mann, dessen Werke im Alterthum eine fast unbedingte Autorität genossen, die dem Christenthum die Wege geebnet haben, die nie ganz vergessen und verschollen, in der Zeit der Renaissance in Italien eine mit Jubel begrüßte Auferstehung feierten und nun, nach fast zweitausendjährigem Bestehen, und obgleich sie in zahllosen Ausgaben gedruckt, durch Uebersetzungen in alle Sprachen der Welt verbreitet und in gelehrten Arbeiten besprochen und erläutert worden sind, deren bloße Titel zu nennen Bände füllt —, daß dieser Mann mit seinen Schriften seit einiger Zeit unter unseren Gebildeten so mißgünstiger Beurtheilung, um nicht zu sagen der allgemeinen Verurtheilung, verfallen ist? Die Antwort läßt sich natürlich nicht mit zwei Worten geben, denn Probleme solcher Art sind verwickelt und bedürfen geduldiger Auflösung. Nur ein geschichtlicher Rückblick, eine kurze Erzählung des Thatsächlichen kann die Beantwortung der Frage vorbereiten.

An Biographien des Cicero ist kein Mangel. Seit der kurzen Zusammenstellung der Thatsachen in des Leonardo Bruni von Arezzo (1370—1444) „Cicero novus“, der sich lange nur handschriftlich erhalten hat, haben vom sechzehnten Jahrhundert an Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche sein Leben um die Wette beschrieben. Des Engländers Middleton Leben Cicero's, zuerst in London 1741 erschienen, hat mehr als zehn Auflagen erlebt und ist in das Deutsche wiederholt, in das Französische, Holländische, Italienische und Spanische übersetzt worden — in das Spanische von Juan Nicolas de Azára, dem spanischen Gesandten in Rom und Freunde Winckelmann's (1790) — und wird noch jetzt gelesen. Alle ausführlicheren Darstellungen der römischen Geschichte, alle Handbücher der römischen Literaturgeschichte beschäftigen sich mehr oder weniger eingehend mit ihm. In den letzten zwanzig Jahren sind nur noch einige französische und englische Arbeiten über ihn erschienen, unter denen das Buch des französischen Akademikers Gaston Boissier, „Cicero und seine Freunde“, durch elegante Darstellung hervorragt[1]), wenn es auch, wie ich glaube, nicht immer das Richtige trifft; die englischen Werke sind ganz unbedeutend. In Deutschland hat Drumann's Buch offenbar abschreckend gewirkt. Aber das Wesen des Mannes richtig zu

[1]) Es ist längst in das Deutsche, jüngst auch in das Englische übersetzt worden (von A. D. Jones, London 1897).

erfassen, sich tief in seine Seele zu versetzen und mit nachschaffender Phantasie, wie es der Historiker soll, die innersten Triebfedern seiner Handlungen und Worte bloß zu legen, ist noch Keinem gelungen. Einzelnes ist dem einen oder anderen seiner Biographen wohl geglückt; richtig benutzt, bieten ihre Werke als Vorarbeiten mancherlei Ausbeute. Die Biographie der Zukunft muß von vorn anfangen und zunächst aus den eigenen Schriften das Bild des Mannes zu gewinnen suchen. So und nicht anders ist es ja mit allen bedeutenden Männern gegangen. Wie lange hat es gedauert, bis aus der überströmenden Fülle der Zeugnisse heraus Lessing, Schiller, Goethe vor unseren Augen wieder erstanden sind! Wie viel schwerer noch ist die Aufgabe bei den Männern des Alterthums, die durch einen Zeitraum von über zweitausend Jahren und die Kluft völlig veränderter Lebensbedingungen von uns getrennt sind! Der Umfang der Zeugnisse ist zwar für Viele unter ihnen, wie für Aristoteles und Cicero, nicht gering, viel größer als für viele Erscheinungen der späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit. Aber diese Zeugnisse wollen genau auf ihren inneren Werth geprüft und richtig befragt sein; wie Wenigen gelingt es, sie richtig zu verstehen!

Zwei neueste Schriften über Cicero gaben den äußeren Anlaß zu den nachfolgenden Zeilen. Die eine, von geringem Umfang, aber von vielseitigem und feinsinnigem Inhalt, ist von einem russischen Gelehrten geschrieben, der die Fülle deutscher und europäischer Bildung in sich aufgenommen hat und das Deutsche wie seine Muttersprache beherrscht[1]). Die andere ist von einem Schulmann verfaßt und dem langjährigen Leiter des preußischen Schulwesens, Ludwig Wiese, zum neunzigsten Geburtstag gewidmet, umfangreich und umständlich, gelehrt und belehrend, voll warmer Hingabe an die Sache, aber schon wegen ihres Umfanges kaum geeignet, in weitere Kreise zu dringen[2]). Aber ich will keine Recension dieser beiden Bücher schreiben. Was ich über den Gegenstand zu sagen habe, ist mir nicht erst jetzt und im Anschluß an sie in den Sinn gekommen. Es ist das Ergebniß nie ganz unterbrochener Beschäftigung mit Cicero und seinen Schriften und seit mehr als dreißig Jahren an unserer Universität darüber gehaltener Vorlesungen.

I.

Das heroische Geschlecht von Kriegern und Staatsmännern, die den Hannibal besiegt, Italien der römischen Herrschaft völlig unterworfen und in den überseeischen Provinzen Afrika, Spanien, Griechenland und Kleinasien den sicheren Grund für die römische Weltmacht gelegt hatten, war nach den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla so gut wie ausgestorben. Neue Männer traten auf, aus dem kräftigen Stamm der italienischen Landstädte hervorgegangen wie Marius, und versuchten sich in der Stadt Rom und auf dem Markte heimisch zu machen, um das Erbe der Scipionen und Metteller anzu-

[1]) Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Leipzig, Teubner. 1897.

[2]) Die antike Humanität. Von M. Schneidewin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1897.

treten. Wer es zu etwas bringen, d. h. eine der damals acht Quäſtorenſtellen und damit den Eintritt in den Senat erlangen wollte, der mußte ſich dem Volk irgendwie bekannt machen. Zu kriegeriſchen Thaten wurde die Gelegenheit ſeltener; Rechtspflege und Verwaltung dagegen forderten immer ausgedehntere Betheiligung. In alter Zeit waren ein kurzes Wort und die raſche That die beſte Empfehlung für die Wahlen durch das Volk. Jetzt bedurfte es ſchon ſorgfältiger Vorbereitung und mannigfacher Kenntniſſe, um ſich vor den vielen Mitbewerbern hervorzuthun. Daher mußte ein vorſichtiger Mann von mäßigem Landbeſitz und Vermögen, wie Cicero's Vater, der alte Marcus Cicero in Arpinum — der Volkerſtadt in dem reizenden Thal des Liris, der gleich unterhalb von ihr in prachtvollen Waſſerfällen herab ſtürzt und die ſchattige Iſola di Sora bildet, jetzt eine Stadt für ſich —, ein Mann, der ſein Geld gewinnbringend anlegen und ſeine Söhne in einträgliche und ehrenvolle Aemter bringen wollte, früh darauf Bedacht nehmen, ein Haus in Rom zu erwerben und für griechiſche Lehrmeiſter ſeiner Söhne zu ſorgen. Wir kennen ſie ziemlich genau, die griechiſchen Philoſophen und Rhetoren, die den jungen Marcus und ſeinen Vetter Lucius Cicero zuerſt im Hauſe des Oheims in Rom zuſammen mit noch einigen anderen Söhnen von zum Theil vornehmen Männern unterrichtet haben: Diodotus, der ſtoiſche Mathematiker, der nachher eine Zeit lang im Hauſe des Vaters als Pädagog waltete, Molo von Rhodus, der Rhetor und Staatsmann, der als Geſandter ſeiner Heimathſtadt in Rom weilte, Philo, der Akademiker, der, vor König Mithridates fliehend, aus Athen nach Rom gekommen war, Phaedrus der Epikureer und Andere. Es war damals noch ſchwer für einen jungen Mann ohne Ahnen in den Ring des bevorzugten Adels einzudringen. Es verſteht ſich, daß der junge Marcus Cicero keine Mühe ſcheute, ſich in Wort und Schrift die Hülfsmittel zu eigen zu machen, mit denen ein Redner vor Gericht, in der Volksverſammlung und ſpäter im Senat die Richter überreden, das Volk beſtimmen, die Senatoren überzeugen mochte. Er hat ſogar, was bis dahin in ſeinen Kreiſen niemals vorgekommen war, ein griechiſches Lehrbuch der Rhetorik zu bearbeiten begonnen, wie es gleichzeitig auch von anderer Seite geſchah; ſpäter hat er die Arbeit unvollendet liegen laſſen. Man begnügte ſich gemeinhin, ältere, erfahrene Redner auf den Markt zu begleiten und ihre Plaidoyers mit anzuhören; höchſtens machte man eine Declamirübung bei einem griechiſchen, ſelten bei einem lateiniſchen Rhetor mit. Der junge Cicero aber, der es auch darin, wie ſpäter in noch beſcheideneren Verhältniſſen Horaz, den Söhnen der Reichen und Vornehmen gleich thun konnte, unternahm ſogar eine Reiſe nach Griechenland und Kleinaſien, um an der Quelle den Strom rhetoriſcher und philoſophiſcher Bildung in ſich aufzunehmen, die ſchon durch frühe redneriſche Leiſtungen überangeſtrengte Bruſt zu ſtärken und dann zu rechter Zeit wohl gerüſtet und mit allen Garantien des Erfolges in Rom als Redner aufzutreten.

Sulla war inzwiſchen geſtorben, und neue Parteibildungen bereiteten ſich vor. Da galt es für den jungen Anfänger, vorſichtig zugleich und kühn vorzugehen. Kühn trat er gleich in einer der erſten Reden, die er aufgezeichnet hat

und die uns noch vorliegt, in der für den des Vatermordes fälschlich bezichtigten Sextus Roscius aus Ameria, gegen den durch seine Creaturen noch fortwirkenden Einfluß des Sulla auf. Kühner noch gegen die ganze aristokratische Clique und ihre schamlose Willkür in dem großen Unterschleifproceſſe gegen den Prätor von Sicilien, Gajus Verres, in Reden, die er freilich nie gesprochen, sondern, da Verres sich in der sicheren Aussicht auf Verurtheilung den Richtern gar nicht stellte und freiwillig in die Verbannung ging, nachher erst in sieben Büchern niedergeschrieben hat. Vorsichtig erkannte er in Pompejus den Mann, der durch die beispiellose Popularität seiner militärischen Erfolge dazu berufen schien, den alten Glanz der scipionischen Zeiten dem Vaterlande wieder zu gewinnen. Vorsichtig löste er allmählich seine alten Beziehungen zur demokratischen Partei, der inzwischen in Cäsar ein neues Haupt heran wuchs, um die neue Partei der „besten Männer" zu bilden, als deren Führer er bald die Stufen der hohen senatorischen Aemter, Quäſtur, Aedilität, Prätur, und endlich das viel umworbene und den wenigsten unter den „neuen Männern" erreichbare Consulat in sicherem Fortschritt erklomm. Wohl durfte er sich und sein Haus beglückwünschen, daß es ihm vergönnt worden, den Glanz des Aemteradels den Nachkommen zu hinterlassen. Das Jahr des Consulats brachte ihm dazu die hohe Genugthuung, den anarchischen Anschlag gegen die höhere Gesellschaft, den Catilina und seine Mitverschworenen schon einmal vergeblich auszuführen versucht hatten, durch ebenso kluge wie energische Maßregeln zu vereiteln und — ein Vorspiel zu den kommenden größeren Bürgerkriegen — Catilina's Niederlage und Tod in offener Feldschlacht zu erreichen. Freilich zog ihm die unter den grausamen Formen des alten Blutbannes vollzogene Hinrichtung der durch ihre eigene Unterschrift überführten Mitverschworenen den Haß beider Parteien, der alten Aristokraten und der alten Demokraten, zu. Vergeblich berief sich der Führer der neuen Partei, deren Einfluß noch gering war, mit vollem Recht darauf, daß er als wahrhaft volksthümlicher Consul den Staat und die Gesellschaft gerettet habe. Nichts hatte es ihm geholfen, daß er als Prätor sich ganz auf die Seite des Pompejus gestellt und ihm eine militärische Stellung verschafft hatte, die schon der Dictatur nahe kam; daß er als Consul ebenso energisch den socialistischen Versuchen der Demokraten wie dem alten Haß gegen die Aristokraten entgegen getreten war. Gerade diese Mittelstellung machte ihn beiden Parteien unbequem. Man glaubte nicht oder wollte den Schein vermeiden, als glaubte man, daß er wirklich nur den alten republikanischen Staat der Zeit der Scipionen wieder herstellen wollte, ohne Hintergedanken und eigennützige Absichten. Er war zu hoch gestiegen, um nach dem Ablauf des höchsten Amtes unter den „gewesenen Consuln" wieder zu verschwinden. Man erwartete oder fürchtete von dem rücksichtslosen Verfolger des Catilina zum mindesten unbequeme Hinderung; und so ließen ihn beide Parteien fallen. Um sich der sicheren Verurtheilung wegen ungerechtfertigter Hinrichtung römischer Bürger zu entziehen, mußte Cicero fünf Jahre nach seinem Consulat in das Exil gehen, das freilich bei dem großen Ansehen, das der Consular genoß, kein allzu schweres war. Doch darf man hier nicht nach modernen

Verhältnissen urtheilen: Athen oder Rom verlassen zu müssen, wenn auch nur auf kurze Zeit, war eine härtere Strafe, als es jetzt etwa für einen Orléans ist, Paris und Chantilly zu meiden. Indessen war die Partei der „besten Männer" mittlerweile doch, dank der immer drohenderen Gefahr des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, so weit erstarkt, daß Cicero's förmliche Zurückberufung und seine Wiederkehr nach Rom nach nur siebzehnmonatlicher Abwesenheit möglich wurde. Aber es folgten nun schwere Jahre, die dem lebensfrohen und auf der Höhe seines Könnens stehenden Mann herbe Enttäuschungen brachten und harte Prüfungen auferlegten. Wenn der junge Appius Claudius Pulcher nur deshalb auf die Privilegien des höchsten Adels verzichtete, dem er angehörte, um als Publius Clodius Volkstribun zu werden und als Vorkämpfer der Demokratie Cicero's politische Stellung und seine bürgerliche Existenz zu vernichten, sein Haus, während er abwesend war, zu verbrennen und später den Wiederaufbau durch plumpe Chicanen zu hindern, so muß doch etwas gewesen sein an diesem Redner, den seine Partei nach dem Sturz Catilina's den „Vater des Vaterlands" genannt hatte — zum ersten Mal, so viel wir wissen, als der Name noch nicht, wie später unter den Kaisern, ein hohler Titel unter vielen anderen geworden war. Freilich gingen die hohen Wogen des Parteikampfes zwischen den mächtigeren Gegnern über ihn hinweg. Aber der Angriffe des Clodius konnte er sich tapfer erwehren: seine aristokratischen Gegner erkannten doch in ihm mehr und mehr den einzigen Mann, der das Ideal der alten Republik hoch hielt und Alles dafür einzusetzen bereit war. Alle die großen Reden dieser Jahre nach der Rückkehr aus der Verbannung bis auf die für den Milo sind politische Programmreden, bei den verschiedensten Anlässen und für verschiedene Personen gehalten, aber einmüthig in dem Ziel, das sie verfolgen, nämlich seine, des Cicero, Politik und die der Optimaten als die alleinige Rettung des Staates zu erweisen. Und nicht bloß in der praktischen Politik, auch in der Theorie trat er mit demselben Eifer dafür ein. Die Bücher „vom Staate", die erste philosophische Schrift des Cicero, wollen den Nachweis führen, daß die alte Verfassung der Republik den von den großen griechischen Denkern formulirten Anforderungen an eine wohl temperirte Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente vollkommen entspreche. Wenige Jahre nachher begann er die Grundzüge dieser Verfassung in einer idealen Gesetzgebung darzulegen, die sich bis auf den alterthümlichen Wortlaut genau an das Bestehende anschließt und das Beste davon aufnimmt, was seit den Zeiten des jüngeren Scipio darin geleistet worden war. Gleichzeitig kehrte er zu den rhetorischen Studien seiner Jugend zurück. Auch darin der eifrige Schüler der Griechen, aber mit der ausgedehnten Erfahrung, die ihm die langjährige rednerische Thätigkeit verlieh, lehrt er in den drei Büchern „vom Redner" seine Landsleute kennen, was die Praktiker wie Isokrates und die Theoretiker wie Aristoteles über die beste Art der rednerischen Studien ermittelt hatten. Die alte Routine, mit ein paar theoretischen Gemeinplätzen begründet, genügte nicht mehr: nur wer das griechische Wissen, die Philosophie, beherrscht, kann ein vollendeter Redner werden. Mit höchster Kunst sind die etwas abstracten Eintheilungen und

Lehrsätze der griechischen Rhetoren in so durchsichtiger Sprache vorgetragen, daß der banausische Widerspruch und die chauvinistische Geringschätzung der stolzen Senatoren allem Fremden gegenüber verstummen mußten. Freilich drang die neue Lehre nicht sogleich durch; es bedurfte von Seiten des Cicero wiederholter Vertheidigung und näherer Ausführung der strengen Forderungen, die an das Wissen und die Uebung gestellt waren, um ihr Eingang zu verschaffen. Aber schließlich beugte sich Alles der inneren Evidenz, mit der das System durchgeführt war.

Ein äußerer Anlaß, die nach der gesetzlichen Aemterfolge ihm zugefallene Verwaltung einer der auswärtigen Provinzen, entführte ihn aus Rom nach dem fernen Cilicien und zwang den fast Widerwilligen zur Kriegführung gegen die räuberischen Bergvölker jener Gegenden. Aber dieser nicht ganz ungefährliche Krieg erwarb ihm die Begrüßung als Imperator durch die Truppen und sogar eine entfernte Aussicht auf den Triumph, die alte, stets begehrte höchste Auszeichnung der römischen Staatsmänner. Unterdessen aber war in Italien der Bürgerkrieg zwischen den beiden großen Gegnern zum Ausbruch gekommen, nachdem Cäsar den Rubicon überschritten hatte. Erst nach viereinhalb Jahren, nachdem bei Pharsalus die Würfel gefallen waren gegen die Sache, die Cicero zu der seinen hatte machen müssen, als mit dem Tode des Pompejus und des Cato dem Cäsar kein ebenbürtiger Gegner mehr gegenüber stand, konnte Cicero nach Rom zurückkehren. Der mächtige Cäsar, auf dessen Seite sich Cicero's jüngerer Bruder Quintus längst gestellt hatte, suchte ihn auf jede Weise zu gewinnen, und es wäre eine Thorheit gewesen, dem milden und liebenswürdigen Sieger nicht gefügig zu sein. Aber nur selten trat Cicero noch auf Cäsar's besonderen Wunsch als Redner auf. In einer Lobschrift auf den Cato, der nach dem Untergang seiner Sache sich selbst den Tod gegeben hatte, faßte er dagegen, wie in einer nicht wirklich gehaltenen Leichenrede, noch einmal zusammen, was ihn selbst wie den Cato bei der alten Republik und ihren Idealen festgehalten hatte; und Cäsar verschmähte es nicht, in urbanster Form, aber mit großer Ausführlichkeit Cicero's Schrift in zwei langen Büchern zu widerlegen.

Dazu stürmte schweres Ungemach über den bis dahin in ungebrochener Vollkraft stehenden Sechziger herein: Krankheit, Scheidung der eigenen langjährigen Ehe in Folge von wirthschaftlichen und die Tochter betreffenden Meinungsverschiedenheiten, endlich der Tod dieser einzigen, viel geliebten Tochter, die vor Kurzem eine dritte unglückliche Ehe eingegangen war. Da flüchtete er aus der unfreundlichen Gegenwart in den stillen Hafen der Philosophie. Schon hatten ihn die rhetorischen Studien in nahe Berührung mit den philosophischen gebracht. Er vertheidigte damals in zwei ausführlichen Nachträgen zu den Büchern „vom Redner" seine Lehre gegen so einsichtige und wohlwollende Gegner, wie Brutus, den späteren Mörder des Cäsar, indem er aus dem Entwicklungsgang der griechischen und römischen Redekunst zeigte, daß sie ohne Philosophie nicht bestehen könne, und indem er nachwies, daß die höchsten Anforderungen der griechischen Meister an Form und Klang der Rede auch in lateinischer Sprache sehr wohl zu erfüllen seien. In einer besonderen

kleinen Schrift, die auf der Grenze zwischen Philosophie und Rhetorik steht, lehrte er, wie man auch die paradoxesten Streitsätze der Stoiker, denen Cato sein Leben lang treu geblieben war, verständlich, in gutem Latein und anmuthig darstellen könne. In einer anderen brachte er die neue Lehre in katechetischer Form dem jugendlichen Verständniß Ungeübter, wie seines damals etwa vierundzwanzigjährigen Sohnes, nahe. Wenig später erwies er, daß selbst scharfsinnige Juristen, wie Trebatius Testa, die von den Stoikern und den jüngeren Akademikern ausgebildete Lehre von den Fundstätten der Beweisführung sehr wohl gebrauchen könnten. Endlich unterließ er es nicht, die beiden großen Musterstücke der classischen Beredtsamkeit Athens, des Demosthenes und des Aeschines Streitreden über den Kranz für Demosthenes' Staatsleitung, in das Lateinische zu übersetzen und mit einer Einleitung über diese zwei Besten unter den Rednern heraus zu geben.

Hand in Hand mit den Schriften zur Redekunst geht seine rastlose Arbeit auf dem Gebiet der eigentlichen Philosophie. Des akademischen Philosophen Krantor von Soloi Schrift „über die Trauer" bot ihm Anlaß und Vorbild zu einer Trostschrift über den Tod seiner Tochter. Dem Andenken an den alten Rivalen Quintus Hortensius, den Redner, der vor Kurzem gestorben war, widmete er eine ausführliche Schrift, in der er, in der Form einer Ermahnung zum Studium der Philosophie nach aristotelischem Vorbild, das Programm zu einer umfassenden Bearbeitung ihrer einzelnen Gebiete niederlegte. Welch' eine Fülle tiefsinniger Untersuchungen und formvollendeter Darstellungen über alle Gebiete des philosophischen Denkens war in den letzten drei Jahrhunderten seit Sokrates und Plato, seit Aristoteles und seinen Schülern, in der Akademie, in der Stoa, in den Gärten des Epikur geschaffen worden und hatte sich in die großen Städte des hellenischen Ostens wie nach Italien hin verbreitet! Aber obgleich Vielen unter den Gebildeten in Rom seit der Zeit der Scipionen das Griechische so geläufig, wie unsern Groß- und Urgroßeltern das Französische, war doch wenig von diesem Reichthum in Rom bekannt, mit Ausnahme etwa der Schriften des Epikur und seiner Schüler, die damals der junge Dichter Lucretius in flammenden Versen als die Erlösung von der blassen Furcht vor dem Tode und als das höchste Glück frei denkender, königlicher Geister gepriesen hatte. Auch Hortensius war dem Epikur ergeben gewesen: Cicero's vorsichtig wägender Art entsprach mehr die akademische Lehre, die das Beste auswählte, auch aus der Stoa, und sich mit dem Wahrscheinlichen begnügte, wo die Wahrheit noch nicht aus dem Streit der Meinungen hervorgegangen war. So hat er in einer glänzenden Folge von rasch und fast gleichzeitig hingeworfenen Schriften die drei grundlegenden Disciplinen behandelt, die Dialektik oder Erkenntnißlehre in den „akademischen Büchern", die er dem Varro widmete, dem gelehrtesten der Römer; die Ethik oder die Lehre vom höchsten Gut, dem Brutus gewidmet; und endlich die Physik oder die Lehre vom Weltall, von der nur ein Fragment sich erhalten hat, ein Stück Uebersetzung aus dem Dialog Timäus des Plato. Auf die Physik folgte bei den griechischen Philosophen die Metaphysik oder die Lehre von den höheren, über der Welt der Erscheinungen stehenden Mächten, ungefähr was wir Theologie

nennen oder wenigstens Einiges davon. In drei Schriften, den drei Büchern „vom Wesen der Götter", die ebenfalls dem Brutus gewidmet sind, in den beiden „von der Wahrnehmung des göttlichen Willens oder der Wahrsagung", und in der nur unvollständig erhaltenen „vom Schicksal", das über den Göttern thront, hat er die Ansichten der griechischen Denker über diese schwierigen Gegenstände übersichtlich zusammengefaßt. Daran schließt sich eine Reihe von populären Darstellungen aus dem Gebiete der praktischen Ethik: die fünf Bücher der „tusculanischen Gespräche", in denen die heitere Seelenruhe gegenüber von Tod, Schmerz, Krankheit und anderen Beschwerden des Gemüthes und die Tugend als alleinige Grundlage und Bedingung des wahren Lebensglückes feinsinnig und gelehrt erörtert werden. Perlen der glücklichsten Vereinigung griechischer Weisheit mit römischer Lebenserfahrung sind die beiden kleinen Schriften „vom Greisenalter" und „von der Freundschaft", in denen die kernige Kraft des alten Censors Cato, des Urahnen jenes jüngern Cato, mit dem Cicero nahe Freundschaft verbunden hatte, und die milde Weisheit jenes Gajus Lälius geschildert wird, der dem jüngeren Scipio von den Vätern ererbte Freundestreue sein Leben lang bewahrt hatte. Sie sind vielleicht die bekanntesten von allen Schriften Cicero's. Der wundervolle Preis des Alters, den Jakob Grimm aus der Tiefe des deutschen Herzens geschöpft hat, knüpft unmittelbar an die lateinische Lobschrift Cicero's an. Und beim Lesen des Lälius empfindet das Gemüth der Romanen den heiligen Schauer der Freundestreue, den Goethe uns in den unsterblichen Versen einflößt, in denen Iphigenie der Götter Segen für „unseren Pylades" erfleht. Den Schluß der Reihe philosophischer Schriften bilden für uns die drei Bücher „von den Pflichten", einst viel gelesen und jetzt als seicht und oberflächlich viel getadelt; während das Alterthum noch zwei andere Werke ähnlich populären Inhaltes von Cicero besaß, die zwei Bücher „vom Ruhm" und das Buch „von den vier Cardinaltugenden," der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und der Mäßigung.

Nicht die äußerliche Erschöpfung des Stoffes setzte diesem schriftstellerischen Schaffen ein Ziel, sondern die unerwartete Wendung der Ereignisse, die Cäsar's Tod dem Staate brachte. Zwar hatten die Verschworenen den Cicero nicht in das Geheimniß gezogen, da ihre That seine Billigung sicher nicht gefunden hätte. Aber noch an dem Abend des schicksalsschweren Tages, nachdem die erste Betäubung über die That, die er mit angesehen hatte, kaum vorüber war, versammelte er „die Befreier" in seinem Hause, und zwei Tage später beantragte er im Senat ihre Begnadigung. Aber er war nicht gewillt, was er dem Cäsar zugestanden hatte, auch dem Antonius einzuräumen, so geschickt dieser auch verstand, des großen Cäsar Erbschaft anzutreten. Sobald es sich zeigte, daß Brutus und Cassius, statt in Rom zu bleiben und hier dem Antonius die Spitze zu bieten, vielmehr, wie einst Pompejus gethan, den Krieg von auswärts zu organisiren vorzogen, schloß Cicero sich nicht, wie er es damals gethan, der Partei der alten Conservativen und ihrer zaudernden Politik an, obgleich er es Anfangs beabsichtigte; sondern er fand in dem entscheidenden Momente den Muth der That. Nur um kein Mittel unversucht zu lassen, wich er zuerst dem heftigen Angriff des Antonius im Senate aus und ver-

suchte eine Annäherung in der ersten der Reden gegen ihn, die er am 2. September desselben Jahres hielt; vergeblich, wie er sich bald überzeugte. Niemals gehalten, sondern nur aufgezeichnet, als wäre sie wirklich gehalten, wie einst die Reden gegen Verres, aber schriftlich desto erfolgreicher verbreitet wurde die zweite Rede, die göttliche, wie man sie noch ein Jahrhundert später nannte. Sie enthält, in ausführlichem Rückblick auf seine bisherige politische Laufbahn, das Programm der Partei der Optimaten, der staatserhaltenden Männer, das nun endlich Aussicht hatte, zur Ausführung zu gelangen. Als ihr anerkanntes Haupt schleudert er gegen Antonius die gewichtige Anklage, daß er in voller Uebereinstimmung mit seiner Vergangenheit der Freiheit den Untergang bringe, wie er schon den Cäsar fast zum König von Rom gemacht habe. Mit der wuchtigen Kraft und der schneidigen Schärfe, die er von der großen Rede des Demosthenes gegen den Aeschines gelernt — nicht umsonst hatte er sie einst übersetzt und als das Muster der höchsten Redekunst gepriesen —, führt er ihm vor die Seele, daß ihn ob seiner maßlosen Herrschsucht selbst seine Anhänger einst verlassen würden. Seien doch selbst unter den Mördern des Cäsar, dem er nur in der Herrschbegierde gleich, in allem Anderen völlig ungleich sei, einige gewesen, die er sich durch seine Güte und Milde tief verpflichtet hätte. Mit dem vollen Bewußtsein, daß es auf Tod und Leben gehe, setzt er sein Leben ein, wie er es zwanzig Jahre früher in demselben Raum dem Catilina gegenüber eingesetzt hatte, für den hohen Begriff der Freiheit, das heißt der alten republikanischen Verfassung. Noch weit mehr als ein Jahrhundert später, nach dem Tode des Tyrannen Domitian, haben die römischen Kaiser in ihrer Weise diesen Freiheitsbegriff zu verwirklichen gesucht. Unbekümmert um das aufgehende Gestirn des jungen Gajus Octavius, der sich anschickte, als der jüngere Cäsar die testamentarische Erbschaft des ersten anzutreten — mit mehr Erfolg als Antonius, wie die Zukunft zeigte —, ergreift Cicero wenige Monate darauf, Anfang December, mit Kraft und Umsicht die Zügel der Gewalt, lobt und unterstützt die beginnende kriegerische Action des jungen Cäsar und organisirt den Krieg gegen Antonius. Die zwölf Reden, in denen er, wie einst Demosthenes in dem Krieg gegen Philipp von Macedonien, weit entfernt von den sanfteren Musen der vorangehenden Jahre, ernste und blutige Handlungen empfiehlt und durchsetzt, brachten wenigstens einen, wenn auch nur vorübergehenden Erfolg, den Sieg der Consuln Hirtius und Pansa bei Forum Gallorum, und damit den zweiten Höhepunkt in Cicero's Leben nach dem, den die Vernichtung des Catilina bezeichnet. Wohl mochte sein Herz von berechtigtem Stolze schwellen, als ihn nach diesem Sieg das Volk auf das Capitol geleitete und vom Senat auf seinen Antrag den siegreichen Consuln außerordentliche Ehrungen zugesprochen wurden. Das war am 22. April. Aber schon nach fünf Tagen, am 27. April, wandte sich das Kriegsglück dem Antonius wieder zu, der dies sein Handwerk wohl verstand. In der Schlacht bei Mutina fielen beide Consuln, und nun stand Cicero für eine kurze Spanne Zeit allein an der Spitze des Staates. Aber dem jungen Cäsar schien es vortheilhafter, als den Traum der wieder hergestellten alten Republik mit zu träumen, durch ein Einverständniß mit seinem keines-

wegs zu unterschätzenden Gegner Antonius und mit dem schwachen Lepidus die Macht zu theilen. Für Cicero gab es neben oder unter diesem Dreibund keinen Platz. Er wußte es genau, daß sein Name unter den ersten Derjenigen stehen mußte, deren Köpfe gefordert wurden. Noch sieben Monate war ihm zu leben vergönnt, bis sein Haupt am 7. December des Jahres 43 v. Chr. unter dem Schwertstreich eines Centurionen von der Schar der Häscher fiel, die von Antonius gegen ihn ausgeschickt worden. Noch nicht vierundsechzig Jahr alt, in ungebrochener Kraft mußte er sein Leben lassen für die Politik, die er so lange vertheidigt hatte. Auch seine Gegner, lange nach seinem Tode, räumten ein, daß er den Tod mit Würde habe über sich ergehen lassen. Sie meinten freilich, er würde dem Antonius, falls er ihn besiegt und gefangen genommen hätte, kein anderes Los bereitet haben als einst den Freunden Catilina's. Jedoch Alles in Allem genommen müsse man sagen, er sei ein großer und denkwürdiger Mann gewesen, und ihn würdig zu loben, müsse man selbst ein Cicero sein.

II.

Ohne diesen Vorzug auch nur entfernt zu beanspruchen, will ich versuchen, nicht eine Lobrede zu schreiben, sondern den Gründen des heftigen Tadels nachzugehen, dem er verfallen ist. Zunächst als Redner.

Das Alterthum kannte nahe an hundert Reden des Cicero, einige davon sehr umfangreich und in mehrere Bücher getheilt. Nur die er selbst aufgezeichnet hatte, nachdem er sie gehalten, sind dabei gerechnet; oft hat er außerdem, besonders im Senat, gesprochen, ohne die Reden nachher aufzuschreiben. Von jener großen Sammlung seiner Reden liegen uns noch siebenundfünfzig vor; von einigen der übrigen gibt es Fragmente. Da sie sich auf vierzig Jahre seines Lebens vertheilen, vom vierundzwanzigsten bis zum vierundsechzigsten, so sind sie natürlich bei näherer Betrachtung sehr ungleich. Alle Stufen der Entwicklung nach Inhalt und Form, die sein Talent, seine Studien, sein Charakter durchlaufen haben, finden sich darin. Auch nach Stoff und Veranlassung sind sie verschieden: Gerichtsreden, Volksreden, Senatsreden, Vertheidigungen und Anklagen, die ersteren weit überwiegend, und noch andere besondere Arten — Privatklagen, Criminalfälle, Staatsprocesse — sind darunter. Schon dies mahnt zur Vorsicht im Urtheil; dazu muß das innerste Wesen des antiken Lebens, des öffentlichen, wie des privaten, dem gegenwärtig und vertraut sein, der sie zu beurtheilen unternimmt. Große Schwierigkeit bietet bei vielen die Feststellung des Thatsächlichen, da erklärende Zeugnisse nur in geringer Zahl vorliegen und viele der Rechtsfragen, um die es sich handelt, an sich controvers sind. Auch ist in vielen Fällen nicht bekannt, ob der Redner in dem Rechtsstreit obgesiegt hat oder unterlag. Doch ist Letzteres nur in den seltensten Fällen geschehen; sonst würde Cicero die Reden nicht aufgezeichnet und herausgegeben haben. Da ist zum Beispiel gleich die früheste der uns erhaltenen Reden, die für den Publius Quinctius, wobei es sich um höchst verwickelte Eigenthumsansprüche aus gemeinsamem Besitz des Klägers und des Beklagten handelt. Die scharfsinnigsten Juristen, schon die alten römischen

Richter in den verschiedenen Processen, die darum geführt wurden, scheinen nicht gleicher Ansicht gewesen zu sein. Der bekannte Schweizer Lehrer des römischen Rechts, Friedrich Ludwig Keller vom Steinbock, viele Jahre lang der hervorragendste Pandektist in Berlin, hat seinen Scharfsinn an dem Rechtsstreit geübt. Aber schon im Jahre 1735 ließ ein gelehrter Querkopf ein eigenes Buch in Halle drucken, worin, wie er meinte, daß „Cicero ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan, zur Probe aus dessen übersetzter Schutzrede, so er vor den Quinctius gegen den Näbius gehalten, klar erwiesen" ist.

Zufällig ist überliefert, daß der des Vatermordes angeklagte Sextus Roscius aus Ameria freigesprochen wurde. Die berühmte Rede für ihn, auch eine der frühesten des Cicero, wird noch heute in den Schulen gelesen: aber ob die Freisprechung zu Recht erfolgte, davon sind manche nicht überzeugt.

Ich führe nur diese wenigen Beispiele an; in anderen Fällen ist ein sachliches Urtheil noch weit schwieriger. Bei den Reden im Senat und vor dem Volk kommt der Parteistandpunkt in Betracht, den die Beurtheiler einnehmen. Wenn seine Bewunderer und mit ihnen die weit überwiegende Mehrheit unseres Volkes in des Fürsten Bismarck's Reden nach Inhalt und Form Meisterwerke erblicken, deren Eindruck noch heute, lange nachdem sie gehalten, nachwirkt, so sahen seine politischen Gegner darin Verdrehung der Wahrheit, verderbliche Irrthümer, auf Trugschlüssen aufgebaute Beweisführung. Nicht anders ist es allen großen Rednern, nicht anders Cicero ergangen.

In den Streitreden gegen Verres, gegen Catilina, gegen Clodius und gegen Antonius ist ja unzweifelhaft starke Uebertreibung. In der Rede des Demosthenes gegen den Aeschines ist sie noch weit stärker. Aber ihn deckt gewissermaßen der Glanz Athens; seine gegen Philipp von Macedonien und dessen Parteigänger, wie Aeschines, gerichtete Politik wird fast rückhaltslos bewundert, obgleich schon längst in überzeugendster Weise dargelegt ist, wie viel mehr Philipp und Alexander, als Demosthenes und die Athener seiner Zeit für Hellas gethan haben, jene Macedonier, die man doch endlich aufhören sollte, nicht für Hellenen zu halten. Dem Demosthenes verzeiht man alle rednerischen Künste; Cicero, um nicht minder wichtige Interessen des Staates kämpfend, ist als Redner für Drumann der Ausbund von sachwalterischer Tücke und bewußter Verlogenheit.

Rednerische Leistungen wollen unter dem Gesichtspunkt künstlerischen Schaffens beurtheilt sein. Oeffentlich geredet worden ist in Griechenland wie in Rom seit unvordenklicher Zeit. Die homerischen Helden werden als ebenso redegewandt wie tapfer geschildert; einige unter ihnen, wie Nestor und Odysseus, waren es in hervorragendem Maß. Aber die Kunst, mit schlauer Berechnung die Worte zu wählen und zu fügen, hatten erst die Sophisten gelehrt. Als Lehrer in dieser Kunstfertigkeit, die mit den Worten hantirte wie andere Künste mit ihren Werkzeugen, waren, wie Plato und Aristoteles wußten, zuerst in Syrakus Sophisten aufgetreten, als nach dem Sturz der Tyrannenherrschaft wichtige Eigenthumsinteressen vor Gericht zu verfechten waren. Von dort kam diese Kunst durch Gorgias nach Athen, und hier, bei dem redegewandten und redelustigen Geschlecht, wurde sie auf das Feinste ausgebildet

und praktisch und theoretisch in ausgedehntestem Maße geübt. Sie wendet sich weit mehr an das Gehör und die Phantasie als an den kühlen Verstand und das sittliche Urtheil der Hörer oder Richter. So war es in Griechenland und in Rom, so ist es noch heute bei allen romanischen Völkern. Bei uns in Deutschland, wie bei den übrigen germanischen Nationen, in England und in Skandinavien, ist der Sinn für den Genuß wohllautender Rede nicht oder nur wenig ausgebildet. Vor Gericht, wie im Parlament und auf der Kanzel sehen wir, wenn der Charakter des Redners, und was er vorbringt an Thatsachen und Beweisen, unserem Urtheil genügt, über grobe Mängel der Form hinweg. Wie selten findet man unter unseren Kanzelrednern einen, der auch nur den bescheidensten Anforderungen in dieser Hinsicht genügt. Es gibt oder gab Ausnahmen, wie der verstorbene Kögel; aber ihre Seltenheit bestätigt die Regel. Einen haben wir allerdings gehabt, der ein Redner von Gottes Gnaden war, Treitschke; wir werden schwerlich seines Gleichen sehen. So wie bei uns war es wohl auch in Sparta und vordem im alten Rom; des alten Cato Regel: „halte Dich an die Sache, dann kommen die Worte von selbst", schließt künstlerische Behandlung absichtlich aus. Aber Cicero hatte sie von den Griechen gelernt und, wie wir sahen, durch Beispiele und Lehre verbreitet. Das muß sich gegenwärtig halten, wer Cicero als Redner verstehen will. Wenn man ein treffendes Bild von der Art und der Wirkung seiner Rede gewinnen will, so muß man zu den romanischen Nationen gehen, nach Paris, nach Rom, nach Madrid. Seit Bossuet's Predigten und seit Mirabeau's politischen Reden hat es in Frankreich nie an Männern gefehlt, die durch natürliche Begabung und eifrige Ausbildung genau das leisten, was wir als das Ideal der Beredtsamkeit bezeichnen können. Dort, wie in Italien und Spanien gehen noch heute, wie einst in Rom, fast alle Staatsmänner hervor aus der Advocatur. Auch da gibt es noch Unterschiede. Bei den drei großen romanischen Nationen ist ein fühlbarer Unterschied vorhanden zwischen den Männern des Nordens und denen des Südens. Die des Nordens zeichnen sich aus durch kühleres Urtheil und knappere Rede, die des Südens durch glühendere Leidenschaft und feurigere Beredtsamkeit. Man weiß, wie dieser geographische Gegensatz die französische Literatur von jeher beherrscht hat. Aber auch in Italien und Spanien ist er vorhanden: Piemontesen und Lombarden auf der einen, auf der anderen Seite Neapolitaner und Sicilianer bilden Gegensätze, wie Asturier und Castilianer gegenüber den Valencianern und Andalusiern. Dieser Gegensatz fehlt noch im alten Rom, wie begreiflich. Aber nach Talent und Temperament gehört Cicero zu den Männern des Südens. Das Feuer der Beredtsamkeit reißt ihn fort; die Schärfe des abwägenden Urtheils tritt zurück. Man muß den Glanz der Diction, die gerundete Fülle seiner Perioden, die ganze Stufenleiter der Ausdrucksweisen vom feierlichen Ernst bis zur satirischen Laune sich unterstützt denken durch die Kraft und den Wohlklang der Stimme, um den Eindruck seiner großen Reden nach zu empfinden. Wer Papst Pius IX. mit seinem berühmten Baß, der selbst in der ungeheuren Kuppel nicht verhallte, die Messe in St. Peter hat celebriren, oder Ruggiero Bonghi im italienischen Parlamente, Gonzalez Bravo

im spanischen hat reden hören, der kann sich einen Begriff von der Wirkung ciceronischer Beredtsamkeit machen. Was wir als Reden zu hören bekommen, wie oft ist es dagegen nur ein klangloses Hüsteln und Meckern. So wenig wie bei Mirabeau oder den eben genannten neueren italienischen und spanischen Rednern verdienen die Sachen oder die Personen, für die Cicero's Reden sprachen, überall Billigung. Dazu kommt, daß die Kunst des Redners wie die des Schauspielers für den Moment berechnet ist. Nur ein italienischer Maler, wie Maccari, konnte den Eindruck der catilinarischen Reden so wiedergeben, wie es in seinem berühmten Wandbild im Saal des Senates im Palast Massimi geschehen ist. Mit dem kühlen Maße des Verstandes und unseres Rechtsgefühls allein gemessen, bestehen nur wenige von Cicero's Reden die Probe, etwa die für den Pompejus, die für den Dichter Archias und die drei cäsarischen. Deshalb eignen sich fast nur diese zum Unterricht und zum Lesen mit den Schülern. Legt man unseren deutschen Maßstab allein an, und folgt man blind den mißgünstigen Urtheilen seiner zeitgenössischen Gegner, so kann man leicht zu Urtheilen gelangen, wie sie Drumann ausgesprochen hat.

III.

Die theoretischen, das heißt die rhetorischen und philosophischen Schriften Cicero's, einst etwa fünfundzwanzig Werke in über fünfzig Büchern, sind uns zum größten Theil noch erhalten, freilich nicht ohne erhebliche Lücken. Aber das Erhaltene ist so umfangreich, daß wir danach den Entwicklungsgang seines Denkens, die Art und die Quellen seines Studiums ziemlich genau übersehen.

Wie Cicero dazu kam, jene theoretischen Schriften zu verfassen, ist oben gezeigt worden. Sicherlich sind sie keine originalen Schöpfungen, sondern geschickte Bearbeitungen von Werken griechischer Denker, die ihm vorlagen. Aber das beeinträchtigt durchaus nicht ihren Werth. Denn was ist original? Wie oft ist diese Frage schon aufgeworfen worden, ohne daß man sie erschöpfend zu beantworten vermöchte! Wie jede Entwicklungsstufe in der Geistesthätigkeit der Menschheit auf der vorhergehenden beruht, so steht jeder Einzelne in seinem Schaffen auf den Schultern seiner Vorgänger, in den redenden und den bildenden Künsten nicht minder als im philosophischen Denken. Original und subjectiv ist stets in höherem oder niederem Grade die Form, in der Gedanken, eigene wie fremde, in die Erscheinung treten. Selbst die scheinbar originalsten Erfindungen, die selbständigsten Beobachtungen auf dem Gebiete der Natur oder der geistigen Welt setzen eine lange Reihe von Vorgängern rückwärts und den complicirtesten Bildungsgang dessen voraus, von dem sie ausgehen. Philosophen im eigentlichen Sinn des Wortes hat es in Rom weder vor noch nach Cicero gegeben. Während Dichtung und bildende Künste in Rom, wenngleich ebenfalls unter dem bestimmenden Einfluß griechischer Vorbilder, dennoch Werke von selbständigem nationalen Gehalt hervorgebracht haben, ist alle theoretische Schriftstellerei den Römern ursprünglich fremd gewesen. Schon der alte Censor Cato, vielleicht schon der noch ältere Appius Caecus ein Jahrhundert vor ihm, hatten von den Griechen zu lernen gesucht, die sie im Uebrigen

gründlich verachteten. Seitdem strömt, von griechischen Lehrmeistern und in griechischen Schriften verbreitet, das Licht griechischer Wissenschaft immer breiter hinein in die römische Welt. So ist Cicero, zunächst an sein staatsmännisches und rednerisches Handwerk anknüpfend, zum rhetorischen und philosophischen Schriftsteller geworden. Die in den späteren Jahrhunderten wiederholt eingetretene Befruchtung des nationalen Schaffens durch das griechische, das antike Vorbild ist hier zuerst in vollster Deutlichkeit zu erkennen. Was die griechischen Denker in der steten Abfolge ihres Wirkens ermittelt und geschaffen haben, bildet in seiner Gesammtheit den höchsten geistigen Besitz der Menschheit. Indem Cicero ihn seinen Landsleuten vermittelte, hat er der Menschheit gedient. In diesem Sinne kann man Cicero's rhetorische und philosophische Schriften als den Ausdruck „antiker Humanität" bezeichnen, wie es in dem angeführten Buch von Schneidewin geschehen ist; doch fassen wir meistens Humanität in einem weiteren, vom Humanismus verschiedenen Sinne.

Die rhetorischen Schriften, besonders die Bücher „vom Redner", gelten mit Recht als die am meisten durchdachten und am glücklichsten geformten unter jenen Schriften. Ihre literarische Analyse ist zwar noch keineswegs zum Abschluß gebracht, da uns auch für sie die griechischen Originale nur theilweis erhalten sind. Aber schon die Vergleichung mit der Jugendschrift, den beiden Büchern „von den Fundgruben der Redekunst", zeigt, wie viel selbständiger er seinen griechischen Lehrmeistern gegenüber geworden ist. Die Bücher „vom Redner", richtig behandelt und erklärt, mit Betonung des Wesentlichen und kurzem Hinweggehen über die oft sehr eingehenden technischen Erörterungen, eignen sich noch immer am besten zur Einführung jugendlicher Geister in die Probleme der Darstellungskunst und könnten auch jetzt noch, wie es früher vielfach geschah, sehr wohl mit der Theorie des deutschen Aufsatzes in nähere Verbindung gebracht werden. In verständiger Weise erläutert und in den Zusammenhang einer großen geistigen Entwicklung gestellt, behalten Cicero's rhetorische wie philosophische Schriften einen weit über die Schule hinausreichenden Werth. Redner und Denker, auch solche von „der anderen Hälfte" unserer Gebildeten, die, von den Naturwissenschaften ausgegangen, in diesen und in der Mathematik allein den sicheren Grund für den geistigen Fortschritt sehen, werden mit Vergnügen und Nutzen die billigen gelben Büchlein in die Hand nehmen, in denen ein besonders feinsinniger unter unseren Berliner Schulmännern diese Frage erörtert hat[1]). Verkehrter Weise wird oft mit dem Buch „der Redner" und mit dem „Brutus, von den berühmten Rednern" begonnen, die nur eine Fortsetzung und apologetische Ausführung des in den drei Büchern „vom Redner" Gelehrten sind. Sie und die kleineren rhetorischen Schriften, die ebenfalls nur Auszug und Anhang jener großen Hauptschrift sind, mögen den Kennern und Liebhabern vorbehalten bleiben.

[1]) Ich meine die „Einleitung in die rhetorischen Schriften Cicero's nebst einem Abriß der Rhetorik" von Professor O. Weißenfels (Leipzig 1893), und desselben „Einleitung in die Schriftstellerei Cicero's und in die alte Philosophie" mit einem (nicht besonders gelungenen) Bildniß Cicero's (Leipzig 1891). Sie bilden das erste Heft einer Auswahl der rhetorischen und philosophischen Schriften Cicero's für die Schule, die ebenfalls sehr zu empfehlen ist.

Die drei Bücher „vom Redner", besonders das erste mit seinem allgemeinen einleitenden Inhalt über die theoretische und die praktische Vorbildung in der Beredtsamkeit, könnten in einer zeitgemäßen Bearbeitung noch heute die wesentlichsten Dienste leisten. In Frankreich und in England ist die lebendige Berührung mit diesen Schriften nie so völlig unterbrochen worden, wie in Deutschland. Die Schuld daran liegt zum größten Theil, wie nicht geleugnet werden kann, an der ungeschickten und abstoßenden Behandlung, die sie in den gelehrten Schulen erfahren haben und noch erfahren. Sie hat in den letzten zehn Jahren, wie bekannt, zu jener beklagenswerthen Abwehr gegen die classische und humanistische Grundlage unserer Jugendbildung geführt, die schon anfängt, in ihren verderblichen Wirkungen erkannt zu werden. Alt- und Neu-England, Frankreich und Italien sind um die Wette bemüht, jene Grundlage fest zu halten und, wo sie fehlt, sie wieder zu gewinnen, in dem richtigen Gefühl, daß sie durchaus nicht im Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen Richtung unserer Zeit steht. Wie oft und wie nachdrücklich haben die hervorragendsten Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften, Weierstraß, Helmholtz, Hoffmann, bis vor Kurzem noch die Zierden unserer Universität, es ausgesprochen, daß die auf der Grundlage des classischen Unterrichts erreichte Schärfe des Denkens und Klarheit der Darstellung die beste, durch nichts Anderes zu ersetzende Vorbereitung auf die naturwissenschaftliche Beobachtung sei. Doch ich will den alten Streit zwischen Gymnasium und Realschule, griechisch-lateinischem und lateinlosem Unterricht hier nicht wieder beleben. In Alt- und Neu-England ist noch jetzt Cicero und seine Zeit durch Shakespeare's Julius Cäsar bekannter und populärer als bei uns. Die großen Parlamentsredner des vorigen Jahrhunderts, wie Pitt und Fox, und noch die des unsrigen, wie Lord Brougham, hatten in den Debattirclubs in Oxford und Cambridge, wie aus Thukydides und Demosthenes, so auch aus Cicero ihre Vorbildung empfangen und kehrten auch als gereifte Männer noch zum Studium seiner Reden zurück. In Frankreich hat man ihn nie vergessen; Mirabeau und die Girondisten, Vergniaud und Camille Desmoulins so gut wie Danton und Robespierre haben ihn eifrig studirt, wie jüngst Zielinski hervorhob. In neuester Zeit noch hat Boissier's oben erwähntes Buch zugleich mit der allgemeinen Verbesserung der Unterrichtsmethoden, die sich dort langsam vollzieht, zu einer erneuten und vertieften Beschäftigung mit ihm geführt. Italien besinnt sich nach und nach wieder auf den größten Prosaiker der lateinischen Zunge, den die ausschließliche Verwendung der lingua volgare seit Dante seinen Landsleuten so weit entfremdet hatte, daß sie ihn als nationalen Besitz gewissermaßen erst wieder entdecken mußten. Und doch waren in der großen Zeit der italienischen Cultur im fünfzehnten und sechzehnten, ja noch bis in das achtzehnte Jahrhundert seine Reden und Briefe das zuweilen fast erreichte Vorbild jener langen Reihe von Ciceronianern in ihren Schriften wie im mündlichen Gebrauch, in der privaten und officiellen Correspondenz, in den Canzleien der Curie, der Fürsten und Städte. In den übrigen Ländern romanischer Zunge, in Spanien und Portugal und ihren überseeischen Tochterländern, Mexiko, Centralamerika, Peru, Chile, Argentinien u. s. w. nebst Brasilien, steht die

Kenntniß des Lateinischen auf so tiefer Stufe, daß genaue Bekanntschaft mit den Schriften Cicero's dort zu den seltensten Ausnahmen gehört.

Daß zum vollen Verständniß der römischen Literatur einige Vertrautheit mit der der romanischen Völker gehört, wenigstens mit der italienischen und französischen, war früher allgemeiner anerkannt als jetzt. Friedrich August Wolf war schon als Student in Göttingen ein Kenner dieser beiden Literaturen wie der englischen; Lachmann trieb ebenfalls während seiner Göttinger Studienzeit das Italienische eifrig. In der Verbindung homerischer Studien mit altfranzösischen und italienischen ist Immanuel Bekker, für die der altdeutschen mit neufranzösischen Moriz Haupt vorbildlich geblieben. Das Spanische trieb in Fortsetzung der Studien seines Vaters, des Bibliothekars an der hiesigen königlichen Bibliothek Valentin Schmidt, eines trefflichen Kenners des spanischen Dramas, Leopold Schmidt, viele Jahre an der Universität in Marburg Lehrer des Griechischen und Lateinischen. Ich führe nur einige mir bekannte Beispiele an; sie mögen häufiger sein, ich weiß nicht, wie weit es unter meinen näheren Collegen, den Latinisten an unseren Universitäten, noch so ist. Die der Jugend unserer Gymnasien Cicero und Vergil und Horaz erklären, pflegen von der italienischen und französischen Literatur im Durchschnitt nur „das Allgemeinste" zu wissen, wie Goethe sagte. Die heutigen Anforderungen an Specialisirung der Studiengebiete und „die Ueberbürdung" bieten in beiden Fällen eine naheliegende, aber nicht die zureichende Entschuldigung. Und doch könnte aus solcher Kenntniß ein befruchtender Strom auf die richtige Werthschätzung und die lebendige Erklärung der römischen Dichter, wie auf die des Cicero geleitet werden. Hätte Drumann nur einen Funken von Verständniß für das echt italienische Naturell des Cicero besessen, so würde er vielleicht nie zu der griesgrämlichen und pathetischen Verurtheilung seiner Reden und Handlungen gekommen sein, wenigstens hätte sie nicht so groteske Dimensionen angenommen.

IV.

So groß das Ansehen war, das Cicero durch seine Beredtsamkeit und seine theoretischen Schriften schon bei Lebzeiten genoß, ihre größte Wirkung erzielten sie doch erst nach seinem Tode, wie es großen Schriftstellern ja häufig ergangen ist. Wir können es noch genau verfolgen, wie nur auf kurze Zeit nach seinem Tode andere Strömungen des Geschmackes und eine gewisse tendenziöse Opposition gegen seine stilistische Kunst sich bemerkbar machen. Schon Brutus und nachher Asinius Pollio fanden sie zu griechisch und zu künstlich und verlangten Rückkehr zu römischer Einfalt der Rede. Aber der Widerspruch verstummte bald: in allen Rednerschulen, bei allen Redeübungen schon zur Zeit des Tiberius, von denen uns der ältere Seneca berichtet, ward die Rückkehr zu Cicero allgemein gefordert. Um diese Zeit auch beginnt schon die gelehrte Commentirung seiner Werke. Ein angesehenes Mitglied des Senates unter Tiberius, Asconius Pedianus, veranstaltete eine vollständige Sammlung der Reden Cicero's und suchte sie durch Erläuterungen, die er aus den besten Quellen schöpfte, dem Verständniß seiner Söhne näher zu

bringen. Dies war der älteste Commentar zu den Reden; andere jüngere sind meist unmittel- oder mittelbar daraus geflossen. Auch für die rhetorischen und philosophischen Schriften hat es nicht an Erklärungen gemangelt, von denen uns noch Einiges erhalten ist. Etwa anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode, obgleich inzwischen ein stilistisches Talent wie der jüngere Seneca andere Bahnen eingeschlagen hatte, ist Cicero das allgemein anerkannte und unbestrittene Vorbild. Zwar machte man Unterschiede; in den frühesten seiner Reden fand man allerhand Fehler, die man dem Anfänger und seiner noch mangelhaften Durchbildung zuschrieb. Aber die Reden seines reiferen Alters, wie die großen rhetorischen und philosophischen Schriften waren für Tacitus, als er nach seiner früheren praktisch-politischen Thätigkeit begann, sich der schriftstellerischen zuzuwenden, ebenso unbezweifelt das Höchste, was die römische Zunge hervorgebracht hatte, wie für Quintilian, den ersten Lehrer und Meister des Stils zur Zeit der flavischen Kaiser. Vom Beginn des zweiten Jahrhunderts an, in dem goldenen Zeitalter Trajan's und seiner nächsten Nachfolger, gibt es keinen Widerspruch mehr und keine Abweichung von der durchsichtigen Klarheit und der üppigen Fülle der Rede, die Cicero geschaffen hatte. Der jüngere Plinius, wie sicherlich alle seine Zeitgenossen, verehrten ihn und suchten ihn zu erreichen. Kein Wunder, so lange die Grundlagen der Bildung und die Ziele des Lebens noch fast dieselben waren wie zu Cicero's Zeit, nur mit dem hierfür nicht ausschlaggebenden Unterschied, daß statt der zwei jährlichen Consuln der alten Republik ein Kaiser und jährlich vier bis sechs Consulpaare an der Spitze der Verwaltung standen. Wunderbar ist, daß auch die völlig veränderte Grundlage des Denkens und Empfindens, die das langsam erstarkende Christenthum schuf, den Schriften Cicero's neuen Einfluß verschaffte.

Cicero's philosophische Schriften werden heute fast nur noch als Quellen unserer Kenntniß von den Schriften der zahlreichen späteren griechischen Philosophen geschätzt und gelesen, aus denen er sein Wissen geschöpft hat. Daß er den Plato und den Aristoteles fast nur aus zweiter oder dritter Hand gekannt hat, ist längst erwiesen. Aber welche ihrer jüngsten Nachfolger er besonders gekannt und benutzt und wie er sie im Einzelnen benutzt hat, ist nicht immer leicht zu ermitteln. Es gibt über diese Fragen eine umfangreiche Literatur; mit ausdauerndem Scharfsinn hat in den letzten fünfzig Jahren eine Reihe von Gelehrten die Systeme der Stoa, des Epikur, der Akademie verfolgt, wie sie sich in vielfacher Umformung und Abweichung von ihren Gründern bei den zahlreichen Nachfolgern der alten Schulhäupter nach und nach bis auf Cicero's eigene Zeit herab gestaltet haben. Eine Anzahl von anziehenden philosophischen Charakterköpfen ist erst hierdurch aus dem Dunkel wieder aufgetaucht, in dem sie die dürftigen Nachrichten über ihr Leben und ihre Schriften gelassen hatten: Panätius, der Stoiker von Rhodus, der im Hause des jüngeren Scipio gastliche Aufnahme gefunden und in seiner Begleitung den Feldzug gegen Carthago mitgemacht hatte; Antiochus von Askalon, der Akademiker, dessen Vorträge Cicero in Athen gehört hatte, wie früher die des Philo in Rom; Posidonius von Apamea, der Schüler des

Panätius, den Cicero in Rhodus gesehen hatte — er stand dort an der Spitze des Staates und war zehn Jahre vorher auch als Gesandter seines Staates in Rom gewesen —, der Geograph und Geschichtschreiber, der letzte griechische Schriftsteller großen Stils, wie man ihn mit Recht genannt hat; endlich, um Unbedeutende zu übergehen, Philodem, der Epikureer und Dichter, der Freund der Pisonen, die in ihrem Hause in Herculaneum, wie es scheint, alle seine Schriften besaßen, wo sie sich in den vom Brand verschonten Papyrusrollen erhalten haben Bei den Untersuchungen über die von Cicero benutzten Schriften dieser Männer ist es vielfach gegangen wie bei den analogen Quellenuntersuchungen der alten Geschichtswerke. In dem Eifer, Alles auf eine bestimmte Quelle zurückzuführen, wird die Selbständigkeit des Denkens und die eigene Thätigkeit der Verfasser unterschätzt. Cicero hat keineswegs nur Excerpte aneinander gereiht, sowie es etwa in mittelalterlichen Chroniken zu geschehen pflegt. Wollte man Alexander von Humboldt's Kosmos als eine bloße Wiedergabe von Arbeiten anderer Gelehrten bezeichnen, so thäte man dem ordnenden, verbindenden, urtheilenden, nachschaffenden und auch selbständig erfindenden Geiste des großen Naturforschers eben solches Unrecht, wie wenn man das Gleiche von Cicero's Schriften behauptete. Gerade ihre universale Umfassung des antiken Denkens hat, wie bei Humboldt die des naturwissenschaftlichen, den Einfluß bedingt, den sie auf die weiten Kreise der den Fachstudien ferner Stehenden geübt hat.

So erklärt es sich, daß seine Schriften den größten Einfluß auch auf die von der heidnischen Weisheit so grundverschiedene christliche Doctrin geübt haben. Es ist ein besonderes Verdienst von Zielinski, diese Thatsache auf Grund von Harnack's großem dogmengeschichtlichen Werke und in vielfacher Erweiterung des darin gelehrten zu erneutem Bewußtsein gebracht zu haben. Nur Tertullian und Tatian noch haben sich dieses Einflusses erwehrt und den reinen Christenglauben für unvereinbar erklärt mit dem philosophirenden Dogma. Aber schon die ältesten Vertheidiger der christlichen Lehre in den Zeiten der verfolgten Kirche, Minucius Felix und Lactantius, sind so zu sagen Ciceronianer und bedienen sich seiner philosophischen Schriften, um daraus Waffen gegen die Vertheidiger des Heidenthums zu schmieden. Hieronymus berichtet an einer berühmten Stelle seiner Schriften von dem Traum, der ihm die schwersten Strafen für seine unüberwindliche Hinneigung zu Cicero's heidnischer Lehre angedroht hatte. Aber selbst diese Strafe des Gewissens und seine tiefe Zerknirschung darüber hat ihn von der Liebe zu Cicero nicht geheilt. Nach dem Triumph der Kirche hat der Bischof von Mailand, Ambrosius, der Zeitgenosse des Kaisers Theodosius des Großen, der Diener am Wort, in seiner Schrift „von den Pflichten" Cicero's Bücher „von den Pflichten" auf das Genaueste nachgebildet: sie ist das erste und lange Zeit einzige Lehrbuch der christlichen Moral. Augustin erzählt in seinen Bekenntnissen, wie ihn Cicero's Schrift „Hortensius", jene Ermahnung zum philosophischen Studium, zu dem völligen Umschlag seiner bisherigen weltlichen Neigungen geführt und die unnennbare Sehnsucht nach der ewigen Weisheit und den glühenden Durst in ihm erregt habe, alles Irdische zu lassen und

sich zu Gott zu erheben. So ist auf Cicero's Philosophie des gesunden Menschenverstandes die Einführung des Christenthums in die Kreise der Gebildeten gegründet worden, während gleichzeitig die letzten gelehrten Vertheidiger des Heidenthums, Symmachus und Macrobius, aus den philosophischen Schriften Cicero's die alten Lehren neu zu stützen und durch künstliche Deutung ihren Zielen dienstbar zu machen suchten. Macrobius hat zu diesem Zweck den Schluß von Cicero's Büchern „vom Staat" benutzt, die Geschichte vom Traum des Scipio über die letzten Dinge, die uns nur auf diese Weise erhalten worden ist.

Cicero's Schriften sind auch im Mittelalter nie ganz vergessen worden. Wer sich die Mühe gibt — und es hat nicht gefehlt an entsagungsvollen Gelehrten, die sie sich gegeben haben —, die gewaltige Masse lateinischer Productionen in Vers und Prosa durchzulesen, die von der karolingischen Zeit abwärts bis zum vierzehnten Jahrhundert entstanden sind, der kann daraus den ungefähren Bestand der Bücherſammlungen und den Umfang der Lectüre bei den einzelnen Autoren, sowie den Einfluß feststellen, der durch jenen Bestand und durch jene Lectüre geübt worden ist. Cicero nimmt, obwohl sich nur sehr wenige und nur unvollständige Handschriften seiner Werke aus dem Alterthum und ebenfalls nicht besonders viele aus dem früheren Mittelalter erhalten haben, dennoch einen der ersten Plätze darunter ein, wenn auch Vergil und Livius mehr gelesen und eifriger nachgeahmt wurden. Und als nun im Zeitalter der beginnenden Renaissance durch zufällige Funde und eifriges Suchen der Bestand an Handschriften lateinischer Schriftsteller langsam wächst, da sind es abermals die Schriften Cicero's, deren Wiederauffindung das allgemeinste Interesse erregt. Noch bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist ihre Sammlung um einzelne Stücke vermehrt worden, die meist aus der Bibliothek von Bobbio stammen und in karolingisch-fränkischer Zeit aus Mangel an Pergament mit anderen Texten kirchlichen Inhalts überschrieben worden sind. Petrarca und Boccaccio, die Führer der italienischen Renaissance im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, haben ihn erst wieder entdeckt und dem Menschen wie seinen Schriften schwärmerische Verehrung gewidmet. Nimmt man Lorenzo Valla aus, der ihm einmal den damals neu gefundenen Quintilian vorgezogen hat, so folgen jenen Beiden die übrigen Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und zwar keineswegs darin allein, daß sie sich seine Ausdrucksweise anzueignen suchten. Vielmehr ist es der Geist von Cicero's Denkweise, jene Philosophie des gesunden Menschenverstandes mit ihrer Neigung zum Zweifel und ihrer auswählenden Beschränkung auf das Wahrscheinliche, die dem Geist jener Epoche so sympathisch war. Lange ehe man die eigentlich schöpferischen und führenden Philosophen, Plato und Aristoteles, wieder zu lesen und zu verstehen begonnen hatte, sind sie nach den Schilderungen und Erwähnungen Cicero's gepriesen worden. Er hat, wie er zur scholastischen Entstellung ihrer Lehren Anlaß gab, doch auch den Anlaß zu ihrem besseren Verständniß und zur freieren Verwendung philosophischen Denkens überhaupt gegeben. In diesem Sinne haben Luther und Zwingli ihn geschätzt, während der finstere

Calvin ihn verwarf. In den Jesuitenschulen wurde er eifrig gelesen, aber nur zur formalen Schulung des Denkens und Darstellens benutzt.

Alle Untersuchungen, die Wesen und Wirkung eines Schriftstellers und seiner Werke durch die Weltliteratur hindurch verfolgen, müssen den äußeren Umfang jener Wirkung und das wirkliche Verständniß seines Wesens unterscheiden. Während die Wirkung, die von Cicero's Werken ausging, lange Zeit nur eine äußerliche, formale blieb, hat ihn nach Petrarca erst wieder das Zeitalter der Aufklärung in seinem eigentlichen Wesen verstanden. Voltaire, Friedrich der Große, Diderot haben ihn verehrt. Freilich sind die ernsten und tiefen Geister, die den großen Aufschwung des philosophischen Denkens seit dem Beginn dieses Jahrhunderts herbeigeführt haben, überall über ihn hinaus gegangen. Kant und Fichte, Schelling und Hegel, obgleich ihnen die neueste Ueberhebung ihm gegenüber fern lag, wußten doch wohl zu unterscheiden zwischen nützlicher Popularisirung philosophischer Gedanken, wie sie ihm verdankt wird, und dem tiefen Quell echter Erkenntniß, der aus den Schriften der alten großen Meister strömte. Daher ist es auch nicht zu verwundern noch zu beklagen, wenn jetzt in erster Linie nur noch der Schriftsteller, nicht der Mensch und der Denker unser dauerndes Interesse erregt.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst sind die vier Bände von Cicero's Werken, die rhetorischen Schriften, die Reden, die philosophischen Schriften und die Briefe, wie schon gesagt wurde, in fast unzählbaren Gesammt- und Einzelausgaben gedruckt worden, in bloßen Texten und mit Erläuterungen und Anmerkungen. Eine gewaltige Masse von besonderen Erläuterungsschriften jeder Art, kritische, exegetische, grammatische, rhetorische, historische, ist in den vier Jahrhunderten vom fünfzehnten bis zum neunzehnten um ihn aufgehäuft worden; nach der Zahl der Titel und dem Umfang des Geschriebenen wohl die größte Specialliteratur, die über einen einzelnen Autor vorhanden ist. Und dennoch, trotz des Bienenfleißes, den Generationen von Philologen darauf verwendet haben, und der sicherlich nicht verloren, ist weder der Text bereits überall auf die erreichbar ältesten und besten Handschriften zurückgeführt und von den kleinen Fehlern gereinigt, die seine im Ganzen correcte und sichere Ueberlieferung so gut aufweist, wie die aller übrigen alten Autoren, noch hat die Erklärung und Würdigung aller einzelnen Schriften überall das geleistet, was man von ihr verlangen darf. Zwar ist kein Mangel an Schulausgaben mit Anmerkungen in lateinischer und in allen anderen europäischen Sprachen, wenigstens von den am meisten gelesenen unter seinen Schriften. Aber für manche Reden und für viele Briefe gibt es überhaupt noch gar keine nennenswerthen Erklärungen. In der ungeheueren Zahl von Philologen, die seit drei Jahrhunderten seine Werke edirt und commentirt oder in besonderen Schriften behandelt haben, fehlt kaum einer von den bedeutenderen. Es genüge hier von den älteren die Italiener Vettori (Petrus Victorius) und Manucci (Aldus Manutius), Garatoni und Lagomarsini zu nennen, die Franzosen Lambin, Turnebus und Muret, die Deutschen oder Niederländer Camerarius, Gruter, Graevius, Gronov, Johann Mathias Gesner, Johann August Ernesti, die Engländer Markland und

Tunstall. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts haben die Deutschen Friedrich August Wolf und Barthold Georg Niebuhr, Johann Caspar Orelli und Karl Halm, Friedrich Ellendt und Otto Jahn, die Holländer Bake und Pluygers, vor Allem der Däne Johan Nikolai Madvig sich um die Herausgabe, die Erklärung und die Textverbesserung von Cicero's Schriften besonders verdient gemacht. Bei der hervorragenden Kunst und Schönheit seiner Sprache, die so lange und fast zu ausschließlich als Muster der Latinität gegolten hat, fällt es auf, daß sie noch nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit in ihrem Werden und in ihrer beabsichtigten Verschiedenartigkeit je nach den Aufgaben — z. B. in den Reden und Briefen — erforscht und dargestellt worden ist. Aber es erklärt sich dies auch wieder daraus, daß Cicero's Sprache gewissermaßen als das Latein an sich gilt und die Grammatik daher aus ihr die Regeln und die Norm im Allgemeinen geschöpft hat. Auch der Wortschatz des Cicero ist noch nicht erschöpfend verzeichnet worden, obgleich schon das ausgehende sechzehnte Jahrhundert das „Lexicon Ciceronianum" des Italieners Nizolius und unsere Zeit wenigstens eines für die Reden hervorgebracht hat.

Trotz alledem fehlt uns eine Behandlung seiner bedeutendsten Schriften in usum elegantiorum hominum, wie man es früher nannte, für die Gebildeten und Geschmackvollen seiner Leser — wie wenige sind es noch? — oder für den general reader. Man hat jüngst begonnen, für andere beliebtere unter den alten Autoren, für die griechischen Tragiker und die römischen Elegiker zum Beispiel, solche Ausgaben mit Einleitungen und Anmerkungen herzustellen. Vielleicht kommt auch noch einmal an den Cicero die Reihe, auf diese Weise à la portée de tous gebracht zu werden.

Nur für wenige der rhetorischen Schriften, den „Brutus" und den „Redner", hat seiner Zeit Otto Jahn den Weg gewiesen, wie man aus den Andeutungen über Zeitströmungen und Geschmacksrichtungen in der Theorie der Redekunst darin und aus den persönlichen Beziehungen des Verfassers zu Zeitgenossen und Rivalen, die man zuweilen zwischen den Zeilen lesen muß, zu einem tieferen Verständniß der Gründe gelangt, die ihn zu jenen exegetisch-apologetischen Schriften veranlaßt haben.

Wer von den „allgemeinen Lesern" jetzt einmal ein eigenes Urtheil über Cicero als Schriftsteller sich bilden möchte, der greift zu einer der Uebersetzungen, deren es in allen Sprachen Europa's eine Menge gibt. Was ich von ihnen kenne, wie zum Beispiel einige der in den großen Stuttgarter Sammlungen von Classikerübersetzungen erschienenen, genügt meist nur eben dem oberflächlichsten Verständniß. Eine der wenigen geistvollen, Joh. Gustav Droysen's Uebersetzung der Bücher „vom höchsten Gut" (Leipzig 1840), obgleich nur eine um des dürftigen Erwerbes willen übernommene Nebenarbeit, ist ganz unbekannt geblieben.

Uebertriebener Argwohn gegen die Ueberlieferung der classischen Literatur, der sich inzwischen längst als unbegründet herausgestellt hat, führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu der übereilten Ansicht, daß einige der unter Cicero's Namen überlieferten Schriften nicht echt seien. Richard

Bentley hatte damals zuerst mit glänzendem Scharfsinn den späten Ursprung gewisser rhetorischer Stücke der griechischen Literatur nachgewiesen, wie der angeblichen Briefe des Tyrannen Phalaris und einiger ähnlicher Werke der epistolographischen Literatur. Auch findet sich in der Sammlung der rhetorischen Schriften Cicero's in der That eine, die sicher nicht von ihm, sondern von einem etwas älteren Zeitgenossen verfaßt ist, die an einen Gajus Herennius gerichtete Rhetorik, die sich nur zufällig in den Handschriften zusammen mit den echten Schriften Cicero's erhalten hat. Dennoch irrte Jeremiah Markland unzweifelhaft, als er nach Bentley's großem Beispiel es unternahm, die vier Reden, die Cicero nach seiner Rückkehr aus der Verbannung gehalten hat, und seine Briefe an den Brutus als unecht zu erweisen. Markland's Beispiel hat dann weiter auf Friedrich August Wolf gewirkt, dessen Scharfsinn auch in größeren Fragen auf Irrwege geführt hat, wie in der über die schriftliche Aufzeichnung der homerischen Lieder. Wolf erklärte die vier auf Cäsar's Veranlassung gehaltenen Reden des Cicero für falsch — freilich unterscheiden sie sich nicht unwesentlich von allen früheren — und ebenso nachher noch eine der vier catilinarischen; er sagte nicht ganz bestimmt, welche er meinte, die zweite oder die dritte. Diese Ansichten beruhen auf unrichtigen Voraussetzungen und theilweise sogar auf falschen Lesungen des Textes. Jedes Wort über diese jetzt vergessene Controverse ist zu viel; kein Urtheilsfähiger mehr zweifelt an der Echtheit aller jener Reden. Aber schon hieraus ergibt sich, wie selbst bei einem so viel gelesenen und im Ganzen bekannten Autor lange Zeit die Urtheile geschwankt haben. Feinere Unterscheidungen zu machen, wie sie die literarische Forschung verlangt, die man nach heutigem Sprachgebrauch Cicero-Philologie nennen würde, wie man von Goethe- und Shakespeare-Philologie spricht, hat man noch kaum begonnen. Die Reden zeigen, wie schon gesagt wurde, der Zeit ihrer Abfassung entsprechend, sehr erhebliche Verschiedenheiten im Stil; so die rhetorischen Schriften der zweiten Periode, die Bücher „vom Redner", gegenüber dem der ersten, den Büchern „von den Fundgruben der Beredtsamkeit". Selbst die der dritten Periode, der „Brutus", der „Redner" und die letzten kleineren Bücher lassen die fortschreitende Erfahrung und die erweiterten Kenntnisse gegenüber den Büchern „vom Redner" erkennbar hervortreten. Und auch in der aus einer eng begrenzten Arbeitszeit hervorgegangenen Reihe der philosophischen Schriften sind Unterschiede im Inhalt und in der Form bemerkbar, die eine nähere Erklärung fordern und zulassen. Endlich die Briefe, abgesehen von den nicht von Cicero geschriebenen, sondern an ihn gerichteten der Sammlung, so gemeinsam fast allen die freiere Ausdrucksweise und der leichtere Ton der Rede ist, sind doch keineswegs ganz gleichartig. Amtliche Schreiben und vertrauliche Mittheilungen, Empfehlungsbriefe und Danksagungen forderten und erhielten von dem vielgewandten Verfasser mannigfach abweichende Behandlung.

Hätte er länger gelebt, vielleicht würde er, wie der alte Goethe gegenüber dem jungen sowohl, wie gegenüber dem in der Vollkraft der Reife stehenden Schöpfer seiner größten Werke, auch noch eine Phase abgeklärten Greisenthums in weiteren Schriften erreicht haben.

Der philologischen Arbeit an dem größten römischen Prosaiker ist noch auf lange Zeit eine Fülle von Aufgaben gestellt, deren Lösung freilich zunächst nur das Interesse des engeren Kreises von Fachgenossen in Anspruch nehmen wird. Der Sinn für solche Ziele der feineren literarischen Kritik ist ja nur bei Wenigen vorauszusetzen, und wenn auch ihre Zahl vielleicht in langsamem Steigen begriffen ist, zugleich mit der im Allgemeinen sich ausbreitenden höheren Cultur überhaupt, so ist es doch nicht oder wenigstens noch nicht an der Zeit, auf solche Aufgaben hier des Näheren einzugehen.

So sind denn auch die vorstehenden Ausführungen keineswegs dazu bestimmt, den Cicero zu „retten", wie man zu sagen pflegt, ihn von allen Fehlern weiß zu waschen und alle ihm gemachten Vorwürfe zu widerlegen. Er war ein Mensch, belastet mit so viel Schwächen, als sie selbst den hervorragendsten Vertretern unseres Geschlechtes nicht zu fehlen pflegen. Auch soll das Wort der Frau von Staël in seiner weniger authentischen, aber nun einmal überall verbreiteten Form „tout comprendre c'est tout pardonner" nicht unbedingt auf ihn angewendet werden. Denn wir sind noch ziemlich weit davon entfernt, wie einmal die Sachen liegen, Alles an ihm und von ihm wirklich zu verstehen. Ebenso bedarf, wer, wie er, sein Leben für seine politische Ueberzeugung einsetzte, kaum noch der Verzeihung für das, was er darin etwa gefehlt hat. Gewiß werden wir ihn nicht zu den „großen" Männern rechnen, auch wenn die Bezeichnung in dem weiten Sinne gefaßt wird, den man ihm neuerdings öfter untergelegt hat. Aber gewiß gehört er nicht zu den unbedeutenden. Denn entscheidend für seine Bedeutung spricht, daß er eine weit über sein Leben und seine politische Thätigkeit hinaus reichende Wirkung auf die Geistescultur der europäischen Völker geübt hat. Ob diese Wirkung ihren Höhepunkt erreicht und überschritten hat, ob sie sich noch in aufsteigender Linie bewegt, wissen wir nicht genau. Es wäre vermessen, hier nach irgend einer Seite hin eine bestimmte Voraussicht haben zu wollen. Aber nehmen wir selbst an, daß die große Masse der Gebildeten nie wieder die Schriften des Cicero lesen und sich auch nur an der Schönheit ihrer Darstellung erbauen wird: ihre tiefe Einwirkung auf Denken und Rede so vieler erleuchteter Geister, der Sinn edelster Humanität, der in ihnen lebt, ist der Menschheit unverloren. Bewußt oder unbewußt ist für uns Alle der Ertrag der griechischen Denkerarbeit, durch die lateinische Sprache zuerst und am nachhaltigsten verbreitet, die Grundlage unseres Denkens und Empfindens. Philosophen wie Kant und Hegel, Denker wie die Humboldt und die Grimm, Forscher wie Darwin und Helmholtz, alle Historiker, so weit auch ihre Ausgangspunkte und ihre Methoden von einander abweichen, Ranke wie Droysen, Sybel wie Treitschke sind durch die Schule des Geisteslebens hindurch gegangen, die wir Humanismus nennen. Wenn das neuerdings hier und da geleugnet worden ist unter dem leicht erkennbaren Einfluß vorübergehender Strömungen und Tagesinteressen, wenn das classische Alterthum und sein Einfluß zu den falschen Dogmen geworfen worden ist, so thut man solchen unreifen Leistungen unzureichenden Wissens und verkehrten Scharfsinns fast zu viel Ehre dadurch an, daß man sie, wie Zielinski, mit wohlbegründetem

Eifer widerlegt. Sie werden stillschweigend verschwinden, wie so manches Andere, dessen ephemere Dauer wir schon übersehen, die Methode des rückwärtigen Geschichtsunterrichts z. B., von der Niemand mehr redet, und Aehnliches. Der aus dem gesammten Ertrag der griechischen Philosophie zuerst mit sicherem Tacte das heraushob, was seitdem Gemeingut der höheren Bildung geblieben ist, war Cicero. Darin lebt er unsterblich, wenn auch mit der Erinnerung an sein Wirken die Kenntniß seiner Schriften nur noch bei Wenigen zu finden ist. Dieser Wenigen Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß seine Persönlichkeit und sein Wirken von der Nachwelt in dem wahren Lichte geschaut werden, das sie verdienen und ertragen, nicht verwirrt von der Parteien Gunst und Haß, sondern erleuchtet durch mitfühlendes Verständniß, durch genaue Kenntniß seiner Zeit und der äußeren und inneren Bedingungen, unter denen sein Dasein verfloß, und getragen von der Verehrung und Liebe, in der die edelsten Geister aller Zeiten sich nahe verbunden fühlen.

Nachschrift.

Das Vorstehende ist im December 1896 geschrieben worden, unmittelbar nach dem Erscheinen der beiden oben genannten Bücher von Zielinski und Schneidewin. Seitdem haben diese Bücher wiederholte und theilweise eingehende Besprechung durch Fachgelehrte gefunden, in Deutschland, Frankreich und Belgien, in England und Italien; selbst in Amerika hat ein so feinsinniger und vielseitig gebildeter Gelehrter wie Gildesleeve auf sie hingewiesen. Ueber ein Dutzend solcher Besprechungen, fast durchweg in beistimmendem Sinne, ist mir bekannt geworden. Dazu sind neuerdings auch die erhaltenen Quellen für die Geschichte der letzten Zeiten des Cicero erneuter und eindringender Prüfung unterzogen worden, neben seinen eigenen Briefen vor Allem Plutarch und Appian. Ich finde trotzdem keine Veranlassung, an dem von mir Gesagten etwas zu ändern. Aber man täusche sich nicht: eingewurzelte Vorurtheile sind schwer auszurotten. Und es ist für Viele so verlockend, bei dem Ton der Verurtheilung zu bleiben, den Drumann angeschlagen hat. Es gilt für schwächlich, wenn man zur Milde neigt, statt mit unentwegtem Freisinn zu verdammen. So lange es an Solchen nicht fehlen wird, die in den Gegensätzen der politischen Parteien von heute oder gestern die Lösung der schwierigen, an den Sturz der römischen Republik und die Gründung des römischen Kaiserthums sich knüpfenden Fragen zu finden glauben, so lange wird Cicero's Charakterbild in der Geschichte schwanken. Eine allseitig gerechte Würdigung wird ihm vielleicht erst in späteren Generationen zu Theil werden.

Am Hofe Sultan Abdul Medjid's.

Von

S. Spitzer.

[Nachdruck untersagt.]

Die nachstehenden Mittheilungen sind zum größeren Theile tagebuchartigen Aufzeichnungen, zum kleineren Familienbriefen entnommen. Ihr Verfasser, Dr. Sigmund Spitzer, von 1845—1850 erster Leibarzt des Sultans Abdul Medjid, hat eine Veröffentlichung jener Blätter niemals ins Auge gefaßt. Auch seine Wittwe hat nur zögernd und unter der Bedingung darein gewilligt, daß Alles, was einem Vertrauensmißbrauch auch nur entfernt ähnlich wäre, sorglich gemieden werde. Doch glaubten wir, selbst bei strenger Wahrung vollster Discretion aus den uns gütigst zur Verfügung gestellten Papieren ein oder das andere farbige und lehrreiche Bild türkischen Hoflebens aus halb vergangener Zeit dem Leserkreise dieser Zeitschrift darbieten zu können.

Wien. Th. Gomperz.

I.

10. August 1845.

Bei meinem gestrigen Besuche im Serail mußte ich volle sechs Stunden warten, bis ich beim Sultan vorgelassen werden konnte . . . Endlich wurde ich zu ihm geführt. Eine seiner ersten Aeußerungen war: „Nun, Du weißt, ich habe einen Kampf bestanden." — „Jawohl," antwortete ich, „und Eure Majestät haben gesiegt." — „Wie spricht man denn draußen darüber?" fragte er weiter. — Ich erwiderte ihm, daß ich die Neuigkeit in Bujukdere erfahren habe. „Der Internuntius," fügte ich hinzu, „betrachtet dieses Ereigniß gleichsam als eine zweite und die wahre Thronbesteigung Eurer Majestät, deren selbständiger Wille sich nun eine freie Bahn gebrochen." — Diese Aeußerung gefiel dem Großherrn ungemein. — „Nun solltest Du aber auch wissen," sagte er, „was mich dieser Entschluß gekostet hat. Seit anderthalb Jahren bin ich zur Einsicht gelangt, daß es mit den Angelegenheiten meines Reiches schlecht steht; doch erlaubte mir damals der leidende Zustand meiner Gesundheit nicht, mich den Staatsgeschäften zu widmen. Vier bis fünf

Monate sind es nun her (gerade so lange, als ich mich gesund und neu gekräftigt fühle), daß ich den Gedanken faßte, Riza Pascha zu entfernen (der durch Reschid Pascha, das Haupt der Reformpartei, ersetzt ward). Seit acht bis zehn Tagen endlich war mein Entschluß zur Reife gediehen, doch brachte ich ihn nur mit großem Aufwand innerer Kraft zur Ausführung. Von einem Augenblick zum andern sie verschiebend, war ich mit mir selbst in stetem Kampfe. Tag und Nacht hatte ich keine Ruhe, Traumbilder verfolgten mich. Niemand wußte von meinem Zustand, Niemand um den Entschluß, den ich gefaßt. Allein wahrlich, es war hohe Zeit, ihn ins Werk zu setzen. Riza Pascha, der in meiner Schwäche seinen eigenen Vortheil sah, hatte eben darum auch kein Interesse, meine Gesundheit sich befestigen zu sehen." — Ich konnte hier dem Sultan nicht verhehlen, wie sehr es mich in der That befremdet hatte, daß während der ganzen Zeit, da ich ihn zu behandeln die Ehre hatte, Riza Pascha sich nicht ein einziges Mal bei mir um sein Befinden erkundigte. „Man hat mich bisher für ein Kind gehalten," fuhr der Großherr fort; „von nun aber will ich selbst regieren. Du weißt, daß ich das Gute will, daß ich nur das Wohl meiner Unterthanen anstrebe, und so hoffe ich mit Gottes Hülfe auf den besten Erfolg."

II.

Am 7. Mai, an einem schönen Frühlingsmorgen, setzte sich unsere Karawane in Bewegung. Zwei Regimenter Lanciers, die den Zug eröffneten und schlossen, mehrere Musikbanden, das aus beinahe fünfhundert Personen bestehende Gefolge des Sultans defilirten vor dem Kriegsminister, der den Zug in Rotten theilte und jeder bedeutenderen Person militärische Begleitung mitgab. Mir wurden sechs Pferde zugewiesen, ein Lieutenant und zwei Lanciers zu meiner Verfügung gestellt. Lustig flogen wir im scharfen Trabe dahin und langten nach drei Stunden auf dem Landgut Reschid Paschas an, wo gefrühstückt werden sollte. In einem lieblichen Wäldchen waren die Zelte des Sultans aufgeschlagen. Das Landvolk war in großer Menge herbei geströmt, und man fand hier die erste Gelegenheit, die Impfung vorzunehmen. Jetzt und an jedem folgenden Tage, an jedem Raſtort, wurden die Kinder in Gegenwart des Sultans geimpft und beschenkt, der ein eigenes Vergnügen daran fand, das Leben seiner Unterthanen durch eine so unschuldige Manipulation vor der gefährlichen Krankheit zu sichern, von der er selbst unverwüstliche Spuren trägt. Er ließ mich ins Zelt rufen. „Nun, wie geht es Dir? Bist Du müde? Wirst Du die Reise zu Pferde ertragen? Hast Du Dir noch keinen Wagen zu verschaffen gewußt?" — Als ich versicherte, daß ich ans Reiten gewöhnt sei und mich, durch seine Gnade belebt, zu ganz anderen Anstrengungen befähigt glaube, lächelte er ungläubig und sprach dann von dem unbeschreiblichen Vergnügen, das ihm der Gedanke verursache, durch seine Reise das Wohl seiner Unterthanen befördern zu können. „In einem Lande, wo es noch so Vieles zu thun gibt, wird der gute Wille des Monarchen bei jedem Schritte in Anspruch genommen. An dem, weißt Du, fehlt es mir nicht; ich hoffe, daß mir der Himmel das Glück gewähren wird, die Früchte

meines guten Willens zu ernten . . ." Des Abends erblickten wir in weiter Ferne das Lager, an einen sanft gewölbten Hügel gelehnt. Nachdem wir das Dorf Ponte Grande und die Brücke, die das Meer mit einem schönen See verbindet, passirt hatten, empfing uns klingendes Spiel, und wir bemerkten eine Unzahl von grünen Zelten, die in zwei Lager getheilt waren. Das eine war für die Soldaten, das andere für den Sultan und sein Gefolge bestimmt. Im Vordergrunde des letzteren standen zwei prachtvolle Zelte, das eine in Form eines Baldachins (man nennt diese Zelte hier Regenschirme), das andere in Form einer Sonne, aus den schönsten Teppichen gebildet, umgeben von einer Zelt-Ringmauer, die einen ungeheueren Raum umschloß. Der Baldachin diente dem Sultan zum Aufenthalt während des Tages, die Sonne bildete das Schlafgemach des Großherrn. Außerhalb der Ringmauer, doch in der nächsten Umgebung, standen die Zelte des Großmarschalls und der Kammerherren, den Halbmond am Zeltknopfe tragend, mit gewirkter Seide im Innern reich austapeziert, von einem Corridor umgeben, der für die Diener bestimmt ist. Dreißig minder prachtvolle Zelte gehörten den Hofofficieren. In einiger Entfernung zog sich in Halbmondform eine Reihe von zweihundert Zelten für die nicht zum Hofstaat gehörige Suite hin. Denken Sie sich zu dieser belebten Staffage einen Maiabend, ein üppiges Thal, das Meer zur Rechten, einen See zur Linken, so haben Sie das reizendste orientalische Reisebild, das man in unserem civilisirten Abendland nur auf der Bühne zu sehen bekommt. Nachdem wir uns an den aus der großherrlichen Küche zugeschickten Speisen gelabt und unseren Kaffee geschlürft hatten, griffen wir zu den Pfeifen, welche die irdischen Freuden dieses Abends vervollständigen sollten. In der Ferne das dem Städter neue und daher ergötzliche Gebrülle der heimkehrenden Herden, in der Nähe von den Zelten des Sultans herüber tönend Opernmusik, Männerchöre, ja sogar (horribile dictu) die Marseillaise, im Innern der kleinen Gruppe, die unser Zelt vereinigte, die größte Fröhlichkeit und Eintracht; so kam es, daß dieser erste Reiseabend einen unvergeßlichen Eindruck in mir zurückließ. Hätte uns nur nicht das unaufhörliche Platzen unzähliger Raketen wieder an die Kunstgenüsse des Occidents erinnert und den reinen Natureindruck verfälscht!

III.

Der Sultan hatte sich eine leichte Erkältung zugezogen und empfand heftige Schmerzen im linken Kniegelenke. Es war Freitag; er sollte um Mittag in die Moschee und glaubte, daß es ihm beschwerlich fallen dürfte, sich zu Pferde dahin zu begeben. Er bat mich, ihm so rasch als möglich Erleichterung zu verschaffen. Ich versprach, sofort eine schmerzstillende Salbe zu bereiten und sie unverzüglich zu bringen . . . Nachdem ich mit dem Einreiben der Salbe zu Ende war, ersuchte er mich, ihm die Bedeutung eines Gemäldes, das an die Wand gelehnt war, zu erklären. Ich las die englische Ueberschrift und sah, daß es eine Abbildung verschiedener Wagenzüge der Liverpool-Manchester-Eisenbahn sei. Er äußerte den Wunsch, auch sein Land von Eisenbahnen durchzogen zu sehen, und bemerkte, daß es schwierig sei, die

Kosten solcher riesenhafter Unternehmungen aus Staatsmitteln zu bestreiten; es wäre wünschenswerth, setzte er hinzu, daß sich hier wie in Europa zu diesem Behuf Privatgesellschaften bildeten. Ich erwiderte, daß der Reichthum Einzelner und das Vertrauen in die Staatsverwaltung die Grundlagen derartiger Unternehmungen seien, und daß man zuversichtlich erwarten könne, es werde mit der durch sein kaiserliches Wort verbürgten Sicherheit des Besitzes in wenigen Jahrzehnten der Reichthum so sehr anwachsen, und das Zutrauen, das man schon jetzt seiner persönlichen Gerechtigkeitsliebe zolle, in genügendem Maße auf die Verwaltung übergehen, um die Basis derartiger Unternehmungen zu schaffen. „Seien Sie überzeugt," erwiderte er, „daß ich meinerseits Alles aufbieten werde, um dieses Zutrauen zu rechtfertigen. Unter meiner Regierung soll Niemand in seinem rechtmäßigen Besitze gestört werden. Allein es fehlt unseren Bankiers an Gemeinsinn, meiner muselmännischen Bevölkerung an Arbeitsamkeit. Jene sind seit langer Zeit gewohnt, ihre Capitalien an meine Paschas gegen Wucherzinsen zu verleihen . . ." Mehrere Kämmerer traten ins Gemach, und der Sultan brachte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. „Kommen Sie heute Abend ins Serail! Rappo wird eine Vorstellung geben; seine Gesellschaft wird lebende Statuen darstellen. Man sagt mir, daß die Mehrzahl der Originalstatuen sich in Rom befinde. Wie kommt es, daß diese heidnischen Götzenbilder im Hauptsitze des Christenthums so große Verehrung genießen?" — Ich klärte ihn hierüber auf, und das Gespräch nahm eine auf Religion und den Unterschied zwischen ihrem Kern und den äußerlichen Zuthaten bezügliche Wendung. Hier äußerte der Sultan unter anderem Folgendes: „Wir wissen, daß Gott allgegenwärtig ist. Die einfachsten astronomischen Kenntnisse lehren uns, daß sich die Erde um die Sonne dreht, daß also kein Oben und Unten, kein Himmel und keine Hölle für den Erdenbewohner bestehe; dennoch sieht das Volk Gott oben im Himmel, und wir lassen es gewähren (in diesem Augenblick trat sein Hofnarr Hassan Effendi ins Zimmer). Auch Hassan hält im Gebete seine Hände gegen den Himmel, als wenn Alles, was er wünscht, ihm von oben hinein fallen sollte; aber neulich ist es ihm übel bekommen. Eine Biene hat ihn während des Gebetes gestochen; diese Biene gab ihm einen Vorgeschmack der Hölle, und er wurde an seinem Glauben, daß der Himmel oben sei, beinahe irre. „Hassan Effendi," rief er ihm lachend zu, „zeige dem Doctor Deinen Finger!" Hassan verbarg schnell seine Hand und verzog sein Gesicht zu einem bittersüßen Lächeln. „Der Bienenstich war eine Strafe für meine Sünden," murmelte er. „Inshallah, wenn Gott will, wird mein Finger von selbst heilen." — „Was Sie mir vordem," fuhr der Sultan ernst fort, „über den Unterschied zwischen Götzendienst und Verehrung von Heiligenbildern sagten, scheint mir in mancher Hinsicht begründet, und ich kann nicht umhin, in den religiösen Vorstellungen der verschiedenen Völker einen sichtbaren Fortschritt zu bemerken. Der Wilde betet die Elemente an, das Feuer, die Sonne; der gebildetere Aegypter erhebt sich zur Anbetung nützlicher Thiere; der sinnliche Grieche zur Verehrung schöner, kräftiger Menschengestalten; Moses sucht die rohen Israeliten auf einen einzigen Gott hinzuweisen; aber der erhabene Geist dieses Mannes war

seiner Zeit weit voran geeilt, sein Volk wendet sich der ägyptischen Thieranbetung zu, es verehrt das goldene Kalb. Christus trachtet sie der Gottesverehrung durch die Personificirung der Gottheit in seiner eigenen Menschengestalt und durch die Dreieinigkeitslehre zuzuführen. Unser Prophet Mahmud endlich erhebt sich und sein Volk zur alleinigen Gottesverehrung. Während wir Muselmänner im socialen Leben wie in der Religion stationär blieben, hat die Dreieinigkeitslehre und ihre verschiedene Deutung die unzähligen Secten unter den Christen hervorgebracht, bis Voltaire zum Deïsmus, einige sagen zum Atheismus, zurückkehrte, denn bald wurde auch Gott von den Franzosen entfernt und mit ihm, wie natürlich, der König . . . Ich höre, daß in neuester Zeit die gefährlichen Lehren des Communismus um sich greifen, und so scheint mir Frankreich dazu bestimmt, der nie verglimmende Feuerherd Europa's zu bleiben. Gott hat es dem Menschen versagt, gleiche körperliche und geistige Vorzüge zu besitzen, und kein menschliches Gesetz wird diese Verschiedenheit, die eine Bedingung unseres gesellschaftlichen Lebens geworden ist, ausgleichen. Wir wollen einen kleinen Versuch machen," setzte er scherzend, zu Hassan Effendi gewendet, hinzu. „Du trägst allein unter allen Deinen Genossen einen Bart. Das finde ich ungerecht und befehle Dir, ihn in meiner Gegenwart scheren zu lassen." — Da dies für einen Muselmann die größte Schande ist, so that der arme Hassan alles Mögliche, um den Sultan von seinem Entschlusse abzubringen. Allein vergebens. Der Barbier ward gerufen, und unter den lächerlichsten Grimassen wurde Hassan seines Gesichtsschmuckes bis auf den Schnurrbart beraubt. „Ich habe meinem armen Hassan Effendi," sagte der Großherr, zu mir gewandt, „einen üblen Streich gespielt; aber gleiches Opfer, gleiches Recht. Ich ernenne ihn hiermit zu meinem Kämmerer." Weinend vor Freude küßte der glückliche Hassan Effendi die Füße seines guten, zuweilen launigen Herrn.

IV.

Am Abend desselben Tages ging ich ins Serail, um mich von der Wirkung der verordneten Arznei zu überzeugen. Ich hörte, daß der Sultan sein Abendmahl im Garten einnehmen wolle, und daß ich mich dorthin zu verfügen habe . . . Ich stellte mich unter eine Baumgruppe und sah unbemerkt dem sonderbaren Treiben zu, das mich umgab. Auf einem prachtvollen Parterre trieben sich etwa fünfzig Hausofficiere umher, die Speisen ab- und zutragend und zuweilen zulangend, wenn der Bissen gar zu lockend schien. Im Ramazan, nach sechzehnstündigem Fasten, nimmt man es mit der menschlichen Schwäche nicht allzu genau. So urtheilten wenigstens die nicht dienstthuenden Kämmerer, die, auf den Rasen hingekauert, ihre Pfeife schmauchten und gutmüthig lächelnd zusahen. In dem prachtvoll beleuchteten Treibhause erblickte ich den Sultan, der an einem Tischchen sein einsames Mahl verzehrte . . . Endlich wurde ich aufgefordert einzutreten. Ich fand den Sultan auf einem schwarzen, mit Goldstoff brochirten Divan ruhen, umgeben von herrlichen Blumengruppen. „Entrez, cher docteur," rief er mir von ferne zu. „Je me porte très bien. Deine Arzenei hat vortrefflich gewirkt . . ." Ein Kämmerer brachte ihm sein

Nargileh; er hieß es ihn in die Ecke stellen und sich entfernen. Nachdem er einige Züge voll Wohlbehagen gethan hatte, ließ er mich auf dem Boden niederkauern, und als ich mich dabei ungeschickt benahm, rief er Mehmed Bey und befahl ihm lachend, mich in der schweren Kunst, à la turque anständig, aber doch bequem zu sitzen, zu unterrichten. „Können Sie mir sagen," hub er an, „welche Bewandtniß es mit dem thierischen Magnetismus hat? . . . Wenn das, was ich über den somnambülen Zustand gehört habe, wahr ist, so wünschte ich nichts sehnlicher, als mich selbst davon zu überzeugen. Wie nützlich wäre es für einen Monarchen, dem die Kenntniß des menschlichen Herzens so sehr noth thut, und dem die Wahrheit so schwer zugänglich ist, ein Wesen zu besitzen, das, in einen extatischen Zustand versetzt, ihm unwillkürlich die wichtigsten Aufschlüsse zu geben vermöchte!" Er äußerte den Wunsch, alsbald einer magnetischen Sitzung beizuwohnen. Alle meine Einwendungen blieben fruchtlos; er erklärte, bloß die Manipulationen sehen zu wollen, selbst wenn kein Erfolg zu erwarten sei, und ließ sofort einen seiner Pagen rufen.

Der Page Arif erschien mit gesenktem Blick und verschränkten Armen. „Bringe zwei Stühle, Arif, und setze Dich dem Doctor gegenüber; laß ihn machen und fürchte nichts!" Der arme Page, nicht wissend, was mit ihm geschehen solle, setzte sich zitternd mir gegenüber, und ich machte mich an die sauere Arbeit. Nachdem der Sultan eine Zeit lang mit Spannung den sonderbaren Manipulationen zugesehen und ein adjaib (merkwürdig) nach dem anderen mit den Dampfwolken ausgestoßen hatte, bat er mich, inne zu halten. Er wolle, daß ich seinen Kämmerer Mehmed Bey in meiner Gegenwart manipuliren lasse. Falstaff Mehmed Bey erschien auf seinen Ruf mit rothen, von Wein glühenden Wangen und leuchtendem Blicke. Alles, was er in diesem Augenblicke sah, war ihm ein unlösbares Räthsel: der zitternde Page vor seinem Herrn sitzend, der kütschük hékim (kleine Doctor) wie ein Teufelsbeschwörer die sonderbarsten Gebärden machend, der fragende Blick des Sultans, Alles schien ihm seltsam, ja unbegreiflich. — „Mehmed Bey!" rief ihm der Sultan zu, „denke Dir nur, unser Arzt kann auch magnetisiren und will Dich die schöne Kunst lehren. Nun schnell ans Werk, und ahme genau nach, was Du ihn thun siehst!" — Bald überließ ich ihm meinen Platz. Er zog seinen Rock aus und setzte sich gravitätisch nieder. Und nun begann der dicke Mehmed Bey, in bloßen Aermeln, mit überhängendem Bauche, seine magnetischen Striche mit einem Nachdruck und einer Wuth zu machen, daß dem armen Pagen der Angstschweiß von der Stirne lief, der Sultan und ich aber in ein unbändiges Lachen ausbrachen.

V.

Freitag den 11. dieses traf ich den Sultan in sichtbarer Aufregung. Hierüber von mir befragt, bemerkte er mit gerührter Stimme: „Ich sprach Dir neulich schon von der Krankheit meiner dritten Gemahlin. Sie sowohl, als ihr Kind befinden sich sehr übel. Das letztere, Reschad Effendi, ist unrettbar verloren. Aber auch für die Erhaltung der Mutter gibt man wenig Hoff-

nung. Merjem Hatun und ein durch sie empfohlener Arzt Namens S. behandeln sie seit mehreren Monaten fruchtlos. Doch will ich nichts unversucht lassen und wünsche durchaus, daß Du sie sehest. Denn wisse, diese Frau ist das einzige weibliche Wesen, für das ich wahre Liebe empfunden. Mit ihr auferzogen, hing ich von Jugend an mit meinem ganzen Herzen an ihr. Hältst Du Rettung noch für möglich, so wirst Du ihre Behandlung übernehmen, gibt es keine Hülfe, so bekenne es mir ohne Scheu. In diesem traurigen Falle wirst Du, um die Kranke nicht zu erschrecken, die bisher von den Aerzten angewendeten Mittel gutheißen und Dich nicht weiter mit ihr befassen. Vor Allem verlange ich Wahrheit von Dir." — Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die letzten Worte sprach, und ich sah wohl ein, daß meine früheren Bedenklichkeiten verstummen mußten. Er ließ nun den Eunuchen den Befehl ertheilen, die Haremspforte zu öffnen und führte mich mittlerweile in den Vorsaal hinaus, in welchem er bis zum Erscheinen der Schwarzen in ungeduldiger Hast mit mir auf und ab ging. Endlich hatten diese die Thüre geöffnet, die, nachdem wir sie durchschritten, wieder geschlossen wurde. Wir befanden uns in einem Corridor, den vor mir wohl nie ein Fremder betreten haben dürfte. Denn selbst jene Frauen, Aerzte u. s. w., die bisher in das Harem gekommen sind, waren gewiß nicht in der Lage, vom Selamlik aus eingeführt zu werden. Um diesen Corridor, der oftmals in Winkeln gebrochen ist, zu durchwandern, brauchten wir etwa zehn Minuten. Die zwei Eunuchen schritten voran, nach ihnen kam der Sultan, und ich folgte in einiger Entfernung mit gesenkten Blicken. So oft wir zu einer Ecke kamen, rief mir der Sultan lächelnd zu: „Restez!" Ich blieb demnach stehen, damit unverschleierte Frauen, die sich allenfalls auf unserem Wege befinden möchten, und deren verworrene Stimmen sammt dem Rauschen von Kleidern und dem Getöse hastig zugeschlagener Thüren in der That hie und da an mein Ohr drangen, zurückgescheucht würden. Ich setzte mich erst in Bewegung, wenn der Sultan, den trotz seiner inneren Bewegung die Neuheit des Vorgangs zu ergötzen schien, mich durch das Commandowort: „Avancez!" dazu ermächtigte. So erreichten wir eine am Ende des Corridors befindliche zweite Pforte, an welcher der Kislar-Aga (Harems-Vorstand) den Sultan empfing, indem er mich zugleich mit großen Augen ansah. Wir traten in einen Vorsaal, wo wir eine Weile warteten, bis die Nachricht von unserem Erscheinen im Innern des Harem gehörig verbreitet sein konnte. Dann gingen wir weiter: voran der Sultan und ich hinter ihm, der meine Blicke streng bewachende Kislar-Aga mir zur Seite. Durch ein prachtvolles Cabinet mit reich vergoldeten Wänden gelangten wir in einen großartigen, wahrhaft kaiserlichen Saal, der sein Licht von oben erhält, und dessen Decke von zwei Reihen grandioser Marmorsäulen getragen wird. An den beiden Längsseiten bis an das Ende des Saales sah ich eine Folge von Thüren, die, mit schweren, rothen Vorhängen bedeckt, den Anblick dieser Räumlichkeit noch malerischer machten. Jede dieser Thüren führt in ein Appartement. Das erste linker Hand ist jenes der Sultanin-Mutter; nach diesem kommen die Gemächer der legitimen Gemahlinnen und dann die der übrigen Odalisken. Der Sultan näherte sich der vierten dieser Thüren

und hob den Vorhang, hinter welchen sich jedoch nicht unmittelbar die Gemächer, sondern ein von diesen durch einen zweiten Vorhang getrennter kleiner Gang befindet. Beim ersten Schritte, den ich, dem Sultan folgend, in diesem machen wollte, packte mich der Kislar-Aga beim Arme, so daß jener, sich umsehend, ihm mich loszulassen bedeutete. Gerade in diesem Augenblicke ging auch zufällig ein unverschleiertes junges Mädchen im Saale vorüber, dem mein Begleiter grimmige Blicke zuwarf. Der Sultan war indessen in das Gemach getreten und winkte mir, desgleichen zu thun. In der Mitte der einen Wand des reich geschmückten Zimmers (das näher zu betrachten mir natürlich die Muße fehlte) sah ich ein mit den feinsten Lahore-Shawlen überhängtes Ruhebett, und auf diesem lag unter Decken von gleichem Stoffe die kranke Sultanin, das Gesicht mit einem ähnlichen Shawl verhüllt. Der Sultan näherte sich ihr und fragte mit zärtlichem Tone: „Wie geht es Ihnen, Madame (Effendim)?" — „Ich fühle mich wohl, unser Herr (Effendimüs)," antwortete eine sanfte, wunderliebliche Stimme. — „Hier ist mein Arzt," versetzte der Sultan, „mit dem ich selbst überaus zufrieden bin; ich wünsche, daß er auch Sie behandle. — „Sie haben zu befehlen," erwiderte die Kranke. Der Sultan ersuchte sie nun, mich ihren Puls fühlen zu lassen, worauf sie mir eine zarte, schön geformte, aber ganz abgemagerte Hand entgegen streckte, die allerdings auf ein zehrendes Leiden zu deuten schien. Der Sultan fragte mich sodann, ob ich nicht auch ihre Zunge zu besichtigen wünsche. Auf meine bejahende Antwort schlug er selbst den Shawl, der ihr Gesicht bedeckte, zurück, und ich sah vor mir den schönsten weiblichen Kopf, den ich in meinem Leben gesehen, und der durch den leidenden Ausdruck, die fahle Gesichtsfarbe und die in Folge der Krankheit gleichsam verklärten Augen nur noch anziehender erschien. Nachdem ich das Erforderliche gethan, brachte der Sultan den Shawl wieder in seine vorige Lage. Mittlerweile war die bekannte Merjem Hatun in das Zimmer getreten, und es entspann sich zwischen ihr und mir ein langes Gespräch, in welchem sie mir über den Zustand der Sultanin Aufschlüsse zu geben trachtete. Während desselben bemerkte ich, daß der Thürvorhang von außen ganz leise aufgehoben wurde, bis endlich durch den so gebildeten kleinen Spalt eine Stimme der armenischen Doctorin zurief: „Du weißt die Sachen nicht recht zu erklären. Der Arzt soll dann zu mir kommen." — Es war, wie ich alsbald erfuhr, die Sultanin-Walide. Denn nachdem wir das Zimmer der Kranken verlassen, führte uns der Sultan zu jenem seiner Mutter, ohne es jedoch selbst zu betreten. Durch den Vorhang getrennt, besprachen wir uns noch mit ihr ausführlich und lebhaft über alles, was sich auf den Zustand der Kranken bezog, wobei Merjem Hatun mit größter Ungezwungenheit gegen die Ansicht der Walide den Eintritt einer wirklichen Besserung in Folge der von S. eingeleiteten Behandlung verfocht. Der Sultan führte mich hierauf aus dem großen Saale in das oben erwähnte kleinere Gemach zurück, wo er mich hastig um meine Meinung fragte. Da ich nun, was immer meine Ansicht sein mochte, die Verantwortlichkeit der Behandlung nicht allein auf mich nehmen konnte, so erklärte ich dem Sultan, daß meine ärztliche Prüfung zwar Dank seiner persönlichen Gegenwart vollständiger gewesen sei, als es sonst die

Etiquette erlaubt hätte, daß ich aber doch nicht im Stande sei, alsogleich ein Urtheil abzugeben, und daß mir eine Consultation mit den bisher behandelnden Aerzten nöthig scheine.

VI. 16. September.

Als ich gestern in Beglerbei, bevor ich zum Sultan vorgelassen wurde, mit Hamid Bey, dem ersten Kämmerling, zusammenkam, kündigte mir dieser an, daß ich wieder einen Auftrag für den Harem erhalten würde, und rieth mir zugleich, diesmal meinen Widerwillen gegen derlei Besuche nicht laut werden zu lassen. So vorbereitet trat ich beim Großherrn ein, welcher sogleich das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte. — „Ich weiß," sagte er, „daß Du nicht gern derlei Aufträge erhältst. Du fürchtest, in Deinem Benehmen gegen die Etiquette zu verstoßen; auch glaubst Du, daß mit den Frauen nicht viel auszurichten sei, und besorgst, daß ich Dir, wenn Deine Behandlung nicht den gewünschten Erfolg hat, böse sein werde. Hierüber kannst Du vollkommen ruhig sein. Ich habe Dir einmal mein Vertrauen geschenkt und weiß, daß Deine Medicamente wenigstens niemals schaden können. Gibt der Himmel seinen Segen, so führen sie zur Heilung. Was aber Deine übrigen Besorgnisse betrifft, so sind sie besonders in dem gegenwärtigen Falle ganz unbegründet. Denn ich will Dich nicht zu einer der jüngeren Frauen, sondern zu meiner Mutter führen, die eine sehr ruhige, verständige Matrone ist, und bei der Du in der Ausübung Deiner Kunst auf keinerlei Vorurtheile und Hindernisse stoßen wirst. Schon seit einiger Zeit ist ihre Gesundheit angegriffen, und neulich fühlte sie sich so unwohl, daß sie — und ich mit ihr — bitterlich weinte." (Die Thränen standen ihm in den Augen, als er die letzten Worte sprach.) Er entfernte sich nun durch die Eingangsthüre des Harem, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß die Sultanin-Mutter eine Spazierfahrt nach Tschiragan unternommen habe. Er befahl mir daher, mich dorthin zu begeben, und wies mir einen Eunuchen als Begleiter zu, den er beauftragte, mich der Sultanin als seinen Arzt vorzustellen und sie in seinem Namen zu bitten, daß sie sich von mir behandeln lasse und nöthigen Falls meiner Schüchternheit zu Hülfe komme.

Im Hofe von Tschiragan angelangt, sah ich in der Ferne einen Lehnstuhl, auf welchem eine in Schleier und Mantel gehüllte Dame saß. Es war die Sultanin-Mutter, welcher ich mich, meinem schwarzen Gefährten folgend, ehrerbietig näherte. Nachdem dieser ihr die Botschaft des Sultans ausgerichtet, empfing sie mich sehr freundlich und lud mich ein, mich niederzusetzen, wozu mir allerdings nur der Erdboden zu Gebote stand. Durch den halb durchsichtigen Schleier sah ich einen Anflug von freudiger Röthe auf ihren Wangen, als ich ihr von der zarten Sorgfalt sprach, welche ihr erhabener Sohn in Betreff ihrer Gesundheit an den Tag gelegt hatte. Ruhig und unbefangen beantwortete sie hierauf meine ärztlichen Fragen, und nicht wenig fiel mir die vollendete Schönheit ihrer feinen, blendend weißen Hand, sowie die Regelmäßigkeit und Energie der Gesichtszüge dieser etwa 35jährigen, noch sehr wohl erhaltenen Georgierin auf. Beim Weggehen entließ sie mich überaus

gnädig, empfahl mir, die ihr nöthigen Arzeneien selbst zu bereiten, und holte aus dem Sack ihres Feradsche (Mantel) eine mit Gold gefüllte Börse, welche sie mir durch den oben erwähnten Eunuchen überreichen ließ.

Ich eilte sodann zum Sultan nach Beglerbei zurück, um ihm über meinen Besuch Bericht zu erstatten. Indem er mir nochmals die sorgfältige Behandlung seiner Mutter ans Herz legte, sagte er mit rührendem Tone: „Es handelt sich hier nicht um einen Baum, der aufblühen und neue Früchte tragen soll, aber möge er wenigstens nicht verdorren!" Mit naiver Gemüthlichkeit fragte er mich auch, ob ich seiner Mutter nicht dieselbe Arzenei geben könnte, die er unlängst (bei einer ganz anderen Unpäßlichkeit) mit dem besten Erfolg angewendet hatte. „War es also nöthig, so ängstlich zu thun?" setzte er hinzu. „Die Europäer beurtheilen noch immer unser Familienleben von einem falschen Gesichtspunkte aus. Sind wir denn nicht alle Menschen wie Du? Hast Du je etwas Unangenehmes von mir oder den Meinigen erfahren? Sei unbefangen, wir haben Gelegenheit gehabt, uns gegenseitig kennen zu lernen. Dost olduk (wir sind Freunde geworden")."

VII.

„Wie geht es Ihnen? Ich sehnte mich schon, Sie zu sehen," rief mir der Sultan eines Tages beim Eintritt entgegen. Es lagen mehrere Blätter der „Illustration" neben ihm auf dem Divan. Er hielt mir eines derselben hin, das ein Porträt der Königin von Spanien enthielt . . . . „Was mich an diesen Bildern interessirt, ist das Costüm der europäischen Damen, das ich reizend finde, und dem unserer Frauen bei Weitem vorziehe. Wenn der Reiz ihres Umgangs dem ihrer äußeren Erscheinung gleicht, so beneide ich Euch Franken um die Freiheit, mit der Ihr dem weiblichen Geschlechte naht. Und obschon Euere geselligen Gebräuche der uns durch Religion und Sitte gebotenen Absperrung der Frauen widersprechen, so erkenne ich doch an, daß der Umgang mit gebildeten Frauen den Mann in gewissen Schranken erhalten und seine rohere Natur veredeln mag. Wir würden es unter unserer Würde halten, unseren kindischen Frauen anders als mit Ernst entgegenzutreten . . . Kaum trete ich in den Harem, so springen meine Frauen an mir heran, wenig fehlte, daß sie sich mir auf die Schulter setzen (ipsissima verba), und ich habe Mühe genug, sie abzuwehren, ohne sie zu beleidigen. Ich habe nur ein einziges weibliches Geschöpf gekannt, das mich durch den Reiz seiner Unterhaltung zu fesseln wußte; aber leider ist sie, wie Du weißt, gestorben. (Es war dies die dritte seiner Frauen, die ich wenige Tage vor ihrem Tode gesehen. Sie war unerschöpflich im Dichten und Erzählen von Märchen.) Hätte sie mir der Himmel gelassen, ich würde mich gern auf den Besitz dieses einen Weibes beschränkt haben. Aber man sagt mir, daß Gott von zwei Glücklichen immer einen zu sich ruft." (Hierbei standen ihm Thränen in den Augen.) Er kam nach einigen weiteren Bemerkungen über die Stellung und Erziehung der Frauen auf weibliche Regentinnen und damit wieder auf Königin Isabella zu sprechen. „Diese mag wohl," so fuhr er fort, „mit ihrem Lose nicht ganz zufrieden gewesen sein, als sie sah, daß der schöne Montpensier ihrer Schwester

zu Theil ward. Montpensier hat mir sehr gut gefallen; schade, daß er etwas bucklig ist," setzte er fein lächelnd hinzu. Ich sah ihn erstaunt an. Er ahmte nun die Art, wie der Herzog von Montpensier vor ihm gestanden sei, nach, und ich erklärte ihm, was er ohnehin wußte, aber gern noch einmal hörte, daß diese Stellung ein Zeichen der Ehrfurcht gewesen sei, die der Prinz ihm bekunden wollte. „Ich wünsche ihm alles Gute," setzte er hinzu. „Aber wird England dazu schweigen? Ich glaube, daß Louis Philipp diesmal trotz seines Scharfsinns das Interesse seiner Dynastie, das er zu fördern glaubte, gefährdet hat; wenn England dem Hause Orléans seine Sympathie entzieht, so dürfte das gewichtige Folgen haben. Man sagt mir, daß dieses auch die Ansicht der Opposition in Frankreich sei. A propos, Sie haben ja Odilon-Barrot behandelt; was denkt er über meine Regierung? Es war für mich von hohem Interesse, einen Mann, der es wagt, seinem König offen Trotz zu bieten, durch den Gesandten dieses Königs bei mir eingeführt zu sehen." — Nun verlangte er einige Erläuterungen über das Wesen einer constitutionellen Monarchie, über die Rolle des Königs und verwunderte sich über die beschränkte Stellung eines solchen, über die Schliche und Machenschaften, zu denen er sich herbeilassen müsse, um die Majorität in den Kammern zu erlangen. Er anerkannte das große Geschick Louis Philipp's und fügte hinzu: „Es ist doch traurig, wenn man so viel Geist und Mühe an so einfache Zwecke wenden und das anerkannt Gute durch Winkelzüge erzielen muß. Werden die Könige Frankreichs immer Louis Philipp's Geschick besitzen? Die Institutionen Oesterreichs sagen meinem Geschmacke mehr zu. Dort spricht man wenig, handelt aber rasch und kräftig. Nach meiner Ansicht glimmt der Funke der Zwietracht zwischen den constitutionellen und den absoluten Staaten unter der Asche. Ich wünsche innigst die Erhaltung der zwei größten Männer Europa's, Louis Philipp's und Metternich's. Von ihrem Leben hängt vielleicht der Weltfriede ab, den wir vor Allem so nöthig haben, um das Versäumte nachzuholen." —

VIII.

Der Sultan erhielt von seinem Vater eine strenge Erziehung. Er wurde in Allem unterrichtet, was zur Bildung eines vollendeten Muselmanns gehört. Er spricht und schreibt mit großer Eleganz; er reitet vortrefflich, wenn er sich unbemerkt glaubt. Ich habe es nie begreifen können, warum er es für nothwendig hält, seine natürliche Fröhlichkeit und seine körperliche Kraft zu verbergen, wenn er sich dem Volke zeigt; sein düsterer, starrer Blick und seine vernachlässigte Haltung haben mich bei solchen Anlässen oft in Erstaunen gesetzt . . . Er ist sparsam in seinem Haushalt, wohlthätig und unfähig irgend einer Grausamkeit. Er überwacht mit großer Sorgfalt die Erziehung seiner Kinder. Er denkt mit Bangen an das Los seiner Söhne, falls nach seinem Ableben sein Bruder (Abdul Aziz) den Thron besteigen sollte. Dieser Gedanke und die Befürchtung, daß der nunmehr 22jährige Jüngling, der voll kühnen Geistes, aber grausam und heftig ist, nicht die natürliche Erfüllung seiner Wünsche abwarten werde, vergiftet sein Dasein.

Im Mai 1850 besuchte der Sultan Candia. . . Der auffällige Umstand, daß ihn sein Bruder und sein ältester Sohn Murad begleiteten, gab zu mancherlei Gerüchten Anlaß. Meine Cabine stieß an seine Gemächer und an die der beiden Prinzen. Kaum waren wir auf offener See, so ließ mich der Großherr zu sich rufen. Ich fand ihn verstimmt und düster . . . . „Sieh'," so sprach er mich an, „so hoch die See geht, so wogt es in meinem Herzen. Man glaubt wohl, daß ich meinen Bruder aus Furcht mit mir genommen habe, um ihn nicht allein inmitten eines ihm geneigten Volks zu lassen. Doch man kennt die Wahrheit schlecht. Dieser Knabe ist unlenksam, und ich bin zu gut, um die Zügel straffer anzuziehen. Als er von meiner bevorstehenden Reise vernahm, fragte er mich zitternd vor Wuth, ob ich ihn denn zu ewiger Gefangenschaft verdammen wolle; auch er müsse die Welt kennen lernen, seine zukünftigen Unterthanen sehen und von ihnen gesehen werden. Diese kühnen Worte mußten ihm zu anderen Zeiten und einem anderen Bruder gegenüber gefährlich werden. Doch ich beklage ihn und nehme ihn mit mir, um, wenn es möglich ist, seine Freundschaft zu erwerben und ihn in die Ideen der Gegenwart einzuweihen, damit er nicht dereinst zerstöre, was ich pflanze oder zu erhalten strebe. Doch keine Concession, ich fühle es, wird ihn befriedigen. Jeder Tag heckt bei ihm einen anderen Gedanken aus. Heute will er, daß ich ihm erlaube, an meiner Seite die Moscheen zu besuchen; morgen will er Großvezier werden; dann wünscht er, daß ich ihn zum Gouverneur einer Provinz ernenne . . . . Du siehst, daß wir nicht Freunde sein *können*. Ich sehe in ihm den künftigen Unterdrücker meiner Kinder und den Mittelpunkt jeder Empörung; er erblickt in mir das einzige Hinderniß seiner Unabhängigkeit und seiner Herrschaft . . . . . Weißt Du (so sagte mir der Sultan auf derselben Reise bei einem späteren Anlaß), wie mein Bruder die Aufwartung der Consuln beurtheilt? ‚Alle diese Giaurs,' so rief er aus, ‚so freundlich sie auch thun, sind ja doch unsere geschworenen Feinde. Wenn es nach meinem Willen ginge, so ließe ich in dem Augenblick, da sie ihre Barken besteigen, die Kanonen lösen und ergötzte mich an ihrer Todesangst.' . . . Willst Du selbst," so fuhr der Großherr fort, „den Gefahren, die Dich bedrohen, entgehen, so werde Muselmann. Du weißt, wie tolerant ich gegen alle Religionen bin, aber ich wünsche Dich mir zu erhalten." Ich erklärte ihm, daß ich meine Pflicht streng erfüllen wolle, so lange es mir vergönnt sei, in seinem Dienste zu verbleiben, daß ich aber meine Ueberzeugung um keinen Preis irgend einer Rücksicht opfern könne. Er entließ mich schweigend.

So weit reicht unsere Auswahl, bei der wir aus den Eingangs erwähnten Gründen den Rothstift nicht geschont, mit sonstigen redactionellen Eingriffen aber nach Thunlichkeit gespart haben. Dem Wunsche des Lesers, nunmehr mit dem Lebensgange des Verfassers jener Aufzeichnungen bekannt zu werden, wollen wir an der Hand einer autobiographischen Skizze genügen. 1839 ist Dr. Sigmund Spitzer aus seiner österreichischen Heimath in die türkische Hauptstadt gelangt. Der 26jährige war — wahrscheinlich auf Grund einer

Empfehlung seines berühmten Lehrers Hyrtl — als Professor der Anatomie an die dortige medicinische Schule berufen worden. Die ersten Jahre vergingen im Kampfe gegen das die Leichen-Oeffnungen erschwerende Vorurtheil der einheimischen Bevölkerung und in dem Bemühen um Beschaffung des erforderlichen Materials an anatomischen Präparaten. Nachdem er 1844 die Klinik übernommen hatte, gelang es ihm im darauf folgenden Jahre, den Sultan von einer lebensgefährlichen Krankheit zu heilen. Der Lohn war seine Ernennung zum ersten Leibarzt des Großherrn, der zwei Jahre später die Beförderung zum Director der medicinischen Schule gefolgt ist. So nachdrückliche Beweise von Gunst und Vertrauen des Herrschers lenkten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Person des jungen Oesterreichers. Nahm dieser doch thatsächlich die Stellung ein, die bis dahin nur Muselmännern vorbehalten, seit anderthalb Jahrhunderten fast ununterbrochen in einer Familie vererbt und mit dem Amte des Oberrichters von Rumelien verknüpft war. Zur also erregten Eifersucht gesellte sich das Bestreben hoher Würdenträger, den Einfluß des kaiserlichen Leibarztes für ihre Zwecke auszubeuten. Da dieser jede derartige Zumuthung aufs Bestimmteste zurückwies, so trachtete man, ihn durch ein gefügigeres Werkzeug zu ersetzen, und versuchte die nächste Umgebung des Monarchen gegen ihn einzunehmen. Da ereignete sich ein Zwischenfall, der für Dr. Spitzer folgenreich ward, und den wir sammt seinen Wirkungen großentheils mit dessen eigenen Worten schildern wollen.

Im Frühling 1850 sollte der Sultan im Hafen des Arsenals eine Revue über die gesammte Flotte abhalten. Ein prachtvolles Linienschiff war dazu bestimmt, ihn und die obersten Würdenträger aufzunehmen. Kurz vor der für die Revue festgesetzten Mittagsstunde ließ der Sultan diese absagen, da er sich unwohl fühlte. An demselben Tage versank jenes Linienschiff mitsammt seiner ganzen Bemannung lautlos im Hafen. Dieses außerordentliche Ereigniß, dessen Ursache niemals ergründet worden ist, rief die sonderbarsten Gerüchte hervor. Man glaubte allgemein, daß der Sultan nicht durch ein Unwohlsein, sondern durch irgend eine Ahnung der ihm drohenden Gefahr von dem Besuche des Arsenals abgehalten worden sei. Eine Thatsache ist es jedenfalls, daß der Geist des Sultans sich von diesem Tage an merklich verdüsterte. . . . Seit dieser Zeit warnte er wiederholt im vertraulichen Gespräch auch seinen Arzt vor den Gefahren, die ihn bedrohen könnten, und beschwor ihn, auf seiner Hut zu sein. Dieser hatte in der That seit mehreren Monaten Drohbriefe erhalten, die er stillschweigend bei Seite legte. Als er jedoch im November 1850 von befreundeter Seite die Mittheilung erhielt, daß der Intendant der kaiserlichen Tafel von einer hochgestellten Person den Auftrag empfangen habe, ihn zu vergiften, so setzte er den damaligen Großvezier Reschid-Pascha davon in Kenntniß. Nachdem nun dieser auf Grund einer strengen Untersuchung sich von der Wahrheit jener Angabe überzeugt und den schuldigen Intendanten abgesetzt hatte, legte Dr. Spitzer dem Sultan persönlich die Gründe dar, die es ihm fortan unmöglich machten, in seiner Stellung zu verharren, und erbat seine sofortige Entlassung. Er beharrte trotz der dringendsten Gegenvorstellungen und Bitten des Sultans auf seinem Ent-

schlusse. Dieser willigte schließlich in die zeitweilige Entfernung seines Leibarztes, jedoch nur unter der Bedingung, daß er auch weiterhin in seinem Dienste verbleibe. So ward Dr. Spitzer der ottomanischen Botschaft am österreichischen Hofe als Botschaftsrath zugetheilt. In dieser Stellung nahm er an den schwierigen Verhandlungen vor und nach dem Krimkrieg Antheil und stand in fortwährendem brieflichen Verkehr mit dem Sultan. Im Jahre 1857 erkrankte dieser und berief seinen vormaligen Arzt an sein Hoflager. Nach seiner bald erfolgten Genesung drang er aufs Neue in denselben, ihn nicht zu verlassen. Doch dieser hatte sich während seines kurzen Aufenthalts in Constantinopel wieder überzeugt, daß es einem Europäer, der auf Pflicht und Ehre hielt, unter den damaligen Verhältnissen nicht möglich war, den gegen ihn gerichteten Intriguen die Spitze zu bieten. Er bestand demgemäß auf seiner Entfernung und ward zum ottomanischen Geschäftsträger am neapolitanischen Hofe ernannt, wo er, von seiner schönen und hochgebildeten Gemahlin unterstützt, sein Haus zum Mittelpunkt der diplomatischen Gesellschaft machte und bis zur Eroberung des Königreichs beider Sicilien durch Garibaldi verblieb. Im Jahre 1860 erkrankte der Sultan aufs Neue. Er gab zu wiederholten Malen den Auftrag, Dr. Spitzer, der in Wien weilte, mittelst telegraphischer Depeschen zu berufen. Doch ist keine derselben an ihre Adresse gelangt. Auf seinem Todtenbette klagte er seinem Sohne Murat, daß man ihm seinen treuesten Freund gewaltsam entrissen habe.

Nach dem Tode Abdul Medjid's schied sein Leibarzt und Vertrauter — der niemals aufgehört hatte, österreichischer Unterthan zu sein — aus dem türkischen Staatsdienst und verbrachte den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit, aber hochgeachtet in Paris und Wien, wo er kurz vor Neujahr 1895 sein an merkwürdigen Schicksalswendungen reiches Leben beschlossen hat.

Tante Fritzchen.

Skizzen
von
Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

V. Der Unruhteufel.

Einmal kam eine junge Schiffersfrau zu Tante Fritzchen, sich in heimlicher Beichte über ihren Mann zu beklagen, der wenig häuslichen Sinn zeige und, wenn er am Land sei, sich den größten Theil des Tages am Bollwerk, auf den Schiffen oder in den Hafenschenken herumtreibe, von fremden Ländern erzähle und sich erzählen lasse, im Hause aber durch seine Unruhe und sein fahriges Wesen sich erst recht meist nur lästig mache. Und sie bat inständig um einen Rath, ob sie sich das gefallen lassen dürfe, oder was sie dabei thun könne.

Tante Fritzchen hörte in gleichmüthigem Schweigen diesen Bekenntnissen zu und sagte am Ende kurz und kühl:

„Das Einfachste bleibt immer, Sie lassen sich scheiden."

Die junge Frau fuhr entsetzt in die Höhe.

„Aber!" rief sie mit einer beredten Gebärde der äußersten Entrüstung.

„Warum machen Sie zu dem Vorschlage ein so dummes Gesicht?" fragte Tante Fritzchen treuherzig.

Der Ausdruck schien der armen Frau etwas hart; aber schließlich bei dieser wunderlichen Dame mußte man auf so etwas gefaßt sein und durfte es nicht so genau nehmen. Sie bemühte sich also, etwas klüger auszusehen, jedoch ohne recht durchschlagenden Erfolg; vielmehr brachte sie es nur zu einem hülflosen Erröthen und dem schüchternen Geständniß:

„Das ist nicht möglich! Ich hab' ihn viel zu lieb."

„Das ist etwas Andres," sprach Tante Fritzchen, „dann will ich nicht weiter zureden. Aber dann will ich Ihnen mal eine Geschichte erzählen. Sie kennen den alten Stelzfuß Pannemann hier am Bollwerk und seine Frau?"

„Die immer so vergnügt sind und so zärtlich zu einander?" versetzte die junge Frau. „Man möchte sie fast beneiden trotz seines Gebrechens. Natürlich, die kenne ich. Was ist mit denen?"

„Es ist das zufriedenste und einträchtigste Ehepaar, das mir noch vorgekommen ist," bekräftigte Tante Fritzchen, „nur müssen Sie nicht glauben, das sei immer so gewesen. Durchaus nicht: es hat ganz andere Zeiten gegeben, Zeiten, wo die Frau drei Mal mehr zu klagen gehabt hat als Sie und mit noch besserem Recht. Bloß der Pannemann war eigentlich noch mehr zu beklagen, als sie. Der ist damals nie zum rechten Behagen und zur Lebensfreude gekommen. Er hatte den Unruhteufel im Leib und konnte nichts dawider; den haben ja viele Schiffer, doch so wie Pannemann keiner. Kaum war er einen Tag zu Hause von einer großen Fahrt, da plagte ihn schon wieder die Sehnsucht nach der See und den überseeischen Ländern. Er konnte kein Wasser sehen, ohne schwermüthig zu werden; beim Anblick seines Waschbeckens träumte er vom Ocean.

Im Traum redete er fortwährend von Indien und Hawaii und den Canarischen Inseln, von den herrlichen Blumen und Schmetterlingen und Kolibris und den wunderschönen Frauen, die dort herumliefen, und was weiß ich von welchen Zauberdingen; und die arme Frau mußte das mit anhören. Er phantasirte sich das so bunt und schön in der Erinnerung zusammen, wie es in der Wirklichkeit nirgendwo ist und niemals gewesen ist. Und Tags über hatte er kaum eine Stunde Ruh', mal bei seiner Frau zu bleiben; er segelte auf dem Haff oder fuhr Schlitten und lief Schlittschuh auf dem Eise im Winter. Und das war noch das Beste, was er thun konnte; denn so lange er bei ihr war, plagte er sie bloß mit sehnsüchtelndem Geschwätz. Aber man darf ihm keinen schweren Vorwurf draus machen: es war seine Natur so, er konnte nicht anders. Und wenn dann endlich der Tag kam, wo er wieder in See gehen konnte, da mußte man ihn sehen, wie er da strahlte von Glückseligkeit; schon richtig wie ein Kind, das den Weihnachtsbaum sieht. Ja, da hatte er wahrhaftig einen Tag des Glücks und der Ruhe. Aber nur einen Tag. Immer nur grade so lange, bis er aus dem Hafen war oder wenig länger.

Dann mit einem Male schlug Alles um. Sobald er die Wellen rund um sich sah und die große Einsamkeit draußen, so packte ihn das Heimweh. Er dachte an nichts mehr als an seine Frau und sein Haus und seine Rosenbeete und seine Ziege, an seinen Großvaterstuhl und seine alte Stutzuhr, und ob die auch immer richtig aufgezogen würde, und immer wieder an seine Frau. Und er ist beinahe seekrank geworden vor lauter Sehnsucht und ist allemal ganz schwermüthig geblieben während der ganzen Fahrt über das Weltmeer.

Und wenn er dann nach Indien kam oder nach Hawaii oder den Glücklichen Inseln, da ist er immer nur recht stumpfsinnig zwischen den Blumen und Elephanten und herrlichen Frauen herumgetrödelt und hat bloß schlapphergige Blicke für all' die Wunderdinge gehabt. Und wenn ihm einmal so ein Frauenzimmer ein bißchen extra gefallen hat und ist ihm vielleicht etwas schärfer aufs Leder gerückt, wie sie das da so thun, da hat er am allermeisten nach seiner Eheliebsten geseufzt und hat sich von dem fremden Geschöpfe statt Küssen und so was einen Briefbogen um den andern geben lassen, um nach Hause zu schreiben.

Auf solche Art hat er zu Wasser und zu Lande, bei Licht besehen, ein erbärmliches Leben geführt und hat bloß, wenn er ausgesegelt und wenn er wieder gekommen ist, jedesmal einen schönen, ruhigen Tag gehabt oder, wenn's hoch kam, deren drei oder vier. Und seine arme Frau hat von ihm im Grunde immer noch am meisten gehabt, wenn er draußen in der Welt war, nämlich seine Briefe; denn darin ist er unmenschlich fleißig gewesen, und das will etwas besagen für einen Schiffer auf See.

Und wollen Sie nun wissen, wie dies zappelige Elend ein Ende gekriegt hat, und wie die beiden Leutchen zufrieden und glücklich geworden sind? Ganz einfach — und eben darum erzähl' ich die Geschichte —: eines schönen Tages, als Pannemann in Swinemünde eingelaufen war, ist ihm eine schwere Kiste mit Elfenbein auf beide Beine gefallen und hat ihm die Füße kurz und klein geschlagen, daß keine Möglichkeit blieb, sie wieder zusammenzuflicken; denn es ist kein Knöchelchen heil gewesen.

Das war nun ein schweres Unglück, muß Jeder sagen. Denn erstens hat es höllisch weh gethan und ist ihm dicht ans Leben gegangen, und zweitens ist es mit dem Seefahren aus gewesen für alle Zeiten. Er hat fortan zu Hause bei seiner Frau sitzen müssen jahraus, jahrein und hat weder Indien noch ein anderes Wunderland je mit einem Auge wieder zu sehen gekriegt.

Ja, ein Unglück war's. Aber das Merkwürdige dabei ist, daß dies große Unheil ihm von Anfang an und für alle folgenden Jahre zum schönsten Segen ausgeschlagen ist und seiner Frau erst recht, so sehr die auch in den ersten Tagen gejammert und die Hände gerungen hat, als wären ihre eigenen Beine zerschlagen und außer Kurs gesetzt gewesen.

Er aber, Pannemann, hat schon gleich die großen Schmerzen mit einer Standhaftigkeit und, ich möcht' sagen, einer Fröhlichkeit ertragen, daß Jeder, der es gesehen hat, ihn staunend hat bewundern müssen. Und darüber hat auch seine Frau das Händeringen und Kläglichthun ganz und gar abgelegt und ist mit ihrer Pflege tapfer und vergnüglich um ihn herum gewesen, als hätt' er sich nur den kleinen Finger verknackt oder den Ohrzipfel aufgerissen und müßt' in drei Tagen wieder gesund werden.

Da hat er denn nun recht gründlich aus der Nähe erkannt, was er an ihr gehabt hat, und sie desgleichen, was er in aller Stille für ein starker Held ist gewesen. Sein bestes Heldenthum aber war noch gar nicht dies gegen die Schmerzen, sondern mehr noch dies andere, daß er sich gesagt hat: Was geschehen, ist geschehen und ist nicht mehr zu ändern, und hilft kein Wimmern und kein Strampeln dagegen. Du mußt jetzt all' deine künftigen Lebetage zu Hause bleiben und kannst nie mehr in See gehen, höchstens als Spazierbummler und müßiger Geldverderber: und das ist deine Sache nicht. Also merke dir's und gewöhne dich dran, als ein stillfester Bürgersmann in der Stube zu sitzen und nicht nutzlos darum zu murren und zu knurren.

Und darnach hat er gehandelt. Ob es ihm von Anfang gleich so ganz leicht geworden ist, das kann kein Mensch wissen, denn er redet nicht drüber: aber daß es ihm später geglückt ist und ihm bis auf den heutigen Tag gar

nicht schwer ankommt, sieht ihm Jeder an der Nase an. Und Sie selbst können's bezeugen: es gibt nicht leicht einen Menschen, dem wohler ist in seiner Haut und in seinem Hause als eben diesem Pannemann. Und von der ruhelosen Sehnsucht nach draußen spürt er keinen Hauch mehr: bloß daß er noch gern erzählt von den wundersamen Dingen über dem großen Wasser. Aber das thut er nicht anders, als wenn Unsereiner ein Märchen erzählt von dem Königreich, das ein armer Schlucker gewonnen hat: man erzählt es mit Vergnügen, hat aber kein Begehren, auch so eins zu gewinnen. Man weiß eben, Märchen sind Märchen und können niemals zur Wirklichkeit werden.

So ist ihm das Meer und alles Land dahinter zu einem schönen Märchen geworden ohne Wünschen und Verlangen. Sie haben ja wohl den Aufzug zum dritten Stock seines Hauses gesehen, den er sich hat machen lassen, und worin er sich selbst an einem Strick in die Höhe zieht, bis er den Blick auf das Haff frei hat. Und da sitzt er manchmal stundenlang, starrt glückselig hinaus und bildet sich ein, er sehe das Meer und dahinter die fernen Länder. Und er selber sagt behaglich, diese Länder, die er da sieht oder träumt, die sind zehnmal schöner als alle, die er vordem mit Füßen betreten hat. Und weil er sie im Geist so ganz deutlich sieht, braucht er keine Sehnsucht mehr darnach zu haben.

Das ist die Lebensgeschichte von Pannemann's Unruhteufel. Was sagen Sie dazu, junge Frau? Können Sie sich darauf vielleicht einen Vers machen?"

„Ja, aber wie denn?" versetzte diese verlegen und unsicher, „auf meinen Mann paßt doch nur die erste Hälfte. Er hat seine gesunden Gliedmaßen und hat seine Unruhe."

„Ja, ich meine nur," bemerkte Tante Fritzchen mit grimmiger Gelassenheit, „Sie müssen sich überlegen, wie Sie Ihren Mann lieber haben wollen, zappelig und unruhig auf ganzen Beinen oder auf Stelzfüßen vernünftig und häuslich. Ziehen Sie Letzteres vor, so brauchen Sie ja nur zum Beispiel bei einer Sternschnuppe so etwas zu wünschen; das geht dann in Erfüllung."

Die junge Frau machte eine Gebärde erschrockener Abwehr.

„Nun, dann fügen Sie sich in das Unvermeidliche," sagte Tante Fritzchen kühl, „und lassen Sie ihn zappeln, so lang' er zappeln kann. — Wenn Sie übrigens wollen, können Sie ihn mir immerhin einmal herschicken. Ich will die Geschichte doch auch ihm mal erzählen. Helfen wird sie zwar nicht, aber schaden kann sie erst recht nicht. Also meinetwegen; wenn er herfindet, erzählen will ich."

„Ach ja!" rief das Frauchen mit hoffnungsvoller Dankbarkeit, „wenn Sie ihm das oder etwas Anderes sagen, hilft es schon sicher. Er hat vor Ihnen einen heillosen Respekt! Na, Sie wissen ja schon — wie die andern Männer auch."

Hier verrieth Tante Fritzchen's strenges Gesicht eine unverkennbare Genugthuung, und sie sprach beinahe gütig:

„Schicken Sie nur Ihren Mann; ich will sehen, was ich thun kann."

VI. Die letzte Stunde.

Schon vor mehreren Tagen war ein Gerücht, daß Tante Fritzchen gestorben sei, in der Stadt aufgetaucht und erhielt sich mit Zähigkeit, obgleich der dicke Sanitätsrath ausdrücklich bekundete, daß sie immer noch lebe. Der mußte es zwar wissen; eben so gut aber wußten doch Andere, daß der Sarg in ihr Haus getragen war, denn das hatten sie mit eigenen Augen gesehen: und wo ein Sarg ist, da ist auch ein Todter; das ist ebenso gewiß, wie man vom Rauch auf das Feuer schließt.

Allein der Sanitätsrath hatte trotzdem so lange Recht behalten. Heute nun endlich eilte er mit sehr ernstem Gesicht und sehr beschleunigtem Schritte zum Hause des alten Pastors Rathke und erklärte diesem, jetzt gehe es wirklich mit ihr zu Ende; die ärztliche Kunst sei mit ihrer Arbeit fertig und könne dem geistlichen Zuspruch das Feld räumen. Der Pastor möge sich nicht täuschen lassen, wenn er sie vielleicht sehr munter und sogar lebhaft finden werde; das bekannte letzte Aufflackern der Lebenskraft scheine sich bei ihrer zähen Natur besonders nachdrücklich zu zeigen.

Der alte Rathke zog seinen Talar an, setzte das Barett auf den weißen Kopf und ging, so schnell ihm seine achtundsiebzig Jahre das gestatteten; er war fast genau gleichalterig mit Tante Fritzchen.

Als er an ihr Bett trat, erstaunte er über ihr Aussehen: ihre blassen verfallenen Züge hatten anscheinend all' das Scharfe und Spitze, Grimmige, Höhnische und Boshafte, wovor sich so viele Menschen fürchteten, mit einem Schlage abgelegt und waren verklärt von Behagen und Heiterkeit, nur daß ein feiner Hauch von Wehmuth bisweilen wie ein Schleier darüberzog.

Die Wärterin verließ schweigend das Zimmer, sobald Jener eintrat; es war deutlich, daß sie vorher dazu angewiesen war.

„Es geht zu Ende," sagte die Kranke bestimmt mit sehr kräftiger Stimme, „wir müssen uns beeilen, das zu besprechen, was ich mit Ihnen noch zu besprechen habe. Viel ist es ja nicht, aber doch immer etwas. Ich danke Ihnen, Herr Pastor, daß Sie so schnell gekommen sind. Es ist merkwürdig, man hat beinahe ein Jahrhundert Zeit gehabt sich auszuleben, und nun werden Einem am Ende doch noch die Stunden knapp."

Der Pastor, ergriffen und fast verwirrt durch ihre Ruhe, murmelte einige Worte, es sei Gottes Gnade vorbehalten, ob er ihre Tage nicht doch noch verlängern wolle, menschliches Wissen und Vorhersagen sei trügerisch; ihr Aussehen sei heute so lebensfrisch —

Tante Fritzchen aber schüttelte gelassen den Kopf und sagte, auf die Thür des Nebenzimmers deutend:

„Werfen Sie einmal einen Blick da hinein, dann werden Sie wissen: mir brauchen Sie keine Flausen mehr vorzumachen. Ich bin reisefertig, mein Gepäck ist in Ordnung."

Der alte Rathke öffnete jene Thür und unterdrückte nur schwer einen Ausruf des Schauders: was er dort stehen sah, war ein fertiger, sauber hergerichteter Sarg.

„Jetzt glauben Sie mir, nicht wahr?“ sagte Tante Fritzchen, als er erschüttert zu ihr zurückkehrte. „Es ist mir Ernst mit dem Sterben und würde es auch sein, wenn mich der liebe Gott darnach fragte. Das Ding da habe ich in diesen Tagen schon machen lassen, um mit allen meinen Rechnungen in Ordnung zu sein. Ich habe nie Andern gern eine Arbeit aufgebürdet, die mich anging, und die ich leisten konnte. Selbst ist der Mann, und das Weib muß es auch sein, wenn es mal Wittwe ist. Und dann kontrollire ich die Handwerker gern; es ist sonst selten Verlaß auf sie, und man will doch sehen, was man für sein Geld bekommt. Jetzt bin ich hierüber beruhigt; Meister Klemm hat eine tüchtige Arbeit geliefert. Sehen Sie, Herr Pastor, jetzt bleibt eigentlich nur noch eins, was ich gern sehen oder vielmehr hören möchte, nämlich Ihre Leichenpredigt. Denn Sie müssen die natürlich halten, um Gottes willen nicht der junge Herr Hülsbach, den habe ich nie verknusen können, schon nicht seine Traureden und nun gar bei der Leiche. Das versprechen Sie mir, lieber Rathke; ich sag' Ihnen, sonst klopf' ich an den Sargdeckel, und die Leute sollen zu guter Letzt noch mal Angst vor mir kriegen. Sie wissen, wie ich sein kann. Aber daß ich Sie dabei höre, das geht ja nun nicht an, eine Predigt kann man nicht im Voraus bestellen, weil es keine Handwerkerarbeit ist, wenigstens bei Ihnen nicht; bei dem Hülsbach schon eher. Aber eben darum will ich auch jetzt von Ihnen nichts Geistliches hören — thun Sie mir also den kleinen Gefallen, lieber Pastor, ziehen Sie hier den Talar aus! In der Kirche habe ich Sie immer gern damit gesehen und mit den Bäffchen auch, das wissen Sie ja: aber hier in meiner Schlafstube — das käme mir so vor, als wäre ich schon aufgebahrt, und Sie hielten die Leichenrede. Und das möcht' ich eben nicht. Die paar Stunden, die mir noch vergönnt sein mögen, will ich mich auch wirklich noch lebendig fühlen.“

Und als der alte Herr stillschweigend ihrem Wunsche willfahrt und das schwarze Amtskleid von sich gethan hatte, fuhr sie fort zu bitten mit einem fast schelmischen Lächeln:

„Und nun noch eins: Sie haben A. gesagt, sagen Sie auch B.; ziehen Sie jetzt noch den Schlafrock meines seligen Mannes an, er hängt dort im Spinde; fünfundvierzig Jahre sind's her, daß er unbenutzt da hängt: so lange habe ich ihn vor den Motten gerettet. — Sehen Sie, er paßt Ihnen ganz gut, obgleich mein Mann etwas breitere Schultern gehabt hat. — Und nun stecken Sie sich eine von seinen Pfeifen an, die kennen Sie ja, und daß ich sie immer in Ordnung halte für angenehmen Besuch. — So, jetzt bin ich zufrieden, jetzt sehen Sie gemüthlich aus.“

Der Pastor hatte wirklich fast mechanisch nach ihrem Wunsche gehandelt und saß nun ihr gegenüber, wie er sonst so manchesmal als behäbiger Sonntagsbesucher gesessen. Aber ihm war doch nicht frei ums Herz; er wußte sich in die Lage nicht gleich zu schicken. Die pastoralen Trostreden, die er vorher bereit gehabt hatte, blieben jetzt gleichsam in dem Schlafrock stecken oder verflogen mit den derben Rauchwolken ziellos in die Lüfte.

Tante Fritzchen aber blickte ihn nunmehr unter einem langen Schweigen erst fast ein wenig neugierig und dann sehr wehmuthvoll an.

„Ja, sehen Sie, Rathke," sagte sie endlich, „so hätte mein Alter hier neben mir sitzen sollen — wenigstens vor ein paar Jahren noch — aber das Glück ist mir nicht zu Theil geworden; er ist schon so lange, so schrecklich lange todt —"

Hier traten ihr Thränen in die Augen, und in den wachsbleichen Zügen zuckte es leise.

„So seien Sie getrost, liebe Freundin," fiel da der Pastor schnell ein, „die Zeit des Harrens und Sehnens ist bald vorüber. Sie werden in Ewigkeit vereint mit ihm leben in Abraham's Schoß."

Tante Fritzchen kniff plötzlich die Augen sonderbar ein und sprach mit einem beinahe drolligen Verziehen des Mundes:

„Ach, lieber Pastor, ziehen Sie doch den Talar nicht wieder an! Sie wissen ja, ich bin kein Freigeist, oder wie man das nennt, ich bin immer fleißig in die Kirche gegangen, so lang' ich noch konnte, und hab' Ihre Predigten immer gern und mit aller Andacht gehört und habe ja auch das Meiste geglaubt — bloß gerade mit dem Abraham, das ist solche Sache: zu dem habe ich nie ein rechtes Zutrauen fassen können. Es ist ja gewiß sündhaft, daß ich so rede, aber noch sündhafter wäre es doch, wollte ich jetzt vor Thores Schluß anfangen zu lügen. Erstens schon der Name; es hilft nichts, ich muß dabei immer an den infamen Hallunken Abraham aus der Wiesenstraße denken, der die alten Hosen meines seligen Mannes so spottschlecht bezahlte und nachher so sündhaft theuer den armen Leuten wieder aufhängte. Dafür kann ja der alte Erzvater eigentlich nichts, und es ist dumm, dabei an ihn zu denken; aber ich kann es nicht loswerden. Und dann, sehen Sie, ist doch auch dieser Erzvater selbst daran schuld, nämlich, daß ich für ihn nicht so recht warm werden kann. Die Geschichte mit dem Isaak kann ich nun mal nicht begreifen, daß er den hat opfern wollen. Nein! Und wenn Gott das zehnmal befahl, so mußte er sagen: Nimm meinen Kopf, meinen Leib und meine Seele, aber solche Gemeinheit an dem unschuldigen Kinde begehe ich nicht! Solche Grausamkeit darf mir auch kein Gott befehlen, oder ich darf nicht gehorchen! — Aber das ist's, der Abraham kommt mir vor wie so ein ducknackiger Streber; wir haben ja solche auch, die immer nach oben sehen und Alles reden und thun, was von oben her gewünscht wird, und die dafür nachher ihren Orden kriegen oder ihren Titel, ganz wie der Abraham dafür zum Erzvater ernannt ist. Unser alter Bürgermeister war auch so ein erbärmlicher Wicht — na, der mag ja jetzt wohl in Abraham's Schoße sitzen: aber ich hab' wenig Lust, mit ihm da zusammen zu treffen; da würden die Zänkereien gewiß gleich wieder losgehen. Freilich ein Vergnügen sollt' es mir sein, ihn da weiter zu zausen."

„Geliebte Freundin," fiel hier endlich nach mehreren vergeblichen Versuchen ihr der Pastor ins Wort, „Sie sollten in dieser ernsten Stunde Ihre Gedanken doch auf andere Dinge lenken. Lassen Sie zum wenigsten jene alten Feindschaften ruhen. Denken Sie des Gebotes: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

„Aller Welt meinetwegen," rief Tante Fritzchen kräftig, „aber dem Bürgermeister nicht. Der Kerl war ein Schubjack und ein Lügenmaul; ich weiß noch, was schon mein Mann immer von ihm gesagt hat: Der lügt sogar, wenn er's gar nicht nöthig hat. Nein, dem kann ich wirklich nicht vergeben; und ich denke auch, den Einen wird unser Herrgott mir freigeben. Ich will mich vor ihm ja gar nicht als Heilige aufspielen. Ich will bloß als Mittelgut so stille mit unterlaufen."

Der Pastor that einen tiefen Seufzer.

„Der Herr wird Ihnen die Unbußfertigkeit nicht allzu schwer anrechnen," sagte er betrübt, „er wird erwägen, daß Ihr Herz allezeit milder gewesen ist als Ihre Zunge. Aber dennoch gedenken Sie der Weihe dieser Stunde, liebe Freundin! Richten Sie Ihre Gedanken auf Liebe und Frieden! Suchen Sie Ihr Herz zu erweichen, indem Sie des Wiedersehens mit Ihrem Gatten gedenken, dem trefflichen Manne, der leider so frühe von uns genommen ward. Aber Gott wird ihn erhöhet haben zu seiner Herrlichkeit."

„Das hat er! Das muß er!" rief Tante Fritzchen mit inbrünstiger Ueberzeugung; aber dann nahm ihr Antlitz plötzlich einen trüber sinnenden, ja schwermüthigen Ausdruck an.

„Und ich werde ihn nicht wiedersehen!" sagte sie leise, aber bestimmt.

„Wie reden Sie, liebe Freundin?" sprach der Pastor bewegt, „wie wollten Sie nicht hoffen auf die Gnade des Herrn, der auch den Sündern, so sie glauben und bußfertig sind, das ewige Leben verheißen hat?"

Tante Fritzchen sah mit einem sonderbaren, festen, klaren, ergebungsvollen Blicke zu ihm auf.

„Ich aber will nicht mehr leben nach meinem Tode," sagte sie still, „und Gott wird mich nicht zwingen gegen mein Verlangen."

„Allgütiger Himmel," rief der Pastor erschrocken, „ist es möglich, Sie sollten nicht glauben an die ewige Seligkeit? Wenn Sie aber daran glauben, wie sollte es Sie nicht darnach verlangen?"

„Ich glaube daran," antwortete sie ruhig, „ein Jeder wird selig werden, den von Herzen darnach verlangt. Aber Gott kann Niemanden mit Gewalt dazu zwingen. Und ich will nicht. Ich mag nicht mehr leben. Ich bin müde, ich will schlafen."

„Der Herr wird Ihre Seele erfrischen und wieder freudig machen zum Leben," sprach der Pastor nicht ohne stilles Entsetzen. Sie aber schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Das darf er nicht," entgegnete sie hastig und wie in heimlicher Angst, „und er wird es auch nicht thun; er weiß ja, ich habe in seinem Himmel nichts zu suchen und nichts zu finden."

„Und Ihren Gatten?" rief der alte Herr verwirrt und erschüttert, „den Sie so sehr geliebt und so heiß beweint haben, den sollten Sie nicht wieder zu sehen wünschen? Liebe Freundin, wie reden Sie?"

„Nein, den eben nicht," sagte sie scharf und schnell, indessen ihre Blicke sich seltsam verschleierten. „Das soll eben nicht geschehen, daß ich ihn wiedersehen müßte."

„Unbegreiflich! Unmöglich!“ rief der Pastor ganz überwältigt von Staunen, „so hätten Sie ihn doch nicht geliebt? So hätte Ihr Herz nicht an ihm gehangen? Aber wie kann ich das glauben nach all' dem, was ich an Ihnen gesehen habe in jenen alten Zeiten und später immerfort in Ihrer langen Treue?“

„Ich habe ihn geliebt von ganzer Seele und mit allen meinen Kräften,“ sprach die Sterbende feierlich, „und als er mir genommen wurde, hätte ich den Jammer niemals überstanden ohne die sichere Hoffnung auf ein Wiedersehen im Himmel. Diese Zuversicht hat mich getragen und sie allein. Aber das ist nun so lange, so unendlich lange her. Fünfundvierzig Jahre, was ist das für eine unermeßliche Zeit! Man wird sich ganz fremd in fünfundvierzig Jahren, wenn man nicht bei einander bleibt. Er war ein junger, freudiger Mann, als er dahinging, und ich war ein ganz junges Weib. Und jetzt bin ich ein uraltes Hutzelweibchen geworden und habe ganz andere Gedanken, anderen Haß und andere Liebe, als wir damals zusammen hatten. Und er weiß von alle dem Neuen nichts. Wie soll ich mich mit einem so jungen Menschen noch verständigen im Himmel? Es ist nicht anders, wir sind uns fremd geworden in den unendlichen Jahren. Ich kann so junge Leute nicht mehr verstehen, und sie mich auch nicht. Was soll er mit so einer verschrumpelten Vettel im Himmel umherziehen? Wenn er mich da so ansähe mit großen, fremden, erschrockenen Augen — das könnte ich nicht ertragen. Und er würde mir vorkommen wie ein guter, thörichter Junge; ich könnte ja längst seine Großmutter sein. Nein, sehen Sie, lieber Rathke, das geht Alles nicht. Er hat die ewige Seligkeit und soll sie behalten; und darum muß ich mich hinlegen und schlafen für die Ewigkeit; ich will ihm da nicht im Wege sein. Und ich weiß ganz genau, der liebe Gott wird mir thun nach meinem Begehren. Er kann Keinem eine andere Seligkeit geben, als die er sich wünscht; und meine heißt: Schlafen. Ich bin müde vom Leben und mag nicht wieder aufwachen. Gott wird mein Gebet erhören.“

Sie schwieg und schloß die Augen und sah nun so müde aus, als wollte sie wirklich sogleich in die ewige Ruhe hinüberschlummern.

Dem alten Pastor war seine Pfeife längst ausgegangen; er mißhandelte das lange Rohr mit aufgeregten Fingern und seufzte und seufzte, doch fast ganz unhörbar.

„Seltsam! Seltsam! Seltsam!“ murmelte er dann kopfschüttelnd immer wieder vor sich hin.

Endlich öffnete Tante Fritzchen die Augen wieder und fragte mit voller Stimme: „Was ist hier so seltsam?“

Er streichelte leise die welken Hände, die auf dem Deckbett lagen, und sagte: „Sie sollten doch wissen, im Himmel wird nicht sein Freien und Freienlassen; wir werden das Irdische von uns streifen und in verklärten Leibern dahinwallen. Der Herr wird uns gleich machen seinen heiligen Engeln.“

„Ja,“ versetzte sie ruhig lächelnd, „das weiß ich Alles; ich hab' immer ganz gut aufgepaßt bei Ihrer Predigt, besonders beim Todtenfest. Aber das mag wohl auf Andere passen, nur nicht für mich. Sehen Sie, lieber Rathke,

eine solche Person, wie ich bin, zum Engel zu verklären, dazu gehört denn doch ein Stück. Zwar daß unser Herrgott auch das fertig bringt, daran ist kein Zweifel, denn er ist allmächtig: aber dann bin ich etwas ganz Anderes, als ich hier auf Erden gewesen bin, jung so wie alt, ich bin dann nicht mehr diese wilde, dumme Person, die mein Mann lieb gehabt hat; ich bin ihm dann doch wieder ein ganz fremdes Geschöpf. Und so er mir auch. Hier auf Erden ist er ein sehr tüchtiger Kerl gewesen, aber ganz und gar kein Engel. Ich kann Ihnen sagen, lieber Rathke, er konnte ganz hanebüchen grob werden, auch gegen mich, wenn ich mich mal gar zu närrisch anstellte; und wissen Sie, wann mir der Mann am allerliebsten war? Gerade wenn er so gediegen grob wurde! Da kam er mir so stark vor, und ich hätte ihm die Hände küssen mögen als meinem treuen Schützer. Und nun sehen Sie: als verklärter Engel kann er doch nicht mehr grob werden, das geht im Himmel doch nicht, und also seh' ich ihn dann nie mehr so, wie er mir am liebsten war. Und ich hab' die Angst, ich werd' ihn dann überhaupt gar nicht mehr so recht mögen; denn es ist nicht anders: sehen Sie, es gibt so Leute, die schon auf Erden so ein bißchen was Verklärtes und Engeliges an sich haben, Pastoren und Pastorsfrauen am meisten, aber doch auch manche Andre: und grade Solche hab' ich mein Lebtag nicht recht besehen können. Ich hab' mir immer im Stillen gedacht: Gute Engel mögen sie sein, aber tüchtige Menschen wahrscheinlich nicht. Und als so was soll ich meinen Mann wiedersehen? Kann ich ja nicht; das ist nicht mein Mann, so wie er gewesen ist! — Nehmen Sie's nicht übel, lieber Rathke, daß ich so rede; aber Sie brauchen sich's nicht anzuziehen: Sie sind niemals einer von der verklärten Sorte gewesen; darum bin ich auch mit Ihnen immer gut ausgekommen. — Und so, denke ich, wollen wir uns auch jetzt am letzten Ende nicht streiten über Dinge, in denen schließlich doch Jeder seine eigene Meinung behält. Manche Dinge kann man Andern glauben, besonders Pastoren, aber manche wieder kann Jeder bloß in sich selbst finden. Was in der heiligen Schrift steht, daran glauben wir alle; aber wie man sich das auslegen soll, das muß zuletzt doch Jeder mit sich selbst ausmachen. Ich für mein Theil bin müde und will schlafen . . . Herr du meine Güte, aber liebster Rathke, die Pfeife ist Ihnen ausgegangen! Stecken Sie die wieder an, und dann bleiben Sie noch ein Weilchen sitzen und paffen Sie tüchtig. Aber reden Sie nicht mehr von schwierigen Geschichten; ich hab' abgeschlossen und mag nicht mehr denken; es fängt schon an, mir sauer zu werden."

Der alte Herr setzte gehorsam die Pfeife wieder in Brand und rauchte schweigend, indem er ihr manchmal sanft über die Hände strich. Sie lag nun ganz still und sah ihm mit fröhlichen Augen zu.

„Jetzt kommt mir's doch wirklich beinahe so vor," begann sie endlich wieder nach langem Verstummen, „als säße mein Alter selbst hier bei mir und paffte mir etwas vor. Ja, sehen Sie, wenn ich ihn im Himmel so mit Schlafrock und Pfeife sehen könnte! Aber das schickt sich da doch nicht, das ist nicht verklärt genug. — Ach, überhaupt, wenn er hätte so mit mir zusammen alt werden können, und wir dürften zusammen hinübergehen oder

beinahe zusammen. Es ist schrecklich, wenn Zwei sich so fremd werden, und der eine von ihnen muß das erleben und wissen. O Gott, ich bin müde und will schlafen, nur schlafen."

Sie schloß wieder die Augen und versank in Schlummer oder Schweigen.

Die Sonne schien durchs Fenster auf die kräuselnden Rauchwolken, denn der alte Pastor paffte sehr emsig; aber es war wohl nicht von dem Rauch, daß er sich manchmal mit der Hand über die Augen fuhr.

Da rief sie auf einmal wieder besonders lebhaft:

„Aber wenn Sie, lieber Rathke, in den Himmel kommen, sehr lange kann es ja auch nicht mehr mit Ihnen dauern, dann grüßen Sie ihn mir und erzählen Sie ihm, was ich Ihnen heute gesagt habe. Er wird mich ganz gewiß verstehen; er hab' mich immer grade dann am besten verstanden, wenn ich meine ganz besondern Gedanken gehabt habe, die alle andern Leute dumm oder wunderlich fanden. Und so fremd kann er mir doch noch nicht geworden sein, daß er darin nun anders wäre.

Und dann sagen Sie ihm, er soll manchmal daran denken, wie wir uns damals auf dem Haff beim Hechtangeln begegneten, sechzig Jahr sind es nun her, er in seinem Boot und ich in meinem. Und wie die Boote einander immer näher und näher kamen, wir wußten nicht wie, und wie wir beide im Gesicht immer röther und röther wurden, bis er plötzlich in meinem Boot saß, wir wußten auch wieder nicht wie; und dann sagten wir auf einmal Du zu einander, ganz wie von selbst, als wenn's immer so gewesen wäre; und dabei kannten wir uns doch noch gar nicht so lange. Und es schien uns, als gäb' es in der ganzen Sprache kein süßeres Wort als dieses. Und aber dann — — ja, sehen Sie, lieber Rathke, an die Stunde brauchen Sie meinen Mann nur zu erinnern: und Sie sollen mal sehen, was er dann für Augen macht! Das war auch zu schön auf dem weiten Wasser so ganz allein. Da bin ich ganz sicher, so etwas vergißt man auch im Himmel nicht, wie es mich auf Erden noch warm macht mit meinen achtundsiebzig Jahren.

So, Herr Pastor, und jetzt bin ich fertig mit meinen Beichten. Und nun, nicht wahr? thun Sie mir die Liebe, und lassen Sie mich ein Weilchen allein. Ich möchte vor dem Schlafen noch ein bißchen wach träumen von diesen alten Zeiten: und das kann man nur, wenn man ganz mit sich allein ist. Aber Einer wird bei mir sein — Sie wissen schon, wer. Und später grüßen Sie ihn und sagen Sie ihm Alles.

Und Sie rauchen inzwischen in der Nebenstube Ihre Pfeife zu Ende und denken sich eine neue, recht handfeste Strafpredigt aus für mich alte Sünderin. Also auf Wiedersehen, alter Freund, lieber Rathke, gestrenger Herr Bußprediger!"

Der alte Pastor gehorchte und ging nach einem stillen Händedruck leise hinaus. Als Tante Fritzchen ihn vom Rücken erblickte, murmelte sie ganz glücklich: „Der alte Schlafrock! Der alte Schlafrock!" Und dann schloß sie die Augen und lächelte behaglich.

Als Pastor Rathke nach einer halben Stunde leise wieder hereinsah, war sie schon entschlafen. Das Lächeln aber war auf ihren Lippen geblieben.

Joseph Joachim.

Zum 17. März 1899.

[Nachdruck untersagt.]

Joseph Joachim. Ein Lebensbild von Andreas Moser. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1898.

Am 17. März 1839 trat Joseph Joachim in Pest zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit; mit seinem Lehrer Serwaczynski spielte er, der damals das achte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, im „Adelscasino" ein Doppelconcert von Eck und trug allein noch die Variationen über Schubert's „Trauerwalzer" von Pechatschek vor. Dieses Tages hat man in der musikalischen Welt nicht vergessen; vor zehn Jahren, als Joachim auf eine fünfzigjährige Künstlerlaufbahn zurückblicken konnte, huldigte man ihm und wurde nicht müde, ihm zu beweisen, wie viel Verehrung und Liebe ihm in den Herzen Tausender entgegen schlugen. Aufrichtige Wünsche geleiteten ihn in ein neues Jahrzehnt seiner Lebensthätigkeit; aufrichtige Wünsche werden ihm abermals ausgesprochen, da er nun das Jubiläum seiner sechzigjährigen Künstlerschaft begeht. Und indem wir uns als Gratulanten zu ihm begeben, lassen wir sein Bild vor uns aufsteigen und möchten es nach unserer Anschauung festhalten; in welcher Frische und Rüstigkeit Joachim vor uns stehen mag — er ist uns bereits eine historische Persönlichkeit. Ihn in seiner äußeren Erscheinung wieder zu geben, ist denn auch nicht verabsäumt worden. In jungen Jahren schon hat Herman Grimm auf einer Bleistiftzeichnung seinen Charakter widerzuspiegeln unternommen; weit verbreitet ist das in saubersster Radirung ausgeführte Porträt, das Eilers von Joachim entworfen hat; Bildern, die ihn allein oder mit seinen Quartettgenossen zeigen, begegnet man fort und fort. Zu solchen Bildnissen wünschte man sich längst auch ein literarisches Porträt gesellt, und es war eine geheime Hoffnung Vieler, Joachim selbst einmal über sich, seine Zeit und seine Kunst in eigenen Lebenserinnerungen vernehmen zu sollen; wenn sie sich leider nicht verwirklicht hat, so ist doch nun in Andreas Moser's Buch ein Ersatz geboten worden. Denn dieses „Lebensbild", das, um ganz als ein solches zu wirken, freilich wohl noch einer feiner gestaltenden Hand bedürfte, gründet sich in allen seinen Einzelheiten auf unmittelbare Aeußerungen aus Joachim's Munde. Nimmt man fort, was in dieser bedingungslosem Glauben entsprungenen Monographie an nicht streng zur Sache gehörigen musik- und culturgeschichtlichen Excursen, an entbehrlichen subjectiven Urtheilen, an beiläufigen, nicht immer unbedingt nothwendigen persönlichen Huldigungen enthalten ist, so behält man einen Kern positiver, von Joachim selbst herrührender Mittheilungen übrig, den man füglich als Quintessenz einer Autobiographie des Künstlers bezeichnen darf. Moser hat seit vielen Jahren das Glück genossen, durch persönliche und künstlerische Beziehungen mit Joachim, in dem er als dankbarer Schüler seinen vorbildlichen Meister verehrt, nahe verbunden zu sein; was er in gelegentlichem Gespräch, was er durch Briefe,

was er in späterer Zeit durch collegialen Verkehr von ihm erfahren, hat er getreulich bewahrt, ebenso was ihm von vertrauten Freunden des Künstlers über dessen Wesen mitgetheilt worden ist. Gerade in dieser Jubiläumszeit wird man sich daher gern von ihm durch des Künstlers Leben geleiten lassen und mit besonderer Freude die dem Buch beigegebenen Porträts und Autographen begrüßen, die einen prächtigen Schmuck der Darstellung bilden.

Die Linien von Joachim's Leben ziehen sich einfach dahin. Seit dreißig Jahren hat er Berlin als dauernden Wohnsitz beibehalten, vordem in Hannover von 1853—1869 gewirkt; vier Jünglingsjahre hat er in Weimar verbracht, nachdem er sich in Leipzig und in frühester Jugend zu Wien und Pest vorgebildet hatte. Und überall, wo er, sei es als Schüler oder als Lehrer, sei es als Geleiteter oder als Führer, seine Kunst geübt hat, ist er gleichmäßig von Erfolg und Anerkennung umgeben gewesen. Keinen äußeren Hindernissen ist er bei seinem Emporsteigen begegnet; als Kind, als Jüngling und als Mann gefeiert, hat er ruhig und stetig seine Individualität entwickeln können, niemals sie zu verleugnen gebraucht; von Denen, die durch Vorzüge ihres Standes über Andere erhoben waren, sind seine Bemühungen und künstlerischen Absichten thatkräftig gefördert; von Denen, die durch ihre Kunst die Menge überragten und beherrschten, ist er, als er noch ein Lernender und Aufstrebender war, wie ein gleich Großer angestaunt worden; von dem Volk selbst wurde er in all' den Jahren, in denen er sich als Solist, als Quartettoberhaupt, als Dirigent, als Lehrer, als Componist bethätigt hat, mit Beifall überschüttet und gepriesen, ohne sich je dazu verstehen zu müssen, einer ihm nicht congenialen Geschmacksrichtung Concessionen zu machen. Es ist ein sicheres Zeichen für die Lauterkeit von Joachim's Charakter und für die Stärke seiner in sich gefesteten Natur, daß er sich durch äußeres Glück nicht hat verwöhnen lassen, sondern sich selbst treu geblieben ist und tapfer zu dem gehalten hat, was er als recht erkannte. Ein hoher Ernst der Lebensauffassung hat ihn nie verlassen, und er hat, wo er konnte, nicht gezögert, ihn zu bekennen und zu behaupten. Alle Anerkennung vermochte ihn nicht zu verblenden; er rang immer von Neuem mit sich selbst um seine Kunst. Als er im achtzehnten Lebensjahre stand und bereits reiche künstlerische Ehren geerntet hatte, schrieb er, der in Compositionen auch schöpferische Kraft entfalten wollte und nicht sofort siegte, ganz allgemein: „Es ist fast, als ob ich dazu verdammt wäre, in der Musik nichts zu leisten . . . Und ich meine es doch so gut mit der Kunst; sie ist mein Heiligthum, ich könnte mein Leben mit Freude für sie hinopfern; aber trotzdem leiste ich nichts in ihr — fast gar nichts; — als ob ein tragisches Fatum, gegen das ich nicht ankämpfen kann, darüber schwebte. Wird es über mein ganzes Leben verhängend hangen? — Doch nein — ich will, ich kann es mir nicht denken. Wenigstens ankämpfen will ich gegen dieses Fatum, und mit aller Macht. Audaces fortuna juvat' soll mein Wahlspruch werden, und vielleicht oder vielmehr gewiß werde ich es doch noch besiegen. Ich möchte so gerne was Großes in der Kunst leisten!" Das sind ehrliche Worte, und bei Worten ist es nicht geblieben. Von welcher Selbstüberwindung zeugt sein Brief an Franz Liszt, in dem er dem Freunde und Beschützer eine Absage ertheilt, weil er mit seinen Reformen im Tonsatz nicht einverstanden ist! Wie stark zeigt er sich, als er in Hannover lieber seinen Abschied nimmt, als daß er seiner Würde etwas vergibt! Wie muthig und zielbewußt tritt er für seine Pläne und Absichten in allen Fragen ein bei der Gründung der königlichen Hochschule für Musik in Berlin, die sein Werk ist!

Daß Joachim also stets getrost seines Weges gegangen ist, nicht nach oben und nicht nach unten blickte, daß er Treue mit Bescheidenheit verband, das hat ihm die Herzen der Besten und Edelsten gewonnen; und es gewährt einen eigenen Reiz, gerade in Bezug hierauf die Einzelheiten in Moser's Buch zu verfolgen: etwa zu lesen, wie sich Joachim in den Leipziger Mendelssohn'schen Kreis einlebte, oder wie die erste Annäherung an Robert Schumann, wie das erste Zusammentreffen

mit Johannes Brahms erfolgte. Unversehens wird man von der Geschichte eines Einzelnen mitten hinein versetzt in die Geschichte des gesammten musikalischen Lebens neuester Zeit. Denn stets läßt sich ein Wechselspiel freundschaftlicher Beziehungen und verwandter künstlerischer Bestrebungen in Joachim's Leben beobachten. Von Mendelssohn leitet uns die Betrachtung zurück zu Bach und Beethoven und vorwärts zu Schumann und Brahms; von Josef Böhm, dem Wiener Lehrer Joachim's, schlingen sich die Fäden zu Mozart und Haydn; und immer wieder werden wir, wenn wir Joachim in der Umgebung seiner nächsten Kunstfreunde sehen, zur Kammermusik geführt, deren Bedeutung für neuere Musikgeschichte gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Für sie alle Zeit seine ganze Kraft eingesetzt zu haben, ist ein unvergängliches Verdienst Joachim's. Wie in unserer Vorstellung die drei classischen Violinconcerte von Beethoven, Mendelssohn und Brahms mit Joachim als ihrem unerreichten Interpreten unlöslich verbunden sind, so denken wir auch an ihn, sobald wir an Kammermusik in ihren reinsten Aeußerungen überhaupt denken. Wie hat er Mozart's und Haydn's Kammermusikstil lebendig zu erhalten verstanden! Was hat er für die letzten Quartette Beethoven's geleistet! Wie hat er für die Kammermusikwerke eines Johannes Brahms gewirkt! Sein „Joachim-Quartett", in welcher Zusammensetzung immer es bestanden haben mag, hat das musikalische Empfinden von Generationen beeinflußt und geläutert, und er als dessen Primarius ist mit ihm im besten Sinne des Wortes ein „Erzieher" gewesen.

Joachim hat diesen Einfluß zu verstärken gesucht, indem er auch mit dem Orchester reproductiv-productiv vorging und den Dirigentenstab führte. Indessen hat die Stärke seiner Kunst nach dieser Richtung nicht eigentlich gelegen, wiewohl die „Hochschul-Concerte", d. h. Concerte des Hochschüler-Orchesters unter Joachim's Leitung in den siebziger Jahren für das öffentliche Musikleben Berlins von hervorragender Bedeutung waren und noch jetzt zu den erlesenen Genüssen der akademischen und der Hochschule nahe stehenden Kreise gehören. Und er, der durch die Jugend weiter leben wird, hat auch durch eigene Schöpfungen für die Nachwelt sein Andenken zu erhalten gestrebt. Durch eigene Töne zur Welt zu sprechen, war sein Wunsch von früh an. Aber er hat auch hier vornehmer Zurückhaltung sich befleißigt; selbst seine bekanntesten und werthvollsten Werke: das G-dur- und das „ungarische" Violinconcert erscheinen nicht übermäßig oft auf seinen Programmen. Es spielen sich hier Kämpfe innerster Natur ab, die uns die Eigenart seines Vortrages mit begreifen helfen. Man möchte, wenn man dieses Spieles Zauber in Worten zu schildern unternimmt, auf zwei Gemälde hinweisen, bei deren Betrachtung in unserer Seele seine Töne nachklingen: auf Böcklin's geigenden Eremiten und auf Hans Thoma's Geiger. Dort hebt sich ein Engel auf die Zehenspitzen, um dem Spiel eines in seliger Naivität vor dem Bilde seiner Gottheit musicirenden Alten zu lauschen; hier träumt ein Einsamer im Abendfrieden mit seinem Saitenspiel hinaus zur Melancholie und zur Selbstvergessenheit. Allerpersönlichste Elemente Joachim'scher Kunst scheinen sich in diesen beiden Gestalten zu wiederholen: die Heiterkeit, die sich fast ins Transscendentale steigert, und der Ernst, durch den der Zuhörer über sich selbst hinaus geführt wird. Wehmuth und Sehnsucht finden sich zu einander, abgeklärte Milde und jugendliche Leidenschaftlichkeit einen sich; und es ist charakteristisch für Joachim, daß sich da, wo er jene wundersame Stimmung, die sich aus einem Verzicht auf Jugendpläne und deren ganz geheimes Fortspinnen wohl ableiten läßt, zum Ausdruck bringt, seine Meisterschaft in höchster Vollendung zeigt. Wir bewundern, wie er Mozart'sche oder Haydn'sche Läufchen unnachahmlich gliedert und charakterisirt; wie er Schubert'sche Variationenfiorituren beim Quartette in aller Zartheit über den führenden Stimmen gleichsam schweben läßt; wie er eine Bach'sche Chaconne, eine Beethoven'sche oder Brahms'sche Sonate aufbaut; wie er bei Tartini die Kunststückchen der Virtuosität adelt; wie er die schelmische Grazie eines Haydn'schen Prestos, die

behagliche Gravität eines Mozart-Menuetts, die keusche Anmuth eines langsamen Mozart-Satzes oder die Liebenswürdigkeit Mendelssohn'scher Form wiedergibt. Aber als ein ganz Einziger will er uns doch dann erst erscheinen, wenn er durch die Phasen eines der letzten Beethoven-Quartette oder der Brahms'schen Kammermusikwerke das Leben selbst aufzurollen beginnt. Dann schöpft er die Tiefen des Denkens und Empfindens aus und weiß letzte Geheimnisse menschlicher Natur zu ergründen und zu enthüllen. Was von seiner Geige dann zu uns fluthet, bleibt in uns haften; nicht Töne nur, Substanzen scheinen von ihm gebildet zu werden; Geistiges und Körperliches will sich vereinen, um den Augenblick mit der Ewigkeit zu verschmelzen. So rein und tief *sollen* Menschen wieder und wieder empfinden, wünschen wir; und wir fügen unwillkürlich hinzu: so rein und tief *müssen* Menschen wieder und wieder empfinden. So spricht der Künstler zu Hörern, die nicht mehr an die Kränze denken, die sie dem Mitlebenden spenden, sondern an kommende Zeiten, für die sie dessen Wesenheit fortwirkend erhalten möchten. Nur durch die absolute Beherrschung der Violintechnik und dadurch, daß diese in den Dienst schöpferischen Nachempfindens gestellt ist, und alle persönliche Eitelkeit zurücktritt vor dem Bestreben, Aeußerungen der Kunst unmittelbar lebendig werden zu lassen — nur dadurch vermag Joachim den höchsten Triumph des nachschaffenden Künstlers zu erzielen. Zur Universalität ist er gelangt, weil er allen Stilarten gerecht zu werden verstand und nie dem Aeußerlichen vor der Innerlichkeit den Vorrang einräumte. Die strenge Form der Classiker meistert er, und dem Gefühlsleben der Romantiker, auf deren Schöpfungen er selbst einflußreich gewirkt hat, steht er nahe; und man ist versucht, auf den Zusammenhang verschiedenartigen *nationalen* Empfindens diese Geschlossenheit künstlerischer Anschauung mit zurückzuführen und sich daran zu erinnern, wie Ungarn Joachim's Geburtsland ist, aber er in Deutschland die Heimath gefunden hat. Alles strömt zusammen, um die Verse Grillparzer's auf „Die Violine" wie eine Huldigung an Joachim deuten zu dürfen:

Vier arme Saiten — es klingt wie Scherz —
Für alle Wunder des Schalles?
Hat doch der Mensch nur ein einzig Herz,
Und reicht doch hin für Alles.

Walter Paetow.

Die Pariser Dreyfus-Literatur.

[Nachdruck untersagt.]

Das uralte „annos Petri non videbit“ ist im Rom des 19. Jahrhunderts durchbrochen worden; in dem Paris desselben Säculums ist es dabei geblieben, daß kein Staatsoberhaupt und insbesondere kein Präsident der Republik das Ende seiner Amtszeit erlebt, beziehungsweise in qualitate qua erlebt. Herr Thiers und drei seiner Nachfolger haben die ihnen übertragene Würde niedergelegt, Sadi Carnot und Felix Faure vor der Zeit die Unruhe die Staatslebens gegen die Ruhe des Grabes vertauscht. Stürmische Tage haben alle diese Männer gesehen, stürmischere Anfänge als diejenigen, welche der siebente Präsident der Republik zu überstehen gehabt, sind von keinem von ihnen erlebt worden. Der bloße Verdacht, daß Herr Loubet mit dem justitia fundamentum regnorum vollen Ernst machen könne, ist ausreichend gewesen, eine Agitation hervorzurufen, welche das Gerede von der Unzulänglichkeit des Neuerwählten Lügen straft und die Seelenangst und das böse Gewissen der Agitatoren unwidersprechlich bescheinigt. So genau weiß man, daß die Rücksichten der Opportunität, des Parteigeistes und des persönlichen Interesses den Lauf der französischen Dinge bestimmen, daß der Wechsel in der Präsidentschaft ohne Weiteres mit veränderter Behandlung der Dreyfus-Angelegenheit identificirt und der Meinung Raum gegeben wurde, der Senat werde Herrn Loubet zu Liebe die vorgeschlagene Modification der Zuständigkeiten des Cassationshofes und seiner Abtheilungen verwerfen.

Deutlicher, als durch diese Vorgänge geschehen, haben Unsicherheit und Fragwürdigkeit der Zustände des heutigen Frankreichs überhaupt nicht bezeugt werden können. Die Entscheidung des Dreyfus-Processes spitzt sich seit dem 10. Februar dieses Jahres zu einer Entscheidung über die Zukunft der Republik zu. Wenn es für Frankreich überhaupt noch eine Continuität der Entwicklung gibt, so wird für dieselbe der Tag Epoche gemacht haben, an welchem ein Gelegenheitsgesetz die Grundlage der bestehenden Rechtsordnung durchbrach und die wichtigste Errungenschaft der gepriesenen großen Revolution in Frage stellte. Nach einem Präcedenz dafür sieht man sich in der französischen Geschichte der letzten hundert Jahre vergeblich um. An dem festen Gefüge des durch Napoleon I. geschaffenen Verwaltungsorganismus war von keiner der über das moderne Frankreich gegangenen Revolutionen gerüttelt, die Trennung der Gewalten vielmehr unentwegt aufrecht erhalten und als Säule des gesammten öffentlichen Zustandes respectirt worden. Damit scheint es zu Ende zu sein, seit die Organisation des höchsten französischen Gerichtshofes abgeändert und bei Einbringung des bezüglichen Gelegenheitsgesetzes von dem Justizminister in aller Form erklärt worden ist, daß es bei dem herbeizuführenden Urtheile etwas Anderes als die Gerechtigkeit, nämlich die „Beruhigung der öffentlichen Meinung“ gelte. Ob die Tragweite dieser Entschließung gleich nicht übertrieben werden kann, hat es den Anschein, als ob sie von der Mehrheit moderner Franzosen verkannt worden sei. Im Sinne dieser Mehrheit hat die Volksvertretung

zu handeln geglaubt, als sie gegen den Rath der republicanischen Führer dem verhängnißvollen Antrage ihre Zustimmung zu Theil werden ließ. Die Mehrheit aber hat geschwiegen oder Ja gesagt; daß die Zweckmäßigkeit der Sache dabei ungleich lebhafter discutirt worden ist als ihr Wesen, schließt in dieser Beziehung alle Zweifel aus. „Was bei den Alten am schwersten hielt, hält in modernen Demokratien am leichtesten, — nämlich die Abänderung bestehender Gesetze." (Tocqueville.) Buchstäblich ist erfolgt, was derselbe Denker vor beinahe zwei Menschenaltern in seinem prophetischen Buche vorausgesagt hat, als er von dem „abaissement des âmes" sprach, das unvermeidlich eintrete, sobald die Masse zum allmächtigen Souverän geworden, den die activen Politiker anbeten, und „dem sie zwar nicht ihre Frauen und Töchter, wohl aber sich selbst und ihre Ueberzeugungen Preis geben". „Wird ein monarchisch gewöhntes und centralisirtes Land," so fährt Tocqueville fort, „in eine demokratische Republik verwandelt, so steigt der Despotismus höher, als er je gewesen, und findet nur noch in Asien seines Gleichen." (De la Démocratie en Amérique, Bd. II, S. 164.) „Nicht sowohl die Fähigkeit, die richtigen Leute zu wählen, als Willen und Geschmack dafür kommt der (reinen) Demokratie abhanden," heißt es an einer anderen Stelle dieses unsterblichen Buches, in dessen letztem Theile das ewig denkwürdige Wort zu finden ist: „daß man es erst in unseren Tagen dazu gebracht habe, Tyranneien und Ungerechtigkeiten heilig zu sprechen, sobald dieselben im Namen des Volkes geübt würden" (On a découvert de nos jours qu'il y avait dans le monde des tyrannies légitimes et de saintes injustices, pourvu qu'on les exerçât au nom du peuple [a. a. O. Bd. III, S. 415]).

Diese Voraussagungen sind vor mehr als zweiundsechzig Jahren, d. h. in Tagen niedergeschrieben worden, zu denen „von der Verwandlung monarchisch gewöhnter und centralisirter Staaten in demokratische Republiken" nirgend in Europa die Rede war. Jetzt ist diese Prophezeiung eingetroffen, Diejenigen aber, die das erlebt und erfahren haben und täglich mit Augen sehen, vermögen nicht mehr wahrzunehmen, was Tocqueville im Geiste geschaut hatte. Vor uns liegt ein ganzer Stoß der Geschichte des Dreyfus-Processes gewidmeter Schriften, zumeist solcher, die in dem Verlage von P. V. Stock in Paris (Ancienne Librairie Tresse et Stock) erschienen und zur Vertheidigung des Gefangenen auf der Teufelsinsel bestimmt sind. Die Sache wird unter den verschiedensten Gesichtspunkten erörtert und beleuchtet, der Lebenslauf und die Vorgeschichte des vielgenannten Artilleriehauptmanns in nahezu einem Dutzend von Büchern mit und ohne Commentar erzählt: „Dreyfus intime", „Clé de l'Affaire Dreyfus", „L'affaire Dreyfus". „Le dossier Dreyfus", „Dreyfus", „Lettres d'un innocent", „Comment on condamne un innocent" und wie all' die mehr oder weniger wirksam gewählten Titel lauten. Eine zweite Reihe von Schriften behandelt ausschließlich die auf den berühmten Proceß bezüglichen und die in Veranlassung desselben veröffentlichten Actenstücke. Daran schließen sich ebenso zahlreiche Publicationen über die in den Proceß verwickelten Personen: „Le procès Zola", „L'innocent et le traître", „Le lieutenant colonel Picquart", „Le capitaine Lebrun Renault", „Le dossier du lieutenant Fabry" u. s. w. Dem Major Esterhazy allein gelten nicht weniger als vier dieser Gelegenheitsschriften. Den Beschluß bilden Monographien über Justizirrthümer früherer Zeiten, die auf den vorliegenden Fall angewendet werden: „Lally Tolendal et son procès", „Voltaire et Calas", „Le curé de Fréjus", „L'affaire Fabus et l'affaire el Chouri" — endlich Streitschriften, die gegen die Personen Drummond's, Mirman's und anderer Wortführer der antirevisionistischen Partei gerichtet sind. Der Mehrzahl dieser Erzeugnisse sieht man auf den ersten Blick an, daß sie mehr oder minder geschickte, beziehungsweise ungeschickte Speculationen auf die Neugier des großen Publicums darstellen, und daß ihr Zweck erschöpft ist, wenn sie bezahlt und unter die Leute gebracht worden sind. Bildet der Dreyfus-Handel doch nach dem Geständniß des in dergleichen Fällen durchaus sachverständigen „Figaro" einen

den Parisern unentbehrlich gewordenen Unterhaltungsgegenstand. „Was sollten gewisse Leute sprechen und schreiben, wenn dieser unerschöpfliche Stoff nicht mehr da wäre!“ — Das gilt indessen nur von einem Theil der Pariser Dreyfus-Literatur. Es fehlt keineswegs an ernsthaften oder doch ernsthaft gemeinten Schriften über den unerhörtesten aller Processe, — Schriften, die von einer gewissen sittlichen Entrüstung dictirt und dazu bestimmt sind, aufklärend zu wirken, Vorurtheile und Irrthümer zu berichtigen und auf eine gerechte und unbefangene Handhabung der Rechtspflege hinzuleiten. An dem Wesen der Sache gehen diese Publicationen gleichwohl ausnahmslos vorüber, weil sie Erzeugnisse eines Parteigeistes sind, der unter Verkennung des eigentlichen Uebels ausschließlich die Symptome desselben beurtheilt. Die Mehrzahl dieser Publicationen sieht die Sache so an, als ob alles Nöthige gethan und der normale Zustand wiederhergestellt sein würde, sobald die Parteien der Verhetzung und Vergewaltigung lahm gelegt, die Freunde der Revision des Dreyfus-Processes an das Staatsruder gebracht und die Gerichte in den Stand gesetzt worden, ihres Amtes zu walten. An beweglichen Klagen über die eingerissene Verwirrung fehlt es dabei ebenso wenig wie an heftigen Worten gegen die wirklichen oder vermeintlichen Urheber derselben. Man glaubt diese Schuldigen im Generalstabe, in den Regierungskreisen und in den Schreibstuben gewisser Zeitungen zu finden, übersieht dabei aber, daß die wahren und großen Schuldigen ganz wo anders zu suchen sind: in denjenigen Gesellschaftsschichten nämlich, welche das herrschende System möglich gemacht haben, in deren Namen seit zwanzig Jahren regiert worden ist, und die, weil sie sich mit compromittirt fühlen, die Verschuldung ihrer Mandatare nicht wahr haben wollen. Man verkennt die furchtbare Gefahr, die darin liegt, daß die Mehrheit der besitzenden und conservativen Classen in die schwere Verschuldung verwickelt ist, deren Bloßlegung zur Discussion steht, und daß man den Radicalismus in die Lage gebracht hat, den Anwalt der Gerechtigkeit und des Rechts abzugeben. Der Gedanke, daß ein System, dessen Träger im Verdacht bewußter Fälschung der Wahrheit stehen, unmöglich geworden ist, liegt den Pariser Tagespolitikern dabei ebenso fern wie die Frage, was werden soll, wenn die Jahrzehnte lang im Regimente gewesene Schicht abdanken muß. Ueber der Frage, wem die genügende Mehrheit zur Seite stehen werde, wird die Frage vergessen, wer überhaupt noch Anspruch auf das Vertrauen dieser Mehrheit besitzt. Immerdar kann es aber doch nicht dabei bleiben, daß das rathloseste aller Parlamente keine andere Sorge als diejenige um die Tagesmeinung der Wähler kennt, indessen diese Wähler von ihren Erwählten die Directive erwarten! — Was es mit dieser Lage auf sich hat, weiß aber nur noch die Auslese der Nation, die Minderheit, die für die wichtigen Entscheidungen kaum noch in Betracht kommt. Bei der Masse ist das „abaissement moral“ so weit vorgeschritten, daß mit dem politischen Gewissen zugleich die politische Einsicht zurückgeht. Mit Opportunitätserwägungen von Fall zu Fall ist es eben nicht gethan — Völker, die sich selbst regieren sollen, bedürfen des sittlichen Pathos, der Fähigkeit, über gewisse Dinge, wenn nicht den Verstand, so doch die Geduld zu verlieren. Diese Fähigkeit scheint bei den heutigen Franzosen aufgebraucht worden zu sein. Große und starke Leidenschaften vermag bei diesem Volke nur noch der nationale Gedanke anzufachen. Da dieser Gedanke aber falsch gefaßt und wesentlich auf Eitelkeiten und Interessen bezogen wird, so ist mit ihm und mit dem gerühmten nationalen Enthusiasmus der Franzosen nichts anzufangen, mindestens in Friedenszeiten nicht. „Der Enthusiasmus,“ sagt Tocqueville, „kann die Menschen wohl dazu bringen, sich in Gefahr und Opfer zu stürzen: damit solche Opfer dauernd gebracht werden, bedarf es aber der Einsicht oder Ueberlegung.“ Diese Einsicht mußte zurückgehen, seit Frankreich den Nationalitätsbegriff überspannt und sich dadurch in eine intellectuelle Isolirung gebracht hat, wie sie in diesem Lande noch niemals dagewesen ist. Man setzt seinen Stolz darein, nach der Meinung des Auslandes nichts mehr zu fragen und für französische Auffassungen, die zu denjenigen des übrigen Europa in Gegensatz stehen, besondere Verdienstlichkeit in

Anspruch zu nehmen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß die Pariser Dreyfus-Literatur jede Bezugnahme auf das Urtheil der außerfranzösischen Welt nach Möglichkeit vermeidet, und in dem Vaterlande der „Sainte alliance des peuples" so thut, als gebe es für alle Culturvölker geltende Ideen und Principien überhaupt nicht mehr. Der Anspruch, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, wird nicht mehr erhoben, weil man sich der Gedanken an die Solidarität menschlicher und sittlicher Bildungsinteressen mehr und mehr zu entschlagen begonnen hat.

Ob der Wechsel an der obersten Stelle einen Einschnitt bilden und in den französischen Dingen bis zu einem gewissen Grade Wandel schaffen werde, ist in dem Vaterlande des „nous marchons vers l'inconnu" nicht abzusehen. Von den Präsidenten, die seit den letzten drei Lustren in Frankreich gewaltet haben, hat keiner die Neigung gezeigt, in den Gang der Entwicklung einzugreifen und (wie unsere Nachbarn sagen) zu „markiren". Spontan wird Herr Loubet das schwerlich thun; wer aber vermöchte abzusehen, ob die Gewalt der Umstände den ehrlichen und bescheidenen Mann nicht am Ende dazu nöthigen wird, mehr als ein solcher zu sein und die Rolle auf sich zu nehmen, vor welcher der fähigste seiner letzten Vorgänger, Herr Casimir-Périer, zurückschreckte? Die Ueberraschungen, mit denen in Frankreich immer gerechnet werden muß, sind bisher durchweg unerfreuliche gewesen — warum sollte nicht einmal auch das Gegentheil der Fall sein? Daß wir es — und nicht nur im Interesse Frankreichs! — von ganzem Herzen wünschen, braucht nicht erst versichert zu werden.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Minister von Bülow, hat bei der Generaldebatte über das Budget im Reichstage über die gesammte auswärtige Lage mit bemerkenswerther Präcision und Klarheit Auskunft ertheilt und dann in der Budgetcommission über eine ganze Reihe von Specialfragen Rede und Antwort gestanden. Zu diesen gehörte insbesondere die samoanische Angelegenheit, die zunächst im Hinblick auf die verschiedenen in Betracht kommenden Interessen aus Anlaß der letzten Wirren sehr verwickelt erscheinen mußte. In der That läßt sich schwer absehen, wie das Condominium der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und Deutschlands auf die Dauer segensreich wirken soll. Besonders muß in Betracht gezogen werden, daß durch die Samoa-Acte mit ihrer Abgrenzung der öffentlichen Gewalten keineswegs Ruhe und Ordnung hergestellt worden sind. Vielmehr ergaben sich zwischen den Consuln immer wieder Meinungsverschiedenheiten über die Befugnisse des Oberrichters, des Municipalrichters, sowie über andere „Institutionen", so daß weder die Interessen der am Condominium betheiligten Mächte noch diejenigen der Bevölkerung gefördert wurden. In einer „reinlichen Scheidung" erblickte daher Staatssecretär von Bülow die beste Lösung der bestehenden Schwierigkeiten, und man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß eine Theilung der Samoa-Inseln allen berechtigten Wünschen am besten entsprechen würde. Daß die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens auf ihre wohlerworbenen Rechte zu Gunsten Deutschlands verzichten könnten, wie hier und da in deutschen Colonialkreisen verlangt wird, erscheint völlig ausgeschlossen.

Eine besonnenere Auffassung machte sich in diesen Kreisen aus Anlaß der Ankunft des Herrn Cecil Rhodes in Berlin geltend. Obgleich das zwischen Deutschland und Großbritannien geschlossene Abkommen in seinen Einzelheiten noch nicht bekannt ist, steht doch so viel fest, daß es sich auf Südafrika bezieht und geeignet ist, dort allen Conflicten zwischen den beiden Ländern vorzubeugen. Deshalb darf auch als gewiß gelten, daß wegen der Südafrikanischen Republik Deutschland und England nicht mehr in ernsthafte Meinungsverschiedenheiten gerathen werden, aus denen sich Verwicklungen ergeben könnten. Die Reise des Herrn Cecil Rhodes steht jedoch nicht mit diesen Verhältnissen im Zusammenhange. Vielmehr ist sie hauptsächlich durch das großartige Project, die Cap-Colonie mit Aegypten durch eine Eisenbahn zu verbinden, veranlaßt worden. Diese afrikanische Nord-Südbahn wäre jedenfalls ein Culturwerk ersten Ranges, dessen strategische Wichtigkeit weit hinter der Bedeutung für die wirthschaftliche Erschließung des nur noch relativ dunklen Erdtheils zurückstehen müßte. Da Herr Cecil Rhodes die geplante Eisenbahn Deutsch-Ostafrika und nicht den unabhängigen Congostaat durchqueren lassen möchte, bedarf es einer Vereinbarung mit den maßgebenden deutschen Factoren, die sicherlich nicht ermangelt haben, alle auf die Staatshoheit, sowie auf die eigenen wirth-

schaftlichen Interessen bezüglichen Rechte in vollem Maße zu wahren. Unter dieser Voraussetzung kann es der Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Afrika nur förderlich sein, wenn die projectirte Eisenbahn in der bezeichneten Weise gebaut wird. Herr Cecil Rhodes ist auch vom deutschen Kaiser empfangen worden, so daß er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Geheimrathes der Königin von England in der Lage war, seine Vorschläge zu begründen, die auch in Frankreich keineswegs Mißtrauen hervorzurufen brauchen.

Die französische Republik ist es wiederum, die den bedeutendsten Antheil an den Vorgängen auf der politischen Schaubühne beanspruchen darf. Felix Faure, der am 17. Januar 1895 von der Nationalversammlung in Versailles gewählte Präsident der französischen Republik, ist am 16. Februar d. J. am Gehirnschlage gestorben. Auch Felix Faure, der sich durch eigene Tüchtigkeit von bescheidenen Anfängen zu der höchsten Stellung empor gearbeitet hatte, sollte an sich selbst erfahren, daß nicht alle Blüthenträume reifen. Wohl mochte ihm das Herz von patriotischem Stolze schwellen, als er dem Kaiser von Rußland seinen Besuch machte, und das französisch-russische Bündniß zum Abschluß gelangte. Sicherlich wiegten sich damals ebenso wie bei dem späteren Gegenbesuche, den das russische Kaiserpaar auf französischem Boden abstattete, Viele dort in der Hoffnung, daß der Zar als Morgengabe in diese Vernunftehe zwischen dem autokratischen Rußland und der demokratischen Republik Elsaß-Lothringen mitbringen könnte. Sehr bald mußte man sich jedoch überzeugen, daß die russisch-französische Allianz einen lediglich defensiven Charakter habe und in demselben Augenblicke versagen würde, in dem die Revanchepolitiker daraus Nutzen ziehen wollten. Als eine Ironie der Geschichte mußte es daher in jüngster Zeit erscheinen, daß in der Faschoda-Angelegenheit, die für die französische Republik eine diplomatische Niederlage bedeutete, die Staatsmänner jenseits der Vogesen belehrt wurden, wie wenig sie für ihre active Politik von den Ufern der Newa her erwarten dürften. Nun erinnerten sich auch französische Staatsmänner daran, daß gerade Deutschland, gegen das doch das Bündniß mit Rußland hauptsächlich abgeschlossen sein sollte, zur Zeit als Jules Ferry mit der Leitung der französischen Regierung betraut war, dessen Colonialpolitik in vollem Maße zu unterstützen bereit war. So konnte es nicht überraschen, daß nach dem wenig glimpflichen Abschlusse der Faschoda-Angelegenheit ernsthafte Staatsmänner in Frankreich eine Annäherung an Deutschland auf colonialpolitischem Gebiete ins Auge faßten. Der leider zu früh durch den Tod seinem Vaterlande entrissene Jules Ferry hatte sich eben als ein vorzüglicher Kenner der wirklichen Lebensbedürfnisse Frankreichs erwiesen, als er davor warnte, die Blicke stets nur „hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen zu richten".

Der nunmehr hingeschiedene Präsident der Republik konnte sich andererseits in den letzten Monaten vor seinem Tode nicht verhehlen, daß das französisch-russische Bündniß sich keineswegs als Allheilmittel erwiesen habe. In der inneren Politik trug Felix Faure unzweifelhaft einen nicht geringen Theil der Verantwortlichkeit für die Verzögerung der durch Recht und Gesetzlichkeit gebotenen Lösung der Schwierigkeiten in der Dreyfus-Angelegenheit. Wie hätte er auch die Verletzung des Grundgedankens der constitutionellen Gesetze durch einen schweren Eingriff in die richterliche Gewalt dulden dürfen! War die Criminalkammer des Cassationshofes berufen, in der Revisionsangelegenheit endgültig zu entscheiden, so mußte es als ein Gelegenheitsgesetz angesehen werden, als das Ministerium Dupuy-Lebret den Kammern eine Vorlage unterbreitete, durch die das Revisionsverfahren abgeändert und an Stelle der Criminalkammer sämmtliche Kammern des höchsten französischen Gerichtshofes mit der Entscheidung betraut wurden. Durchaus trügerisch wäre das zu Gunsten einer solchen Abänderung in dem Sinne angeführte Argument, daß die Gesammtheit der Mitglieder des Cassationshofes ausreichendere Bürgschaft für eine unanfechtbare Rechtsprechung bieten müßte. Es braucht nur an das Verhalten des früheren Präsidenten der Civilkammer, Quesnay de Beaurepaire, erinnert zu

werden, um zu zeigen, welch' üppige Blüthen die Legendenbildung auch in diesen richterlichen Kreisen getrieben hatte. Principiis obsta! Nach diesem Grundsatze hätte Felix Faure unter Hinweis auf die in jedem constitutionellen Staatswesen gebotene Trennung der Gewalten Verwahrung dagegen einlegen müssen, daß durch ein inzwischen von der Deputirtenkammer und dem Senate angenommenes Gesetz die Entscheidung im Dreyfus-Processe nicht bloß verzögert, sondern unter Umständen auch gefälscht würde.

Durch die am 18. Februar von der französischen Nationalversammlung in Versailles vollzogene Wahl des früheren Senatspräsidenten Loubet zum Nachfolger Felix Faure's ist allerdings eine neue Wendung eingetreten. Im Interesse der republikanischen Institutionen durfte diese Wahl von Anfang an als eine glückliche bezeichnet werden. Von guter Vorbedeutung war auch, daß Loubet seinen Mitbewerber Méline mit großer Stimmenmehrheit aus dem Felde schlug, so daß er sogleich im ersten Wahlgange die erforderliche absolute Majorität und mehr Stimmen erzielte als seiner Zeit Felix Faure im damals entscheidenden zweiten Wahlgange. Was der Wahl Loubet's zum Chef der Executivgewalt sogleich eine charakteristische Bedeutung verleihen mußte, war die Thatsache, daß er in der für Frankreichs innere Politik nach wie vor maßgebenden Dreyfus-Angelegenheit vollständige Objectivität bewahrt hatte, während Méline als Conseilpräsident durch den Götzendienst, den er mit der „rechtskräftig entschiedenen Sache" trieb, ganz besonders zur Verwirrung der öffentlichen Meinung beitrug. Da das Gesetz selbst die Voraussetzungen festgestellt, unter denen die Revision einer rechtskräftig entschiedenen Sache stattfinden soll, war es durchaus verfehlt, sich stets von Neuem auf diese zu berufen.

Emile Zola, einer der Märtyrer der Dreyfus-Angelegenheit, der gegenwärtig noch in freiwilliger Verbannung den Freimuth büßen muß, mit dem er das Verhalten der Generale des großen französischen Generalstabes und der früheren Regierungen geißelte, hat Recht behalten, als er vorhersagte, daß Keiner von Denen zur höchsten Staatsgewalt berufen werden würde, die sich in der Dreyfus-Angelegenheit compromittirt haben. Weder Méline noch Dupuy, weder Cavaignac noch einer der Generale, die im Zola-Processe, mit ihren Säbeln klirrend, die Geschworenen einzuschüchtern versuchten, ist zum Nachfolger Felix Faure's gewählt worden. Zugleich wurde aber die Lebenskraft der republikanischen Institutionen dadurch erhärtet, daß der Uebergang der höchsten Staatsgewalt auf den neu gewählten Präsidenten Loubet sich ohne jede ernsthafte Störung vollzogen hat.

Am 31. December 1838 zu Marsanne im Drôme-Département geboren, widmete sich Emile Loubet nach vollendeten Studien der juristischen Laufbahn. Bei den allgemeinen Wahlen im Jahre 1876 in seiner südfranzösischen Heimath zum Abgeordneten gewählt, schloß er sich in der Deputirtenkammer der republikanischen Linken an. Im Jahre 1885 trat er dann in den Senat über und erhielt im December 1887 in dem Ministerium Tirard das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Einige Jahre später betraute ihn Sadi Carnot mit der Neubildung des Cabinets, in dem er den Vorsitz und das Ressort des Inneren übernahm. Loubet gilt in allen unbefangenen Kreisen als ein durchaus lauterer Charakter. Nur dem früheren Präsidenten der Civilkammer des Cassationshofes, Quesnay de Beaurepaire, blieb es wiederum vorbehalten, gegen den neuen Präsidenten der Republik die Anschuldigung zu erheben, daß er als Conseilpräsident bei Gelegenheit des Panama-Scandals nicht correct gehandelt habe. In Wirklichkeit mußte aber selbst dieser moderne Thersites zugestehen, daß Loubet sich nicht durch Eigennutz zu seinem Verhalten habe bestimmen lassen.

Für das Ansehen, in dem der Präsident der Republik in parlamentarischen Kreisen steht, ist auch bezeichnend, daß ihm, obgleich er gemäßigteren republikanischen Anschauungen huldigt, doch auch sämmtliche Stimmen der radicalsten Parteigruppen der Deputirtenkammer zufielen, während die weit überwiegende Mehrheit des Senats

von Anfang an für ihren bewährten Präsidenten gewonnen war. Der Mitbewerber Felix Faure's bei der Präsidentenwahl, Henri Brisson, der auch diesmal zunächst als Candidat der radicalen Fractionen galt, bewies jedenfalls staatsmännischen Blick, als er sofort zu Gunsten Loubet's auf seine Candidatur verzichtete und dadurch dessen unverzüglichen Sieg entschied.

In der Botschaft, die der neue Chef der Executivgewalt an die parlamentarischen Körperschaften richtete, betonte er, daß diese auf seinen festen Charakter zählen dürften und in seiner unwandelbaren Treue für die Republik ein Unterpfand besäßen. Mit Genugthuung durfte er dann fortfahren: „Die ordentliche Uebertragung der Gewalten, die sich in wenigen Stunden nach dem jähen Tode des theuren und betrauerten Präsidenten Felix Faure vollzog, ist in den Augen der ganzen Welt ein neuer Beweis für die Treue Frankreichs gegenüber der Republik in dem Augenblicke, wo einige Irregeführte das Vertrauen des Landes auf seine Institutionen zu erschüttern suchen." Präsident Loubet streifte in seiner Botschaft leise die vorübergehenden Schwierigkeiten mit England, die Frankreich durch seine Kaltblütigkeit, seine Würde und mit der Unterstützung des Parlamentes überwand, so daß es in der Achtung der Welt gestiegen sei. Diese Wendung zeugt jedenfalls von diplomatischem Geschick, zumal da die französische Regierung in der That in der Faschoda-Angelegenheit ihre Friedensliebe deutlich bekundete. Diesen Geist der Versöhnlichkeit will nun Loubet auch in der inneren Politik bethätigt sehen, und es ist charakteristisch, daß er nicht den Respect vor der Armee, der in der französischen Republik nachgerade zu einem „cliché" geworden ist, in den Vordergrund rückte. Vielmehr läßt er sich in der Botschaft, wie folgt, vernehmen: „Besteht der mindeste Zweifel über die Nothwendigkeit, in gleicher Weise die wesentlichen Organe der Gesellschaft zu respectiren: die Kammern, die frei über die Gesetze berathen, die richterlichen Behörden, die sie anwenden, die Regierung, die ihre Ausführung sichert, und die nationale Armee, die die Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Vaterlandes gewährleistet, diese Armee, die vom Lande geliebt und mit Recht geliebt wird, weil in ihr die gesammte Nation dieselben Pflichten der Selbstverleugnung und der Disciplin erfüllt und weiß, daß sie in ihr die treue Hüterin ihrer Ehre und ihrer Gesetze finden wird?"

Die Neu-Boulangisten haben sehr wohl begriffen, daß in der Botschaft des Präsidenten der Republik ihre Anmaßung bestritten werden soll, wonach sie allein, weil sie ihren Fetischismus in Bezug auf das Heer zur Schau tragen, von Vaterlandsliebe beseelt seien. Vielmehr werden sie daran erinnert, daß es in einem Lande mit allgemeiner obligatorischer Wehrpflicht keine Unterschiede gibt; auch wird der Hinweis, daß die Armee die treue Hüterin der Ehre und der Gesetze der Nation sei, wohl verstanden werden. Nicht minder deutlich ist die Aufforderung des Präsidenten der Republik, nicht vergessen zu lassen, daß Frankreich stets dieselbe Liebe für den Fortschritt, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit bekannt habe. Zugleich versicherte er, daß er die ihm von der Verfassung übertragenen Rechte in seinen Händen nicht vermindern lassen würde.

Das Verhalten Paul Déroulède's unmittelbar nach der Beisetzung Felix Faure's bewies sogleich die Nothwendigkeit, den Widersachern der bestehenden Einrichtungen mit aller Entschiedenheit entgegen zu treten. Allerdings waren die Bemühungen des Vorsitzenden der Patriotenliga und seines „Mitverschworenen", den General Roget und dessen Soldaten zum Marsche nach dem Elysée-palaste zu bestimmen, vergeblich. Die Sprache der bonapartistischen und orléanistischen Organe läßt jedoch keinen Zweifel darüber obwalten, daß die „grande épée", die eine plebiscitäre Bewegung vorbereiten würde, in diesen Kreisen hochwillkommen wäre. Paul Déroulède wollte allem Anscheine nach nur den Weg bezeichnen, der einzuschlagen sei, um mit der gegenwärtigen Republik kurzen Proceß zu machen.

Von Neuem darf jedoch daran erinnert werden, daß die französische Republik trotz allen Irrungen die ihr seit ihrem Bestehen bereiteten Gefahren bisher regel-

mäßig glücklich überwunden hat. Wie oft sie auch dem Abgrunde nahe geführt zu sein schien, siegte doch im letzten Augenblicke immer wieder der gesunde Menschenverstand. Als in diesen Tagen allzu eifrige Blätter eine neue diplomatische Niederlage ankündigten, die aus Anlaß der Maskat-Angelegenheit von Seiten Englands der französischen Regierung bereitet werden würde, durfte diese pessimistische Auffassung von besonneneren Beurtheilern sogleich bestritten werden. Durch den Vertrag von 1862 hatten England und Frankreich die wechselseitige Verpflichtung übernommen, die Unabhängigkeit des Sultanats von Maskat oder Oman zu respectiren. Als ein Eingriff in diese Unabhängigkeit konnte es nun nicht angesehen werden, daß die französische Regierung sich von dem Sultan von Maskat das Zugeständniß gewähren ließ, eine Kohlenniederlage an der Meeresküste an einer der zum Sultanate gehörenden Buchten anzulegen, zumal da auch England seit geraumer Zeit in Maskat ein Kohlendepot besitzt. Verwickelter wurde die Lage dadurch, daß der englische Resident in Bender auf einem Kriegsschiffe vor Maskat erschien und den Sultan aufforderte, die von ihm der französischen Regierung ertheilte Concession rückgängig zu machen. Der Sultan von Oman erklärte sich zwar dazu bereit, indem er an die französische Regierung die Aufforderung richtete, ihm die Concessionsurkunde wieder zuzustellen; allein dies wurde verweigert, worauf dann die diplomatische Action einsetzte.

Obgleich es sich nur um einen localen Vorgang handelte, ist dessen Lösung im versöhnlichen Sinne doch für die friedlichere Gestaltung der Beziehungen zwischen Frankreich und England charakteristisch. Der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, war dann auch in der Lage, in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 6. März beruhigende Erklärungen abzugeben und festzustellen, daß die englische Regierung nach erhaltener Aufklärung über die Thatsachen und die wirklichen Absichten Frankreichs nicht mit der Anerkennung gezögert habe, die Rechte der beiden Länder im Sultanate Maskat seien ebenso identisch wie ihre Pflichten. Delcassé fügte hinzu, daß Frankreich doch in durchaus rechtmäßiger Weise genau unter denselben Bedingungen eine Kohlenniederlage errichten könne, wie dies von Seiten Englands geschehen sei. So ist denn eine für beide Theile befriedigende Lösung erzielt worden, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens erhoffen läßt, daß auch die Verhandlungen über weitere Streitfragen zwischen Frankreich und England im gleichen Sinne geführt werden und zum Abschlusse gelangen.

Die Erwartung, daß bei gutem Willen sich auch anderwärts der richtige Weg zu einem friedlichen Ausgange wird finden lassen, scheint sich insbesondere in Bezug auf die jüngsten Vorgänge in China erfüllen zu sollen. Nachdem dort Rußland, Frankreich, Großbritannien und Deutschland festen Fuß gefaßt haben, wollte die italienische Regierung nicht unterlassen, dem Beispiele dieser vier Großmächte zu folgen. So richtete sie an das Tsung-li-Yamen die Forderung, ihr die Besetzung der San Mun-Bai zu gestatten, eine Forderung, die von der chinesischen Regierung zunächst in einer wenig verbindlichen Form abgelehnt wurde. Daß China, ohne einen Rückhalt zu finden, gar nicht in der Lage wäre, den Ansprüchen Italiens in wirksamer Weise entgegenzutreten, leuchtet ohne Weiteres ein. Auch wurde angenommen, daß Rußland der italienischen Forderung nicht geneigt wäre. Andererseits durfte von Anfang an als feststehend gelten, daß Großbritannien, das durch die Nähe seiner Einflußsphäre im Yang-tse-Thale an der italienischen Niederlassung in Chekiang besonders nahe interessirt ist, dem befreundeten Italien hülfreiche Hand leisten würde. Der englische Gesandte in Peking, Mc'Donald hat deshalb, wie glaubhaft versichert wird, eine Note an das Tsung-li-Yamen gerichtet, in der er die italienische Forderung unterstützt. Bemerkenswerth ist das Verhalten der Vereinigten Staaten und Japans, deren Regierungen sich durchaus nicht ablehnend zeigten.

Auch kommt seit der Annexion der Philippinen die Regierung in Washington, trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie vor der factischen Besitzergreifung dort noch kämpfen muß, jetzt bereits bei den Vorgängen im äußersten Orient wesentlich in Betracht. Dies gilt zugleich von Japan, das seit dem siegreichen Kriege gegen China sicherlich nicht mehr als quantité négligeable angesehen werden darf.

Was das Verhalten Deutschlands und Frankreichs in Bezug auf das italienische Vorgehen in der San Mun-Bai betrifft, so bedarf es zunächst keines besonderen Hinweises, daß Italien auch in dieser Angelegenheit auf die Sympathien Deutschlands zählen darf. Wenn andererseits aus „diplomatischen Kreisen" gemeldet wurde, daß bei der Unterstützung China's durch Rußland der französische Gesandte in Peking mitthätig sei, so ist diese durch ein Telegramm des „Reuter'schen Bureaus" verbreitete Version von der französischen Regierung bereits widerlegt worden. Eine Note der „Agence Havas" bezeichnete als völlig unrichtig, daß der französische Gesandte in Peking beim Tsung-li-Yamen irgend einen Schritt thue, der auf die Zurückweisung der italienischen Forderung abziele. Zugleich wurde in dieser Note hervorgehoben, daß das dem französischen Gesandten zugeschriebene Verhalten der ihm von seiner Regierung ertheilten Instruction durchaus widersprechen würde. Bei einer Zusammenfassung der Mittheilungen über die Stellung der verschiedenen Staaten darf also angenommen werden, daß Italien trotz des Einspruches der chinesischen Regierung sein Ziel erreichen wird.

Im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens kann es nur erwünscht sein, wenn bei der Erschließung China's für die moderne Civilisation alle Culturstaaten mitwirken. Während jedoch die europäischen Großmächte, mit Ausnahme Oesterreich-Ungarns, und mit ihnen die Vereinigten Staaten auf colonialpolitischem Gebiete eine rege Thätigkeit entfalten, hat sich Spanien fast vollständig von einer solchen Wirksamkeit zurückziehen müssen. Nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen dieses Land betroffen wurde, muß es freilich vor Allem seine inneren Kräfte zusammen fassen. Diese Aufgabe zu lösen wird schwer genug sein. Mit der Leitung der Regierungsgeschäfte ist an Stelle Sagasta's der conservative Parteiführer Silvela betraut worden. Von dessen Fähigkeit, die erforderlichen Reformen mit kräftiger Hand durchzuführen, wird sehr viel abhängen; insbesondere muß die Verbesserung der finanziellen Verhältnisse angestrebt werden. Die carlistische Bewegung ist allem Anscheine nach nicht unmittelbar bedrohlich; ebenso wenig kommt die republikanische zunächst ernsthaft in Betracht. Nur wird durch die Vorgänge in den Cortes, in denen die militärischen Führer des letzten Krieges scharf angefaßt wurden, erhärtet, daß das Ministerium Silvela allen bedenklichen Symptomen im Heere besondere Aufmerksamkeit widmen muß. Obgleich die Aera der Pronunciamientos unter der Königin-Regentin abgeschlossen zu sein schien, bleibt Spanien doch für solche militärische Kundgebungen das classische Land. Allerdings verbürgt wohl die Ernennung des Marschalls Polavieja zum Kriegsminister, daß dieser allen Ausschreitungen innerhalb der Armee energisch entgegentreten wird.

Beim Abschluß dieses Heftes erhalten wir die Trauerkunde von dem am 14. März erfolgten Tode Ludwig Bamberger's. Auch Diejenigen, welche den politischen Standpunkt des Hingeschiedenen nicht getheilt haben, werden in ihm den Mann von seltener Lauterkeit des Charakters und unbestechlicher Festigkeit der Gesinnung ehren. Seine Verdienste als Vorkämpfer für die Bank- und Währungsreform im Deutschen Reiche sind oft gewürdigt worden in dieser Zeitschrift, die seiner feinen Feder manch' einen werthvollen Beitrag verdankt. Wir werden seinem Andenken ein Blatt in unserem nächsten Hefte widmen.

Literarische Rundschau.

Fridtjof Nansen und seine Genossen.

[Nachdruck untersagt.]

Wir Framleute. Von Bernhard Nordahl. — Nansen und ich auf 86° 14'. Von Lieutenant Hjalmar Johansen. Mit 86 Abbildungen und 4 Chromotafeln. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898. Zugleich als Supplement zu: In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen.

Die eigentliche Bedeutung von Nansen's kühner Fahrt liegt nicht in den paar Breitegraden „mehr", die er gegen den Pol zu erobert hat. Sie steckt in der Logik, mit der diese Polarhöhe von 86 Grad planmäßig erreicht wurde. In der Logik, mit der die Reise vorher erfunden, als eine nothwendige erdacht wurde, — mit der die „Fram" den Weg ging, den sie gehen sollte, mit der Alles so weit kam und nicht weiter, aber auch nicht weniger weit. In dieser Logik beginnt mit Nansen's äußerstem Vorstoß in der That eine neue Epoche der Polarforschung — nicht in dem Ergebniß, denn das fügt nur einen Stein zu den vielen — nicht in der Thatkraft, der Ausdauer eines oder einiger Menschen, denn andere Polarforscher haben unter weitaus verzweifelteren Verhältnissen menschlich noch viel Größeres einfach leisten müssen. Aber auch diese Logik haftet darum an der Persönlichkeit. Indem die verwegenste Pionierarbeit der Forschung, hier wie anderswo, aus einem Lotteriespiel Gehirnarbeit wird, verzichtet sie weniger als je auf das Individuum. So beansprucht Nansen's eigener Reisebericht das größte Interesse. Er führt uns stärker und nachhaltiger noch als in die Eiswüste des Pols in das feine Gedankengewebe eines echt modernen Naturforscherkopfes von individuellster Eigenart, er gibt ein Stück Denkerleben eines bedeutenden Mannes, das nur eine besondere Fügung der Dinge gerade auf diesen an sich noch wieder märchenhaft wunderbaren Hintergrund projicirt hat. Wie alle ernst zu nehmenden, der großen Menschheitsarbeit angehörenden Reisewerke ist auch seines ohne jede absichtliche Schaustellung der eigenen Person geschrieben. Und doch legt man das Buch nicht aus der Hand, ohne diese Person in ganzer Größe zu sehen, dominirend vor dem Hintergrunde eines vereisten Planeten. Wir haben das Glaubensbekenntniß seiner Weltanschauung darin gehört — einer Weltanschauung, die einen gewissen resignirten, melancholischen Zug zeigt, wie er gerade dem sieghaftesten Naturforscher leicht sich aufprägt in einer Epoche wie unserer, die von der Strenge einiger naturwissenschaftlicher Sätze den Weg noch nicht recht wieder hinüber gefunden hat zu einer wirklichen Versöhnung und idealen Verklärung des Weltbildes „trotz alledem". Wir haben in den „Tagebuchblättern" dieser beiden dicken Bände über drei Jahre fort in das tiefe Gemüthsleben eines auch nach dieser Seite echt und reich veranlagten Charakters gesehen, den eine gebietende Lebenspflicht in die wildesten Abenteuer treibt, während sein Herz an den kleinen Freuden eines wohligen Heims bei Weib und Kind, an dem Bilde hängt von „ihr, die den Muth hatte, zu warten" (wie es in der Widmung des Buches heißt). Und wir haben in diesen drei Jahren mit einem Manne von ungemein vielseitiger Bildung gelebt, einem Manne, dessen Künstlerauge uns wohl die besten Schilderungen der Polarlandschaft mit ihren wirklichen Eis- und Himmelsfarben, wie der menschlichen Polarstimmung mit ihrem seelischen

Helldunkel erhalten hat, die je bisher gegeben worden sind — und einem berufenen Fachforscher zugleich, einem Zoologen, der auf nie zuvor betretenem Gebiete doch sogleich den Vogel zu nennen weiß, der über ihm schwärmt — der die Rosenmöve nordwärts von Franz Josefsland, die nur einige Male bis dahin sich in Menschenlande verflogen hatte, deren wahre Heimath auf Erden aber ein Mysterium der Thierkunde gewesen war, mit dem Jubelruf des Wissenden begrüßt, der endlich ans Ziel gelangt ist — der das Walroß, dessen Hauer ihm das kostbare letzte Boot bedrohen, zugleich doch mit den Augen des Sammlers für „Brehm" anschaut — und der zum ersten Male die neuen Apparate der Tiefseeforschung in das Bohrloch der polaren Krystalldecke senkt, recht zum Zeugniß, daß mit ihm nicht nur neue Breitengrade sich erschließen sollen, sondern in diese neuen Grade auch vollkommen neue Probleme getragen werden, die früher kein Pionier des Pols auch nur annähernd geahnt.

In einer wirklich monumentalen Ausstattung, mit prächtigem Druck, vorzüglichen Karten und einer Fülle wenigstens sehr charakteristischer Momentbilder (theils nach Photographien, theils nach groben, aber wirkungsvollen Aquarellskizzen Nansen's) ist das Reisewerk selbst von unserer bewährtesten geographischen Verlagsfirma unserer deutschen Literatur gewonnen und, so viel mir bekannt, alsbald mit größtem Erfolg in außergewöhnlich weite Kreise hinein verbreitet worden. Ein geographisches Quellwerk ersten Ranges, stehen diese beiden Bände zugleich vor uns als ein rechtes „Zeitbuch", um dessen frischen Eindruck uns künftige Generationen beneiden werden. Jetzt aber hat sich nachträglich ein dritter, in der äußeren Gestalt völlig gleichartiger Band hinzu gefunden, der aus Nansen's eigener Feder keine Zeile mehr enthält, die ganzen Reiseabenteuer aber mehr oder minder ausführlich noch einmal bekräftigt durch die Schilderung zweier anderer Augenzeugen. Der Eine, Nordahl, war der Elektrotechniker der „Fram", der Andere, Johansen, begleitete, wie allgemein bekannt, Nansen allein von allen Theilnehmern der Expedition auf dem kühnen Schlittenvorstoß gegen die äußerste Breite, der in der Folge zu der menschlich großartigsten Leistung der ganzen Reise, dem einsamen Rückzug zweier Pioniere nach Franz Josefsland und der Ueberwinterung dort ohne Schiff, führen sollte. Ich glaube, daß der unbefangene Durchschnittsleser die Brücke zum Genuß dieses dritten Theils am leichtesten finden wird. Ihn leitet das freundlich naive Gefühl, daß man von einer großen That nicht genug hören kann, und daß gewisse Spannungen sich durch eine leichte Umgruppirung immer wieder neu beleben lassen. Durch den Zauber der Ereignisse rasch in ein gleichsam persönliches Verhältniß zu den Helden gebracht, würde er wohl noch durch mehrere weitere Bände mitgehen, etwa wie wir bei einem großen Welterereigniß wenigstens ein paar Tage lang immer wieder die Zeitungen auf dieselben Thatsachen hin unermüdlich durchlesen können, dankbar für jede kleinste Variante, die etwa noch irgendwo hinzu zu kommen scheint. Dem verwöhnteren Sinne, der nicht mehr so im stofflichen Interesse stecken bleibt und hinter den Abenteuern den großen ideellen Inhalt sucht, wird es zweifellos etwas schwieriger, den rechten Standpunkt zu finden. Es muß im Ganzen ausgesprochen werden, daß zu dem hohen, vergeistigten Bilde, das Nansen selbst in den ersten Bänden meisterhaft bis zur Vollendung gibt, diese nachträglichen beiden Reise-Tagebücher von zwei harmlos tüchtigen Mithelfern thatsächlich nichts mehr hinzu thun, weder im ästhetischen noch im wissenschaftlichen Gehalt. Wer also hier sucht, der wird enttäuscht. Nansen's eigenes Tagebuch in der Form, wie er es nachträglich redigirte, hat offenbar keinerlei Lücken gelassen, die einfach noch auszufüllen waren. Und was an feinerem wissenschaftlichen Beobachtungsmaterial noch über dieses Tagebuch hinaus der Bearbeitung und Veröffentlichung harrt, das liegt einstweilen ebenso offenbar auch in Nansen's Schreibtisch, und bleibt dort liegen, bis er es uns in einer großen Fachpublication geben will, trotz Johansen und Nordahl. Aber es gibt einen ganz anderen, einen rein psychologischen Standpunkt, und von dem aus lassen sich Johansen und Nordahl

doch lesen, und sogar gern lesen. Der ganze Band steht da, nicht wie eine nöthige zweite Geschichtsquelle über Nansen's Polarfahrt, sondern wie ein ausgesuchtes Musterstück zur Theorie der Reisebeschreibung überhaupt. In jedem der beiden Berichte hat ein tüchtiger Mann sein Bestes gegeben, durchdrungen vom Gefühl, daß er wahrhaftig erzählen müsse, mit dem guten Gedächtniß eines nüchternen, praktischen Menschen, im Angesicht von Thaten, die an sich nichts besonders Verwickeltes besaßen und kaum Gegenstand ernster Meinungsverschiedenheit in den Grundlinien werden konnten. Und doch: welcher Abstand gegen Nansen's Erzählung unmittelbar vorher. Erst in diesem Contrast versteht man, was es heißt, eine solche Reise technisch „richtig" wieder zu geben, richtig im ästhetischen Stimmungsgehalt, richtig im wissenschaftlichen Kerngehalt. Man versteht erst, was Nansen für ein Reiseschilderer ist. Unwillkürlich fallen wir Alle immer wieder in den Irrthum, daß ein Mensch, dem das Schicksal die Mission gibt, solche Dinge zu erleben, auch wie in einer logischen Consequenz das Schilderungstalent als solches mit auf den Weg bekomme. Und doch liegt es zwischen diesen Dingen in Wahrheit noch sternenfern. Zwischen Nansen dem Schilderer und seinen beiden erzählenden Genossen dehnt es sich wie der Abstand ganzer geschichtlicher Epochen der Geographie von einander. Nordahl erzählt aus der Seele des naiven Menschen heraus, der plötzlich wie durch ein Märchen aus seiner Werkstatt daheim in das einsame Schiff in der Eisöde versetzt ist. Er starrt hin und wieder. Aber schließlich ist ihm das Allerwunderbarste, wie seine Genossen und er in Mitten dieser Schrecken, in einer Welt, die wie von einem fremden Planeten ist, ihren kleinen Humor wieder finden, wie Bierzeitungen geschrieben und unglaubliche Bowlen gebraut werden, wie der Kamerad den Eisbären mit der Laterne prügelt und unendliche Scherze, unendliches Gelächter sich daran knüpfen. Alles menschlich lieb und treu . . . und doch für den Stoff viel zu klein. Wir lächeln, daß wir es vor diesem Hintergrunde erfahren, und fühlen doch, daß es nicht das ist, was wir erfahren wollten. Wenn wir nun Nansen nicht hätten und bloß das! Eine wehmüthige Ahnung ergreift uns, wie viel unwiderbringliches Material der hohen Forschung uns aus älterer Zeit, von älteren Reisen so verloren ging, weil bloß dieses „gemüthliche" Bild auf uns kam, dieses Bild, das uns die Pfeifen aufzählte, die am geweihten Fleck geraucht wurden, und die Sterne darüber vergaß. Johansen wiederum ist eine ganze Stufe gebildeter wie Nordahl, eine feine, noch wieder in anderem Sinne intelligente Natur, es ist eine Freude an und für sich, zu lesen, wie er sich benommen hat, wie er zu Nansen heranwuchs, bis dieser ihm in dem eisigen Neujahr von 1896 in Franz Josefsland das brüderliche „Du" anbot — das Letzte, was diese beiden armen, einsamen Fremdlinge in der Wüste sich als Geschenk darbringen konnten. Johansen erzählt nicht eigentlich schlicht: er färbt leise auf. Er gibt der Fahrt eine sentimentale Klangfarbe, mit Seufzern und Versen. Auch darin liegt an sich etwas so menschlich Echtes. Und doch: auch diese Art lyrischer Aufsärbung ist wiederum vor dem Stoffe viel zu klein. Man denkt an die Epoche geographischer Schilderung, da das Große, Fremde, Neue frisch eröffneter Erdenweiten, neue Meere, neuer Vegetationscharakter, neue Völker statt zu objectiver Beschreibung und wirklicher ideeller Schlußfolgerung Anstoß gaben zu sentimentaler Declamation, die mit monotoner Melodie den Hörer unerbittlich daheim im Kämmerlein hielt, wo er von dem realen Bilde ragender Palmen am Korallenstrande eigentlich ergriffen werden sollte.

Es wird sich nicht oft in der Reiseliteratur wieder Gelegenheit finden, solche Gegensätze vor dem gleichen Stoff zu studiren — zugleich vor einem so großen Stoff, der doch als solcher immer wieder fortreißt. In diesem Sinne muß man dem Verlage sicherlich dankbar sein für sein etwas kühnes Experiment. Er hat es übrigens noch gestützt durch eine große Anzahl hübscher Bilder, unter denen ein paar Pastellskizzen von Nansen's Hand das beste Material der Hauptbände ergänzen.

Wilhelm Bölsche.

p. **Marburg, die Perle des Hessenlandes.** Ein literarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Mit einem Lichtdruck und 22 Abbildungen im Text. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Ein sinniger Gedanke, liebevoll ausgeführt, war es, aus mannigfachen literarischen Erinnerungen und dichterischen Aussprüchen einen Kranz für die ehrwürdig hessische alma mater Philippina zu winden, die, von der lieblichsten Landschaft umgeben, mit der neuen Zeit selbst wieder frisch aufgeblüht ist und dennoch so viel von ihrem alten Zauber bewahrt hat. Frühe schon, in den Liedern vom Ausgang des 13. Jahrhunderts, die das Leben der heiligen Elisabeth feiern, erklingt das Lob der Stadt, die, vor Allem berühmt durch den unvergleichlich schönen, über ihrem Grab sich erhebenden und ihren Namen tragenden Dom, ein Ort war, zu dem die deutschen Kaiser und Fürsten und Pilger aus aller Herren Ländern wallfahrteten. Hoch über diesem herrlichen, immer noch wie von frommen mittelalterlichen Legenden umwobenen Bau erhebt sich eine der Vesten der Reformation, das Schloß Philipp's des Großmüthigen, und um den Hügel zwischen den beiden lagert sich die Stadt, die dieser Landgraf, der Freund Luther's und der Humanisten, zur Universität machte. Der Blick für ihre malerischen Reize scheint erst in den Tagen der Romantiker erschlossen zu sein, als Karoline, noch vor ihrer Vermählung mit Schlegel, als Clemens Brentano und Bettina hier weilten und Jacob Grimm „treppauf, treppab, aus einem kleinen Hause der Barfüßerstraße, durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstieg eines alten Thurmes" zum Forsthof hinan stieg, wo, „in einem Nebenhaus, das wie ein Nest mitten an der Treppe klebte", Savigny sein „heiteres, sorgenfreies, der Wissenschaft gewidmetes Leben lebte". Doch selbst Jung-Stilling noch findet die Stadt „krumm, schief und bucklig", und wo bis dahin von Marburg die Rede, geschieht es fast nur im Sine des Erasmus Alberus:

Dieweil der fürst die selbe tat
Den Musis eingeweihet hat:

und Eobanus Hessus, von Luther der „Rex poetarum" genannt und in der That einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, ihr Vergil, ein Mann übrigens, der die guten Dinge dieser Welt zu schätzen wußte, rühmt, als er von den „thüringischen Dickbäuchen" der Universität Erfurt in sein heimathliches Marburg zurückgekehrt ist, daß hier Alles für einen viel billigeren Preis zu haben sei: „Panis, caro, pisces, pulli, galli, anseres, ferina, cerevisia, et quid non? excepto tantum vino." Die erste, wahrhaft begeisterte Schilderung Marburgs enthält das „Leben der heiligen Elisabeth" vom Grafen Montalembert, der in dem Bilde der Stadt einen jener Hintergründe wieder zu erkennen glaubt, wie die Künstler der alten katholischen Malerschulen sie geliebt. Auch in der englischen Literatur findet sich das Lob Marburgs, bei Henry Crabb Robinson, dem jungen Freunde Goethe's, bei Carlyle, bei Kingsley, bei Tyndall, dem Schüler Bunsen's, und nicht am wenigsten bei Mahaffy, der vom Herausgeber unseres Werkes übersehen, in einer Recension desselben von Prof. Justi (Hessenland, 16. December 1898) aber schon erwähnt ist. Auch Mahaffy sagt, daß Marburg „mit seinen steilen Gassen und seinen hohen, vom Rande des Berges aufsteigenden Häusern und schönen Blicken in die ferne Landschaft" von allen deutschen Städten ihn am meisten an Italien erinnert habe. Mit diesen Stimmen des Auslandes nun eint sich der volle Chor der deutschen, der hessischen Sänger, von Franz Dingelstedt und Ernst Koch, dem Verfasser des „Prinz Rosa-Stramin", bis Karl Altmüller, dem Verfasser der „Ironischen"; und wenn auch das heutige Marburg mit seinen Villen und

An neunhundert, ja tausend Studenten,
Seit sieghaft steht ein neues Reich,

nicht ganz mehr das Marburg ist, das wir kannten und liebten, so ist es doch immer noch die Stadt der „alten Burschenherrlichkeit", jenes Liedes des Fuldensers Eugen Höfling, das zuerst hier erklungen: und auch dem neuen Marburg ist in „Beatus Rhenanus", dem ausgezeichneten Philologen Theodor Birt, ein congenialer Poet erstanden. Wir danken dem Herausgeber dieses mit sehr hübschen Abbildungen geschmückten Gedächtnißbuches, Wilhelm Schoof, für seine geschmackvolle Arbeit, die sich gewiß kein Freund Marburgs entgehen lassen wird; und begrüßen zugleich in ihm, der sich soeben mit einer eigenen Sammlung: „Seelenklänge" (Dresden, Pierson) vortheilhaft eingeführt hat, einen jungen hessischen Dichter von unverkennbarem Talent.

dq. **Sitten und Betragen der Tübinger Studenten während des 16. Jahrhunderts.** Von Robert von Mohl. Dritte Auflage. Mit Illustrationen von Gustav Adolf Closs. Freiburg i. Br., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1898.

Der (im Jahre 1875 aus dem Leben geschiedene) angesehene Staatsrechtslehrer Robert von Mohl hat im Jahre 1840 für eine akademische Gelegenheitsschrift der Universität Tübingen aus den Acten eine Darstellung von disciplinarischen Vorfällen des Studentenlebens früherer Zeit gegeben. Nach Mohl's Weise trocken, sachlich, quellenmäßig. Gleichwohl gewährt die reiche Anzahl der Fälle ein so lebendiges Bild von gewissen Seiten des einstmaligen Studentenlebens, daß weit über den Zweck jener Gelegenheitsschrift hinaus das Büchlein sich aufmerksame Leser erworben hat und gegenwärtig in dritter Auflage — mit zahlreichen anmuthigen Illustrationen — erschienen ist. Der wesentliche Eindruck, den man aus der Mehrzahl der 277 actenmäßigen Vorfälle empfängt, ist die Rohheit der Sitten des 16. Jahrhunderts. Todtschläge gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Dazwischen spielt mit romantischem Reiz der Aberglaube der Zeit. So wird etwa am 11. December 1596 dem Senate angezeigt, ein Student habe sich dem Teufel verschrieben, wenn er ihm etwas Geld wolle zustellen. Der Senat beschließt, ihn durch die Theologen in Untersuchung nehmen

zu lassen, und namentlich zu befragen, ob er schon lange mit dem Teufel zu thun gehabt, und wie oft er von ihm Geld empfangen, welchen Vertrag er mit dem Teufel geschlossen u. s. w. Er antwortet, es sei das erste Mal, er habe noch kein Geld vom Teufel erhalten; seine Schulden hätten ihn dazu gebracht, er sei mehr als 200 Gulden schuldig. Bereits einige Wochen später wird derselbe Student, dem anscheinend der Teufel nicht geholfen hat, beim Senate angezeigt, weil er in Wirthshäusern drei silberne Becher und drei Löffel gestohlen und verkauft habe.

βλ. **Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter.** Von Josef Wichner. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1897.

Herzog Maximilian in Bayern sammelte die Weisen und Lieder der Postillons, die jetzt selten mehr in Stadt und Land erklingen und einst das Reisen so frohmuthig begleiteten. Einem ähnlichen Gefühl pietätvoller Rückerinnerung an verschwindende alte Sitten und Bräuche verdankt die vorliegende Sammlung ihr Entstehen. Das „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen," klingt in unzähligen Varianten wieder, meist von frommen, gottesfürchtigen Verslein begleitet, wie etwa: „Menschenwachen kann nichts nützen, Gott wird wachen, Gott wird schützen. Herr, durch Deine Huld und Macht Gieb uns eine gute Nacht." Zuweilen satyrisch, gegen menschliche Schwächen im Allgemeinen oder locale Mißstände im Besonderen gerichtet, so in dem schwäbischen Ruf: „Hört, ihr Leut', und laßt euch sage: Unser Glock' hat gor nix g'schlage! s' woiß koi Sau, wie d' Zeit, daß ischt, Standet uf, wenn's Tag ischt!" Auf die Frage, warum er stets nur „Herren" anrufe, gab, schnell gefaßt, ein Nachtwächter zur Antwort: „Weil sich die Frauen überhaupt nichts sagen lassen." Das erste, von Wichner angeführte Wächterlied stammt aus dem 13. Jahrhundert und enthält u. a. die Worte: „Des morgens, do es tagete, der Wechter maere sagete, Er rief von den Zinnen: ich sehe daz Lant brinnen!" Der letzte Nachtwächterruf, wie mancher vor ihm mit der Melodie abgedruckt, wurde von Richard Wagner für die „Meistersinger" componirt. Dazwischen liegen viele verklungene Weisen und Lieder, vergessen wie die Braven, die sie sangen. Wenn der letzte, mit Laterne und Spieß versehene Wächter des Dorfes der Eintönigkeit und dem Fortschritt des modernen Lebens zum Opfer gefallen sein wird, dann möge die Kunst das Andenken dessen bewahren, der in seiner Weise das Böse bekämpft, das Licht gegrüßt und den Menschen treuherzig zugerufen hat: „Der Tag vertreibt die finstre Nacht, ihr lieben Christen, seid munter und wacht und lobet Gott, den Herrn!"

βλ. **Prose e Poesie scelte di Silvio Pellico.** Da Francisco d'Ovidio. Ulrico Hoepli; Milano 1898.

Einer der ersten Literarhistoriker Italiens, Francisco d'Ovidio, hat die Werke Silvio Pellico's mit einer Einleitung und kurzen, von einem Ungenannten verfaßten Biographie herausgegeben. Mit Hinweglassung einiger minderwerthiger Schriften umfaßt dieser Band die unter dem Titel „Le Mie Prigioni" berühmt gewordene Darstellung der zehnjährigen Einkerkerung des Dichters auf dem Spielberg, seine Schrift „über die Pflichten der Menschen" und zwei seiner Tragödien, „Francesca da Rimini" und „Eufemio di Messina". Nicht ohne einige Uebertreibung in Bezug auf den formalen Werth der Schriften eines großen Zeitgenossen Silvio Pellico's und Alessandro Manzoni's antwortete Letzterer auf die Frage des kaiserlichen Touristen Dom Pedro von Brasilien, welcher Italiener der Neuzeit am Meisten gelesen zu werden verdiene: „Antonio Rosmini." Hätte der Kaiser weiter gefragt, so würde der Dichter der „Promessi Sposi" nach diesen hundert Bänden meist philosophischen Inhalts dem gelehrten Monarchen das kleine Büchlein empfohlen haben, welches die Seelengeschichte eines der edelsten Dulder und die Verurtheilung des politischen Systems enthält, das mit Nothwendigkeit dazu geführt wurde, ihn seiner Staatsraison zu opfern. In diesem Drama, in welchem der Verfolger Metternich, das sanfte, wehrlose Opfer Pellico heißt, in welchem Vaterlandsliebe die einzige Schuld Wahrheit, Einfachheit, Ergebung und Verzeihen die Waffen sind, ist die Lösung nicht lange zweifelhaft geblieben. Held und Sieger zugleich blieb der in seiner Gesundheit und Kraft gebrochene Mann, dessen jugendliche Erfolge Italien einen großen Dichter versprachen, der mit dreiunddreißig Jahren in einsamer Kerkerhaft oder Verbrechern zugesellt, die Dämonen der Verzweiflung und des Selbstmords überwand, den Schmerz seiner Seele und ihren wiedergewonnenen Frieden in einem Meisterwerk zum Ausdruck brachte und ohne ein Wort der Empörung auf den Lippen starb. Im Jahr 1789 geboren, verschied er am 31. Januar 1854 zu Turin, ohne die Morgenröthe der Befreiung Italiens gegrüßt zu haben, deren schuldlosester Märtyrer er gewesen ist. Das kleine Buch „Ueber die Pflichten der Menschen", wie „Le Mie Prigioni", mit seinem Herzblut geschrieben, sichert dem Sänger der „Francesca" seine Stelle unter den Moralisten, unweit derjenigen, die seines großen Freundes Manzoni „Morale cattolica" gebührt.

αφ. **Antike Lyrik in modernem Gewande.** Mit einem Anhang: Die Kunst des Uebersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Von Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker. Frauenfeld, J. Huber 1898.

Die Verfasser des zierlich ausgestatteten Büchleins, das sich an das gebildete Publikum im weitesten Sinne wendet, wollen Umdichtungen griechisch-römischer Lyrik bieten. Sie gehen von der Ansicht aus, daß im Deutschen ein lyrisches Gedicht in classischen Formen, z. B. ein Liebeslied in Hexametern, etwas culturhistorisch und künstlerisch Verfehltes sei. Darum versuchen sie, die eigenthümliche antike Nationaltracht den Gedichten abzustreifen: sie verzichten auf das antike Versmaß, sowie auf jeden schwerverständlichen, gelehrten Zierrath. Nur der allgemeinmenschliche, poetische Gehalt, der Geist der Lieder, soll bleiben und nun im modernen Gewande kenntlich und vertraut dem deutschen Leser entgegentreten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allgemeine Biologie. Zweiter Band. Vererbung und Entwicklung. Von Professor Dr. Max Kassowitz. Wien, Moritz Perles. 1899.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 60. (letzten) Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Arnefeldt. — Schuldig. Erzählung von F. Arnefeldt. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Baedeker's Italien. Handbuch für Reisende. Dritter Theil: Unter-Italien und Sicilien. Mit 28 Karten und 19 Plänen. Zwölfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1899.

Benelli. — Corde vibranti. Liriche di Francesco Leopoldo Benelli. Zurigo, Albert Müller. 1899.

Berlepsch. — Heimat. Schweizer Novellen von H. von Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Bilder-Atlas zur Zoologie der niederen Thiere. Mit beschreibendem Text von Prof. Dr. William Marshall. Mit 292 Holzschnitten nach Zeichnungen von F. Exold, R. Koch u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Bilz. — Der Dorfschulze. Komödie in vier Acten von Karl Bilz. Berlin, Imberg & Lefson. 1899.

Blümlein. — Delft und seine Fayencen. Von Carl Blümlein. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Burow. — Herzensworte. Eine Mitgabe auf den Lebensweg. Deutschlands Töchtern gewidmet von Julie Burow. Mit 4 Heliogravüren nach Zeichnungen von A. und F. Weinert. Berlin, Richard Wöpke. 1899.

Cabe. — Can we disarm? By Joseph Max Cabe, written in collaboration with Georges Darien. London, William Heinemann. 1899.

Caird. — The history of Corsica. By L. H. Caird. London, T. Fisher Unwin. 1899.

Catalogue de la bibliothèque orientale de feu M. Charles Schefer. Vente du lundi 17 avril au samedi 6 mai. Paris, Ernest Léroux. 1899.

Chamberlain. — Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. Erster Band. München, F. Bruckmann A.-G. 1899.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Bis zur 24. Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Deckert. — Cuba. Von Dr. E. Deckert. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

Dichter-Biographien. — Zweiter Band: Johann Wolfgang von Goethe. Von Julius R. Haarhaus. Mit Goethe's Bildniß. Leipzig, Philipp Reclam jun. o. J.

Duhr. — Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Bernhard Duhr. Dritte, umgearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung. 1899.

Eleutheropulos. — Die Sittlichkeit oder der philosophische Sittlichkeitswahn. Von Dr. Abr. Eleutheropulos. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Eliade. — De l'influence française sur l'esprit public en Roumanie. Les origines. Étude sur l'état de la société roumaine à l'époque des règnes phanariotes par Pompiliu Eliade. Paris, Ernest Léroux. 1898.

Evers. — Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß. Von Prof. M. Evers. Berlin, Reuther & Reichard. 1899.

Fechner. — Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Aufl. Mit einer Einleitung von Kurd Laßwitz. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1899.

Fierens-Gevaert. — La tristesse contemporaine. Essai sur les grands courants moraux et intellectuels par H. Fierens-Gevaert. Paris, Félix Alcan, 1899.

Fischer. — Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen und Studien über die politischen, wirthschaftlichen und socialen Zustände Italiens. Von P. T. Fischer. Berlin, Julius Springer. 1899.

„Frankfurter Künstlermappe 1898". 50 Blätter in Farben-Algraphie, Lithographie, Radirung und Lichtdruck. Vorwort von Hans Thoma. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Friedrich. — Hamlet und seine Gemüthskrankheit. Von Gustav Friedrich. Heidelberg, Georg Weiss. 1899.

Frobenius. Die Weltanschauung der Naturvölker. Von L. Frobenius. Mit 4 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Weimar, Emil Felber. 1898.

Frommel. — Wandern und Weilen. Gedichte von Otto Frommel. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Cassel, Th. G. Fischer & Co. 1898.

Fuchs. — Friedrich Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zum Christenthum. Von Georg Friedrich Fuchs. Zweite Auflage. Stuttgart, Chr. Belser. 1899.

Garreau. — L'état social de la France au temps des croisades. Par L. Garreau. Paris, Librairie Plon. 1899.

Gersdorff. — Eine „sonderbare" Person! — Repräsentantin der Hausfrau. Zwei Erzählungen von A. von Gersdorff. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Gorce. — Histoire du second empire. Par Pierre de la Gorce. — Tome quatrième. Paris, Librairie Plon. 1899.

Gramzow. — Friedrich Eduard Beneke's Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. Von Dr. Otto Gramzow. Bern, Steiger & Co. 1899.

Gülpen. — Neukapital. Brennende Fragen. Von A. von Gülpen. Mit einer Tabelle: Caffee-Statistik. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Guntram. — Mohnblüthen. Gedichte von Ernst Guntram. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Haeckel. — Kunstformen der Natur. Von Ernst Haeckel. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Halbe. — Die Heimathlosen. Drama in fünf Aufzügen von Max Halbe. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Hango. — Ache! Neue Gedichte von Hermann Hango. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1899.

Hassell. — Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Actenstücke von W. von Hassell. Zweiter Theil. Erste Abtheilung: Von 1849 bis 1862. Mit drei Porträts. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1899.

Helm. — Der Landeserschließung nähere Erläuterung. Nachwort zu „Ein Jahrhundert Arbeit" von Karl Helm. Stettin, Leon Saunier. 1898.

Hermann. — Gedichte. Von H. Hermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Herrmann. — Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Hoffmann. — Th. M. Dostojewsky. Eine biographische Studie von N. Hoffmann. Mit Bildniss. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1899.

Houssaye. — 1815. Par Henry Houssaye. Waterloo. Neuvième édition. Paris, Perrin & Co. 1899.

Hz. — Niederländische Sprachlehre für Deutsche von J. Leopold Hz. Breda, P. B. Nieuwenhuijs. 1898.

Kitasato. — Namah amitabha. Ein japanisches Drama in 1 Act. Von Takeshi Kitasato. München, Dr. H. Lüneburg. 1899.

Koeppel. — Tennyson. Von Emil Koeppel. Mit Bildniß. (Geisteshelden) 32. Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Kont. — Lessing et l'antiquité. Étude sur l'Hellénisme et la critique dogmatique en Allemagne au XVIII. siècle. Par J. Kont. Tome second. Paris, Ernest Léroux. 1899.

Kuntzemüller. — Hannoverscher Courier. 1849 bis 1899. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Zeitung von Dr. Otto Kuntzemüller. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1899.

Kürschner. — Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. H. Balke, Prof. Dr. O. Behaghel u. s. w. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lief. 876—880. Registerband. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft (o. J.).

Kürschner-Peip. — Deutsches Kartenwerk. Textheft 57. Karten Nr. 240/241 und 265/266. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger.

Labriola. — Socialisme et philosophie par Antonio Labriola. Paris, V. Giard et E. Brière. 1899.

Lankes-Uhlemann. — Die Stellung und Erziehung

der Frau zur Ehe. Von Frau Fernanda Lankes-Uhlemann. Wien, Josef Dietl. 1899.

Legras. — En Sibérie. Par Jules Legras. Paris, Armand Colin et Cie. 1899.

Leitzmann. — Aus Lichtenberg's Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages (24. Februar 1899) herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit einem Porträt Lichtenberg's. Weimar, Hermann Böhlau's Nachf. 1899.

Lévy-Bruhl — Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte. Publiées avec les réponses de Comte et une introduction par L. Lévy-Bruhl Paris, Felix Alcan. 1899.

Lübke-Semrau. — Grundriss der Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke. Zwölfte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Professor Dr. Max Semrau. I. Die Kunst des Alterthums. Mit 2 farbigen Tafeln und 408 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff, 1899.

Massarani. — Studii di litteratura e d'arte. Di Tullo Massarani. Seconda edizione. Fireuze, Successori le Monnier. 1899.

Massarani. — Studii di politica e di storica. Di Tullo Massarani. Seconda edizione note volmente accresciuta. Firenze, Successori le Monnier. 1899.

Mancke. — Getreideversorgung und Großmachtstellung. Eine Darstellung der fiskalischen Getreideversorgung im Alterthum und Gegenwart, sowie deren Einfluß auf die Machtstellung der Staaten. Von Walther Mancke. Berlin, Paul Parey. 1899.

Meyer's Kleines Conversations-Lexikon. Sechste gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bd. II, 10.—27. Heft Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1899.

Michaelis. — Euphorion. Eine Liebestragödie von Curt Michaelis. Erlangen, Commissionsverlag von Fr. Junge. 1899.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Von Arthur Moeller-Bruck. Bd. II: „Neutoener!" Berlin u Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilh. Spemann. Bis zur achten Lieferung des vierten Jahrgangs. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Neumann. — Die Lieder der Mönche und Nonnen Gottamo Buddho's. Aus den Theragâthâ und Therigâthâ zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Nesselmann. — Historische und moderne Wagen des grossherzoglichen Hofes zu Weimar. Herausgegeben von Alfred Nesselmann. Mit 39 Tafeln in Mappe. Berlin, A. Nesselmann, o. J.

Pappalardo. — La telepatia (trasmissione del pensiero) di Armando Pappalardo. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Pirenne. — Geschichte Belgiens. Von Henri Pirenne. Band I. Bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Deutsche Uebersetzung von Fritz Arnheim. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1899.

Planck. — Die rechtliche Stellung der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuche. Vortrag von Dr. G. Planck. Göttingen, Vendenhoeck und Ruprecht. 1899.

Quellen und Studien zur Geschichte der Hexenprocesse. Weimar, Emil Felber. 1898.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. 14. Heft. Kempten, Jos. Kösel.

Report of the commissionar of education. For the year 1896—97. Volume 2. Washington. Government printing office. 1898.

Richter. — Percy Bysshe Shelley von Helene Richter. Mit dem Bildniß des Dichters. Weimar, Emil Felber. 1898.

Della Rocca. — General Della Rocca 1807—70. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt u. bearbeitet von L. von Bodenhausen. Mit einem Titelbilde u. zwei Uebersichtskarten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Salits. — Darstellung und Kritik der Kantischen Lehre von der Willensfreiheit mit einem geschichtlichen Rückblick auf das Freiheitsproblem. Von Dr. philos. P. Salits. Rostock. Druck von Adler's Erben. 1898.

Scholz. — Der Besiegte. Mystisches Drama in einem Aufzuge von Wilhelm von Scholz. Mit Wappenzeichnung von Hans Heise. München, Caesar Fritsch. 1899.

Schroeder. — Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Verfasst von H. R. Paul Schroeder. Bis zur vierten Lieferung. Leipzig, Arwed Strauch. 1899.

Schurtz. — Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes. Von H. Schurtz. Weimar, Emil Felber. 1898.

Seherr-Thoß. — Auf der officiellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Reisebriefe von G. Freiherrn von Seherr-Thoß. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1899.

Seidel. — Anthologie aus der ostasiatischen Volksliteratur. Herausgegeben von A. Seidel. Weimar, Emil Felber. 1898.

Sintenis. — Die Pseudonyme der neueren deutschen Literatur. Von F. Sintenis. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Sonderegger. — Dr L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen. Herausgegeben von Dr. Elias Hafter. Mit dem Porträt Sonderegger's. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Stern-Sternegg. — Deutsche Klänge. Vaterländische und religiöse Gedichte aus den Jahren 1888—1898. Von Albert Stern-Sternegg. Berlin, B. Lorenz. 1899.

Stier. — A Paris. Ein unentbehrliches Hilfsbuch für Deutsche, welche nach Paris reisen. Von Georg Stier. Berlin, Leopold Zolki. 1899.

Stilgebauer. — Geschichte des Minnesangs. Von Dr. Edward Stilgebauer. Weimar, Emil Felber. 1898.

Stockmayer. — Das deutsche Soldatenstück des XVIII. Jahrhunderts seit Lessing's Minna von Barnhelm. Von Karl Hugo von Stockmayer. Weimar, Emil Felber. 1898.

Ueberall. Zeitschritt des Deutschen Flotten-Vereins. Erstes und zweites Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Verhaeren. — Poémes. Par Emile Verhaeren. (Troisième série.) Paris. Societé du Mercure de France.

Vidari. — La presente vita italiana politica e sociale. di Ercole Vidari. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Wagener. — Heilandsliebe. Ein jociales Drama von Bruno Wagener. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Weidefeld. — Die Geschwister oder die Braut des Bruders. Dramatisches Gedicht von Bruno Weidefeld. Berlin, Wilhelm Moller. 1898.

Weiss. — Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Weiss jun. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Zu Bismarck's Gedächtniß. Von Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Kleefeld.

Von

Ernst Heilborn.

[Nachdruck untersagt.]

I.

In der Mauerstraße zu Berlin, der böhmischen Kirche gegenüber, standen Anfangs der achtziger Jahre ein paar alte Häuser. Eine schrille Glocke ertönte, wenn man die Hausthür öffnete, und der weiße Sand knirschte auf der abgetretenen, sauber gescheuerten Holztreppe, wenn man zur Wohnung der verwittweten Frau Küster Kleefeld hinauf stieg. Möglichst selten setzte sich die etwas corpulente, kleine Dame den Gefahren ihrer eigenen Treppe aus. Ihr Platz war auf dem Fenstertritt ihrer Wohnstube, auf dem ihr Nähtisch stand mit der weißen, gehäkelten Decke und der Stuhl mit dem Kissen, das sie selbst gearbeitet hatte, damals, als der Frühling leibhaftig in Gestalt ihres schmachtenden Freundes, des Lehrers Band, in ihr Leben getreten war. Bedächtig, wehmüthig streichelte sie jedesmal die Perlstickerei des Kissens (zwei weiße Tauben schnäbelten auf schwarzem Grunde), ehe sie sich breit behäbig darauf niederließ. Von diesem Platz auf dem Fenstertritt aus beherrschte sie ihr Reich. Diesem Thron hatte selbst ihr Mann, der Küster und ehemalige Feldwebel Kleefeld, nur in Ehrfurcht nahen dürfen. Karl, ihr Einziger, hatte dort zu ihren Füßen gespielt ... Kleefeld war vor nahezu zehn Jahren in die Erde gesenkt worden, und ihr Karl war nun ein wohlbestallter Assessor — ihr Thron stand fest. Wehe dem Dienstmädchen, das die Befehle mißachtete, die es dort empfangen hatte! Die alte Dame saß auf ihrem Thron und herrschte. Aber sie herrschte in Wohlwollen. Und eitel Wohlwollen lag auf ihrem Gesicht, wenn sie in den Spion an ihrem Fenster blickte. Der zeigte ihr die Welt just in dem Ausschnitt, den sie zu sehen begehrte.

Mit der Ruhe und dem Wohlwollen war es heute schlecht bestellt. So eifrig war der Spion seit Jahren nicht befragt worden. Die rundlichen Finger der alten Dame fuhren erregt hin und her, und unaufhörlich wanderte der Schieber an ihrer langen, goldenen Uhrkette auf und ab. Ganz erschöpft klang Frau Kleefeld's Stimme, als sie endlich: „Martha!“ rief.

Die Gerufene erschien in der Thür: „Ein Viertelstündchen mußt Du Dich noch gedulden, Tante,“ sagte sie.

„Und das Abendbrod? Ist Alles besorgt, wie er's gern hat?"

„Wie er's gern hat? Das werd' ich wohl erst noch lernen müssen, wie er's gern hat, der gestrenge Herr Vetter. Das Nöthige ist jedenfalls besorgt."

„Verwöhnt wird er nicht! Das hab' ich nie gethan und werd' es auch weiter so halten. Aber — lange ist's her, seit ich ihn gesehen; ein Jahr und fünf Monate. Nicht einmal zu Weihnachten konnte er abkommen. Und nun bin ich wirklich gespannt, wie er aussieht." Dabei wanderte der Schieber an der Uhrkette rastlos auf und nieder; „Du hast ihn ja noch länger nicht gesehen."

Das junge Mädchen ließ sich auf dem Sopha, gerade unter der Photographie des seligen Küsters Kleefeld, nieder: „Was schrieb er Dir eigentlich, als Du ihm mittheiltest, daß Du mich in Dein Haus nehmen wolltest?"

„Liebes Kind, ich habe ihn nicht um Rath gefragt. Deine Eltern waren gestorben, und wenn ich mit Deinem Vater auch manchmal nicht einerlei Meinung war, ich wußte, was ich zu thun hatte. Mein guter Gott!" — die alte Dame erhob sich zitternd und erregt von ihrem Stuhle — „da ist er. Und in einer Droschke zweiter Classe!"

Ein paar Secunden später stand Assessor Kleefeld vor seiner Mutter. Martha war leise aus dem Zimmer gegangen.

„So," sagte Mama Kleefeld und nahm den Kopf ihres Jungen wie in alter Zeit zwischen ihre Hände; „laß Dich anschauen. Gut siehst Du aus, gesund und frisch. Wenn Du Dir die Haare nur nicht so glatt kämmen wolltest! — Du bist doch nicht etwa noch gewachsen?"

„Vor allen Dingen bin ich staubig. Ich muß mich waschen. Mein Zimmer — halloh! das hat jetzt wohl die Cousine eingenommen?"

„Du bekommst das hintere Zimmer. Du wirst Abends wie Deine Mutter über die Galerie gehen müssen; das macht durchaus nichts. Wo bleibt denn das Mädchen? Martha! Sie kann Dir gleich Alles zeigen."

Karl warf den Kopf zurück, als er Martha's hoch gewachsene Gestalt vor sich sah: „Du bist aber hübsch geworden, Cousinchen."

„Guten Tag, Vetter Karl," sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

„Macht nur, ich bitt' Euch, nicht so viel Feierlichkeiten, Kinder," sagte Frau Küster Kleefeld. „Du wirst hungrig sein von Deiner Reise. In einer Viertelstunde laß ich das Abendbrod bringen."

Und wirklich saßen die Drei eine Viertelstunde später, pünktlich, wie es die alte Dame angeordnet hatte, am runden Tisch im Eßzimmer. Die Hängelampe aus goldglänzendem Zinkguß war angezündet und warf ihr volles Licht auf die stattliche Portion Rührei, die in länglicher Schüssel inmitten des Tisches stand. Die Bierflaschen mit der stolzen Etiquette „Tivoli-Brauerei" waren auf Karl's ausdrücklichen Wunsch entfernt worden, und eben setzte Fanny, die dem Namen nach für Alles, in Wirklichkeit für sehr Weniges da war, einen Krug mit Dreherbräu, das gerade modern war, auf den Tisch. Dabei glitt ihr Blick voll unsagbaren Mitleids auf die Schüssel mit Rührei; sie hatte Hammelcoteletts in Vorschlag gebracht, war aber von der Frau Küster energisch eines Anderen belehrt worden.

„Na also, Ihr wollt wissen, wie es mir ergangen ist," sagte Kleefeld nach feierlicher, einleitender Pause. „Das heißt, schöne Cousine, ich baue auf Dein gütiges Interesse."

„Das darfst Du wirklich," sagte sie mit erstauntem Blick; „aber bitte, nenne mich Martha."

„Also liebe Martha, also liebe Mutter" — er gab dem gesträubten, hellbraunen Schnurrbart die nöthige Wendung nach oben, „ein übles Nest, in das mich der Wille des Schicksals da verschlagen hatte. Zeit zum Arbeiten allerdings; und ich hatte viel nachzuholen von früher her. Geschichtliche Kenntnisse fehlten mir ganz, aber auch ganz. Na, und nicht wahr, man muß sich das Bürgerrecht einer großen Zeit auch selbst verdienen."

„Welcher großen Zeit?" fragte Martha.

„Wir leben in einer großen Zeit. Man soll sich das stets gegenwärtig halten."

„Er denkt an seinen Bismarck und an die Politik," erklärte Mama Kleefeld. „Davon verstehen wir Frauen nichts. Aber wenn ich an meine Jugend denke, ich meine, noch ehe ich Kleefeld heirathete, und wir als junge Mädchen unser Bezirkskränzchen hatten mit Declamation und Gesang und nur ganz zum Schluß ein Tänzchen: da sag' ich doch, den Bismarck in Ehren, aber so schöne Zeiten kommen nie wieder."

„Also, um fort zu fahren, zu holen war in Pritzwalk gar nichts. Arbeit, wie gesagt. Und dann Abends der obligate Skat mit den Honoratioren, mal eine Jagdpartie — famose Hasenjagd da zu Lande, und von Zeit zu Zeit ein Schützen- oder Kriegerfest, wo man eine Rede halten mußte, um den Leuten vernünftige Begriffe beizubringen. Darum, liebe Mutter, wirst Du's begreifen, daß mir eine Erfrischung wirklich Noth that, und ich die Ferien nicht bei Dir zubringen konnte. Du schüttelst mit dem Kopf, Du bist eben nicht zu überzeugen; aber es war eine Nothwendigkeit für mich."

„Du warst in der Schweiz?" fragte Martha.

„In der Schweiz und in Oberitalien. Du ja wohl auch, damals mit Deinen Eltern? Was hat Dir denn am besten gefallen, Cousinchen?"

„Am besten? Man kann das nicht so sagen. Ich denke noch oft an den Vierwaldstätter See. Ich sah da die Sonne hinter den Bergen untergehen, es war" — sie schien nach einem Bild zu suchen, dann sagte sie trocken: „Es war ein sehr schöner Sonnenuntergang."

„Ja, den Vierwaldstätter See hab' ich auch gesehen." Energisch fuhr Kleefeld mit der Serviette über den Mund und sagte dann leichthin: „Für mich hat die Schweizer Reise noch eine andere Bedeutung gewonnen. Ich habe in Interlaken ein junges Mädchen kennen gelernt, mit der ich mich zu verloben gedenke. Ihr Vater ist Senatspräsident am Kammergericht und heißt Günther." Er sagte das in einem Ton, der eine Vertraulichkeit anbahnt, um sie auszuschließen.

„Was sagst Du da?" fuhr die alte Dame ganz erschreckt auf.

„Da darf man Dir wohl gratuliren," sagte Martha. Durch ihre Stimme klang eine leise, unterdrückte Erregung.

„So weit ist es noch keineswegs. Aber Du weißt, Mutter, ich bin kein Freund von Ueberraschungen. Du solltest es eben wissen, ehe es so weit ist. Ich mag den Schritt nicht thun, ohne vorher Deines vollen Einverständnisses gewiß zu sein."

„Du bist mein guter Sohn," sagte Frau Küster Kleefeld gerührt.

„Nun, und vor der Cousine brauch ich's ja auch nicht zu verheimlichen. Du siehst mir nicht so aus, als ob Du's an die Anschlagsäulen bringen wolltest."

Martha lächelte gezwungen.

„Daß sie Ja sagen wird, des glaub' ich mir bewußt zu sein. Sie hat es mich fühlen lassen, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig bin. Und auch der Vater schien mir nicht abgeneigt zu sein. Ich selbst hatte ja Zeit, es mir zu überlegen; ich sehe nur Gründe, die dafür, keine, die dagegen sprechen. Alles, wie man es sich nur wünschen kann. Freilich muß man einen Theil seiner Freiheit aufgeben und wird als Beamter schwerfällig; aber für einen rechten Mann ist die Ehe ja auch Beruf." Er sagte das Alles im Ton eines Anwalts, der für ein Nichtschuldig Beweis führt.

Frau Küster Kleefeld wischte sich mit der Serviette eine empfindsame Thräne aus dem Auge: „Du sagst das Alles so schön und richtig, gerade als ob man im Reichstag säße und dem Bismarck zuhörte oder dem Eugen Richter. Sag' lieber offen, daß Du Dich verliebt hast; Du hast Dich eben verliebt. Aber Ihr thut immer, als wenn das eine Schande wär'. Du lieber Gott, als ich jung war, je mehr Eines verliebt war, desto mehr that es sich darauf zu Gute. Da wurden Verse gemacht, und wer's nicht selbst konnte, dem mußte ein guter Bekannter aushelfen, und Bouquets wurden heimlich geschickt, immer mit der Blumensprache. Und je heimlicher Zwei es trieben, desto schöner war's. Aber Du redest von dem Beruf der Ehe; Deine alte Mutter sagt Dir: ich glaub' davon kein Wort. Aber der liebe Gott wird's schon recht machen. Und daß Ihr mit einander glücklich werdet, das ist die Hauptsache."

Die alte Dame hatte sich warm gesprochen, und es war Zeit, daß man von Tisch aufstand.

Kleefeld und Martha saßen nachher noch allein im Wohnzimmer; sie wieder unter dem Bild des seligen Kleefeld, auf dem Sopha, er auf einem der Fauteuils. Auf der grünen Ripsdecke des Tisches stand die Schiebelampe.

„Damals, als ich Dich zuletzt sah," sagte er, „besuchtest Du Dein Seminar. Du warst ja ganz erfüllt davon. Weshalb Du durchaus Dein Examen machen wolltest, ist mir übrigens immer ein Räthsel geblieben."

„Ich wollte mir eben einen Beruf erschließen," sagte sie, befremdlich erröthend.

„Aber das hattest Du doch wahrlich nicht nöthig."

„Es gibt eben Zeiten" — sie hatte ihre Ruhe ganz wieder gewonnen und lächelte — „in denen das Leben uns ein so seltsames Gesicht zeigt, daß wir es auf ganz vernünftige Basis stellen müssen, um es überhaupt ertragen zu können."

„Und das war damals für Dich der Fall?"

„So weit ich mich heut' erinnern kann, ja."

Eine Pause trat ein. Dann sagte er: „Inzwischen sind Deine Eltern gestorben. Beide so kurz nach einander. Das muß eine schwere Zeit für Dich gewesen sein."

„Zu schwer, um darüber zu sprechen." Und da er sie befremdet ansah, sagte sie: „Ich vermeide es auch Deinetwegen. Ich möchte die üblichen Beileidsworte von Dir nicht hören. Meine Eltern haben Dir ja auch kaum nahe gestanden."

Er schwieg.

„Ich danke Dir, daß Du nicht widersprichst. Man mußte sie genau kennen, um sie zu lieben."

„Ich denke noch an frühere Zeiten zurück," sagte er nach einer Weile. „Wir hatten eigentlich immer gut gestanden mit einander, nicht wahr? Da war ich einmal zu Deinem Geburtstag eingeladen, das einzige männliche Wesen unter all' Deinen Freundinnen. Keine leichte Position. Den Abend aber hast Du mich, ich weiß es noch wie heute, geradezu mißhandelt. Ich glaube, Du schämtest Dich meiner vor Deinen Freundinnen."

„Vielleicht. Wir waren eben Kinder."

„Das heißt, ich war im Grunde so gar kindlich nicht mehr."

„Nein, so lange ich zurückdenken kann, warst Du eigentlich nie ein Kind."

„Wie Du das sagst, klingt es beinah wie ein Vorwurf."

„Ein Vorwurf gewiß nicht; aber ich weiß nicht, ob Dir damit nicht etwas verloren gegangen ist."

Als Karl den Abend über die Holzgalerie an Martha's Stübchen vorbei seinem Zimmer zuging, blickte er lächelnd in den Hof. Der Böttcher, der unten seine Werkstatt hatte, war längst zur Ruhe gegangen; aber von den halbfertigen Fässern und Bottichen drang ein frischer Holzgeruch zu ihm herauf, und im Mondlicht sah er, wie das Gras stellenweise zwischen den spitzen Steinen wucherte. Die Kirchuhr gegenüber setzte eben zum Schlagen an; er glaubte, Zifferblatt und Zeiger erkennen zu können, wie er über das niedrige Dach des Vorderhauses hinweg blickte. „Das ist nun Berlin," sagte er sich, „und ist auch nicht viel anders als Pritzwalk."

Er ging in sein Zimmer und dachte an Fräulein Günther. Er hatte eigentlich nichts an ihr auszusetzen als ihre sogenannte Bildung. Die Art und Weise, wie sie, oder vielmehr ihre Mutter, ihre Kenntnisse vorritt, war ihm unbehaglich. Es kam ihm unehrlich vor, und er war überhaupt kein Freund von dem Dilettiren auf allen Gebieten. Aber seine Fehler hat schließlich Jeder, sagte er sich. — Am besten hatte sie ihm einmal beim Tennis gefallen. Frisch und gesund, und das war eine Hauptsache. Er versuchte, sich ihr Bild im kurzen, weißen Tenniskleide wachzurufen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Dagegen drängte sich ihm das Bild von Cousine Martha, wie er sie heute gesehen hatte, klar und sympathisch auf. Zuerst machte ihn das nervös, dann schloß er daraus mit Folgerichtigkeit, daß es höchste Zeit sei, zu Bett zu gehen. Aber noch während er die Bartbinde, heute weniger sorg-

fältig als sonst, anlegte, sah er Martha vor sich: die hoch gewachsene Gestalt im schlichten, grauen Kleide, das lichtbraune Haar, den strengen, etwas schmalen Mund, die milden, grauen Augen. Er schüttelte den Kopf verdrießlich und blies das Licht aus.

Nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, stand Martha in sich versunken da. Sie hatte die Taille abgelegt, die Arme über die Brust gekreuzt, und ihre Hände deckten ihre nackten Schultern. Das Haar hatte sie gelöst. Ihre Augen suchten in der Ferne: sie sah sich als Kind wieder, in ihrem Herzen ein kindliches Lieben.

II.

Assessor Kleefeld hatte seinen Antrittsbesuch bei Präsident Günther gemacht und war freundschaftlich, beinahe herzlich empfangen worden. Fräulein Rosa war merklich erröthet, als sie, von der Mama gerufen, das Zimmer betrat. Und man gab ihm reichlich Gelegenheit, im Günther'schen Hause verhältnißmäßig ungezwungen aus- und einzugehen.

Aber um das bindende — oder, wie Frau Präsident Günther dachte, das erlösende Wort zu sprechen, hatte sich die rechte Gelegenheit nie finden lassen. Die Art des Verkehrs im Günther'schen Hause machte es für ihn beinahe zu einer Unmöglichkeit, mit Fräulein Rosa allein zu sein. Und etwas Feierliches sollte der Erklärung innewohnen, das war für ihn ausgemachte Sache. So beschloß Papa Günther, um dem Hangen und Bangen, das nachgerade auffällig wurde und ihm in seiner Stellung peinlich war, ein Ende zu machen, einen verspäteten Frühlingsball zu geben. Wo sehr Viele zusammen sind, da sind Zwei am leichtesten allein.

Kleefeld hatte die Absicht verstanden, und obwohl ihn die Nöthigung verletzte, war er entschlossen, seine Pflicht zu thun. Zu Hause hatte er sich so ungefähr zurecht gelegt, was er dem lieben Mädchen sagen wollte. Dann hatte er sich thunlichst früh auf den Weg gemacht, nachdem er seinen Frackanzug noch einmal kurz gemustert, sich vom guten, möglichst hohen Sitz des Scheitels in seinem kastanienbraunen Haar überzeugt und den braunen Augen, die ihm der Spiegel zeigte, einen energisch sieghaften, glücklichen Blick zugeworfen hatte. Cousine Martha vor dem entscheidenden Gange zu begegnen, hatte er vorgezogen zu vermeiden. Nicht als ob er den leisesten Grund dazu hatte, durchaus nicht; es war ihm eben angenehmer. Und er hatte sie wirklich nicht mehr gesehen.

Programmmäßig traf er bei Günthers als Erster ein. Der Lohndiener, der ihm den Paletot abnahm, empfing ihn mit würdevoll gütigem Anstand.

In dem guten Zimmer war die gesammte Günther'sche Familie, zu der außer Rosa noch zwei jüngere Schwestern und der Herr Referendar Günther gehörten, in zwangloser, erwartungsfreudiger Unterhaltung vereint. Ein Bild friedlich glücklichen Familienlebens. Wenn man sie so dasitzen sah, konnte und sollte man sich überzeugen, daß das immerhin großartige Fest, zu dem man übrigens das Mahagonibuffet aus dem Speisezimmer hatte entfernen müssen, im Grunde nicht die geringsten Umstände machte. Es war eben durchaus nichts Ungewöhnliches; es war beinah wie alle Tage.

Bei Kleefeld's Eintritt war Rosa merklich intensiver noch als sonst erröthet; ein Anblick, der die jüngste Schwester veranlaßte, den Bruder Referendar am Aermel zu zupfen. Präsident Günther aber wußte den Assessor nach kurzer, allgemeiner Unterhaltung geschickt zu einem Privatgespräch bei Seite zu ziehen. Man mußte dem jungen Mann Muth machen.

„Was ich sagen wollte," warf der Präsident nach knapper und freundlicher Erläuterung des neuen Gesetzes zur Reform des juristischen Studiums ein, „beinah hätt' ich's vergessen. Ich bin da neulich Ihrem hohen Chef in der juristischen Gesellschaft begegnet. Zufällig kam auch die Rede auf Sie — ich kann Ihnen nur gratuliren, lieber College. Eine hervorragende Arbeitskraft, sagte Excellenz. Und was Ihre Aussichten anbetrifft — Sie wissen, im preußischen Beamtenstande fragt man nur nach Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit. Da gelten nicht Geburt und nicht Familie" — der Präsident betonte das Wort leichthin — „sondern eben nur Leistungen. Auf die Persönlichkeit kommt es an. Wir müssen Persönlichkeiten in unseren hohen Stellen der Justiz und Verwaltung haben. Und so denke ich auch. Daß ich persönlich übrigens Alles, was mir bei meinem bescheidenen Einfluß zusteht, für Sie zu thun bereit bin, Herr College —"

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident," sagte Kleefeld in so schneidendem Ton, daß Günther ihn ganz erstaunt ansah. Zu rechter Zeit setzte das Eintreffen neuer Gäste der unliebsam werdenden Unterhaltung ein Ende.

Von dem übrigens durchaus correcten Verlauf des glänzenden Festes wurde Kleefeld kaum etwas gewahr. Daß die Günthers, die aus angesehener Beamtenfamilie stammten und sich mit ihrem schmalen Gehalt durchschlagen mußten, auf seine Familie herab sahen und die verwittwete Frau Küster, die in ihrer Jugend in einem Gemüsekeller hinter dem Ladentisch gestanden hatte, als eine sehr unbequeme Zugabe empfanden, war ihm durchaus nichts Erstaunliches. Die Anspielung auf seine Familie, so unzart sie war, mochte hingehen. Die hätte er eingesteckt, vielleicht wenigstens. Daß ihm der Präsident aber seine Protection anbot, als ob er darauf speculirte — wie kam der Mann dazu, das anzunehmen? Er brauchte keine Protection. Er wollte zeigen, daß sich auch ohne sie etwas erreichen ließe. Aus Schwiegervaters Gnaden wollte er nicht vorwärts kommen. — Es gibt eben Pläne, die scheitern. Dessen hatte er sich nicht zu schämen. Vielleicht ließ sich auch später einholen, was er heute versäumte. Jedenfalls war es ihm jetzt unmöglich, das entscheidende Wort zu sprechen. Wenn schon Präsident Günther, der ihn doch kennen mußte, annahm, daß ihm an seiner Protection gelegen sei — wie würden erst die Anderen urtheilen. Und man brüskirt nicht das Urtheil der Gesellschaft; wenigstens hatte er keine Veranlassung dazu.

Von Zeit zu Zeit beobachtete er Fräulein Günther verstohlen. Ein Glück, daß er sie nicht zu Tisch zu führen hatte; aber das hatten die Günthers von vornherein aus Tactgefühl vermieden. Er mußte sich übrigens eingestehen, daß sie in der Gesellschaft weit weniger zur Geltung kam als damals in der schweizer Pension. Ihr bescheidenes Figürchen und ihr blondes Köpfchen konnten sich nur noch eben gerade sehen lassen.

Sie wurde unruhiger, je weiter das Fest vorrückte, das mußte auch er gewahr werden. Es that ihm leid ihretwegen, aber, du lieber Gott, er konnte ihr auch nicht helfen. Oder sollte er sich vielleicht neben sie setzen, um sie von Interlaken zu unterhalten? Seinen Pflichttanz hatte er längst hinter sich; das hatte er gleich abgemacht, ehe die Sache peinlich wurde.

Beim Abschied benahmen sich die Günthers tadellos. Gesellschaftliche Bildung ist eben in jeder Lebenslage werthvoll. Und während er das Zweimarkstück herausnahm, das er dem Mädchen zu geben hatte, waren seine Gedanken noch bei dieser Scene: sie hatten dieselbe unerschütterliche, correcte Herzlichkeit gezeigt wie immer; und das mußte für jeden Einzelnen unter diesen Umständen kein Leichtes gewesen sein. Trotzdem kam es ihm vor, als ob er den Steg hinter sich ins Wasser gestürzt hätte.

Mit weit geöffnetem Ueberzieher, den Cylinder in die Stirn gerückt, schlenderte er von der Hohenzollernstraße, in der die Günthers wohnten, durch die Thiergarten- und Bellevuestraße nach Hause. Es war eine wohlige Frühsommernacht. Im Mondlicht zeichneten die Bäume groteske Schatten. Auf den Vorgärten der still gewordenen Häuser lag der Duft des Faulbaums. Eine einsame Droschke trottete an ihm vorüber. Aus der Ferne, leise, verhallend, das Geräusch der Großstadt.

Er fragte sich, wie ihm denn nun eigentlich zu Muthe sei, und mußte sich gestehen: recht wohl. Eigentlich war ihm eine Last vom Herzen gefallen. Er athmete etwas befreit auf. Natürlich hatte er nicht die Illusion, daß man, um zu heirathen, bis über die Ohren verliebt sein müsse; man schwärmt mit achtzehn Jahren und man verlobt sich mit dreißig. Uebrigens hatte er auch nicht einmal mit achtzehn Jahren sonderlich geschwärmt; er hatte das Leben immer ernst genommen.

Aber diese Verlobung war doch eine reiflich überlegte und ernst beschlossene gewesen. Alle Bedenklichkeiten hatte er sich selbst widerlegt. Und nun war er im Grunde einer Marotte gewichen. Wenn er das Mädchen heirathen wollte, konnte es ihm nicht ganz gleichgültig sein, was ihr Vater und Andere dachten? Geredet wurde so und so. Der Verlobungszauber, der ihm höchst peinlich war, mußte in jedem Fall einmal durchkostet werden, und ohne gerührte Erklärungen ging es nicht ab. Also?

War diese Cousine vielleicht doch zwischen ihn und Rosa getreten? War sie die Ursache, derzufolge er im Grunde froh darüber war, daß aus der Verlobung nichts geworden war?

Wenn er sich ganz ehrlich Rechenschaft darüber ablegte — er hatte die beiden Mädchen gern. Rosa gesellschaftlich gewandter, amüsanter, Martha ernster, charaktervoller. Man mußte sie wirklich beide, jede in ihrer Art, schätzen. Und vielleicht war ihm Martha doch noch lieber. Man hatte mehr an ihr.

Mit dem Bewußtsein aber, daß Martha ihn vielleicht unbewußt von Rosa entfernt hatte, kam ihm das quälende Gefühl der Scham. Er war fahnenflüchtig geworden. Sein Benehmen war eines Offiziers, eines preußischen Beamten unwürdig. Er hatte Hoffnungen erweckt und war seinen Verpflich-

tungen nicht nachgekommen. Und das Geschehene war so leicht nicht gut zu machen; vielleicht überhaupt nie. Kaum je war er in seinem Leben so mit sich uneins gewesen wie eben jetzt. Er beschleunigte seinen Schritt, um nach Hause zu kommen.

Ecke der Bellevuestraße und Potsdamerplatzes sprach ihn ein Bettler an. Er sah sich um; es waren zu viel Gaffer da. Das sentimentale Schauspiel, daß er einer simplen Straßenbettelei halber gerührt ins Portemonnaie griff, mochte er den Leuten nicht vorspielen. So ging er vorüber.

Und gleich darauf quälte es ihn, daß er so vorübergegangen war. „Gänzlich erblindet" hatte auf dem Schild gestanden, das der Bettler auf der Brust trug. Er hatte ihm leid gethan, und er hatte ihm doch nichts gegeben.

Sobald er aus der Leipzigerstraße rechts in die Mauerstraße einbog, sah er, daß im Wohnzimmer noch Licht war. Seine Mutter noch auf — da mußte etwas vorgefallen sein! Er sprang die Treppe hinan und riß die Wohnzimmerthür auf.

„Guten Abend," sagte Martha, stand auf und streckte ihm lächelnd die Hand hin; „ich wollte doch die Erste sein, Dir zu gratuliren."

Er starrte sie an, lachte dann möglichst hell auf und führte ihre Hand galant an seine Lippen. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er seinen Ueberzieher ab, deutete auf den Sophaplatz unter dem Bilde seines Vaters, setzte sich selbst auf den grünen Ripsfauteuil ihr gegenüber, zog eine Cigarre heraus und sagte endlich: „Du gestattest? Es ist eine Henry Clay. Ich hatte sie mir eingesteckt, weil ich gegen die Günther'schen Cigarren ein Mißtrauen hege. Und ich glaubte, heut' Abend in der Stimmung zu sein, etwas Besseres zu vertragen. Bis jetzt ist die Stimmung ausgeblieben, nun stellt sie sich ein." Er zündete die Cigarre an und that ein paar verständnißvolle Züge. „Vor allen Dingen, wie kommst Du auf die Idee, daß ich mich heut' Abend verloben würde?"

„So etwas entgeht uns Frauen selten," sagte sie mit einem feinen Lächeln. „Das liegt uns im Gefühl. Nun aber laß Dir endlich ernsthaft gratuliren und erzähle. Verlobungsgeschichten hören junge Mädchen immer gern;" und sie lächelte wieder, aber diesmal war es ein gezwungenes Lächeln.

„Ich habe mich nicht verlobt," sagte er sehr ernst.

„Du hast es wieder aufgeschoben?"

„Vielleicht für immer."

„Du thust Unrecht daran," sagte sie hart, trocken, schneidend.

„Oho, schönes Cousinchen."

„Ich kenne Fräulein Günther nicht, aber ich weiß, Du mußt ihr gegenüber unausgesprochene Verpflichtungen eingegangen sein, denen Du nun nicht nachkommst. Daß ihr Männer das nicht begreifen wollt! Du hast sie soweit mit Dir geführt, daß sie bereit ist, Deine Frau zu werden. Und Du weißt, was das für ein Mädchen bedeutet. Und jetzt läßt Du sie gehen, und sie kommt sich verschmäht vor, und Du gehst Deiner Wege. Sehr ritterlich gehandelt! Ich habe keinen Grund, mich zu scheuen, Dir gegenüber das rechte Wort zu brauchen: es ist ein Treubruch, so schlimm wie jeder andere. Und damit, gute Nacht."

Sie wollte aufstehen, aber er hielt sie zurück und sagte: „Bitte, höre mich an.“ Und dann nach einer Pause: „Alles, was Du eben gesagt hast, habe ich mir heut' Abend bereits selbst gesagt. Ich habe falsch gehandelt. Ich hätte zurückhaltender sein müssen, bis ich mir ganz klar geworden. Aber ich glaubte es zu sein. Und nun höre, wie es mir gegangen ist.“

Er erzählte ihr den Vorfall mit dem Präsidenten. Ihre einzige Antwort war ein Achselzucken.

Er wollte ärgerlich aufstehen, aber er besann sich eines Andern. Wieder nach einer Weile fügte er nachdenklich hinzu: „Ich sagte Dir, ich glaubte, mit mir im Reinen zu sein. Es war ein Irrthum. Das sehe ich am besten daraus, daß ich mich wahrhaft erleichtert fühle, seit ich den Gedanken an diese Verlobung aufgegeben habe. Denn das habe ich jetzt gethan.“

„Ich begreife nicht, wie man sich in einer Herzensfrage irren kann,“ sagte sie.

„Ich eigentlich auch nicht. Du kennst mich wohl genügend, um mir zuzutrauen, daß ich reiflich mit mir zu Rathe gegangen war. Ich spiele nicht leichtsinnig mit meinem Lebensglück; durchaus nicht. Ich weiß auch, was eine unglückliche Ehe für einen Mann zu bedeuten hat. Und da sage ich denn doch: ehe ich fürs Leben unglücklich werde, mache ich lieber ein Mädchen auf ein Vierteljahr, oder wie lange sie sich nun damit herumträgt, ‚unglücklich‘, wenn Du so willst.“

„Und was gibt Dir das Recht dazu? Ich hätte den Muth dieser Deiner Maxime nicht.“

„Das, was ich leiste oder vielmehr leisten werde. Meine Stellung als Beamter gibt mir dies Recht. Der Fürst hat selbst einmal gesagt, unglückliche Beamte könne er nicht brauchen. Da siehst Du's. Ich muß an mich denken, wenn ich dem Staat etwas leisten will. Sieh Dir doch den Fürsten selbst an. Er geht seinen Weg vorwärts, und ob er Hunderte zertreten müßte. Kennt er Mitleid? Er hat sich die Sentimentalitäten abgewöhnt, wenn er je daran gelitten haben sollte, was ich bezweifeln möchte. Er sieht sein Ziel vor sich, und das wird erreicht, und wenn der Weg dahin über zwanzig Schlachtfelder mit Zehntausenden von Gefallenen führen sollte. Und in dieser Nichtsentimentalität, oder wie Du's nennen willst, liegt ebenso sehr seine Größe wie in seinem Verstand und seinen andern Eigenschaften.“

„Aber die Vorrechte, die seine Größe ihm vielleicht gibt, kann doch nicht jeder Andere für sich in Anspruch nehmen!“

„Du kennst ihn nur zur Hälfte, wenn Du das sagst. Er ist nicht wie ein Pascha, der seine Befehle von seinen Dienern ausführen läßt. Er erfüllt seine Beamten mit seinem Geist; das ist es. Wir sollen kein todtes Werkzeug in seiner Hand sein, durchaus nicht. Sein Geist lebt in uns und handelt durch uns. Wir haben sozusagen sein Wollen in uns aufgenommen. Wir können ihm im einzelnen Fall widerstreben, dann sind wir aber in dem Einzelfall nur Bismarck'scher als der Bismarck selbst. Aber wir können ihn nicht verleugnen, denn wir haben Theil an seiner Größe. Wir sind die Glieder eines Organismus, dessen Seele er ist. Und darum muß unsere Zeit auch

groß und größer werden, weil er groß ist und wir in ihm." Er hatte wärmer gesprochen, als es seine Gewohnheit war; diese Dinge gingen ihm zu Herzen.

„Wie Du ihn bewunderst," sagte sie einfach; „und wie hoch Dir Dein Beruf steht. Aber ich denke, es ist jetzt Zeit, zu Bett zu gehen."

Sie nahm die Schiebelampe, die auf dem Tisch gestanden hatte und mit ihrer grünen Glocke ein mattes Licht verbreitete, und leuchtete ihm voran. Im Corridor öffnete sie die Thür zur Galerie und löschte dann die Lampe. Das Mondlicht fiel hell auf die Beiden, als er ihr auf der Galerie gute Nacht sagte. Ein Kater, der eben durch den Hof schlich (er gehörte dem kleinen gelähmten Mädchen des Böttchers im Erdgeschoß) machte auf seinem Spaziergang Halt, drehte den Kopf bedächtig und blinzelte sie verständnißvoll an.

„Ein guter Kamerad, dieses Cousinchen," dachte Kleefeld, als er die Thür zu seinem Zimmer öffnete. „Vielleicht der denkbar beste fürs Leben. Wer weiß, ob nicht mein Glück heut' für mich gehandelt hat. Abwarten und ausschlafen."

III.

Als Frau Küster Kleefeld am andern Morgen ihren Thron bestieg, war ein Glanz von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit über ihr rundliches Gesicht gebreitet. Mit ihren grauen, silbrigen Haaren, den röthlichen Hängebäckchen und der auf die Nasenspitze vorgeschobenen Brille sah sie wie die leibhaftige Zufriedenheit aus oder wie eine Gestalt auf einem Annoncenbildchen, die den Leuten nach dem Genuß der angepriesenen Speise eine gesegnete Mahlzeit wünscht. Und wirklich, sie war es herzensfroh, daß diese Verlobung, wie sie sich ausdrückte, ins Wasser gefallen war. Eine Präsidententochter war von vornherein in ihren Augen ein hochnäsiges, mageres, halbverhungertes Ding, das vom Kochen noch weniger verstand als Fanny, ihr Mädchen für Alles, bei der man ihrem Wort zufolge nie wissen konnte, ob nicht Rothkohl aus dem Topf herauskäme, in dem sie Grünkohl gekocht. Und gegen magere Menschen hatte sie in ihren caesarischen Instincten überhaupt eine Abneigung.

Ehrgeiz hatte sie nicht. Sie liebte ihre Ruhe und ein auskömmliches Leben und hätte beides nicht gegen alle Grafenkronen der Welt eingetauscht. Wäre der Junge mehr nach ihr geschlagen, so hätte er etwas Leichteres ergriffen und das Studiren Anderen überlassen, die nichts zuzusetzen hatten. Aber das Feldwebelblut des seligen Kleefeld ließ ihn nun einmal nicht zur Ruhe kommen. Denn der war immer ein Feldwebel geblieben, auch dem lieben Gott gegenüber in seiner Kirche. Und wenn er seiner tüchtigen Führung im Kriege halber die gute Stellung bekommen hatte, so hatte sein Herz nach wie vor dem Kriegsherrn gehört und nicht dem, der den Frieden zu bringen in die Welt gekommen war. Und so war der Junge eben auch. Nie hatte es Schöneres für ihn gegeben, als wenn der Vater von den Schlachten erzählte, die er mitgemacht hatte, und seinen Ehrgeiz wachrief. Sie aber dachte anders. Sie wollte ihre Ruhe haben und keinen Verkehr mit Kammergerichtspräsidenten.

Sie war auch klug genug zu wissen, daß die hochnäsige Gesellschaft sie doch nur über die Achseln angesehen haben würde. Sie war überhaupt eine

kluge Frau, die verwittwete Frau Küster Kleefeld. Wer hatte Kleefeld veranlaßt — armes Wort! — wer hatte ihn bei der Hand ergriffen und dahin geführt, die Ländereien des Gärtners Kluge in Schöneberg, dem sie nach und nach etliche tausend Mark geliehen hatten, bei der Subhastation für ein Spottgeld zu kaufen und so ein wohlhabender Mann zu werden? Wer hatte ihre Schwester und ihren halsstarrigen Schwager, den Eierhändler Karl Lindner, durch wahrhaft demosthenische Beredtsamkeit für die gleiche Speculation gewonnen? Wer anders als sie selbst? Und war es ihr gedankt worden? — Sie war eine kluge Frau, die verwittwete Frau Küster Kleefeld, und sie hatte für ihren Karl eine ganz andere Parthie ins Auge gefaßt als die Präsidententochter. Etwas Arbeitsames, Gesundes, Wohlhabendes wollte sie für ihren Jungen.

Aber da sie eine kluge Frau war, die in Wohlwollen herrschte, behielt sie ihre Absichten still für sich. Sie ordnete nur an, daß die kleinen Dienste, die für ihren Sohn zu leisten waren, von Martha selbst besorgt würden. Die Gewohnheit vermag viel, und wenn ein Mann sich an den Kaffee gewöhnt hat, den die Eine und keine Andere für ihn kocht (vorausgesetzt, daß er ihm schmeckt), dann ist er dieser Einen schon halb und halb verfallen. So dachte Frau Küster Kleefeld, und danach handelte sie.

Noch nie hatte sich Kleefeld im Elternhause so wohl gefühlt wie in diesen Wochen. Er hatte sich einen Tisch ans Fenster des Eßzimmers, das nach vorn gelegen war und den Blick auf die Kirche hatte, gerückt, und dieser Tisch war bald mit Acten und Büchern bedeckt. Jeden Morgen fand er ihn aufgeräumt, und zwar in einer Art und Weise, die er sich gefallen lassen konnte; was zusammengehörte, war mit Verständniß zusammengelegt. Auch war es nicht zu leugnen, daß ihm der Morgenkaffee sehr gut schmeckte; man brauchte keineswegs an das Pritzwalker Gebräu gewöhnt zu sein, um ihn gut zu finden: — und was das Wunderbarste war, Kleefeld, der ein schneller und sehr energischer Arbeiter war, ließ sich sehr bereitwillig zu einer längeren Arbeitspause verführen, wenn Martha so gegen halb elf Uhr vormittags in ihrer weißen Schürze erschien und ihm auf einem Tablettchen sein Frühstück präsentirte. Und wie verstand es die corpulente alte Dame, die doch die Welt im Grunde nur noch aus ihrem Spion kannte, den Gesprächen bei Tisch Leben und Würze zu geben. Man sprach eigentlich nur über gleichgültige Dinge; aber gerade darin lag der Reiz dieser Unterhaltung, denn es saßen da drei Menschen zusammen, von denen jeder seine eigenen Ansichten hatte. Und nur wenn er mit Martha allein war, sprachen sie gelegentlich über ernstere Fragen. Auch stockte dann zuweilen das Gespräch.

Wie Tauben um eine Kirchthurmspitze, so kreisten die Unterhaltungen der drei Hausgenossen in diesen Tagen um die Geburtstagsfeier von Mama Kleefeld. Frau Kleefeld hatte einen Widerwillen gegen Ueberraschungen, beinahe war es eine abergläubische Furcht; alles, was an diesem wichtigen Tage geschah, mußte vorher ihre allerhöchste Genehmigung erfahren haben. Auch hatte sie es sich ein für alle Mal verbeten, mit Nachdruck verbeten, daß man sich unterstände, ihr irgend etwas zu schenken. Sie hatte, wessen sie bedurfte, und

neue Gegenstände um sich zu sehen, war ihr ein Greuel. An diesem Tage beschenkte sie die Ihrigen und ihre Freunde, und zwar mit einer Gesellschaft.

Vorher nun wurde Alles zu dieser Gesellschaft bis ins Kleinste berathen, und das war ein Anlaß für die wohlwollende alte Dame, in lebhaften Farben zu schildern, wie thöricht, wie ungelenk sich der und jener bei dieser oder jener Gelegenheit benehmen würde, wobei mancher verstaubte alte Klatsch fein gesäubert wieder vorgeführt wurde. Die ganze Gesellschaft war dann schließlich nur eine Probe auf ihr Exempel. Und so lustig war das Alles, daß der Herr Assessor Kleefeld sich auch für seine Abende so sehr an das Haus gewöhnte, daß er kaum noch zu dem Stammtisch im Dreherbräu erschien, dem er seit seiner Referendarszeit angehörte. Ueberzeugte sich aber die alte Dame, daß er wieder einmal zu Hause blieb und sich das Tivolibier in Flaschen munden ließ, dann zwinkerten ihre kleinen Aeuglein listig, und sie sagte wohl so ganz von ungefähr: „Wie wär' es, Martha, wenn Du uns noch eine bessere Tasse Thee machtest? — Nicht doch! mach' ihn nur hier im Zimmer!" — —

Eines Tages wurde der Assessor Kleefeld in das Privatzimmer seines hohen Chef's beschieden. Der alte Herr empfing ihn mit großer Freundlichkeit, hieß ihn neben sich auf das Sopha niedersetzen (was unter den jüngeren Collegen als eine Auszeichnung galt), und nach ein paar allgemeinen Bemerkungen sagte er:

„Weshalb ich Sie zu mir gebeten habe. Die japanische Regierung hat sich an uns mit der Bitte gewandt, ihr auf die Dauer von zunächst fünf Jahren einige jüngere Kräfte zu einer Reform des Verwaltungswesens und der Justiz zur Verfügung zu stellen. Sie wissen, man nimmt es jetzt in Japan mit einer Organisation nach europäischem, ich darf sagen deutschem Vorbilde ernst. Unsere Regierung ist denn auch deshalb auf diese Bitte eingegangen — die Gehaltsverhältnisse der betreffenden Herren sind in einer sehr annehmbaren Weise geregelt worden — und der Herr Reichskanzler hat sich auch an mich mit dem Ersuchen gewendet, ihm einen Herrn zu diesem Zweck vorzuschlagen. Ich habe nun in erster Linie an Sie gedacht."

„Ich bitte um die gütige Erlaubniß, Excellenz, zunächst meinen Dank dafür aussprechen zu dürfen."

„Ich seh' es Ihnen an, ein Aber steht auf Ihrem Gesicht, und das ist ja auch nur durchaus natürlich. So etwas will reiflich überlegt sein, und die nöthige Zeit dazu soll Ihnen gelassen werden. Was meine Wahl zunächst gerade auf Sie gelenkt hat, das will ich Ihnen sagen. Ich glaube, daß Sie den Posten ausfüllen, gut ausfüllen werden. Sodann aber, Sie sind durch Ihre Familienverhältnisse vielleicht weniger gebunden als andere. Sie sind unverheirathet, soviel ich weiß, auch nicht verlobt —?"

„Gewiß, Excellenz."

„Und," der alte Herr sah ihn mit einem feinen Blick prüfend, dann lächelnd an, „die Absicht, sich zu binden liegt Ihnen wohl auch noch fern — vielleicht denken Sie überhaupt nicht daran — natürlich, ich möchte mich durchaus nicht in Ihre privaten Angelegenheiten eindrängen —"

„Ich würde jedenfalls immer, wo es sich um die Interessen meines Berufes handelt, persönlichen Wünschen keinerlei Spielraum geben."

„Das ist's, was ich von Ihnen voraussetzte; ganz recht." Ein mildes, ernstes Lächeln glitt über die Züge des alten Herrn: „Damit wäre wohl ein Hauptbedenken beseitigt."

„Ich weiß nicht, ob Excellenz mir gestatten, eine persönliche Frage auszusprechen?"

„Ich bitte darum."

„Es wäre für mich von entscheidender Bedeutung, zu wissen, ob Excellenz die Annahme der Stellung für meine Ausbildung wünschenswerth erachten oder überhaupt wünschen."

„Durchaus nicht. Ich meine, Sie werden Ihren Weg schon machen; und brauchen können wir Sie auch hier jederzeit."

„Dann möchte ich Excellenz bitten, von mir absehen zu wollen. Hier weiß ich, wofür ich arbeite, dort wüßte ich's nicht. Ich käme mir wie ein Söldner vor, der für seinen Sold Pflichten zu erfüllen hat."

„Nun, man dient der Menschheit doch auch, wenn man einmal dem Theil zu Diensten ist, der statt des weißen gelben Teint hat."

„Ich muß gestehen, daß mein persönliches Empfinden für die Menschheit über die schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle nicht sehr weit hinausreicht. Ich glaube gern, daß das eine Beschränktheit ist, aber sie steckt mir im Blute. Mein Vater war ein preußischer Feldwebel" — er wollte das im Ton überzeugten Stolzes sagen, aber er fühlte, daß seine Stimme ein wenig zitterte.

Wieder stand das wehmüthige Lächeln, das über die freundlichen Züge des alten Herrn huschte, in einer Art von Widerspruch mit seinen Worten, als er sagte: „Wir können Leute von Ihrer Beschränktheit hier sehr wohl brauchen. Wir haben sie sogar nöthig." — Eine gütige Handbewegung, und Kleefeld war entlassen.

Merkwürdig, war sein erster Gedanke, nachdem er ins Freie gekommen war, wie sehr ihn der alte Herr verkannte. Daß er von ihm dachte, er würde nicht heirathen! O ja, er würde heirathen. Und er war sich auch klar darüber, wen er heirathen würde. — Oder sollte die Excellenz etwas von seinem Werben um Fräulein Günther gehört haben? Das mußte es sein. Darum, dachte er, würde er überhaupt nicht heirathen. Da war der Irrthum allerdings begreiflich.

Zu Haus erzählte Kleefeld von dem Allen nichts. Ueber berufliche Dinge zu sprechen, auch wenn sie nicht discreter Natur waren, war ihm unsympathisch.

An Frau Kleefeld's Geburtstag, der nun endlich herangerückt war, gab sich die Festlichkeit des Tages zunächst darin kund, daß es Mittags nur Jauersche Würstchen mit Bratkartoffeln gab. Das sollte einerseits die Empfänglichkeit für die Genüsse des Abends erhöhen, hauptsächlich aber Fanny für die Aufgaben, die der große Tag an sie stellte, Zeit und Muße geben. Und wirklich, Fanny strengte sich an und bewährte sich; sie war erst ein halbes Jahr im Kleefeld'schen Hause und glaubte noch an Trinkgelder — ein Glaube, der übrigens nicht einmal getäuscht wurde, da die Frau Küster ihr am anderen Morgen ein Zehnmarkstück mit der Bemerkung einhändigte, die Gäste hätten es ihr für sie übermittelt.

Zu sieben Uhr, „bitte recht pünktlich", waren die Einladungen ergangen. Es war eben sechs vorbei, als Tante Kruschki mit ihrer ältlichen Tochter, von Mama Kleefeld die „Spätherbstblüthe" genannt, auf dem Plan erschien. Darob warf die verwittwete Frau Küster ihrem Sohn und ihrer Nichte einen sieghaften Blick zu, denn sie hatte es vorausgesagt. Sie muthmaßte, Tante Kruschki käme immer deshalb so früh, um sie in Verlegenheit zu setzen, ein Plan, der an ihrer Kriegsbereitschaft jedenfalls scheitern mußte, zumal sich das Manöver Jahr für Jahr wiederholte.

„Meine liebe Rosalie," sagte Tante Kruschki, „Du wunderst Dich gewiß, daß wir Dir unsere Glückwünsche diesmal so früh bringen. Aber es war mir ein wirkliches Herzensbedürfniß, Euch vor den Andern zu sprechen. — Ach! und der Herr Assessor. Oder sind wir schon Rechtsanwalt, Karlchen?" Auch diese Begrüßung war von Frau Kleefeld vorausgesagt worden, und doch empfand Kleefeld sie ärgerlich. Rechtsanwälte waren in seinen Augen natürlich sehr ehrenwerth, aber doch so etwas wie Juristen zweiter Classe.

„Immer noch Assessor, liebe Tante", war das Einzige, was er erwiderte. Aber er hätte gar nichts zu sagen brauchen, Tante Kruschki hätte es nicht bemerkt. Um der Antwort willen fragte sie nicht. Die Frage war bei ihr eine Höflichkeitsform, und zudem gerieth sie eben Martha gegenüber in einen förmlichen Herzlichkeitssturm.

Karl beobachtete, wie Martha sich dabei benahm. Sie war ruhig und bescheiden wie immer und schien die Situation durchaus nicht komisch zu nehmen; im Gegentheil, sie schien auch für diese geschraubte Herzlichkeit dankbar zu sein.

Es war endlich gelungen, die Gesellschaft im Wohnzimmer auf den grünen Ripsfauteuils zum Sitzen zu bringen und Thee mit Gebäck herumzureichen. Tante Kruschki brachte das Gespräch sogleich auf den Kirchenbesuch und — „ich sage Dir, vorigen Sonntag — er hat wieder einmal gesprochen — ich habe mich immer nach Euch umgesehen, ob vielleicht einer von Euch da wäre — und dabei so ergreifend, daß mir die Thränen in den Augen standen, und so erbaulich. Und vor Kurzem — wann war's doch? — Montag nach Quasimodo — es ist Nachmittag, und ich gerade beim Wäscheaussuchen, da klingelt's — wer ist es? — unser Pank. Und Susannchen" — sie warf ihrer Tochter, die zu erröthen versuchte, einen Blick voll mütterlicher Bewunderung zu — „wäre eine seiner treusten Helferinnen in der Sonntagsschule, hat er gesagt." Tante Kruschki brachte im ersten Treffen immer das Gespräch auf ihren „Verkehr" mit Pank. War sie auch nur eine Frau, die sich kümmerlich durchschlagen mußte, ihrer socialen Stellung nach war sie durch diesen Verkehr den reichen Küsters entschieden überlegen. Nur daß dieser seine Schachzug gegen Mama Kleefeld ein verlorener war, da letztere die materiellen Güter den geistigen, wie geistlichen entschieden vorzog. Ihre einzige Antwort bestand denn auch darin, daß sie den Teller mit dem Theegebäck Susannchen hinhielt.

„Nimm Dir nur ordentlich. Man hat das nicht alle Tage. Es ist von Schilling." Und sie befolgte selbst den Rath, den sie dem Nichtchen gab.

Gegen dreiviertelsieben ertönte die Klingel wieder, und es glitt mit bescheidenen Verbeugungen Provisor Beetz zur Thür herein. Er war Susanne's Brackenburg, nun schon seit vier oder fünf Jahren, ein kleines Figürchen, mager, mit spärlichem, blondem Haarwuchs, goldener Brille und verlegenem Lächeln. Ihretwegen kam er jedes Jahr zu der Geburtstagsfeier so ungeziemlich früh; sie seinetwegen. Aber trotz Mama Kruschki's energischer Hülfeleistung war das die einzige Art, in der er seine Liebe bekannte. — Der Platz neben Susanne, den Martha bisher inne gehabt, wurde auf Mama Kleefeld's energischen Wink für ihn frei. Er erröthete, nahm ihn ein und schwieg weiter.

Wieder wurde das Predigerthema aufgenommen. Karl erklärte sich für Kögel und fragte Martha, die neben ihn zu sitzen gekommen war, nach ihrer Ansicht. Sie sagte, sie sei so lange nicht mehr dazu gekommen, in die Kirche zu gehen, daß sie nicht recht mitsprechen könne. Er sah sie erstaunt und fragend an; dann aber mußte er sich gestehen, daß von ihm selbst durchaus dasselbe gelte.

Schlag sieben erschien der Rest der Gesellschaft, zunächst die Familie Heinrich (er hatte ein Colonialwarengeschäft Ecke Markgrafen- und Kochstraße) mit Frau, zwei Töchtern und deren Verlobten. Von Julchen, der älteren Tochter, die blond, wohlerzogen und ein bißchen dumm war, sagte Mama Kleefeld: „Keinen Tropfen trinkt das Huhn, ohne einen Blick zum Himmel auf zu thun" — was sie in ihrem Gerechtigkeitsgefühl dazu veranlaßte, den zweiten Theil der Strophe, von der wackelschwänzigen Gans, auf das bewegliche Gustchen anzuwenden. Die aber war durchaus kein Gänschen. Schon daß sie ihre Verlobung mit Herrn Lehweß, einem flotten Geschäftsreisenden, durchgesetzt hatte, der sich trotz seines Versprechens noch immer nicht hatte taufen lassen — „der Kunden wegen," entschuldigte er sich —, daß sie diese Verlobung durchgesetzt hatte, sprach für ihren Verstand und Charakter. Dagegen war Julchen dem ganz einwandfreien Postassistenten Hofmeister anheimgefallen.

Zuletzt erschien Lehrer Hahn mit seiner Frau. Er war Lehrer an der Vorschule eines Gymnasiums, also beinah Gymnasiallehrer, und hatte somit als Vornehmster die Verpflichtung, zuletzt zu kommen. Er war der besondere Vertraute von Frau Kleefeld, die in ihm den Collegen ihres verstorbenen zarten Jugendfreundes Band ehrte und liebte. Noch vor zwei Jahren durfte sie bei seinem Erscheinen sagen: „Alle Neun! Der König zuletzt." Aber seit der Verlobung der beiden Heinrich'schen Töchter war die Zahl ihrer Gäste auf elf angewachsen, und ihr damit dieser Witz abgeschnitten.

Nicht gewachsen waren dagegen die beiden kleinen Vorderzimmer der Kleefeld'schen Wohnung, die man für Gesellschaftszwecke zur Verfügung hatte. Und so lange man des Eintritts in das Eßzimmer zu harren hatte, war man auf das Wohn- und Thronzimmer allein angewiesen. Der jüngere und größere Theil der Gesellschaft hatte denn auch der kommenden Genüsse vorerst stehend gewärtig zu sein, und so konnte eine allgemeine Unterhaltung nicht zu Stande kommen. Jeder unterhielt sich mit seinem Nachbar oder schwieg sich aus, und mit einem Achselzucken gewahrte Kleefeld, daß Herr Lehweß seinem

Gustchen zumeist heimlich ins Ohr flüsterte. Martha ging gewandt von dem Einen zum Andern: für jeden hatte sie ein paar freundliche Worte, und dem Provisor Beetz schien sie einen ganzen Katechismus abzufragen.

Als eine allgemeine Erlösung wurde es empfunden, als Fanny endlich die Thür zum Eßzimmer öffnete. Der freundliche Geruch eines wohl gelungenen Kalbsbratens schlug der Gesellschaft entgegen. „Ah, ein Kalbsbraten, mein Leibgericht!“ sagte Herr Hahn, sein Embonpoint streichelnd. Und galant reichte er der rundlichen Wirthin den Arm.

Nach verschiedenem Hin und Her, zu Folge sich widersprechender Bestimmungen, fand die Gesellschaft endlich in schönster Ordnung unter der goldigen Zinkgußkrone Platz. Tante Kruschki's Blick fiel auf die beiden Schlachtenbilder in Buntstich, „Die Erstürmung der Düppler Schanzen“ und „Das Bombardement eines dänischen Kriegsschiffes“, die neben dem Mahagonibuffet hingen, und sie sagte: „Nein, diese Schlachten! Wie schrecklich.“

Das Gespräch wollte eben den gewohnten Gang zu den Kriegsthaten des seligen Kleefeld nehmen, als Assessor Kleefeld beinahe brüsk das Wort ergriff: „Du sagst, es ist etwas Schreckliches um die Schlachten, liebe Tante, und das wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen. Aber Kriege sind eine Nothwendigkeit. Nicht deshalb, weil von Zeit zu Zeit Grenzstreitigkeiten oder politische Conflicte mit dem Schwert gelöst werden müssen. Sie sind eine Nothwendigkeit für uns Männer.“ Ein allgemeines Murmeln des Erstaunens war die Antwort. Kleefeld sah Martha an, die auf ihren Teller niederblickte, und fuhr dann sehr bestimmt fort: „Jawohl, eine Nothwendigkeit. Worauf steht unser Leben und unser Wirken? Auf dem Muth. Wir können hoffen, wir Jüngeren, daß wir muthig und tapfer sind Aber, haben wir es bewiesen? Ich meine, mit unserm Blut bewiesen? Ein rechter Mann muß die Sehnsucht empfinden, diesen Beweis führen zu können; nicht Andern, sondern sich selbst. In langen Friedenszeiten verkümmert der Mann. Da wird die Geltung des persönlichen Muthes von irgend einer liberalen Phrase verdrängt, und Sentimentalitäten beeinflussen das Handeln. Man braucht nur an ein edles Pferd zu denken, das will auf die Rennbahn, um seine Kräfte zu zeigen. Im Krieg kann der Mann seine Kraft ganz entfalten, alle weichherzigen Rücksichten des Friedens fallen von ihm ab, und darum wünsch' ich mir, noch ein Mal einen Krieg mitmachen zu dürfen, und darum sage ich, es ist etwas Schönes um den Krieg.“

Herr Lehweß, der am anderen Ende des Tisches saß, stand auf und hob sein Glas: „Herr Assessor, ich gestatte mir auf Ihr ganz Specielles.“

Auf Martha hatten Kleefeld's Worte des Eindrucks nicht ganz verfehlt. Aber nach einer kurzen Pause sagte sie: „Du hast über Deinen vielleicht berechtigten Wünschen das Allgemeinwohl vergessen. Wie Du das sagst, klingt es sehr egoistisch. Denke an die Verwittweten und Verwaisten; was die zu tragen haben, fällt schwerer ins Gewicht als Alles, was Ihr gewinnen könnt. Und gerade Du wirst in Deinem Amt oft genug Gelegenheit haben, Dich ungerecht Verfolgter annehmen zu können; dabei bewährt sich dann doch auch Dein Muth.“

„Wir wollen auch Derer nicht vergessen," sagte Herr Hahn, „die in Friedenszeiten an die treue Erfüllung eines friedfertigen Berufes muthig ihr Leben setzen. Ich denke an meinen allzufrüh verewigten Freund und Studiengenossen" — er betonte das Wort — „Band. Jahre lang hat er noch treu seinen Unterricht ertheilt, obgleich ihm die tückische Krankheit in der Brust saß. Herr Assessor, ich sage, das war Heldenthum, und Ihre Frau Mama wird mir das bestätigen. Und" — er stand schwerfällig auf — „meine verehrten Festgenossen! Unter uns ist eine Frau, die dem Helden des Friedens, von dem ich sprach, eine verständnißvolle Freundin gewesen ist und unserm verewigten Kleefeld, einem der Helden von Düppel, eine treue, liebende Frau war. Ihr Leben stellt, wenn ich so sagen darf, die schönste Vereinigung der widerstreitenden Auffassungen, die hier zu Worte gekommen sind, dar . . . dar. Und diese Frau feiert heut' ihren Geburtstag, an dem sie wieder ein Jahr — jünger geworden ist. Sie werden Alle mit mir einstimmen, wenn ich sage: unsre Wirthin, sie lebe hoch! — eins, zwei: hoch! Und zum dritten Male, eins, zwei: hoch!"

Nachdem das Anstoßen überstanden war, und Frau Kleefeld mit dem Taschentuch gerührt über die Augen gefahren war, sagte sie: „Ja, lieber Hahn, es waren schöne Zeiten, als wir noch jung waren. Es war eben Alles damals so ganz anders. Neben uns, Sie wissen ja, in der Neuen Grünstraße, wohnte eine junge Wittwe. Man sagte aber, ihr Mann sei gar nicht todt, sondern wie man so redet . . . Und wenn die in ihrem Kummer sang, und ich hatte das Fenster auf beim Staubwischen, so ergreifend war es, daß einem die hellen Thränen die Backen herunter liefen. Es war eben damals Alles noch so poetisch. Und das Gefühlvolle stirbt überhaupt aus" . . . Frau Kleefeld merkte, daß ihr Gemüth, wie sie es nannte, wieder einmal mit ihr durchging, und da sie eine kluge Frau war, suchte sie nach einem Blitzableiter: „Herr Provisor Beetz, Sie haben uns aber noch gar nicht gesagt, wie Sie über den Muth denken." — Der also Angeredete fuhr scheu auf und sah sich fragend im Kreise um. Aber aller Blicke bestätigten ihm lächelnd, daß er nun schon einmal etwas sagen müsse.

„Der Muth . . . was ich da sagen soll . . . der Muth, ich denke, man kann ihn auch im Frieden haben. Wenn man ihn hat, das heißt, ich glaube wohl, man hat ihn meistens nicht. Bei meinem Berufe, wenn man seine Pillen dreht und seine Arzeneien mischt, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, sehr geübt wird er dabei nicht, der Muth. Aber man denkt ja auch über so Manches nach, und da sagt man sich, etwas Schönes ist's schon um den Muth; etwas sehr, sehr Schönes. Und als ich noch ein Junge war, ich war eben vierzehn und meine Schwester zwölf, und wir mit andern Kindern am Teich spielten, da fiel eins hinein. Und ich stand, wie ich so war, ich stand so da. Und meine Schwester gleich hinein ins Wasser und das Kind heraus geholt. Da hab' ich's denn gesehen, daß ich den Muth nicht hatte. Und ist auch später nicht mehr gekommen. Der Muth ist eben auch eine Gabe vom lieben Gott, er gibt ihn oder gibt ihn nicht, nehmen kann man ihn sich nicht. Aber wer ihn bekommen hat, der ist glücklich, ja, der ist sehr glücklich und soll dem

lieben Gott dafür danken. Ich hab' ihn nicht bekommen und muß auch zufrieden und dankbar sein. Aber das sag' ich: etwas Schönes, etwas sehr Schönes ist's um den Muth."

Seine Worte hatten eine eigenartige Wirkung auf die Gesellschaft geübt. Man war ernst geworden, während er sprach. Es war, als hätte man mitten unter gleichgültigem Geplauder etwas wie einen Ruf aus irgend welcher Ferne vernommen. Und der Spätherbstblüthe war das Weinen nahe.

Inzwischen war der Kalbsbraten sammt seinem Gefolge von Apfelmus und Preißelbeeren abservirt worden. Inmitten des Tisches erschien eine gewaltige Kaiser Wilhelm-Torte, die besonderer Bestellung zufolge gleich in große Stücke geschnitten war. Die nahm zunächst alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch.

Karl vermied es, das Gespräch wieder an sich zu ziehen. Es war ihm leid um das, was er gesagt hatte. Nicht als ob er nicht ständig das Sehnen gefühlt hätte, allen Aktenstaub einmal von sich zu thun und mit dem Degen in der Hand mitzuthaten. Aber Martha hatte Recht, es war kindlicher Egoismus, darum einen Krieg herbeizuwünschen. Und man zeigt seine Gefühle doch überhaupt nicht. Das mochten junge Dächse von Sekondlieutenants thun, nicht er; und er hatte auch wirklich nur aus einer Augenblicksstimmung heraus gesprochen. Die Art und Weise aber, wie Martha ihm geantwortet, hatte ihm wohlgethan. So spricht ein Mädchen doch nur zu dem, der ihr zum Mindesten nicht ganz gleichgültig ist. Sie hatte ihn ernster genommen, als er es in diesem Augenblick verdiente. Ueberhaupt, sie hatte ihm den ganzen Abend einen stark sympathischen Eindruck gemacht. Sie bewegte sich in dieser Gesellschaft, als ob sie ganz dazu gehörte, und doch bekundete jede Bewegung, jedes Wort, daß sie ihrem Wesen nach in eine andre, in seine Gesellschaftssphäre gehörte. Woher hatte sie das? Ihr Vater hatte ein kleines Eier- und Buttergeschäft betrieben und hatte sich erst ganz zuletzt als echter, rechter Bourgeois eine Reise in die Schweiz gestattet. Zu Hause blieb er ein Sechserrentier, mit Einkünften, die er auf die hohe Kante legte.

Eins war sicher: wenn er Martha heirathete — und war er nicht im Grunde schon jetzt dazu entschlossen? — dann erhob er sie nur in die Sphäre, der sie innerlich längst angehörte. Und das war für ihn selbst sehr werthvoll. Seine Frau mußte sich in der Gesellschaft zu benehmen wissen.

Es war spät geworden, und man dachte bereits an den Aufbruch, als Herr Lehweß ans Glas schlug und sich erhob:

„Meine Damen und Herren! Sie werden denken, ich erhebe mich, um unserer jugendlichen Wirthin zu danken. Das thue ich nicht. Jeder Dank ist überflüssig. Sie hat gesehen, wie wohl wir uns dies Jahr wieder in ihrem Hause gefühlt haben, und das ist ihr schönster Dank. Ich möchte mir einen Vorschlag erlauben. Wir Alle freuen uns des gemeinsamen Zusammenseins, und das ist neben dem Verdienst unserer liebenswürdigen Wirthin auch unser höchst eigenes. Meine Damen und Herren, ich schlage vor, emancipiren wir uns. Ich schlage vor, wir machen eine gemeinsame Landpartie, mal des Sonntags."

Seine Rede wurde mit Jubel aufgenommen. Nach lebhaftem Sträuben und wiederholten Versicherungen, sie sei dazu zu alt, willigte sogar Mama Kleefeld ein, an dem Ausflug Theil zu nehmen. Man einigte sich im Feuereifer sogleich auf den nächsten Sonntag. Natürlich für Alle ein Kremser! Herr Hahn wurde zum Festarrangeur ernannt, mit dictatorischer Gewalt: er sollte mit seinen Bestimmungen die Gesellschaft überraschen. Auch die Wahl des Ziels blieb ihm anheimgegeben. Nicht einmal ihre Proteste gegen Ueberraschungen verhalfen Frau Kleefeld zu irgend etwas.

Der Einzige, der den Plan ernstlich mißbilligte, war Kleefeld selbst. Bei seinem delicaten Verhältniß zu Martha konnte solch' Zusammensein ohne gesellschaftlichen Zwang und womöglich in animirter Stimmung leicht zu einer Uebereilung führen. Als viel umworbener Assessor hatte er längst ein Mißtrauen gegen Landpartien, und in seiner jetzigen Lage war ein dilatorisches Verhalten das allein angebrachte. Aber es blieb auch ihm nichts übrig, als scheinbar freudig einzustimmen. Um so mehr würde er auf seiner Hut sein.

IV.

Am nächsten Sonntag, es war ein freudiger Sommertag, versammelte sich die Gesellschaft pünktlich um elf Uhr am Spittelmarkt, wo der Kremser ihrer harrte. Martha konnte es sich als ein besonderes Verdienst anrechnen, Frau Küster Kleefeld zeitig an Ort und Stelle geschafft zu haben: die Vorbereitungen, deren es bedurfte, um die alte Dame landpartiemäßig auszurüsten, waren nicht geringe.

Als man Platz genommen hatte, und das Gefährt sich schwerfällig in Bewegung setzte, nannte Herr Hahn, der zur Feier des Tages eine weiße Weste unter dem strohgelben Anzug trug, der Gesellschaft das Reiseziel. Er hatte die Krumme Lanke gewählt, und sein Beschluß wurde mit lauter Anerkennung begrüßt.

In dem Schatten des Grunewalds stimmten die Damen ein Lied an, zu dem Herr Hahn den Tact schlug. Sogar zweistimmig versuchte man sich, und es gelang über Erwarten. An Ort und Stelle angekommen, bestellte man vor allen Dingen das Mittagessen. Hammelbraten war vorräthig und sehr zu empfehlen, also wählte man den. Nachher für je zwei Personen eine Omelette aux Confitures. Bis das Alles zubereitet war und der Tisch im Freien gedeckt wurde, erging man sich an den Ufern des Sees.

Nach Tisch zogen die älteren Herrschaften sich auf „ein Viertelstündchen" zurück, wofür namentlich Frau Küster Kleefeld warm plaidirt hatte. Um vier allgemeines Stelldichein auf der Terrasse. Bis dahin sollte sich die Jugend selbst überlassen bleiben.

Der Augenblick war also gekommen, den Kleefeld ärgerlich vorausgesehen hatte. Daß er auf Martha angewiesen war und Martha auf ihn, war eine Thatsache, gegen die es kein Auflehnen gab. Keiner von ihnen konnte drittes Rad bei den Brautpaaren spielen, und der Provisor Beetz wandelte beharrlich neben der Spätherbstblüthe einher — manchmal hatte es sogar den Anschein, als unterhielte er sich. Beide mußten also mit einander gehen, obwohl es Kleefeld einmal so vorkam, als ob auch Martha es gern vermieden hätte:

Alles, was man thun konnte, war Acht geben, daß man von der übrigen Gesellschaft nicht getrennt wurde.

Aber auch das war leicht gesagt, schwer gethan: Herr Lehweß und Gustchen waren von vornherein verschwunden. Nach fünf Minuten bemerkte Kleefeld zu seinem Kummer, daß sie mit dem Provisorpaar allein waren. Und nach weiteren fünf Minuten waren auch die nicht mehr zu sehen und zu hören.

In möglichst gleichgültigem Ton unterhielt sich Kleefeld über möglichst gleichgültige Dinge. Aber gerade das, fühlte er, hatte etwas Gemachtes, Unnatürliches! Und die Sonne kam und warf ihre Lichter zwischen die Kiefernstämme, und der Nadelboden schien aufzugrünen, und das Wäldchen wurde zum Walde, fernab von Wirklichkeit und Gegenwart. Durch die kahlen Stämme der Kiefern glitzerte der See, Nadelduft brütete in der Luft, und vertraulich grüßten Vogelstimmen. Ueber ihnen durch das grüne Dach ein blauer Himmel. Unter ihnen seidenglatt der Nadelboden. Sie beide allein . . . Eine Weile waren sie dahin geschritten, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich des Schweigens bewußt zu werden.

Und dann aus diesem Schweigen heraus sagte er:

„Du gehst auch nicht mehr oft in die Kirche, hast Du neulich gesagt?"

„Die Kirche hat mich so oft um die Kirchenstimmung gebracht," sagte sie einfach. „Wir haben ja so viel gute Prediger, aber sie sprechen so anders, als die Bibel spricht. Ich meine nicht dem Sinn, sondern nur der Form nach. Aber auch das stört mich oft. Und dann hat man doch jeden Tag andere Dinge vor Gott auf seinem Herzen. Und da geht dann eine Predigt an einem vorüber. Und mich mit meinen Bedürfnissen dem Kirchenjahr anzupassen, vermag ich auch nicht. Für mich ist manchmal Advent, wenn man Ostern läutet."

„Ich wollte, für mich käme ein einziges Mal ein Pfingsten," sagte er sehr ernst.

„Wie meinst Du das?"

„Ich fühle, daß es eine Nothwendigkeit ist, religiös zu sein, und bin es nicht. Das Gefühl geht mir schlechterdings ab. Ich empfinde dem Allen gegenüber nichts und weiß doch, daß religiöses Empfinden für jeden Menschen nützlich und förderlich ist. Glaube mir, ich gehöre nicht zu denen, die sagen, die Religion muß dem Volke erhalten werden. Ich bin überzeugt davon, wir brauchen sie Alle, aber — ich brauche sie nicht. Ich habe keine Beziehungen zu dem Jenseits, obwohl ich überzeugt bin, wenigstens überzeugt sein will, daß es ein Jenseits gibt. Aber ich vergesse es manchmal Monate lang."

„Und dann sehnst Du Dich wieder nach Gott?"

„Sehnen? Nein."

„Aber Du denkst an ihn?"

„Ja, in Sachen der Lebensanschauung fühle ich, daß ich die Ethik der Religion in mich aufgenommen habe und sie respectire, wenigstens immer respectiren möchte. Du wirst sagen, daß ich das Beste der Religion damit habe," und er wirbelte seinen Schnurrbart selbstzufrieden nach oben.

„Das werde ich nie sagen," erwiderte sie kopfschüttelnd. „Moralische Grundsätze kann man auch ohne Religion haben, aber leben, empfinden —! Mir käm' es vor, als müßt' ich ohne dies Gefühl austrocknen, verdorren."

„Ach, das ist Frauenempfinden, wir Männer denken darüber anders. Ich würde mir ja auch keine Sorge darum machen, wenn ich nicht in meinem Beruf genöthigt wäre, die Religion so oft zu betonen. Und dann komm' ich mir vor wie ein Heuchler, und das — ist nicht schön."

„Dann wird Dein Pfingsten auch noch kommen."

„Wann?"

Eine Erwiderung schwebte ihr auf der Zunge, aber sie verschwieg sie erröthend.

„Na, wollen's abwarten," sagte er, in seinen gewöhnlichen Ton zurückfallend. Und er klopfte mit dem Spazierstock, der eine imponirende Elfenbeinkrücke hatte, den Staub von seinen Hosen.

Wieder gingen sie eine Weile schweigend neben einander, und wieder malte die Sonne Lichtbilder, flüchtig, leuchtend, auf den Nadelboden des Waldes.

Sie schraken plötzlich auf. Dicht vor ihnen stand in zerfasertem Kittel, auf eine Krücke gestützt, ein Knabe und lachte sie mit verschmitztem, bleichem Greisenantlitz an. Und wie sie aufschraken, machte er Kehrt und humpelte davon, schneller und schneller, bis er verschwunden war im grellen, tanzenden Sonnenlicht. Kleefeld wollte etwas sagen, wußte aber nicht recht was, und so umfing sie das Schweigen wieder wie ein gemeinsamer Mantel.

Und dann war er es doch, der das Schweigen brach:

„Du sollst Dir kein falsches Bild von mir machen, oder —" er verbesserte sich, „ich möchte Dir wenigstens nicht als Carricatur erscheinen." — Sie blieb stehen und sah ihn erstaunt an. — „Was ich neulich über den Krieg sagte — ich sagte es aus einer Stimmung allgemeinen Mißbehagens heraus. Du kennst das; man hat manchmal das Gefühl, als müßte man irgend welche Ketten zerreißen. Und da sagt man etwas, wovon man weiß, daß es den Leuten vor den Kopf schlägt. Du brauchst mich deshalb nicht gleich für solch' ein schneidiges Bürschchen zu halten, das darnach lechzt, der Welt seine Fechterkunststücke vorzumachen."

„Ich danke Dir, daß Du mir das sagst." Sie hielt ihm ihre Hand hin.

Er ergriff diese weiche Hand und hielt sie in der seinen.

Wie Selbstvergessen überkam es sie — wenige flüchtige Secunden nur. Plötzlich löste er seine Hand. Was war geschehen?

Die Sonne spielte durch die Nadeln wie vordem, und wie vordem glitzerte der Wasserspiegel fern durch die Stämme. Aber er wußte, daß etwas geschehen war, und sie wußte es auch.

Wie sie ihm ihre Hand überlassen hatte, sagte er sich, und wie er ihre Hand in der seinen gehalten hatte, — einen stummen Bund fürs Leben bedeutete das. Jetzt nur nichts sagen, nichts denken, war sein erstes Gefühl.

Ein stiller Schauer voll Friede, voll Bangen und Glück war über sie gekommen; das war Alles, was sie fühlte.

Und wie in einer Bewegung gemeinsamer Flucht kehrten sie beide um und suchten die Anderen zu erreichen. Sie ging, den Blick zu Boden gesenkt, neben ihm, er vermied es, sie anzusehen. Nur einmal stahl sich sein Blick heimlich zu ihr hinüber. Und wenn er bisher noch hätte zweifeln können, jetzt wußte er, was er gethan hatte.

Sie fanden die anderen Alle bereits versammelt, als sie auf der Terrasse eintrafen. „Eine Neuigkeit, eine Neuigkeit!“ rief man ihnen entgegen. „Ein Brautpaar entdeckt“ — sie zuckten wie schuldbewußt zusammen. „Fräulein Susannchen Kruschki, Herr Provisor Beetz empfehlen sich als Verlobte,“ sagte Herr Lehweß mit Pathos.

Nun ging's an ein Gratuliren, und es fiel ihnen nicht so ganz leicht, da unbefangen zu erscheinen. Herr Hahn, der ein wachsames Auge auf sie hatte, bemerkte es und stieß Frau Kleefeld vertraulich in die Seite. Sie nickte strahlend mit dem echauffirten Kopf.

Herr Provisor Beetz aber rückte auf all' die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, nur an der Brille und sagte, ja, das sei ein eigenthümlich Ding. Wie er neulich seine nicht eben hervorragende Tapferkeit bekannt habe, da sei so etwas wie Muth mit einem Mal über ihn gekommen. Und da er doch geahnt hätte, daß Fräulein Susanne ihm nicht abgeneigt sei — die Spätherbstblüthe erröthete — habe er ihr heute ganz aus dem Stegreif seine Werbung vorgetragen. — „Und was dann folgte, können Sie sich denken,“ sagte Herr Hahn wohlwollend, worauf sich eine allgemeine Heiterkeit kundgab.

Herr Hahn aber klatschte in die rundlichen Hände und ergriff das Wort: „Herrschaften,“ sagte er, „eine Verlobung feiert man nicht beim Kaffee. Selbst wenn unsere liebe Frau Kleefeld, wie sie früher pflegte, Streuselkuchen mitgebracht hat — und wir hoffen, sie hat es gethan —, so ist das kein Grund, ihn bei so festlicher Gelegenheit in den Kaffee zu tauchen. Unser trefflicher Wirth, Herr Schumann, hat sicherlich ein paar Flaschen besseren Weins in seinem Keller. Ich denke, die leeren wir auf das Wohl unseres Brautpaares. Und damit uns das Sonntagspublicum nicht belästigt, lassen wir uns den Tisch unter jene Bäume dort in den kühlen Schatten tragen.“

Wie er es gesagt hatte, so geschah es, und eine Viertelstunde später saß die Gesellschaft am schattigen Plätzchen fröhlich beisammen. Auch darin hatte Herr Hahn Recht gehabt, der Streuselkuchen mundete zum Weißwein ganz vortrefflich.

Es währte nicht lange, bis Herr Hahn, die Pflicht lag ihm ja nun einmal ob, sich mit Nachdruck erhob und mit dem Hausschlüssel (Messer waren nicht vorhanden) an sein Glas schlug: „Unser jüngster Herr Bräutigam hat sich, wie er uns vorhin erzählt hat, aus dem Stegreif erklärt, und da bleibt mir denn nichts Anderes übrig, als ihm und seiner Erwählten aus dem Stegreif Glück zu wünschen. Liebe Freundinnen und Freunde, ich thue das von Herzen. Ich mache aber nicht viel Worte. Hier in Gottes freier Natur rauschen ihnen die Bäume und zwitschern ihnen die lieben Vöglein ihre Glückwünsche besser, als ich es vermag. Die Sommerluft, die uns heute erfreut, sie soll auch ihre Ehe stets umspielen . . . umfächeln. Und auch das sage ich: es soll noch nicht aller Verlobungen Abend sein,“ seine Augen wanderten wohlwollend von Kleefeld zu Martha, „und über den Ehen, zu denen unsere Brautpaare — wieviel sind es nun eigentlich? — schreiten, soll stets ein freundlicher Morgen tagen. Unser Brautpaar, es lebe hoch!“

War Kleefeld die Situation bisher in hohem Maße peinlich gewesen, so wurde sie ihm jetzt geradezu unerträglich. Beinah ostentativ vermied er

es, mit Martha anzustoßen. Und daß diese unzarte Anspielung sie nicht zu verletzen schien — ein zages, ängstliches Lächeln spielte um ihren Mund — ärgerte ihn besonders. Wenn das Eingehen einer Ehe nicht ein bitter ernstes Ding wäre, so hätte er am liebsten alles über Bord geworfen, nur um diese Philister Lügen strafen zu können.

Wäre die ohnehin längst heitere Stimmung der Gesellschaft nicht nach und nach in laute Lustigkeit übergegangen, man hätte es bemerken müssen, daß er kaum ein Wort sprach. Er war verstimmt, gründlich verstimmt und nicht einmal im Stande, über das nachzudenken, was nun so bald eine Entscheidung heischte. Er beharrte auch in seinem Schweigen, nachdem die Gesellschaft glücklich wieder in ihren Kremser eingeschifft war — über dem Wein-Kaffee, den Gesellschaftsspielen, dem Abendessen war es später Abend geworden — er beharrte darin, trotzdem es ihm gelungen war, im Kremser gerade am entgegengesetzten Ende von Martha Platz zu finden. Die Lieder, die wieder angestimmt wurden (man sang nicht mehr zweistimmig, sondern eher zehnstimmig), klangen ihm wie ein Hohn auf ihn selbst. In sich versunken saß er da. Eine nahm es wahr. Aber diese Eine schloß ihn darum nur tiefer in ihr Herz.

Zu Hause angekommen, schützte er Müdigkeit und ein wenig Kopfschmerz vor und ging sogleich auf sein Zimmer. Dort athmete er tief auf, zog die Hausjoppe an, wusch sich energisch, vertauschte die Stiefel mit ein Paar leichten Hausschuhen und schloß seine Commode auf. In einem Kasten rechts zu unterst war sein Kistchen Henry Clay verborgen. Er entnahm ihm eine Cigarre, streifte den Papierreif nachdenklich ab und setzte sie bedächtig in Brand. Dann warf er sich in den alten, hochlehnigen, kattunüberzogenen Großvaterstuhl, rückte die Lampe so, daß er sich im Spiegel sehen konnte, und sagte zu sich selbst: „So, mein Junge, jetzt komm' mit Dir ins Reine. Die Cigarre ist gut . . so oder so, die Entscheidung muß morgen fallen."

Bei rechtem Lichte besehen — er blies den Rauch energisch durch die Nase — gegen eine Ehe mit Martha war nichts einzuwenden. Sie war ein verständiges Mädchen, durchaus sympathisch, und er hatte sie lieb. Ganz entschieden hatte er sie lieb.

Was die Verhältnisse anbetraf — nicht als ob er das zu einer Bedingung gemacht hätte, ein anständiger Mensch setzt sich darüber hinweg —, so waren sie durchaus befriedigend. Ihr Vermögen mußte mindestens dem seinen gleich sein. Vater Lindner hatte seine Schöneberger Territorien noch ein paar Jahre später verkauft als seine Mutter, und jedes Jahr, das wußte er, hatte einen Mehrgewinn bedeutet. Also, sie würden durchaus standesgemäß leben können; nicht die gewöhnliche Beamtenmisere, sondern ein behaglicher Luxus und Comfort. Er sah in den Spiegel und rückte seine Cravatte zurecht.

Die Geschichte von dem Oberlehrer fiel ihm ein, der in seine Prima gekommen war und die Jungen nach der Haupttugend der Ehefrau gefragt hatte. Schön — klug — fromm — sittsam, alles Nebensache; gesund muß sie sein! Nun wohl, Martha hörte er nie über etwas klagen. So schlank ihre Gestalt war, so kraftvoll oder doch widerstandsfähig schien sie.

Ob sie sich in die neuen Verhältnisse hinein finden würde, war eine andere Frage. Neulich hatte er den Eindruck gehabt, als wiese jede Bewegung, jedes Wort sie in eine andere Sphäre. Aber heute? Sie fühlte sich doch offenbar wohl unter diesen Philistern. Und ob die Aengstlichkeit, die sie naturgemäß befallen mußte, wenn sie sich in einer Gesellschaft höherer Beamter zu bewegen hatte, ihr von ihrem Anstand und ihrer Grazie nicht viel rauben würde, blieb abzuwarten. Das war ein Mangel. Aber ob da sein Einfluß nicht viel thun könnte? Nachdenklich blies er Ringe in die Luft.

Er hatte sie eben wirklich sehr lieb. Deshalb mußten alle Bedenken schweigen. Also — er zündete sich eine neue Cigarre an — der kurzen Ueberlegung logischer Schluß war: er würde sich morgen in aller Frühe mit ihr verloben. Er seufzte tief auf und fuhr mit der Hand vorsichtig über sein dichtes, braunes Haar. Dies Sich-Verloben! Triviale Worte machen, wo es sich um einen Bund fürs Leben handelte. Und doch konnte man da nur eine Trivialität sagen — wie etwa der Herr Provisor — aus dem Stegreif! Und dann dies Sich-in-die-Arme fallen, sich küssen ohne jeden Uebergang. — —

Wie lange war es her, daß er sich dasselbe gesagt hatte in Gedanken an eine Andere? Was die Günthers zu seiner Verlobung sagen würden? Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab: es war schandbar! Er hatte sich immer gesagt, daß er warten, hinaus schieben müßte in jedem Fall. Nun war das Gerede fertig, und er trug die Schuld.

Mögen sie sprechen, mögen sie lästern! Er war Manns genug, dem Allen die Stirn zu bieten. Und sein Blick fiel in den Spiegel, und er nahm eine herausfordernde Miene an. Jawohl, er wußte, was er zu thun hatte, und das that er.

Aber Fräulein Günther, die er bloß stellte? Was hatte sie ihm gethan, als daß sie ihn lieb gehabt hatte? Und das — sein Dank!

Es mußte einen Ausweg geben! Aufschieben? — unmöglich. Dieser eine Händedruck — wie er ihn verwünschte! — war schon ein Geständniß gewesen.

Aber — wenn er sich heimlich verlobte? Es war seiner Natur so zuwider wie nur möglich, diese Feigheit; jawohl, Feigheit. Er schloß den Bund fürs Leben und mußte ihn vor Andern geheim halten. Aber er war es ihr schuldig, ihr, Fräulein Günther.

Wenn er an sie dachte, wie vornehm, sicher sie sich bewegte, diese elegante, liebreizende Erscheinung — es war doch merkwürdig, wie leichten Herzens er sich von ihr getrennt hatte. Um eines Nichts willen. Denn diese Tactlosigkeit ihres Vaters, was ging sie im Grunde ihn an und sie?

Er hatte eben Martha sehr lieb. Schon damals. Entschieden.

Es blieb also nichts übrig, als sich morgen heimlich zu verloben. Es mußte sein. Mit einem Seufzer ließ er sich wieder in den Großvaterstuhl fallen, daß es einen Riß in den großblumigen Kattunüberzug gab. Er kam sich wie ein Märtyrer vor. Er versuchte sich Martha's Vorzüge wieder einmal zu vergegenwärtigen. Merkwürdig, es wollte ihm nicht recht gelingen. Seine Gedanken waren nur halb bei ihr; er dachte dazwischen wieder an Fräulein Günther. Das arme Ding!

Plötzlich sprang er auf. Beinahe wild. Daß er daran auch noch nie gedacht hatte! Daß ihm der Gedanke aber auch nie gekommen war! Und doch, es war altbekannte Thatsache, wie gefährlich diese Ehen naher Verwandter waren. Es war vorgekommen . . . er vermochte den Gedanken nicht auszudenken! Und er, der die Ehe ernst auffaßte, sollte muthwillig — und es war doch muthwillig — schwere Gefahren laufen?

Es war unmöglich; er durfte sich morgen nicht verloben. Es war Gewissenssache, es nicht zu thun. Mochte es kosten, was es wollte, aufgeschoben mußte es in jedem Fall werden. Er würde sich dann noch einmal gründlich darüber informiren; das war einfach seine Pflicht.

Auch Fräulein Günther's wegen war es besser so; er war ihr Rücksicht schuldig. Und welche heimliche Verlobung ließe sich wohl geheim halten?

Aber Martha gegenüber? das mußte überlegt werden.

Wenn er sie unter vier Augen . . . wie klar und sanft ihre Augen blickten . . . wie oft es ihm wohl gethan hatte, in diese stillen, grauen Augen zu sahen . . . wenn er sie wieder traf, dann mußte er sich erklären. Ihr gegenüber, wie sie war, war das eine Nothwendigkeit. Also? Sie nicht wiedersehen! Und das ließ sich einrichten. Er reiste ab! Morgen war Montag, da ging sie auf den Markt; wenn sie zurückkam, war er abgereist. Urlaub konnte er in seiner jetzigen Stellung von der Reise aus nehmen, und in vierzehn Tagen mußte er so wie so seine militärische Uebung in Wittenberg antreten. So gewann er volle zehn Wochen. Bis dahin konnte er ganz mit sich im Reinen sein.

Ein Glück, daß sein Koffer in seinem Schlafzimmer stand. Morgen früh konnte er ganz unbemerkt packen. Freilich — seiner Mutter gegenüber! Das konnte eine sehr peinliche Scene abgeben.

Aber das mußte eben durchgemacht werden. Schmerzlich war es ihm doch vor Allem, dachte er an Martha. Sie mußte es muthig ertragen! Da half nichts. Später würde er sich wahrscheinlich doch noch mit ihr verloben. Nur gedulden mußte sie sich.

Er öffnete das Fenster, um den Rauch herauszulassen. Es war draußen ganz still. Er legte sich weit hinaus und sog die Nachtluft in langen Zügen ein. Er fühlte sich doch erleichtert. Einen Entschluß gefaßt haben ist immer gut, auch wenn der Entschluß an sich ein schmerzlicher ist.

Am Himmel standen die Sterne, klar, in mildem Glanze. Er ging seinen Weg wie sie, unbeirrt durch jede Leidenschaft.

V.

Frau Kleefeld saß auf ihrem Thron, eine geschlagene Königin, als Martha, vom Ausgang leicht geröthet, in das Zimmer trat.

„Einen prachtvollen Schellfisch besorgt, Tantchen," rief sie mit ihrem ernsten Lächeln.

„Er ist verreist."

„Wer?"

„Karl."

Martha war blaß geworden, blaß bis an die Lippen. Ihre Zähne preßten sich auf einander. Sie sank in sich zusammen wie eine alte Frau. Dann richtete sie sich hoch auf und verließ das Zimmer. Mit zurückgeworfenem Kopfe ging sie hinaus.

Draußen auf der Galerie mußte sie sich tastend weiter helfen. In ihrem Zimmer warf sie sich auf das kleine Sopha. Das Gesicht vergrub sie in beide Hände. Lange verharrte sie so.

Ihr Lebensglück war an ihr vorüber gegangen. Sie war der Verschmähten eine. Sie hatte sich fortgeworfen.

Sie hätte sich schämen mögen, aber es war nur Schmerz, was sie empfand. Wie hatte sie ihn so lieb gehabt! — Sie stand auf, und ihre Lippen waren gepreßt. Sie klappte den alten Mahagoniwaschtisch auf, tauchte ein Handtuch ins Wasser und hielt es vor die Augen. Dann öffnete sie die Thür nach der Galerie und sog die warme Sommerluft tief ein.

Unten im Hof arbeitete der Böttcher, und in sein Hämmern rauschte der Lärm der Großstadt. Sie aber hörte jetzt, auf der Galerie lehnend, durch den Lärm hindurch zum ersten Mal in leisen, wehen Tönen das Lied des Elends, das durch die Straßen flüstert. Wie Brautgesang mit Sterbeläuten klang es . . . von todten Hoffnungen das Lied . . . die schrille Fuge von Hunger und Elend setzte ein . . . gellend das Lachen der Verzweifelnden . . . und lange, lockende Töne der Grabessehnsucht, das Schlummerlied, das Mutter Erde ihren Kindern singt . . . leise, leise . . . ruh' aus im stillen Frieden meines Schoßes . . . bist müde, armes Kind . . . zu Erde sollst Du werden, von dannen Du genommen bist . . .

Sie riß sich los und ging in das Zimmer zu Frau Kleefeld. Die saß noch immer auf ihrem Thron und sah sie erstaunt an, so ruhig, so unverändert schien sie. Diese Gleichgültigkeit, wo es sich doch um ihren Sohn, ihren Karl handelte — das war der alten Dame denn doch etwas zu viel.

„Nun, es scheint Dich ja nicht weiter aufzuregen, daß er so fort ist, so mit einem Mal. Natürlich, ein hübsches Mädchen, noch dazu vermögend, das hat ja die Auswahl." Sie kam nicht weiter. Sie sah in Martha's Augen und verstummte.

„'s geht mir nah' genug, mir," sagte Frau Kleefeld, sich unter Thränen entschuldigend; „ich hab' Dich lieb wie mein eigen Kind, so lieb hab' ich Dich. Und wenn er Dich genommen hätte, ich hätte ja beruhigt sterben können. Gut aufgehoben war er, darauf konnt' ich mich verlassen, und auch für Dich war gesorgt. Ja, sag' doch nur um Gotteswillen, was hat ihn denn so plötzlich fortgetrieben? Ich bin ja ahnungslos."

Martha's Stimme zitterte, als sie sagte: „Er liebt mich nicht und wollte mich wohl nicht betrügen." Sie zwang sich zu lächeln und küßte Frau Kleefeld auf die Stirn, wie eine Mutter, die ihr Kind beruhigt. „Ich gehe jetzt zu Böttchers. Die Marie hat schon immer nach mir fragen lassen."

Ein schriller Klingelton unterbrach sie. Es war die Glocke an der Hausthür, die anschlug. Sie fuhren beide zusammen. Ein Zittern durchlief Martha, und dann: „Er kommt wieder!" jubelte sie auf. Und ihre erste Bewegung

war, der Thür zuzufliegen. Aber sie besann sich und blieb lächelnd stehen, die Hände in einander gefaltet.

Sie hörten, wie Fanny langsam — sie hatte es nie eilig — über die Galerie kam, wie sie öffnete. Zu vernehmen vermochten die Frauen nichts. Dann aber wurde die Thür zum Wohnzimmer aufgerissen, und auf der Schwelle erschien — das Brautpaar, die Spätherbstblüthe mit ihrem Provisor.

Es wurde den Frauen schwer, auch nur nothdürftig ihre Haltung zu wahren. Die Spätherbstblüthe aber flog trippelnd auf Mama Kleefeld zu und lispelte: „Da sind wir! Euch wollten wir uns doch gleich zuerst vorstellen."

Mit einem langen Kuß fand sich die Frau Küster aus ihren Herzenswirren heraus; auch der Provisor Beetz kam auf diese Weise zu einem Kuß oberhalb der Brillengläser. Dann stand die alte Dame von ihrem Thron auf, und man nahm um den Tisch herum Platz. Die glückliche Braut wurde auf den Ehrensitz auf dem Sopha genöthigt.

„Es ist gewiß recht unbescheiden," sagte der Provisor und sah dabei angelegentlich auf die Tischdecke, „daß wir heut' schon kommen. Aber heut' Morgen in der Apotheke, da haben sie mir doch gleich angemerkt, daß etwas Besonderes vorgefallen war. Und dann hat mich der Chef rufen lassen und mir gesagt, er könne mich heut' den ganzen Tag nicht brauchen."

„Und denke Dir," fiel die glückliche Braut ein, „für die Hochzeit hat er ihm gleich aus freien Stücken acht Tage Urlaub angeboten."

„Da weiß ich nun freilich noch nicht, ob ich das auch annehmen kann."

„Nachher," fuhr Susannchen aufgeregt fort, „wollen wir gleich zu Herrn Prediger Pank, um uns ihm vorzustellen. Mama hat noch eine Besorgung, sie will uns dann hier abholen."

„Das ist ja schön," sagte Frau Kleefeld. Ihre Gedanken hatten die Wanderung zu Prediger Pank nicht mitgemacht; sie waren längst wieder bei ihrem Sohne.

Eine Pause trat ein. „Du bist nun wohl sehr glücklich?" fragte Martha. Eifrigst nickte die Spätherbstblüthe mit dem Kopf. In dem Augenblick war alle säuerliche Koketterie von ihr abgefallen. „Ach ja," sagte sie. „Ich hatte mich ja schon darauf gefaßt gemacht, daß es mit uns nichts werden würde. Und ich hatte ja auch meine Sonntagsschule und den Nähverein. Und es wäre ja auch so gegangen. Aber so recht befriedigend ist das Alles doch nicht."

„Nein, so recht befriedigend ist es nicht," sagte Martha.

„Und nun einen Mann haben, für den man sorgen kann, und ein eignes Heim und wissen, wofür man eigentlich lebt, das ist doch viel, viel schöner."

In Martha's Seele schrie es nach einem Nein, aber sie fand es nicht. „Ja, schöner ist es wohl," sagte sie.

„Und Ihr denkt bald zu heirathen?" fragte Mama Kleefeld.

Das Brautpaar wurde der Antwort überhoben, denn in dem Augenblick erschien in schwiegermütterlicher Majestät Tante Kruschki in der offenen Thür. Sie war sehr erregt, denn sie hatte sich verspätet, und es war höchste Zeit

geworden, zu Prediger Pank zu gehen, wollte man seine Sprechstunde innehalten. Begrüßung und Abschiednehmen wirbelten durch einander und, schon im Fortgehen begriffen, sagte Tante Kruschki: „Wart' nur, Martha, wir werden auch noch einmal so glücklich." Es mußte ihr doch aufgefallen sein, daß Martha nicht übermäßig froh aussah.

Und nun die beiden Frauen wieder allein waren, und der Zwang von ihr genommen war, den sie sich hatte anthun müssen, packte sie der Schmerz mit doppelter Gewalt. Alles ins Nichts versunken, wofür sie gelebt hatte. Und es war etwas Gespanntes in ihrer vornüber gebeugten Haltung, wie sie jetzt in dem Polsterstuhl saß, die Augen weit geöffnet, die Finger in den grünen Rips gekrallt.

„Ordentlich hübsch sah die Susanne aus," sagte Mama Kleefeld, die ihren Thronsitz längst wieder eingenommen hatte.

Sie fuhr aus ihrer Betäubung auf: „Ja, Tante. Gewiß, Tante." — Und sie mußte sich überlegen: irgend etwas hatte sie doch vorgehabt, hatte etwas thun wollen, was war es nur? richtig! „Ich muß nun aber endlich nach der Kleinen unten sehen. Ich hätte es über dem Besuch beinah vergessen."

Das gelähmte neunjährige Töchterchen des Böttchers unten war ihre einzige Vertraute. Oftmals ging sie hinunter und las der Kleinen vor und beschäftigte sich mit ihr. Verschlossen, wie sie war, durfte sie dem Kinde sagen, wie ihr ums Herz war. Es hörte zu und konnte sie nicht verstehen. Ihr aber that es wohl, diese heimliche, stumme Aussprache; wie ein Durstender auf staubiger, verlassener Landstraße wohl den leeren Becher an die Lippen preßt.

Das Kind saß in seinem Krankenstuhl am Fenster. Das buntfarbige Rouleau — eine Ritterburg auf hohem Berge war darauf zu sehen, und vorn in grüner Ebene weideten Hirsche — war längst zerschlissen, und durch den Riß fiel eben ein Sonnenstrahl und spielte um das blonde, abgemagerte Kindergesicht mit den alten Zügen. Auf ihren Beinen, die sorgfältig in Tücher eingewickelt waren, lag der schwarze Kater, Peter, ihr bester Freund. Ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesichtchen, als Martha eintrat. Peter aber räkelte sich mißmuthig, langsam, zerrte mit den Krallen in den Tüchern, auf denen er lag, und sprang vom Schoß des Kindes. Unter das Sopha verkroch er sich.

Und nun saß sie neben der Kleinen und ließ sich von ihr erzählen. Seltsam, dies Kind, das von der Welt nichts kannte als das enge Stübchen, in dem es in Schmerzen lag, gelähmt und fern von allen Spielkameraden, es war glücklich. Und doch hatte es der Tod bereits gezeichnet, um es bei nächster Gelegenheit in das noch viel engere Kämmerchen fortzuführen.

Ja, und nun sollte auch sie dem Kinde erzählen, wie sie es sonst gewohnt war. Ein Märchen! — Das Märchen vom Aschenbrödel freilich, das wäre beinah ihre eigene Geschichte gewesen. Nur daß da schließlich der Königssohn zu guter Letzt doch noch kam. In den Märchen haben es die Menschen gut, da werden kranke Kinder gesund, und es gibt ein Zauberwort, und wer es weiß, dem muß sich jedes Herz in Liebe öffnen.

Schweigend saß sie neben dem Kinde. Leer war es in ihrem Innern und todt, und ihr war, als dränge die Leere aus ihrem Herzen heraus und verschlänge Alles, was sie umgab. Sie hatte es längst vergessen, daß da ein Kind neben ihr saß. Die Kleine aber war die Einsamkeit gewohnt; sie hing an ihren Lippen, da sie schwieg, wie sonst wohl, wenn sie mit ihr plauderte.

Und dann fand Martha das Wort doch und erzählte dem Kind von dem einen Freund, mit dem sie aufgewachsen war, und den sie wiedergefunden hatte, um ihn für immer zu verlieren. Und den sie doch sehr lieb gehabt ... Erleichterung war es immerhin, es auszusprechen, und das Kind verstand sie ja nicht.

Oder verstand es sie doch in seiner Weise? Es strich mit seinen abgemagerten, kalten Fingern über Martha's Hand und sagte: „ich habe Dich auch sehr lieb, Tante Martha."

Und als wäre das das erlösende Wort aus dem Märchen, so öffnete sich ihr verschüchtertes Herz, und sie fand die ersten Thränen. Der stumme, tödtende Schmerz war vorüber, und es waren Thränen des Friedens, die sie weinte. Nicht jedes Lieben war ihr erstorben. — —

Wieder saß Martha bei geöffneter Thür in ihrem Zimmer und sog die laue Luft ein. Und wieder war es ihr, als höre sie durch den Großstadtlärm eine leise, wehe Melodie. Aber dies Mal klang ein Kinderstimmchen dünn und zittrig hinein: und von dieser Stimme ging eine Friedensbotschaft aus.

Ein Entschluß war in Martha reif geworden.

Sonnenlos lag die Welt vor ihr, und die Liebe, die sie erfüllt hatte mit ihrem Hoffen, war nicht mehr. Er hatte sie verschmäht. Hatte er das, so mußte sie sich aufrichten aus sich selbst. Sie war der Mensch dazu.

Was ihr Noth that, war ein Beruf, der ihr die Kraft dazu gäbe. Und ihr Beruf war ein gegebener. Es war doch nicht umsonst, daß sie damals ihr Lehrerinnenexamen gemacht hatte. Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Er wußte, der Kreuzträger, was er that, als er die Kinder um sich sammelte. Er brauchte Trost auf seinem Leidenswege.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Heinrich und Heinrich's Geschlecht.

1895.

[Nachdruck untersagt.]

Es ist oft versucht worden, die Thaten und Erlebnisse der deutschen Kaiser des alten Reiches aus ihrem Charakter zu entwickeln. Aber nicht einmal bei Karl dem Großen, der doch scheinbar so hell beleuchtet dasteht, ist dies gelungen. Wie ungleich ist bei unseren Historikern die Darstellung der Gefühle des Kaisers bei seiner Krönung in Rom. Scheinbar fügen sich bei den Herrschern des karolingischen, salischen, sächsischen und staufischen Stammes, wenn Geschichtschreiber und Dichter Phantasiearbeiten darüber bringen, Thun und Denkungsart wohl in einander, jedoch im Vergleiche zu Shakespeare's Geschichte gewordenen englischen Königsdramen hat nicht eine einzige deutsche Kaisergestalt zu wirklicher Geltung sich emporgeschwungen. Goethe und Schiller und auch Kleist haben die Hände davon gelassen. Wenig Glück und viel Unheil ist aus den Persönlichkeiten der deutschen Kaiser abgelegener Jahrhunderte über Deutschland gebracht worden: wie das aber geschah, weiß unser Volk nicht. Wir empfinden den Zusammenhang nicht mehr, in dem der Wille und die Gelüste der alten Kaiser zur Natur des Volkes standen. Sogar bei Barbarossa nicht. Halb verhüllten Schrittes gehen sie durch dämmerig gewordene Zeiten hindurch. Ihre Wege und ihre Ziele sind vergessen. Nun hat in Berlin eine Wildenbruch'sche Tragödie immer neue Aufführungen erlebt, die einen der am meisten vergessenen alten deutschen Kaiser wieder ins Leben ruft. Ein gewaltiger Herrscher tritt auf, von dem wir kaum noch etwas wissen, junge Leute vielleicht ausgenommen, die sich in Geschichte examiniren lassen müssen.

Frage jeder Leser sich in der Stille selbst: welche Nummer trug jener Heinrich, der vor Canossa im Hemde fror, und warum eigentlich stand er dort? Besonderes Interesse an König Heinrich IV., Kaiser Heinrich's III. Sohn, trieb mich an jenem Abend gewiß nicht ins Theater, als man Wildenbruch's Stück gab, sondern der Verfasser, dessen vielgerühmtes Drama ich gern sehen wollte. Auch begeisterte mich, als ich von dem Werke ergriffen war, der Schauspieler nicht, der Heinrich darstellte, aber ich empfing trotzdem einen unvergeßlichen Eindruck damals, hörte, ohne mich zu rühren, Act für Act an, und wies dem Dichter in meinen Gedanken einen Rang an, den er vorher für mein Urtheil noch nicht besaß und nicht wieder verlieren kann.

Das Stück ist in Prosa geschrieben. Wildenbruch's Sprache ist weder anmuthig bilderreich wie die Shakespeare's, noch sprengt er über die Gewölke dahin wie Schiller, noch erhellt er in freundlicher Klarheit die Tiefen menschlichen Gefühls wie Goethe, noch hat er Kleist's kurz angebundene, trübe, stramme Kürze; neben diesen aber besitzt er seine eigene Sprache doch, für welche die spätere literar-historische Beurtheilung schon die richtigen Adjective finden wird, eine Sprache, die man einstweilen die Ernst von Wildenbruch's nennen, und die man an diesem Namen erkennen wird. Es liegt etwas Aufreizendes in diesen Sätzen. Wir vernehmen ein unaufhaltsames Losbrausen von Worten, starke Empfindung und darin Gefühl kennzeichnend; ein uns mitreißendes schnurgrades Losgehen auf das gesteckte Ziel ist dem Dichter eigen, ein Beherrschen der Accente, die von der Bühne herab jeden Vers oder, wie in diesem Werke, jeden prosaischen Ausbruch verständlich machen; es ist ihm gegeben, die mithandelnden Charaktere als Geschöpfe der Nothwendigkeit auftreten zu lassen und nicht als Bewohner irgend einer künstlich geschaffenen phantastischen Welt, welche man durch gutes Spiel und Bühnenkünste als eine vielleicht mögliche vor uns vorüber gleiten läßt, so lange eben das Schauspiel währt; er bildet wahrhafte in Liebe und Haß und dem Dazwischenliegenden zuverlässige Persönlichkeiten, die, obgleich eben nur erträumte Bilder, doch mit einer Wucht über die Bretter wandeln, wie Hamlet's Vater, dem wir doch nicht, so lange er dasteht und redet, die Wirklichkeit fortleugnen möchten. Man spricht von „den Brettern, die die Welt bedeuten": hier möchte ich sagen, „die das Vaterland bedeuten". Dieses Drama ist ein deutsches Kaiserdrama, wie die Theaterstücke Shakespeare's englische Königsdramen sind. Wir haben dergleichen bisher nicht gehabt. Eine unerbittliche Logik, deutschem Gedankenleben entspringend, reiht die Schicksale naturwüchsig an einander, die Wildenbruch uns vorführt. Die Schritte, die er seine Helden thun läßt, sind gezählt und verlangen feste Sohlen zum Auftrampfen.

In Zukunft wird von den Literarhistorikern wohl einmal bewiesen werden, daß nach Kleist Wildenbruch kommen mußte, und Aufsätze werden gemacht über Wildenbruch'sche Charaktere. Norddeutsch ungefüges Wesen liegt in denen unseres Dramas. Leute, die eher brechen als sich biegen. Herzen, in denen politisches Feuer auflodert, nicht bloß Flammen, sondern Schmiedefeuer, das Eisen glühend macht. Unbändige Männer treten sich entgegen, in deren Augen das Dasein des deutschen Volkes etwas wie eine Reihe von Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen oder Erdbeben bildet, als habe der Kalender damals aus lauter „kritischen Tagen erster Ordnung" bestanden, Männer von unheilvollen Einfällen, von unbegreiflichen Entschlüssen, die sie mit ihrem Blute unterschreiben, von verderblichem Thatendrange erfüllt und zugleich thränenreiche Kinderseelen in sich tragend. Für die Urtragik des deutschen Wesens scheint Wildenbruch's Darstellung die Vertreter unserer ehemaligen Angelegenheiten zu suchen. Für die Marbods, für die Hagen, für die Verwandten des Armin und Siegfried, die die Helden umbringen, mit denen sie selber dann zusammenbrechen. Wie Tacitus uns beschreibt, sind wir noch. Als ich damals die vier Acte König Heinrich's mit Auge und Ohr erlebte,

war ich wie versenkt in unsere Vergangenheit und, vielleicht, in unsere ferne Zukunft. Und so könnte es Vielen gegangen sein. Daß ein Stück in dem stets übersättigten Berlin so viele Vorstellungen erlebt, muß seinen Grund haben wie bei Macbeth: in der ganzen Dichtung nicht ein menschlich anziehender Charakter, keine Cordelia oder Imogen, denn die Königin Bertha, Heinrich's Gemahlin, ist eine zu schwache Blume, um in dem wildgefärbten, sturmdurchwühlten, finsteren Laube des ganzen Kranzgewindes sichtbar zu sein; kein Mensch, der zu Grunde geht, weil er Treue hält; ja nicht einmal ein ganz klarer Charakter, sondern alles Figuren wie das Leben sie darbot, hingegeben den Windstößen des Daseins, wie es nun einmal ist, Alle aber echt und in dem verständlich, was sie thun. Wildenbruch vermag das Liebliche sonst wohl zu schildern, hier findet es keine Stelle.

„König Heinrich", die erste nur der beiden Tragödien, die Abend für Abend damals gespielt wurde, bringt in vier Acten die Kindheit, die siegreiche Jugend, das zu Boden gedrückte anfängliche Mannesalter des Königs und im letzten seine Uebermacht über Papst Gregor, seinen Gegner, auf dessen Seite wir ebenso stehen wie auf der Heinrich's selbst. Zwei Fanatiker edelster Rasse für ritterliche und geistliche höchste Herrschaft. Der im Ausklingen rein geistige Kampf dieser beiden Männer, den die letzten Acte in sich schließen, bildet ein machtvolles Stück theatralischer Kunst.

Das Vorspiel „König Heinrich's" zeigt den König blutjung am Hofe seines Vaters, der, wie uns ein Gefühl gleich sagt, am Ende seiner irdischen Laufbahn angelangt ist. Heinrich III. reitet zum Jagen aus und kehrt nicht zurück. Der erste Aufschrei des kaiserlichen Kindes ist nach seinem Vater. Er will auf der Stelle zu ihm! Aber es wird ihm verwehrt. Man hält ihn fest. Erfüllt von übermächtigem Vertrauen zu den Menschen, trug bis dahin der zukünftige Herrscher sein Kinderherz in beiden Händen vor sich, um es dem zu schenken, der es nehmen will. Das Uebermaß seines guten Willens läßt uns die Täuschungen vorempfinden, die dem jungen Heinrich dann beschieden sind. Jede der Gestalten, die nur im Vorspiele am Hofe des sterbenden Kaisers durcheinanderschleichen, ist uns vertraut, als seien wir ihr im Leben schon begegnet. Die Scenen folgen sich hier rasch bei voller Bühne. Immer neue Mitspieler erscheinen. Alle mit Hintergedanken. Rückhaltsvoll, egoistisch, abhängig. Nur Heinrich licht und vertrauensvoll. Da bricht der Schlag herein: der Kaiser hält sie Alle nicht mehr im Zügel, und sofort wird die Frage gestellt, wessen erzieherischer Macht das unschuldsvolle kaiserliche Kind anheimfallen solle. Dieses hat mit seinem Herzen gewählt. Aber der, einer von den sächsischen Großen, den es flehentlich bittet, sich seiner anzunehmen, an dessen Hände es sich klammert, zieht sie zurück, und der Erzbischof von Köln bemächtigt sich seiner Beute. Nur ein Baumeister höchsten Ranges vermochte diese Scenen zu planen, zu bauen und die hereinbrechende Verwirrung so klar vor uns auf die Bühne zu bringen.

Nun erst beginnt die eigentliche Tragödie: wie der junge Heinrich verdorben wird.

Jahre sind vergangen seitdem. Das Kind ist aufgewachsen. Die erziehende Hand des Erzbischofs hat den jungen Fürsten los- und sich selbst überlassen müssen. Die ihren Unterthanen gegenüber unmenschlichen sächsischen Großen haben sich empört, sind von Heinrich geschlagen worden und stehen in Ketten zu Worms vor dem Sieger, um dessen letztes urtheilendes Wort zu hören. Auf der linken Seite der Bühne die Bürger der Stadt, die Gelder aufbringend, deren Heinrich jetzt bedarf; auf der rechten die gedemüthigten Fürsten, auch jetzt noch in voller Empörung. Der König wird erwartet. Er tritt auf.

Hier eine stille Enttäuschung. Der ausgezeichnete Schauspieler, dem Heinrich darzustellen zugefallen war, war für diese Rolle nicht geschaffen. Es bedurfte eines riesenmäßig emporgeschossenen jungen Mannes, bei dem körperliche und geistige Uebergewalt sich zum stärksten Selbstgefühl verbinden. Statt dessen ein fein gebauter, von civilistischer Gedankenarbeit zumeist erfüllter moderner junger Mann. Er spricht mit dem Accente überlegener geistiger Kraft; diese aus Eisen gegossenen wilden Fürsten hat er zu Boden geworfen: kann aber unserem Gefühle nach doch nur mit studirter Taktik den Sieg erfochten haben. Aufgeregt, mit zu viel herabblickender Vornehmheit jedoch behandelt er die Unterlegenen, und als er aus großmüthiger Laune endlich den raubthierartigen großen Herren die Ketten abnehmen läßt und frei sich zu wenden befiehlt, wohin sie Lust tragen, klingt das wie aus dem 19. Jahrhundert. Die Scene verlor durch ihre Darstellung die Schärfe nicht, aber sie empfing einen anderen Accent, scheint mir, als mit dem sie dem Dichter erklang, als er sie zum ersten Male im Geiste vor sich sah. Und diese thatsächliche Umgestaltung Heinrich's bleibt das Stück durch bestehen. Und ändert es zum Theil. Man empfindet nicht genug das noch Kindliche in der Seele des Kaisers, der doch erst im Beginn seiner Laufbahn steht. Der Schauspieler gab die Rolle zugleich aber doch so einheitlich und riß das Publicum so gänzlich mit sich fort, daß Viele im Hause vielleicht gar nicht gefragt haben, ob nicht eine andere Auffassung des Königs möglich sei.

Der Sonnenschein, der die Anfänge des ersten Actes immer noch erfüllt, wird durch das erste der schweren Gewitter jetzt unterbrochen, die über Heinrich's Haupt nun dahin ziehen. Seine Mutter, die Kaiserin Agnes, repräsentirt in der Tragödie die der Kirche mit ganzer Seele verfallene Fürstin. Nicht etwa jedoch nur eine Beute der hohen Geistlichkeit ist ihre Seele, sondern aus zugleich angeborenem selbstgenährtem Drange ist sie den irdisch-überirdischen Mächten verfallen, gegen die ihr Sohn sich anstemmt. Sie ist in diesem Doppelwesen durchaus verständlich. Sie erliegt der unabläßigen Qual des Gefühles ihrer Sündhaftigkeit. Ihr gegenüber spricht Heinrich jetzt zuerst scharf aus, was er in den Jahren seiner Erziehung beim Erzbischof entbehrt habe. Wie die Kaiserin fünfzehn Jahre lang nicht nach ihm gefragt habe. Wir empfinden von nun an Heinrich's außerordentliche Schicksale, als seien es unsere eigenen, die wir miterlebten. Gregor, der große Papst, der die Kirche umgestaltet hat, weigert sich, den König in Rom zum Kaiser zu krönen, ehe er sich ihm nicht geistlich unterworfen habe. Es handelt sich von jetzt ab darum, wer von ihnen beiden nachgibt. Wir empfinden so sehr die aus den Charakteren

fließende Unmöglichkeit für Heinrich wie für Gregor, nachzugeben, daß der Verlauf dieser Gegnerschaft sich uns als ein Problem aufdrängt, an dem Jeder im Publicum heute noch persönlichen Antheil habe. Alte Zeiten leben wieder auf und umfangen uns. Hier liegt die Kunst des Autors: uns mit dem inneren, auch politischen Inhalte dieses Widerstreites zwischen Kaiser und Kirche bis zur heftigsten Parteinahme zu erfüllen. Das ist das Bedeutende dieser Tragödie, daß alle mithandelnden Männer in einer Art von Gebrüll überreizter Leidenschaft mit einander verhandeln, und daß wir diese Tonart als die natürliche Sprache der Leute verstehen, als sei es unmöglich damals gewesen, politischen Gegensatz anders auszufechten als in der Form vorwurfsvoll losbrechenden Geschreis. Der junge, im eigenen Reiche siegreiche König aber überbrüllt sie sämmtlich. Widersprechende Gedanken entflammen ihn zur Wuth. Vulcanmäßig angelegt sind die Naturen, die wir hier meisterlos gegen einander sich erheben sehen, und immer wieder, wenn das Aeußerste an Heftigkeit erreicht zu sein scheint, übertrifft der Eine den Anderen noch. Beim König empfinden wir dies unaufhörliche Losdonnern als das Element, in dem die Lebensluft für ihn liegt. Er würde seine Gegner beim ersten Zusammenstoße zermalmen, wären nicht Alle aus dem gleichen Stahl gehämmert worden.

Am Abschlusse dieses ersten Actes empfinden wir, daß der Kampf zwischen dem Könige und dem Papste, der seinen Gegner zugleich liebt und haßt und ihn zu bändigen versucht, auch den Inhalt der folgenden Acte bilden werde. Ich habe ihren Inhalt im Einzelnen hier nicht zu erzählen. Es ist das Sich-gegen-einander-Aufbäumen beider, die beide jedoch ideale Figuren, und eben deshalb erträglich sind. In Deutschland waltet ja heute ein Ringen der Protestanten gegen die römischen Katholiken: nicht ein Wort aber in unserem Drama, das als Anspielung auf heute sich bekämpfende Interessen zu deuten wäre. In Wildenbruch's Tragödie wird nicht mit Gründen rücksichtsvoll dargelegt, was man wünsche und was erreichbar sei, sondern das Persönliche des Königs und des unerschütterlichen Gregor ist das, was nicht nachgeben will. Der erste Act schloß damit, daß Heinrich in Deutschland dem Papste aus der Ferne Trotz bietet, der zweite beginnt in Rom, wie der Papst die Drohungen Heinrich's aufnimmt und erwidert. Der Brief des Königs an ihn ist so wild, daß Niemand von seiner Umgebung ihn nach Dictat niederzuschreiben wagt. Erst als Heinrich mit dem Tode droht, ergreift der hohe Geistliche, dem sein Befehl gilt, die Feder. Diese Scene ist grandioser Art, noch wirksamer jedoch die erste des nun folgenden Actes: wie Niemand den in Rom eingegangenen Brief dem Papste vorzulesen wagt, und erst dessen äußerste Befehle dem Beauftragten die Lippen öffnet. Das sich windende Widerstreben hier beim Nichtlesenwollen, dort beim Nichtschreibenwollen wird von Wildenbruch als einem Dichter dargestellt, dessen natürliche Aufgabe es ist, auf der Bühne das Aeußerste zu leisten. Die Bühne ist ein Instrument, wie die Violine ein Instrument ist, man muß auf ihr zu spielen wissen. Wildenbruch, wüßten wir sonst nichts von ihm, würde mit diesen Scenen allein uns das Gefühl einflößen, als rede ein unbekannter großer Theaterdichter zu uns.

Der Schluß dieser ersten Scene des zweiten Actes ist die Verfluchung Heinrich's. In der zweiten des zweiten Actes erblicken wir ihn in seinem eigenen Lande von der Macht des päpstlichen Bannes zu Boden gestreckt. Wie ein Ansiedler, der in einem wilden Walde sein Leben fristet, sitzt er verlassen und in sich selbst vereinsamt im Walde bei Worms, so erfüllt von dem Erlebten, daß Frau und Kind, die allein bei ihm ausharren, kaum das Wort an ihn zu richten wagen. Und hier tritt wiederum wie damals in Worms die Liebe des gemeinen Mannes zum angestammten Herrscher tröstend ihn an. Es liegt tiefer Schnee. Weihnachten ist gekommen. Bürger der Stadt, die vernommen haben, daß der verbannte König in der Nähe weile, suchen ihn mit ihren Kindern auf. Mit einem brennenden Christbaum als Symbol dessen, was sie mit ihrem Herrn verbunden hält, sehen wir sie eintreten. Von ihnen erfährt er, wie furchtbar der Bann des Papstes auf dem aller geistlichen Wohlthaten beraubten Volke lastet. Im Namen Deutschlands bitten die Väter der Kinder an Christi Geburtstage ihren Herrn, seinen Sinn zu wenden. Diese Scene wirkt erschütternd. Milde kehrt in sein Herz zurück, ein Nachklang der Kindheit. In solchen Ueberraschungen aber zeigt sich der Dichter, der für eine Bühne dichtet. Plötzlich fühlt Heinrich sich als seinem Volke verantwortlich. Er faßt den Entschluß, um Deutschlands willen, durch Eis und Kälte nun über die Alpen zu ziehen, Frieden vom Papste zu erlangen.

Wir sind durch die außerordentlichen Umschwünge, die sich folgen, so sehr an das athemlose Keuchen, in dem die Ereignisse weiter eilen, gewöhnt, daß uns ein Drang erfüllt, immer Erschütternderes kommen zu sehen. Macbeth und König Lear wecken solch' ein Gelüsten in uns, in sanfterer Art Hamlet. Bei diesen Dreien kommt das sich Ereignende aber nicht so direct aus dem Inneren der Natur wie bei der Heinrich's, die wir ohne weiteres Zuthun übernatürlicher Mächte als die Ursache der Ereignisse empfinden. Bei Macbeth sind die Hexen zum Theil das ins Verderben Stoßende, bei Lear ist es ausbrechender Wahnsinn, bei Hamlet äußeres Verhängniß: bei Wildenbruch's König Heinrich peitscht angeborenes, uns Allen aber verständliches Uebermaß von Kraft und Mißhandlung in zarten Jahren den König ins Verderben. Wie auf einem ins Rennen gerathenen schwarzen Riesenrosse reitend, wie die nordischen Sagen sie beschreiben, erwarten wir bald vor Augen zu sehen, daß er durch eigene Kraft zerschmettert zusammenbreche. So sahen vor vielen Jahrhunderten die Deutschen den starken König Theodorich auf dunklem Pferde in die Hölle reiten.

Erleben wir in Canossa nun die Demüthigung Heinrich's, so erfahren wir auf der Stelle dann, wie immer doch wieder neu zu erduldende Schmach den eben mit der Kirche versöhnten Herrscher zu neuer Kraftentfaltung aufreizt. In Allem will er nachgeben, ein Einziges aber muß ihn trotzdem zur Empörung bringen: ein Anderer von den deutschen Fürsten soll vor seinen eigenen Augen jetzt statt seiner von Gregor als Kaiser gekrönt werden. Dieser ungeheure Schlag wendet wiederum die Lage der Dinge. Der allein mächtige Papst, den wir vor uns bis zum Verrath sich steigern sehen, muß selbst vom heiligen Stuhle herab steigen, und Heinrich führt statt Gregor einen neuen

Papst die Stufen empor. Diese den Abschluß der ersten Tragödie bildenden Ereignisse erfüllen deren letzten Aufzug.

Wildenbruch's Kunst, das in unseren Geschichtsbüchern wenn auch noch so glänzend erzählt, doch nur historisch Interessante zum rein menschlich Ergreifenden zu erheben, tritt jetzt so stark hervor, daß dieser Schlußact der Tragödie, so weit ich des Dichters Werke kenne, mir als seine größte Leistung erscheint. Auf der einen Seite der nach solchen Erschütterungen an den letzten Resten seiner Lebenskraft zehrende Papst, dessen Nachfolger, von Heinrich mit Waffengewalt eingeführt, bereits den Vatican betritt; auf der anderen der Kaiser selbst, den das unverlöschliche Gefühl, trotz Allem in Gregor den Einzigen sich gegenüber zu haben, den er wie keinen Anderen zugleich liebt und haßt, den er völlig versteht und der allein auch sein eigenes Wesen zu würdigen im Stande ist. Verhüllt erscheint der König im kerkerhaften letzten Zufluchtsorte des Papstes. Zum letzten Male reden sie einsam zusammen. Wildenbruch's Dramen drängen mehrfach auf ein solches äußerstes Abmessen von Charakteren hin, die nicht von einander lassen können. Heinrich und Gregor aber trennen sich unversöhnt. Wir fühlen, es muß so sein. Der Papst legt sich nieder, die letzten Athemzüge zu thun. Die Art, wie die Anhänglichkeit eines jungen Geistlichen ihm diesen Abschied vom Leben versüßt, ist wie eine liebliche Melodie, die in den verklingenden Sturm einfließt. Jedes Wort dieser letzten Scene des letzten Actes, in dem keine Massenwirkungen mehr zur Verwendung kommen, trägt in diesem Sinne rein melodiösen Charakter. Ich empfand tief, um was es sich handelte. Ein bedeutender Mensch wird am Abschlusse seines Daseins von denen verlassen, die er einst beherrschte und die ihn theilnahmlos zuletzt doch scheiden sehen. Nur Einzelne bleiben bei solchem Schicksalswechsel ihm anhänglich: am Todtenbette der einst unbändigen Gewalt des Greises stehen sie reinen Sinnes. Traurig, wie fröhlich einst die Hirten vom Felde kamen, um das Kind zu begrüßen. —

Jeder — oder sagen wir: die, welche nachlesen, wissen, daß Gregor's Ende nicht so war, wie wir es in unserem Drama empfangen. Vom Kaiser 1084 in die Engelsburg eingeschlossen, wurde der Papst durch Robert Guiscard frei gemacht. Erst im Mai 1085 ist Gregor in Salerno gestorben. Dies nur ein Beispiel der Veränderungen, die der Dichter sich erlaubt hat. Noch stärker treten sie hervor in der zweiten Tragödie „Heinrich und Heinrich's Geschlecht", die ich nur gelesen habe. Sie gibt der vorhergehenden einen weiteren Horizont. Die Unbändigkeit des salischen Blutes springt immer wilder auf und ruft unerhörte Thaten empor. Die gleiche Kraft dichterischer Erfindung ballt die Ereignisse dieses zweiten Dramas zusammen und drängt sie uns auf, als könne das einst Geschehene, von dem wir doch auch nur wenig wissen, keine andere Gestalt haben als diese. Mit der verbürgten Wirklichkeit hat das gesammte Werk also nichts zu thun. Durch und durch entsprangen diese Bilder und Gespräche der Erfindung eines heutigen Dichters. Alles ist falsch, Alles aber doch auch wahr. Wahr wie Goethe's Götz, wie Schiller's Wallenstein, wie Shakespeare's Dramen aus der Geschichte seines Vaterlandes. Die Wahrheit sei das Dauernde, sagt die forschende Historie, aber es gibt eine höhere Wahrheit:

die der Atmosphäre, die über den Epochen schwebte. Man hat keine Mühe, zu erfahren, daß Götz nicht im Gefängnisse, sondern in seiner Burg im hohen Alter friedlich starb. Goethe fand das in dem Buche, dem er folgte, aber erzählt trotzdem anders, und so auch Schiller anders als beide wußten, daß geschehen sei: aber sie lassen zugleich die Luft des 16. und 17. Jahrhunderts in wahrhaftigen Zügen in uns eindringen, die ein höheres Verständniß der Erlebnisse des deutschen Volkes uns erschließt. Das, was Goethe's und Schiller's Dichtungen uns gewähren, ist der eigentliche Inhalt der Jahrhunderte, die sie wieder emporrufen. Und so zeigt Wildenbruch, neben Kleist in dessen unvollendeten „Robert Guiscard", uns die geistigen Wolkenzüge der Zeiten der Salier, die anders gewesen sind als die der Hohenstaufen, ohne daß wir anzugeben wüßten, worin der Unterschied liegt. Wir empfinden ihn aber. Ins Jahr 1200 setzt man die Entstehung der Nibelungen; die staufischen Tage von 1100—1200 spiegeln sich aber nicht in ihnen, sondern die der Salier stecken als anregendes Element in den Charakteren, deren Widerstreit die Nibelungen im Bilde entfalten. Wer vermöchte das in historische Formeln zu bringen? Die Kunde des Thatsächlichen, so weit wir es heute fragmentarisch zusammen suchen, gewährt hier nichts. Walther von der Vogelweide ist der Dichter der Hohenstaufenzeit. Da erfüllt immer noch Streit die deutsche Welt, aber das Land ist freundlicher. Die Wälder werden ausgerodet, und Kornfelder und Wiesen breiten sich über den heiligen Boden Deutschlands aus. Die herrschenden Kräfte wurden damals menschlicher. Der erste Hauch bürgerlicher Empfindung überflog Deutschland.

Die Gabe, uns als Dichter von dem Geiste einer Epoche Kunde einzuflößen, erscheint Wildenbruch's Stärke. Ich erinnere mich eines vor vielen Jahren von ihm geschriebenen Stückes: „Väter und Söhne"; es spielt in den französischen Zeiten bei uns und die schmähliche Uebergabe von Küstrin kommt darin vor. Aus diesen Zeiten wissen wir ja sehr viel; gedenke ich ihrer im Allgemeinen aber, so taucht dieses Drama und Fontane's „Vor dem Sturm" wie ein Dokument des echten Daseins vor mir auf. In diesen Dichtungen lebt dasjenige, was die Essenz der Tage zwischen 1806 und 1815 genannt werden könnte. So zogen die Gewölke damals über Deutschland hin, und mit diesen Gefühlen sah man sie kommen und ihnen auch nach. Wer deutsche Geschichte studirt, darf nicht vergessen, was zu schreiben unseren Dichtern vorbehalten blieb.

9. März 1899. Herman Grimm.

Ueber christlichen Socialismus.

Von

Professor **Karl Diehl** (Königsberg)[1]).

[Nachdruck untersagt.]

I.

Im Staate Jowa liegen sieben Dörfer, die zusammen die sogenannte Amana-Gemeinde bilden. Diese Gemeinde weist die Eigenthümlichkeit auf, daß die Gütergemeinschaft dort streng durchgeführt ist. Privateigenthum ist verpönt, und aller vorhandene Besitz gehört den Mitgliedern der Gemeinde, deren es im Jahre 1890 noch 1800 gab, gemeinsam, wie auch die Arbeit der einzelnen Dorfgenossen bis in das Einzelne streng geregelt und vorgeschrieben ist. — Die Dörfer bestehen meist aus einer Hauptstraße, die ungefähr $^1/_2$ englische Meile lang ist, zu deren beiden Seiten sich die für je eine Familie bestimmten Häuser befinden, während die Scheunen, Mühlen, Fabriken und Werkstätten abseits liegen. Die Häuser sind einfach, aber solid gebaut und ähneln deutschen Bauernhäusern; zu jedem Hause gehört ein Garten. Ferner gibt es vierzehn große Häuser, in denen gekocht und gemeinsam gegessen wird. Gruppen von je dreißig bis fünfzig Familien nehmen gemeinsam die Mahlzeiten ein. Zur Deckung persönlicher Ausgaben wird jedem Mitgliede eine kleine Summe gegeben; die Männer erhalten 160 Mark, die Frauen 100 Mark, die Kinder 20—40 Mark jährlich. Die Arbeitskräfte werden von den Aufsehern vertheilt; die gewerblichen Arbeiter können z. B. im Herbst zu Erntearbeiten commandirt werden. Auch die Frauen werden zur Arbeit, wenn auch meist zu leichter, herangezogen. In der Amana-Gemeinde herrscht die monogamische Ehe; aber kein Mann darf vor dem vierundzwanzigsten Jahre heirathen, und zwischen Verlöbniß und Ehe muß wenigstens ein Jahr verstrichen sein.

Neben der Gütergemeinschaft ist noch eine zweite Eigenthümlichkeit vorhanden, wodurch sich die Amaniten von anderen bürgerlichen Gemeinwesen auszeichnen, das ist ihre außerordentliche, jedes gewöhnliche Maß übersteigende Religiosität. — Religiöse Uebungen aller Art füllen einen großen Theil

[1]) Vortrag, mit unwesentlichen Abänderungen, gehalten in der Aula der Universität Rostock am 16. Januar 1899.

ihres Tages aus — vor und nach jeder Mahlzeit wird ein langes Gebet gesprochen, und jeden Abend findet eine Versammlung zu Gebetübungen statt; dreimal in der Woche wird Gottesdienst abgehalten, an welchem die sämmtlichen Dorfinsassen theilnehmen. — Keine profanen Bücher findet man dort, nur die Bibel und religiöse Schriften werden geduldet; Vergnügungen kennen die Bewohner der Amanadörfer nicht — Tanz und Theater werden als eine Schande der Christenheit bezeichnet. So finden wir hier das Princip des religiösen Socialismus durchgeführt, denn die Gütergemeinschaft ist dort aus religiösen Grundsätzen hervorgegangen; aus religiösem Fanatismus ist der Ursprung der Gemeinde abzuleiten.

Die Secte der Amaniten stammt aus Deutschland, und zwar aus Süddeutschland, wo ihre Anfänge bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts zurück datiren. Die Anhänger dieser Secte glauben, daß Gott in seiner Allmacht seinen Willen durch die Stimme eines menschlichen Wesens jetzt noch so gut offenbaren könne wie vor Jahrtausenden, und deshalb sind sie überzeugt, daß das, was sie „Inspiration" nennen, dasselbe Wort Gottes sei, welches vom heiligen Geiste durch die Apostel gesprochen wurde. Das menschliche Wesen, durch welches Gott zu seinem Volke spricht, wird das „inspirirte Instrument" genannt und als das geistliche Oberhaupt der Gesellschaft betrachtet. In diesem Jahrhundert hatten sie einmal zwei „Instrumente", nämlich den Zimmermann Christian Metz und Barbara Heinemann, ein ungebildetes Dienstmädchen, die von 1867 ab allein den Prophetenmantel trug. Die Gemeinden waren in ganz Deutschland zerstreut und wurden nur durch die inspirirten Werkzeuge zusammen gehalten, die predigend und ermahnend von der einen zur anderen zogen. — Unter der Führung des genannten „Instruments" Metz und einiger Anderer gelang es, in den Jahren 1825—1839 eine größere Anzahl der Gläubigen in Armenburg zusammen zu bringen, wo dieselben mit Manufacturen beschäftigt wurden. Aber ihre Weigerung, Eide abzulegen und ihre Kinder in die von den Geistlichen der Landeskirche geleiteten Schulen zu schicken, brachte sie in Conflict mit der Regierung und der Geistlichkeit. Da erhielt 1842 Christian Metz die Offenbarung, alle Gläubigen zu sammeln und weit fort von dem Lande ihrer Heimath und Verfolgung zu führen. Im selben Jahre noch fuhr er mit vier Genossen nach Amerika und fand seinen Weg nach Baltimore, wo er 5000 Acker Land kaufte, wozu später ein fast ebenso großer Besitz hinzu kam. 350 Gläubige unternahmen im ersten Jahre, 217 im Jahre 1844 die Auswanderung; die Zahl wuchs in den folgenden Jahren, so daß schließlich über 1000 Leute in den verschiedenen Dörfern angesiedelt waren. Die Inspirationisten hatten in Deutschland noch keine communistischen Grundsätze; erst in Amerika wurde ihnen auf dem Wege der Inspiration der Befehl, allen Besitz in eine gemeinschaftliche Kasse zu legen und in Gütergemeinschaft zu leben. Im Jahre 1859, nachdem sie inzwischen ihren Wohnsitz nach dem Staate Jowa verlegt hatten, verwandelten sie ihre Colonie in eine gesetzlich registrirte Corporation, als deren Hauptzweck in der Incorporations-Urkunde die Beförderung des weltlichen und geistlichen Wohls und Glücks ihrer Mitglieder

bezeichnet wurde. Die gesetzgebende Abtheilung der Gesellschaft besteht aus dreizehn Trustees, die jährlich gewählt werden; die ausführende aus einem Director, Vicedirector und Secretär, die von den Trustees aus ihrer Mitte für ein Jahr ernannt werden.

Die Amana-Gemeinde ist nur eine der zahlreichen religiösen communistischen Gemeinden, die heute noch in den Vereinigten Staaten von Amerika existiren; von den übrigen seien noch erwähnt die Shaker-Gemeinden, 1787 gestiftet, mit etwa 2—3000 Mitgliedern, die Rappisten, 1803 gegründet, mit 40 Mitgliedern und die seit 1817 bestehende Zoaristen-Gemeinde, die noch etwa 400 Personen umfaßt.

Die Auffassung, als ob Communismus und Religion unvereinbar seien, oder als ob der „Socialismus" atheistisch sei, ist demnach unhaltbar — diese Auffassung rührt her von der Stellung der marxistischen Socialdemokratie zur Religion; damit darf aber nicht die Auffassung des gesammten Socialismus zur Religion identificirt werden. Für die Socialdemokratie marxistischer Färbung ist allerdings die Religion gemäß ihrer materialistischen Geschichtsauffassung eine Einrichtung, für die innerhalb der socialistischen Gesellschaftsordnung keine Stelle mehr ist; die Religion soll nach dem bekannten Worte von Engels nichts sein „als die phantastische Widerspiegelung in den Köpfen der Menschen derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen", eine Widerspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen. Das Christenthum ist nach dieser Betrachtungsweise die der Waarenproduction adäquate Form der Religion — letztere soll im socialistischen Staate nicht „abgeschafft" werden, sondern von selbst verschwinden, wenn der Zweck der Religion, nämlich die Classenunterschiede den Proletariern erträglich erscheinen zu lassen, mit dem Aufhören aller Classen überflüssig wird. Mit dieser einseitigen Auffassung des religiösen Problems seitens der Socialdemokratie ist jedoch die Stellung des Socialismus keineswegs erklärt: denn der Socialismus umfaßt alle Richtungen, welche die Aufhebung des Privateigenthums anstreben; in dieser Weise muß der Begriff des Socialismus festgestellt werden; es geht nicht an, mit „Socialismus" alle möglichen arbeiterfreundlichen und humanitären Richtungen zu bezeichnen, die Gegner des Manchesterthums, d. h. der Doctrin des laisser faire auf wirthschaftlichem Gebiete, sind. Unter den Socialisten in diesem Sinne finden sich aber namhafte Vertreter, welche durchaus nicht religionsfeindlich gesinnt sind. Gerade die communistischen Gemeinwesen, die sich bis jetzt am lebenskräftigsten erwiesen haben, sind auf streng religiöser Basis entstanden. — Die zahlreichen Versuche, die besonders in diesem Jahrhundert und namentlich in den Vereinigten Staaten gemacht wurden, die Gütergemeinschaft in einzelnen Dorfgemeinden praktisch durchzuführen, sind fast alle gescheitert: unter den wenigen aber, welche sich durch mehrere Jahrzehnte hindurch und bis zum heutigen Tage erhalten haben, sind die meisten religiöser Art. Die straffe Zucht und Unterordnung, die weitgehende Unterdrückung persönlicher Freiheit, die mit der communistischen Ordnung nothwendig verbunden ist, scheint nur religiösen Fanatikern erträglich zu sein, die für ihr Seelenheil die schwersten

Opfer des irdischen Lebens zu bringen bereit sind. Die begeisterten Schüler Owen's, Fourier's, Cabet's, die mit unendlicher Geduld und großen materiellen Opfern ihre communistischen Experimente unternahmen, scheiterten; dagegen konnten die mit den einfachsten Mitteln arbeitenden, aber von starken religiösen Impulsen beseelten deutschen Anhänger von Rapp, Metz u. s. w. dauernd ihre „neue Ordnung" behaupten. Die atheistisch gesinnten Gründer der Communisten-Gemeinden geben auch selbst als Ursache des Scheiterns ihres Unternehmens den Mangel dieser religiösen Factoren zu; so sagt z. B. Horace Greely, ein Anhänger der religionslosen Gemeinden, in seinen Memoiren Folgendes[1]): „Daß Erfolge im praktischen Socialismus errungen worden sind und noch errungen werden, ist unzweifelhaft; aber sie sind doch nur auf einer Basis errungen worden, die mir irrationell erscheint. Ich kann mir sehr leicht die Gründe erklären für das Fehlschlagen des Communismus in New Harmony und anderen Experimenten; aber ich kann mir die Gründe für die Erfolge anderer nicht so leicht erklären. Aber uns stößt die Thatsache ins Gesicht, daß, während Hunderte von Banken und Fabriken und Tausende von kaufmännischen Unternehmungen, verwaltet von klugen, erfahrenen Leuten, bankerott geworden und untergegangen sind, die Shaker-Gemeinden, etablirt seit mehr denn sechzig Jahren auf einer Basis von wenig Vermögen und noch weniger weltlicher Weisheit, noch heute leben und gedeihen. Und ihre Erfahrungen sind nachgeahmt worden in den deutschen Communisten-Gemeinden zu Economy, Zoar und Ebenezer (Amana). Die Theorien, so plausibel sie auch sein mögen, müssen die Thatsachen respectiren. Die Religion macht oft möglich, was ohne sie unmöglich auszuführen wäre. Die Liebe zu Gott ist oft da siegreich, wo die menschliche Wissenschaft erfolglos bleibt. So lege ich mir die Erfolge und die Fehlschläge des Socialismus aus. Mit einer festen und weitgehenden religiösen Basis mag irgend ein socialistisches Schema Erfolg haben, selbst wenn es so naturwidrig ist wie dasjenige der Shakers oder ihrer Antagonisten, der Perfectionisten in Oneida. Ohne eine religiöse Basis wird der Socialismus, wenn auch nicht unmöglich, so doch schwierig durchzuführen sein." Von den 5000 Personen, die im Jahre 1874 noch in communistischen Gemeinden lebten — eine neuere Ziffer ist in den bekannten historischen Darstellungen dieser Versuche, denen wir auch die obigen Angaben über die Amana-Gemeinde entnommen haben, nicht angegeben[2]) — sind die Mehrzahl religiöse Fanatiker. Es sind ähnliche Sectenbildungen wie die zahlreichen religiösen communistischen Gemeinden im Mittelalter und namentlich die Secten der Wiedertäufer im 16. Jahrhundert, die sich für ihre communistische Gesellschaftsordnung direct auf das Vorbild der

[1]) Citirt bei Semler, Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika. S. 76, 77. Leipzig 1880.

[2]) Vergl. Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen. Erster Band. Zweiter Theil, Anhang: Hugo, Die religiösen communistischen Gemeinden in Nordamerika. Stuttgart 1895. Hugo stützt sich besonders auf Nordhoff, The Communistic Societies of the United States. London 1875. Außerdem enthält das oben citirte Werk von Semler vielerlei Material über die communistischen Gemeinden.

„urchristlichen Brüdergemeinde" berufen, wie es z. B. zur Rechtfertigung der „Gemeinschaft" der mährischen Brüder heißt: „Dieweil alle Heiligen in heiligen Dingen Gemeinschaft haben, wie denn auch Christus für sich selbst nichts, sondern Alles für uns besessen, so sollen auch alle Glieder seines Leibes in zeitlichen Dingen nichts für sich haben. Gott hat den Menschen nichts Eigenes verordnet. Wer für sich sammelt, handelt gegen Gottes Satzungen. So kann auch der sterbende Mensch von seinem Eigenthum nichts mit sich nehmen, und Christus heißt zeitliches Gut fremdes" [1]).

II.

Größere Bedeutung als die schwächlichen Versuche, den Socialismus auf religiöser Basis zu verwirklichen, können die Theorien des christlichen Socialismus beanspruchen, die auf nichts anderes abzielen als auf den Nachweis, daß allein die socialistische Gesellschaftsordnung den christlichen Geboten entspreche, und daß der Socialismus nicht anders als von diesem Ausgangspunkte zu begründen sei. Als um die Wende dieses Jahrhunderts in Frankreich und England der Socialismus seine tiefere rechts- und staatsphilosophische Durchbildung erfuhr, da fehlte es nicht an Versuchen, das Endziel des Socialismus — die Collectivirung der Productionsmittel — auf gewisse Grundwahrheiten des Christenthums zurückzuführen. Es seien nur einzelne hervorragende Vertreter dieser Richtung hier erwähnt.

In Frankreich war es namentlich der Graf Henri de St. Simon, der in seinen grundlegenden socialistischen Werken immer wieder auf die Lehre des Christenthums zurück ging und den Socialismus als die Erfüllung des „neuen Christenthums" bezeichnete. In seinem letzten und berühmtesten Werke „Le Nouveau Christianisme" (1825), wo er recht eigentlich das Facit seines Lebens zieht, stellt er gleich zu Beginn den Satz auf: „Die Menschen sollen sich gegenseitig als Brüder betrachten (les hommes doivent se conduire en frères à l'égard les uns des autres); dieser erhabene Grundsatz schließt Alles ein, was es Göttliches in der christlichen Religion gibt" [2]).

Daraus folgert er: „Nach diesem Grundsatze, welchen Gott den Menschen zur Regel ihres Verhaltens gegeben hat, sollen sie ihre Gesellschaft auf die Weise einrichten, welche die für die größte Mehrzahl vortheilhafteste ist, sie müssen sich in allen ihren Arbeiten, in allen ihren Handlungen zum Ziel setzen, so schnell und vollständig wie möglich die moralische und physische Existenz der zahlreichsten Classe zu verbessern" [3]). — „Das wahre Christenthum muß die Menschen glücklich machen, nicht nur im Himmel, sondern auch auf der Erde" [4]). Von diesem Standpunkte aus kritisirt er die katholische und evangelische Kirche und ihre Vertreter und meint, daß beide ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. Die Zukunft gehöre dem wahren Christenthum, welches

[1]) Handbuch des Socialismus. Herausgegeben von Stegmann und Hugo. Zürich 1897. Artikel: Wiedertäufer, S. 863.

[2]) St. Simon, Nouveau Christianisme. Paris 1832. S. 10, 11.

[3]) a. a. O. S. 11.

[4]) a. a. O. S. 54.

die socialen Reformen zu Gunsten der Besitzlosen in die Wege leiten würde. St. Simon schwebte als Ziel eine streng staatssocialistisch und theokratisch organisirte Gesellschaft vor, in welcher die Regelung der Production dem Staate übertragen sein sollte, der die Productionsmittel immer an die jeweils Tüchtigsten abgeben sollte: Jeder sollte nach seinen Fähigkeiten arbeiten und nach seinen Leistungen belohnt werden. St. Simon hat außer seinen Schülern noch viele Nachfolger gehabt; namentlich in der Periode der Februar-Revolution traten noch zahlreiche Systeme des christlichen Socialismus an die Oeffentlichkeit, unter deren Führern besonders Buchez, Pierre Leroux und Lammenais erwähnenswerth sind.

Auch in England hat der christliche Socialismus eine Anzahl hervorragender, thatkräftiger, begeisterter Anhänger gefunden. Als in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die großen Mißstände im Gefolge der ungezügelten Concurrenz sich zeigten, traten unter den Anwälten einer völligen Neuordnung der socialen Verhältnisse auch die christlichen Socialisten an die Oeffentlichkeit, unter denen namentlich Frederic Denison Maurice hervorragt, ein Geistlicher der englischen Staatskirche, der 1872 als Professor der Moralphilosophie in Cambridge gestorben ist. — Seine Grundgedanken sind im Anschlusse an Brentano's Darstellung etwa so zu charakterisiren[1]): Die Welt ist von Gott geschaffen; die christliche Lehre ist von Gott geoffenbart. Hieraus ergibt sich eine unabweisbare Forderung: zwischen der thatsächlichen Ordnung der Welt und der christlichen Weltanschauung darf kein Widerspruch stattfinden. Die christliche Lehre muß übereinstimmen mit den endgültigen Resultaten der wissenschaftlichen Forschung über die Entstehung, Entwicklung und Regierung der Welt; sie muß übereinstimmen mit den Bedürfnissen und Trieben, welche den Menschen von Natur eingepflanzt sind, so weit Sündhaftigkeit und Schwäche dieselben nicht verdorben haben; sie muß übereinstimmen mit dem einem jeden Menschen innewohnenden Streben, seine Persönlichkeit mit allen ihren Anlagen und Fähigkeiten zur größtmöglichen Vollendung zu entwickeln[2]). Indeß, ist die Welt von Gott geschaffen, und die christliche Lehre von Gott geoffenbart, so folgt daraus auch die Nothwendigkeit, die Gesellschaft entsprechend der christlichen Lehre zu ordnen. Es ergibt sich daraus als einzige Lösung der Arbeiterfrage: die Anwendung der Grundsätze des Christenthums auf Ackerbau, Gewerbe und Handel[3]). Heute — so argumentirt Maurice weiter — sei die Selbstsucht zur Kraft erklärt, welche die Gesellschaft zusammenhalte, und zur Triebfeder, die den Fortschritt der Gesellschaft bewirke; aber dieses Princip sei falsch; vielmehr sei die Selbstsucht die Ursache aller der Mißstände unserer Volkswirthschaft, des Elends der großen Masse, des Reichthums der Wenigen. Die Herrschaft der Selbstsucht sei eine Abweichung von den Lehren des Christenthums; die Ueberwindung dieser Irrlehre sei nur möglich durch Rückkehr zum wahren Christenthum. Ohne Menschenfurcht

[1]) Lujo Brentano, Die christlich-sociale Bewegung in England. Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. 1883.

[2]) a. a. O. S. 745.

[3]) a. a. O. S. 746.

müsse das Christenthum verkünden, daß die wirthschaftlichen Grundsätze des Socialismus auch die der Bibel seien, daß die menschliche Gesellschaft ein Leib sei, bestehend aus vielen Gliedern, nicht eine Gesammtheit sich befehdender Atome, daß echte Arbeiter Arbeitsgenossen sein müßten und nicht Nebenbuhler, daß ein Princip der Gerechtigkeit, nicht der Selbstsucht im Tauschverkehr herrschen sollte[1]). Das wirthschaftliche Leben müsse auf das Princip der Association gegründet werden; die größten Leistungen würden nicht durch die Concurrenz, sondern durch das Zusammenwirken hervorgebracht. Das Christenthum erkenne die Association als das einzig berechtigte Princip an und sei deshalb socialistisch. Da wir Christen seien, müßten wir auch Socialisten sein[2]). Darum nannten sich die Anhänger von Maurice, Kingsley und Anderen christlich-socialistisch, um anzudeuten, daß ihre Absicht sei, das unsociale Christenthum und den unchristlichen Socialismus zugleich auf bessere Wege zu bringen.

Gemeinsam mit Ludlow, Kingsley und anderen Anhängern suchte Maurice seiner Idee auch praktische Geltung zu verschaffen, indem er besonders die Bildung von Arbeiter-Productiv-Genossenschaften anregte, also ein ähnliches Mittel, durch welches auch Louis Blanc und Lassalle die sociale Frage zu lösen glaubten. — In einer Versammlung von Schneidergesellen, welche die christlichen Socialisten zur Empfehlung von Productiv-Associationen einberufen hatten, wurde eine Resolution angenommen, worin es unter Anderem heißt: „Die Abhülfe für die Uebel der Concurrenz liegt in dem brüderlichen und christlichen Grundsatz des Genossenschaftswesens — d. h. der vereinten Arbeit bei Vertheilung des gemeinsamen Gewinnes“[3]). Die christlichen Socialisten constituirten sich als Gesellschaft zur Förderung von Arbeiter-Associationen. — Auch damals schon wurden die Geistlichen wegen ihrer socialpolitischen Thätigkeit gemaßregelt: als Kingsley am 29. Juni 1851 in der St. Johanniskirche in London eine Predigt gehalten hatte über das Thema: „Die Botschaft der Kirche an die Arbeiter“, worin er seine christlich-socialen Grundsätze verkündete, wurde ihm vom Bischof von London das weitere Predigen verboten[4]).

In Deutschland, wo zuerst von katholischer Seite, und zwar von dem damaligen Pfarrer, späteren Bischof v. Ketteler, im Jahre 1848 eine christlich-sociale Bewegung ins Leben gerufen wurde, und wo im selben Jahre Wichern auf dem Kirchenfeste zu Wittenberg christlich-sociale Ideen verkündete, hat vor Allem der evangelische Pfarrer Todt in weitgehendstem Maße socialpolitische Ideen mit den Gedanken des Christenthums verknüpft. Dies geschah in dem 1877 erschienenen Werke: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft“, das den bezeichnenden Untertitel führt: „Versuch einer Darstellung des socialen Gehaltes des Christenthums und der socialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testaments.“ Hunderte von Bibelsprüchen werden vom Verfasser citirt, welche die Uebereinstimmung der Grundgedanken des Christenthums mit den Ideen des Socialismus beweisen sollen. — Todt beginnt sein Werk mit den Worten: „Wer die sociale Frage

[1]) a. a. O. S. 748. — [2]) a. a. O. S. 752. — [3]) a. a. O. S. 774. — [4]) a. a. O. S. 786.

verstehen und zu ihrer Lösung beitragen will, muß in der Rechten die Nationalökonomie, in der Linken die wissenschaftliche Literatur der Socialisten und vor sich aufgeschlagen das Neue Testament haben." — Nach Todt's Meinung ist der innerste Kern des Communismus der, daß als Heilmittel aller aus der Selbstsucht entsprungenen Uebel der Menschen die Solidarität ihrer Interessen anzusehen sei, d. h. die gemeinschaftliche menschliche Thätigkeit und der gemeinsame Nutzen. Diese Solidarität der Interessen sei ein echt neutestamentlicher evangelischer Begriff[1]), und als Beweis wird der Spruch des Apostels Paulus angeführt: „Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus. — Aus welchem der ganze Leib, zusammengegliedert und zusammengefügt durch jegliches Band der Hülfeleistung, nach Vermögen im Verhältniß eines jeglichen Theils das Wachsthum des Leibes vollbringt zur Erbauung seiner selbst in Liebe." — Hiermit sei, meint Todt, die Solidarität der Interessen, „die gemeinschaftliche menschliche Thätigkeit, welche als Endziel den gemeinsamen Nutzen im Auge hat," klar und deutlich im Bilde des menschlichen Organismus ausgesprochen. — Todt prüft auch die Heilige Schrift nach ihrer Stellung zur Forderung der „liberté, égalité, fraternité" und kommt zu folgendem Ergebniß[2]): „Wollen wir uns auf den Standpunkt des Wortes Gottes stellen, dann müssen wir das Neue Testament fragen, und dasselbe, auch nur in seiner Totalität betrachtet, verkündet die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Jene französische Trias: liberté, égalité, fraternité, losgelöst von ihrem atheistischen, blutig-revolutionären Inhalte, sind die ewigen göttlichen Ideen, von Gott selbst dem in die tiefste Selbstsucht, Knechtschaft und das schmerzlichste Elend versunkenen Menschengeschlechte offenbart. Sie wollen nicht nur das Verhältniß des sündigen Menschen zu Gott bestimmen, sondern auch das Verhalten der Menschen unter einander beleuchten und ordnen." — Was speciell die Gleichheit anlangt, so sei es gewiß, daß das Neue Testament die physische, moralische und religiöse Gleichheit aller Menschen, d. h. die leiblich-organische, die Gleichheit in der Sünde und vor der Gnade verkündige[3]). Wie steht es aber mit der ökonomischen Gleichheit? Todt antwortet: „Gewiß, das Neue Testament fordert auch eine ökonomische Ausgleichung. Der heilige Geist, der aus ihm spricht, treibt alle Hörer und Thäter — und in diesen Beiden liegt die Jüngerschaft Christi — zur freiwilligen Ausgleichung der schroffen, schmerzlichen ökonomischen Unterschiede. Die erste Gemeinde zu Jerusalem hat das Bedürfniß, die physische, moralische und religiöse Gleichheit nun auch praktisch im ökonomischen Leben darzustellen aus dem Geiste der brüderlichen Liebe versucht."

Die berühmte Stelle aus der Apostelgeschichte, die sich auf das Leben der ersten Christengemeinden bezieht, wird, wie von den meisten christlichen Socialisten, auch von Todt wiederholt angeführt: „Alle Gläubigen waren bei einander und hielten alle Dinge gemein und verkauften ihre Güter und Habe und theilten sie Allen aus, je nachdem Jemand es bedurfte." Zwar

[1]) Todt, a. a. O. S. 64. — [2]) a. a. O. S. 109. — [3]) a. a. O. S. 112.

will Todt nicht so radicale Folgerungen daraus ziehen wie Liebknecht, der meinte: „Wer den eigenthumsfeindlichen, in des Wortes verwegenster Bedeutung communistischen Charakter des Christenthums, wie er sich im Neuen Testament darstellt, bestreiten will, hat die Bibel nicht oder doch nicht mit offenen Augen gelesen“ [1]). Dies sei zu weit gegangen. Aber richtig sei, daß hier neben der Anerkennung des Privateigenthums doch auch keimartig die Idee der Verwandlung des Privateigenthums an Grund und Boden, wenn auch nicht in Gesammteigenthum, so doch in ein gewisses partielles Gemeinschaftseigenthum auftauche [2]). Es sei also ungerecht und zeuge von einer Verkennung des neutestamentlichen Geistes, wenn man die socialistische Idee der Verwandlung des Privateigenthums an Grund und Boden in Gesammteigenthum für eine verbrecherische, fanatische erkläre. „Aber jenem Gedanken des Gesammteigenthums,“ fährt Todt fort [3]), „liegt wirklich ein tiefer sittlicher Gehalt zu Grunde. Es ist die Consequenz des göttlichen Wortes (1. Moses 1, 28 ff.): „Füllet die Erde, und machet sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer und Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriecht.“ Das Neue Testament soll nach Todt auch den socialistischen Arbeiter-Productiv-Genossenschaften günstig gesinnt sein: „Es ist klar, daß das Neue Testament, wenn es sich durch Aufstellung des Bildes des Leibesorganismus im Princip für die Genossenschaft erklärt, damit nicht die capitalistische Arbeitervereinigung von heute billigen kann, deren Wesen dem menschlichen Organismus gerade entgegengesetzt ist. Im Gegentheil ist es die beabsichtigte socialistische Productiv-Genossenschaft, welche, wenn sie auch keineswegs mit der Thätigkeit und den Zielen des menschlichen Organismus ganz zusammenfällt, so doch demselben viel näher kommt“ [4]). In einem Resumé faßt Todt seine Grundanschauung so zusammen [5]): „Mit Ausnahme des Atheismus, der eventuell in Aussicht genommenen Zwangsmaßregeln bei Einführung des Volksstaates und der Verheißungen auf Herstellung wahrer Glückseligkeit unter den Menschen läßt sich vom Standpunkt des Evangeliums gegen die socialistische Theorie nichts einwenden. Ihre Grundprincipien bestehen nicht nur vor der Kritik des Neuen Testaments, sondern enthalten geradezu evangelische, göttliche Wahrheiten; ihre Anklagen gegen die heutige Gesellschaftsordnung sind größtentheils begründet, ihre Forderungen berechtigt.“ — Alle die Mittel der Socialdemokratie, d. h. das revolutionäre und zwangsweise Vorgehen, werden verworfen, ebenso ihre atheistische und materialistische Gesinnung, aber ihr wirthschaftliches Endziel — die Collectivirung der Productivmittel — soll im Einklang mit dem Evangelium stehen.

III.

Schon Thomas Münzer in den Bauernkriegen berief sich auf die Urchristengemeinde, als er seinen Anhängern zurief: „Nicht bloß als Menschen haben wir ein Recht auf gleiche Vertheilung der Vortheile des Vermögens, auch als Christen haben wir es; oder haben wir nicht gesehen, wie in der

[1]) a. a. O. S. 136. — [2]) a. a. O. S. 180. — [3]) a. a. O. S. 182. — [4]) a. a. O. S. 230. [5]) a. a. O. S. 380.

Urzeit des Christenthums die Apostel die Bedürfnisse eines jeden Gläubigen berücksichtigten bei der Vertheilung des Geldes, das man ihnen zu Füßen legte?"

Wenn auch in neuester Zeit noch von den Vertretern des christlichen Socialismus auf die Apostelgeschichte und den dort befindlichen Bericht über die ersten Christengemeinden verwiesen wird, so kann nicht scharf genug demgegenüber betont werden, daß eine derartige Auslegung der Heiligen Schrift auf offenbarem Mißverständniß beruht. Es sollte mit diesem Berichte in keiner Weise die dem Christenthum innewohnende eigenthumsfeindliche Gesinnung documentirt werden. Die Gütergemeinschaft der ersten Christengemeinden war keine obligatorische, sondern nur eine freiwillige; sie sollte absolut nicht das Muster der Eigenthumsordnung für alle Völker und alle Zeiten abgeben, sondern der Sinn ist der, daß die Mitglieder dieser ersten Christengemeinden sich frei machen wollten von den Sorgen des täglichen Lebens, um ihren Sinn ganz und rein auf das Reich und die Gerechtigkeit Gottes zu richten. So fassen es auch die meisten Commentatoren der Apostelgeschichte auf, z. B. Meyer[1]), Weißzäcker[2]), Wendt[3]), — Rösgen[4]) lehnt sogar jede sociale Beziehung des Begriffes „Gemeinschaft" ab und will nur an „die Gemeinschaft im Geiste, an das innere reale Einssein" denken. — Die Apostel wollten das ewige Heil bringen, aber kein volkswirthschaftliches Programm aufstellen. Die Gemeinschaft ist hier vor Allem eine Gemeinschaft des Reiches Gottes, und die freiwillig gewählte Gütergemeinschaft sollte ein Mittel sein, besser den religiösen Idealen leben zu können. — Auch war diese facultative Gütergemeinschaft gar nichts Neues; schon lange vor dem Auftreten Christi lebte eine jüdische Secte, die Essener, welche das gemeinschaftliche Leben und die Aufhebung des Sondereigenthums als die höchste Vollendung betrachteten, und deren Lebensweise viel Aehnlichkeit mit den späteren Mönchsorden aufwies.

Wie hätte auch das Christenthum, welches eine Weltreligion für alle Völker sein sollte, eine bestimmte Eigenthumsordnung vorschreiben können, die doch nothwendig zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sehr verschieden geregelt ist? Ebenso wenig wie das Christenthum zu Gunsten des Privateigenthums herangezogen werden darf, kann es zur Rechtfertigung des Communismus dienen. — Die Frage der concreten Regelung dieser Ordnung liegt dem Christenthum ganz fern. Man bedenke die Einfachheit der wirthschaftlichen Zustände zur Zeit der Entstehung des Christenthums; und heute sollte etwa in wirthschafts-politischer Hinsicht noch Geltung haben, was damals für nützlich erachtet wurde! Die Geschichte des Grundeigenthums z. B. lehrt, daß bei den meisten Völkern der Ausgangspunkt der Entwicklung nicht das Privateigenthum des Bodens, sondern der Gemeinbesitz war, der übrigens auch den Israeliten nicht fremd gewesen ist[5]), aus dem sich erst

[1]) Commentar zur Apostelgeschichte.
[2]) Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche.
[3]) Commentar zur Apostelgeschichte.
[4]) Vergl. Rogge, Der irdische Besitz im Neuen Testament. Göttingen 1897. S. 72.
[5]) Vergl. Buhl, Die socialen Verhältnisse der Israeliten. 1899. S. 59.

allmählich das Sondereigenthum entwickelt hat. Also, Jahrhunderte lang haben Völker das Privateigenthum am wichtigsten Productionsmittel nicht gekannt; lebten sie nun während dieser Zeit alle dem christlichen Wort entsprechend, oder ist der russische Gemeinbesitz an Boden, wie er heute noch in großem Maßstab existirt, etwa eine christliche Institution? Natürlich keineswegs; die Entwicklung vom Gemeineigenthum zum Privateigenthum ist durch wichtige ökonomische Zweckmäßigkeitsgründe bedingt und hat mit dem Christenthum nicht das Geringste zu schaffen. Und sollte es einmal in Zukunft dahin kommen, daß wieder Collectiveigenthum an Stelle des Sonderbesitzes tritt, so werden das Christenthum und die christlichen Gedanken dadurch nicht im Mindesten beeinflußt. In dieser Hinsicht sagte der Theologe Herrmann mit vollem Rechte: „Die wirthschaftlichen Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Socialdemokratie zustreben, im Namen der christlichen Kirche zu bekämpfen, ist unchristlich“ [1]), und ebenso treffend sagte er zur Erläuterung dieser These: „Sollte es jetzt Jemandem einfallen, die Ueberführung der Productionsmittel aus dem Privatbesitz in den Collectivbesitz als unchristlich zu brandmarken, so mag er von wirthschaftlichen Dingen viel verstehen, vom Christenthum versteht er nichts“ [2]).

Nicht als ob das Christenthum der Eigenthumsfrage gänzlich indifferent gegenüberstände: selbstverständlich soll das Christenthum auch diese weltliche Einrichtung mit seinem Geiste durchdringen: Dem Gebote der Nächstenliebe entsprechend, soll der Eigenthümer seinen Besitz nicht in roh egoistischem und mammonistischen Sinne verwerthen, sondern sich als Verwalter eines ihm im Interesse der Gesammtheit anvertrauten Gutes bewähren; aber nie kann das Christenthum Antwort geben auf die Frage, ob und in wie weit Privateigenthum innerhalb einer bestimmten Rechtsordnung Platz greifen soll. Ebenso wenig wie das Christenthum Antwort geben kann auf die Frage, ob Monarchie oder Demokratie, ob parlamentarische oder absolute Regierung das Richtige sei — die Beantwortung dieser Fragen muß der Socialwissenschaft im Allgemeinen, bezw. der Nationalökonomie und dem Staatsrechte im Besonderen überlassen bleiben.

IV.

Die communistische Auslegung gewisser Lehren des Christenthums, die wir soeben zurückzuweisen gesucht haben, macht aber keineswegs das Wesen desjenigen christlichen Socialismus aus, der in neuerer Zeit in Deutschland in der praktischen Politik eine gewisse Rolle gespielt hat. Während die Eingangs erwähnten christlichen Socialisten in Frankreich, wie St. Simon, Leroux u. A., und in England, wie Maurice, Kingsley u. A., auch in ihrer praktischen Thätigkeit für die socialistischen Ideen kämpften, finden wir einen eigenthümlichen Widerspruch bei den deutschen christlichen Socialisten, nämlich den, daß sie zwar in ihren Büchern die socialistische Theorie vertreten, in

[1]) Herrmann, Religion und Socialdemokratie. Vergl. Bericht über die Verhandlungen des zweiten evangelisch-socialen Congresses zu Berlin 1891. S. 7.

[2]) a. a. O. S. 9.

praxi aber meist nur sehr zahme, reformerische Politik treiben, oft sogar mit den Conservativen sich zu gemeinsamer politischer Thätigkeit verbündet haben. Wenn der Bischof Ketteler in seinen Schriften die Lehren Lassalle's fast gänzlich sich zu eigen macht, so haben sich dagegen die katholisch-socialen Vereinigungen aller Art und ebenso die katholischen Arbeiter-Vereine stets innerhalb sehr gemäßigter Programmforderungen gehalten. Und Todt, der, wie wir zeigten, so radicale ökonomische Folgerungen aus dem Neuen Testament zog, hat in dem von ihm mit Stöcker u. A. gegründeten Centralverein für Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage doch auch nur ein energisches Eingreifen der Staatsgewalt zu Gunsten berechtigter Interessen der arbeitenden Classen gefordert. — Und welche Partei wir aus der gesammten religiös-socialen Bewegung der letzten Jahrzehnte herausgreifen, nenne sie sich nun evangelisch-social, katholisch-social, christlich-social oder kirchlich-social — keine ist irgendwie für socialistische Pläne in dem wahren Sinne dieses Wortes eingetreten. Stets handelt es sich höchstens um stark arbeiterfreundlich gefärbte Programme, die aber im Rahmen anderer politischer Parteien ebenfalls möglich wären. Dies gilt von dem evangelischen Arbeiter-Verein, wie vom evangelisch-socialen Congreß, dies gilt von der mehr zur conservativen Partei zuneigenden Stöcker'schen Richtung, wie von der mehr demokratisch gefärbten national-socialen Partei von Naumann, Göhre u. s. f.

Alle genannten Richtungen wären daher zweckmäßiger unter dem Namen „christliche Socialreformer" zusammenzufassen, denn das Essentielle des Socialismus, die eigenthumsfeindliche Tendenz, fehlt ihnen vollständig. — Selbst Naumann und Göhre, unter den Führern der evangelisch-socialen Bewegung gewiß die radicalsten, sind nie für die Aufhebung der individualistischen Wirthschaftsordnung eingetreten; man kann ihren Standpunkt wohl einseitig insofern nennen, als sie bewußter Maßen für die Interessen der arbeitenden Classen oder richtiger der „kleinen Leute" eintreten, aber das Ziel, zu dem sie die Arbeiter führen wollen, ist nicht der socialistische Zukunftsstaat, sondern sie wollen den Arbeitern im capitalistischen Gegenwartsstaate möglichst viele Vortheile zuwenden. Sie haben weit mehr Berührung mit der süddeutschen Volkspartei, als mit der Socialdemokratie.

Man hat Naumann öfter mit der „revolutionären Socialdemokratie" auf eine Stufe gestellt; dies Urtheil ist eine Ungerechtigkeit oder vielmehr eine Kurzsichtigkeit: wie gering müssen Diejenigen, die so urtheilen, Religion, Vaterlandsliebe und Monarchie einschätzen, wenn sie einen Mann wie Naumann, der stets mit Wärme und Begeisterung für diese Ideale gekämpft hat, trotz dieser Bethätigung mit der Socialdemokratie identificiren. Selbst wenn also Naumann in seinen wirthschaftlichen Grundanschauungen mit der Socialdemokratie übereinstimmte, wäre dennoch in der gesammten Weltanschauung eine Kluft zwischen ihm und genannter Partei. Auch in seinen sämmtlichen Schriften und in den bisher erschienenen Jahrgängen der von ihm herausgegebenen „Hilfe" hat sich Naumann nirgends für die Collectivirung der Productionsmittel ausgesprochen, umgekehrt hat er wiederholt dieses socialistische Postulat zurückgewiesen; so sagt er z. B. in seinen Socialen Briefen

an reiche Leute[1]): „Wenn ich glauben würde, wir könnten im nächsten Menschenalter ein Volkswesen ohne reiche Unternehmer, ohne Privatcapital und ohne Zins herstellen, wenn ich das für möglich hielte, so würde mich keine Rücksicht abhalten, diesem Ziele zuzustreben; aber ich halte es für unmöglich. Wir können den Dienst des Reichthums zur Organisation der Arbeit noch nicht entbehren. Ob er in späteren Jahren entbehrt werden kann, weiß ich nicht, kümmert mich auch gar nicht." Und in seinem „National-socialen Katechismus" beantwortet er die Frage 138: Sind Zins und Rente grundsätzlich zu verwerfen? folgendermaßen[2]): „Nein, denn sie gehören noch immer zu den Vorbedingungen des Fortschrittes, da sie die Entstehung des Luxus, von Betriebsvermehrung und von Gewinn aus anderen Ländern ermöglichen." Deutlicher kann man doch kaum zu Gunsten des Privateigenthums Stellung nehmen.

V.

Aber — mögen die christlich-socialen Richtungen in ihren wirthschaftlichen Forderungen noch so weit auseinander gehen, mögen sie Gütergemeinschaft fordern oder nur bestimmte socialpolitische Maßnahmen zu Gunsten der Arbeiter — in Einem Punkte ist ihnen allen ein großer Irrthum gemeinsam: das ist ihre Verquickung christlicher Lehren mit bestimmten wirthschaftlich-politischen Programmen. Und zwar trifft dies ebenso auf die katholisch-sociale Bewegung mit ihrer weltflüchtig-asketischen Grundstimmung, als auf die evangelisch-socialen Parteien mit ihrer freieren Auffassung der menschlichen Thätigkeit zu. So wenig das Christenthum über die Frage entscheidet, ob Privat- oder Collectiv-Eigenthum an den Productionsmitteln das Richtige sei, so wenig ist es entscheidend für die Frage, ob Genossenschaftswesen oder Innungen, ob Groß- oder Kleinbetrieb das richtige Mittel zu volkswirthschaftlicher Blüthe seien.

Wie viele Irrthümer und fehlerhafte Gesetzgebungen sind schon dadurch hervorgerufen worden, daß aus mißverständlich aufgefaßten Bibelstellen bestimmte Normen für die Rechtsordnung abgeleitet wurden: wir erinnern nur an das Jahrhunderte hindurch aufrecht erhaltene canonische Zinsverbot, das mit Berufung auf die Stelle bei Lucas: „Leihet, auf daß Ihr nichts hoffet," in die Gesetzgebung eingeführt wurde — oder wir erinnern daran, wie die Bevölkerungspolitik lange Zeit beeinflußt wurde durch die Meinung der Geistlichen, die ebenfalls wieder mit Berufung auf gewisse biblische Sprüche reichsten Kindersegen als etwas Gottgewolltes hinstellten, noch zu Zeiten, wo es im Hinblick auf die starke Bevölkerungsvermehrung Deutschlands wahrlich christlicher gewesen wäre, vor dem zu frühzeitigen Heirathen und den damit verbundenen wirthschaftlichen Nothständen zu warnen. — Und zwar haben die allerverschiedensten Parteirichtungen schon Jesum Christum als Stütze ihrer Parteibestrebungen in Anspruch genommen. Nicht nur der Socialismus, auch der Liberalismus hat sich öfter den „christlichen" Charakter beilegen wollen. — So sagte z. B. Cobden, der berühmte Führer der englischen Freihandelsbewegung, als er im Januar 1846 im englischen Parlamente in einer Debatte

[1]) Göttingen 1897. S. 34, 35. — [2]) a. a. O. S. 20.

über die Kornzölle zu Gunsten des Freihandels sprach[1]): „Glauben Sie nicht, daß irgend etwas Egoistisches hier vorliegt oder irgend etwas mit christlichen Grundsätzen Unvereinbares. Ich kann beweisen, daß wir nichts befürworten, als was den höchsten Befehlen des Christenthums entspricht. Auf dem billigsten Markt kaufen und auf dem theuersten zu verkaufen. — Was ist der Sinn dieser Maxime? Es bedeutet, daß Sie den Artikel nehmen, den Sie in größtem Ueberflusse haben, und mit ihm von Anderen das erlangen, was diese am meisten übrig haben, und auf diese Weise geben Sie der Menschheit die Mittel, den größten Ueberfluß an irdischen Gütern zu genießen, und bei solcher Handlungsweise erfüllen Sie in höchstem Maße die christliche Lehre: „Do ye to all men as ye would they should do unto you." Und bereits 1792 wurde von den Liverpooler Kaufleuten auf der Liverpooler Börse in einer allgemeinen Versammlung eine Resolution zu Gunsten des Freihandels gefaßt, worin es heißt: „Der Schöpfer des Weltalls hat verschiedene Theile der Erde mit verschiedenen Producten begabt und dadurch die Grundlage des Handels gelegt. Dieser hat den Zweck der Ausgleichung der Bedürfnisse und des gegenseitigen Austausches von Gütern. Er kann mit sicherem Erfolge der Regulirung durch die gegenseitigen Interessen überlassen werden und sollte so weit als möglich frei von allen Beschränkungen bleiben"[2]).

Ja, selbst die extremste Form des Liberalismus, der Anarchismus, wurde schon als die Jesu Lehre adäquate Regierungsform bezeichnet, und zwar von Renan in seinem „Leben Jesu". Dort wird Jesus als Anarchist bezeichnet: „Jésus à quelques égards, est un anarchiste, car il n'a aucune idée du gouvernement civil. Ce gouvernement lui semble purement et simplement un abus"[3]). Und von dem deutschen Anarchisten Stirner behauptet sein Biograph Mackay[4]): „Die Bibel, dessen gründlichster Kenner Stirner offenbar war, liefert ihm immer aufs Neue die nothwendigen Belege."

Von solchen groben Irrthümern und so falscher Auslegung der Heiligen Schrift ist man in der Gegenwart meist zurückgekommen; aber bis in die neueste Zeit hinein ist in allen genannten christlich-socialen Bestrebungen immer noch eine zu weitgehende Verknüpfung des Christenthums mit der Wirthschaftsordnung zu constatiren. Man mißverstehe uns nicht: Wir meinen keineswegs, daß das Christenthum nichts mit der Wirthschaftsordnung zu thun hätte. Selbstverständlich müssen die Grundsätze christlicher Ethik auch im socialen Leben bethätigt werden. Der Landwirth, der Kaufmann, der Fabrikant, sollen doch nicht nur in den Stunden religiöser Erbauung, sondern auch im täglichen Erwerbsleben ihr Christenthum bethätigen. Und nicht nur sollen sich die Einzelnen innerhalb einer gegebenen Rechtsordnung als

[1]) Vergl. Leone Levi, History of British Commerce and of the economic progress of the british nation 1763—1870. London 1872. S. 295.

[2]) Held, Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands. Leipzig 1881. S. 532.

[3]) Vie de Jésus. Zwölfte Auflage. Paris 1864. S. 92. — Citirt bei Rogge, a. a. O. S. 1.

[4]) John Henry Mackay, Max Stirner. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1898. S. 167.

Arbeitgeber oder Arbeiter, als Contrahenten in Verträgen, als Gläubiger und Schuldner ꝛc. stets im christlichen Sinne verhalten, sondern auch die gesetzlichen Institutionen selbst müssen auf ihre Uebereinstimmung mit den christlichen Grundwahrheiten geprüft, und bei ihrer Weiterbildung müssen diese Grundsätze gewahrt werden. Aber in nur geringen Ausnahmefällen lassen sich gewisse gesetzliche Institutionen als unbedingt verwerfliche oder als unbedingt zu fordernde vom Standpunkte des Christenthums aus bezeichnen. In der großen Mehrzahl der Fälle kann der Gesetzgeber immer nur im Allgemeinen aus dem Geiste des Christenthums heraus eine gewisse Richtschnur entnehmen für sein legislatorisches Vorgehen; positive Gesetzesparagraphen, bestimmte Einzelgesetze kann und darf das Christenthum nicht liefern wollen. Wo bestimmte Gesetzesvorschläge mit dem Hinweis begründet werden, sie entsprächen den Forderungen des Christenthums, handelt es sich meist um falsche Verweltlichung des letzteren. —

Zu einer christlichen Gesellschaftsordnung gehört gewiß, daß die Armen nicht hülflos ihrem Schicksal überlassen werden; den Einzelnen der Lehre des Manchesterthums gemäß auf den Kampf ums Dasein zu verweisen, in dem alle die untergehen müßten, die sich nicht selbst halten können, ist absolut unchristlich — aber, ob diese Armenpflege durch Privatwohlthätigkeit oder durch öffentliche Corporationen erfolgen solle, und in letzterem Falle, ob durch die Kirche, den Staat oder die Gemeinde, dafür kann das Christenthum nicht die Norm abgeben, das ist eine Frage der Gesetzgebungs- und Verwaltungstechnik, die im Einzelnen nach Ort und Zeit und nach historischer Entwicklung sehr verschieden beantwortet werden kann. Daß Wucher ruhig zu dulden sei, kann vom christlichen Standpunkt aus nicht gebilligt werden; ob aber legislatorisch gegen den Wucher vorgegangen werden soll, ob durch allgemeine Bestimmungen, wie sie durch die Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuchs und des Bürgerlichen Gesetzbuchs gegeben sind, oder durch ein specielles Zinsmaximumgesetz — auch dafür wieder kann das Christenthum nicht maßgebend sein. — Die Gesetzgebung soll vom rechten Geiste des Christenthums durchdrungen sein; dem Gebot der Nächstenliebe entspricht der allgemeine Grundsatz des Rechts der Schuldverhältnisse im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche, § 242: „Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern." — In der berühmten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, worin auf die gesetzgeberischen Vorlagen der Arbeiterversicherung hingewiesen wird, heißt es: „Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht." Der hierin enthaltene Gedanke ist, daß es dem Christenthum entspricht, dem Einzelnen, wo er zu schwach ist, durch den Zusammenschluß Vieler „Hülfe" zu gewähren; das christliche Moment liegt also in der „organisirten Hülfe"; aber keineswegs soll damit gesagt sein, daß gerade die in Deutschland gewählte Form der staatlichen Zwangsversicherung die einzig „christliche" sei. Oder sollte die englische Einrichtung, wonach ein großer Theil dessen, was bei uns durch staatlichen Zwang erreicht

wird, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß in den trade unions und friendly societies, also durch Selbsthülfe der Arbeiter erreicht ist, unchristlich sein? Wie bedenklich es ist, die Bezeichnung „christlich" auf concrete Gesetzesvorschläge anzuwenden, lehrt das Vorgehen Todt's, der s. Z. das Haftpflichtgesetz eine „Forderung des christlichen Geistes" nannte; das Unfallversicherungsgesetz aber, auf welches die kaiserliche Botschaft hinweist, wurde gerade geschaffen, weil sich das Haftpflichtgesetz als absolut unzureichend bewiesen hatte.

Man könnte auf die Sonntagsruhe hinweisen und sagen, daß das Verbot der Sonntagsarbeit doch sicher ein dem Christenthum gebotenes Gesetz sei — doch auch hier machen sich sofort Bedenken geltend. Zuzugeben ist gewiß, daß ein Zwang des Arbeitgebers, den Arbeiter am Sonntag arbeiten zu lassen, vom christlichen Standpunkte aus verworfen werden muß. Dieses Verbot existirte bereits in der liberalen Gewerbeordnung von 1869; aber anders ist doch die Frage zu beurtheilen, ob auch die freiwillige, contractmäßig ausgemachte Sonntagsarbeit zu verbieten sei. Dieses weitergehende Verbot der Sonntagsarbeit kam erst durch die Arbeiterschutznovelle von 1891 in die Gesetzgebung; man wird doch schwerlich behaupten wollen, daß auch dieses Verbot unbedingt vom Standpunkte des Christenthums aus zu verlangen ist. Man werfe einen Blick auf den betreffenden Abschnitt der Gewerbeordnung, aus dem sich ergibt, durch wie zahlreiche Ausnahmen dieses Verbot schon durchbrochen ist, und zwar deshalb, weil sonst wichtige Erfordernisse des realen Lebens nicht erfüllt werden könnten, oder weil einige Gewerbe überhaupt aus technischen Gründen unmöglich wären. Und nun entsteht die Frage, ob es nicht genügen könnte, principiell zu verbieten, daß Jemand zum Arbeiten am Sonntage gezwungen wird, jedoch die freiwillig geübte Arbeit zuzulassen. Dies würde überall da der Fall sein, wo die Ausdehnung der thatsächlich geleisteten gewerblichen Sonntagsarbeit nur so groß ist, daß offenbar nur die dringend erforderlichen Arbeiten vorgenommen werden — welche also auch sonst unter die gesetzlichen „Ausnahmen" gerechnet werden müßten. Hier ist der Punkt, wo der Realpolitiker zu seinem Rechte kommen muß; erst durch die Reichsenquete von 1886/87 über die Sonntagsarbeit wurde die nöthige statistische Unterlage zur Beurtheilung der Frage geliefert. Fürst Bismarck hatte sich den Anträgen auf Verbot der Sonntagsarbeit gegenüber ablehnend verhalten und hat zur Vertretung seines Standpunktes in der Reichstagssitzung vom 9. Mai 1885 fünfmal das Wort ergriffen. Aber hat Windthorst wirklich Recht, wenn er Bismarck's Ansicht „materialistisch" nennt, und kann man Bismarck in der That vorwerfen, er habe „unchristlich" gehandelt? Gewiß nicht. Bismarck mußte als Realpolitiker zuerst über den Umfang der Sonntagsarbeit Erhebungen anstellen und konnte mit Recht auch die Frage erwägen, welchen Lohnausfall ein derartiges Gesetz für zahlreiche Arbeiterfamilien bedeuten könne. Daß eine derartige Erwägung aber besonders in einer Zeit am Platze war, in der durch das neu geschaffene Arbeiterversicherungsgesetz bereits große Lasten den Arbeitern auferlegt waren, ist klar. So werden immer Opportunitätserwägungen Platz greifen müssen, wo scheinbar einfach aus dem Christenthum heraus gewisse gesetzgeberische Postulate abgeleitet werden können. Mit welchen Schwierigkeiten die Regelung der eben

berührten Frage verknüpft ist, bewies deutlich der Verlauf der internationalen Arbeiterschutz-Conferenz in Berlin im Jahre 1890, wo man trotz eifrigen Bemühens nicht zu einer internationalen Abmachung über die Sonntagsruhe kommen konnte, weil die thatsächlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern zu verschieden sind.

VI.

In der deutschen evangelisch-socialen Bewegung ist die vorsichtige Scheidung von Christenthum und Wirthschaftspolitik, die hier gefordert wird, immer wieder außer Acht gelassen worden — wir verweisen hier z. B. auf das unter Mitwirkung von Lic. Weber, Naumann u. A. verfaßte und 1893 veröffentlichte Programm für die evangelischen Arbeiter-Vereine unter dem Titel: „Grundlinien für ein evangelisch-soziales Programm als Anhalt für Vorträge und Discussionen in den evangelischen Arbeiter-Vereinen." Dort heißt es im Eingange [1]): „Wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christenthums. Wir bekämpfen darum die materialistische Weltanschauung, wie sie sowohl zu den Ausgangspunkten, als zu den Agitationsmitteln der Socialdemokratie gehört, aber auch die Ansicht, daß das Christenthum es ausschließlich mit dem Jenseits zu thun habe. Das Ziel unserer Arbeit sehen wir vielmehr in der Entfaltung seiner welterneuernden Kräfte in dem Wirthschaftsleben der Gegenwart. Wir sind der Ueberzeugung, daß dieses Ziel nicht schon erreicht werden kann durch eine nur zufällige Verknüpfung von allerhand christlichen und socialen Gedanken, sondern allein durch eine organische, geschichtlich vermittelte Umgestaltung unserer Verhältnisse gemäß den im Evangelium enthaltenen und daraus zu entwickelnden sittlichen Ideen. In diesen finden wir auch den unverrückbaren Maßstab rückhaltloser Kritik an den heutigen Zuständen, wie kraftvolle Handhaben, um bestimmte Neuorganisationen im wirthschaftlichen Leben zu fördern." Es folgen hierauf praktische socialpolitische Vorschläge, und zwar unter Anderm für den Großbetrieb Maximalarbeitstag, Einführung einer Sonntagsruhe von mindestens 36 Stunden, Einführung obligatorischer Fachgenossenschaften, bezw. gesetzlich anerkannter Gewerkschaften ꝛc.; für das Handwerk: Einführung einer corporativen Organisation und die Begründung und Förderung genossenschaftlicher Vereinigungen ꝛc. So viele einzelne Forderungen — und wir haben nur einige aus dem reichen Programme herausgegriffen — so viele heiß umstrittene nationalökonomische Probleme! Die Fragen des Normalarbeitstages und der Gewerkvereine sind nicht weniger Gegenstand lebhafter Controverse unter den Fachmännern, als die Frage der Organisation des Handwerks. Fehlt etwa Denen, die die Einführung des Maximalarbeitstages für unzweckmäßig halten, oder die glauben, daß die Gewerkvereine nach englischem Muster nicht förderlich sind für den socialen Frieden, der Sinn für die „im Evangelium enthaltenen und daraus zu entwickelnden sittlichen Ideen"? Oder sind Diejenigen, welche als Programmforderung für das Handwerk statt der vagen Forderung des Programms der evangelischen Arbeitervereine die alten Postulate der Zwangsinnung und des Befähigungsnachweises vertreten, schlechte Christen?

[1]) Göhre, Die evangelisch-soziale Bewegung. Leipzig 1896. S. 128.

Es muß stets auf Abwege führen, concrete socialpolitische Gesetzesvorschläge mit dem Stempel des christlichen oder evangelischen Geistes versehen zu wollen.

Aber weit mehr noch als aus dem erwähnten Programm treten uns aus den grundlegenden Schriften Naumann's die theoretischen Irrthümer des sog. christlichen Socialismus entgegen. Naumann begeht vor Allem den Fehler, seine einseitige Interessenvertretung der Arbeiter oder der sog. „kleinen Leute" mit bestimmten Anschauungen Jesu Christi rechtfertigen zu wollen. Jesus habe — dieser Gedanke geht durch alle Naumann'schen Schriften und Andachten hindurch — das Evangelium vor Allem den Armen gepredigt und ihnen Hülfe bringen wollen; darum müsse auch eine christlich-sociale Partei vor Allem eine Partei der Arbeiter sein. Wie Stöcker bereits von Jesus als dem „Proletarierkönig" redete und von der Bibel als einem „Arbeiterbuch", so sagte Naumann[1]): „Der Geistliche soll für seinen Kreis ein Prophet Gottes sein, ein Mann, der wirklich an den Jesus glaubt, der den Armen das Evangelium gepredigt hat. Er soll für seine Tagelöhner, Steinbrecher und Kleinbauern, für die Schuhmacher, Weber, Metallarbeiter und Kellner, für die Dienstmädchen, Nähterinnen und Verkäuferinnen, für das ganze Heer, das abhängig und mühselig ist, für Alle, die nicht „Acker und Vieh, Haus und Hof, Geld und Gut" besitzen, er soll für diese Alle so leben, wie Jesus für die Schiffer, Zöllner und kleinen Bauern Galiläa's gelebt hat. Er muß die Interessen dieser Leute kennen, auch wo sie Gruppeninteressen, Classeninteressen sind, und er muß mit ihnen zusammen über den Weg zur Besserung nachsinnen." Und an anderer Stelle[2]): „Die Kirche soll in ihren amtlichen Vertretern wissen, daß sie die Sache der Armen, der Freunde des armen Herrn Jesus, zu führen hat. Eine Kirche der Reichen ist eine unheimliche Erscheinung."

Diesen Gedanken noch weit überbietend und übertreibend, wählten englische Geistliche, die sich an der Chartistenbewegung betheiligten, geradezu als Thema ihrer Predigt: „Es ist falsch, daß Gott Arm und Reich schuf; er schuf Männer und Frauen und gab ihnen die Erde als Erbe"[3]).

Diese ganze Auffassungsweise scheint uns mit der Stellung Jesu zum irdischen Besitze nicht im Einklang zu stehen: Jesu wollte Allen das Heil verkünden, den Reichen sowohl wie den Armen. Jesum als Anwalt der Armen oder der Arbeiter hinzustellen, widerspricht der allumfassenden Liebe, die gerade von ihm ausgehen soll. Wenn Jesus seine Werke der Barmherzigkeit in besonders großem Maße an Armen ausübt und seine Trostworte namentlich an die ärmeren Volksschichten richtet, so hat dies seinen einfachen Grund darin, daß diese des Trostes und der Hülfe am meisten bedürftig waren; aber das soll doch nicht heißen, daß er den Reichen gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstand. Wenn es den Unterschied von Reich und Arm nicht gäbe, wie sollten dann die Werke der Barmherzigkeit, die Jesus immer wieder anempfiehlt, überhaupt geübt werden können! Jesus verwirft den egoistischen

[1]) Was heißt christlich-social? Gesammelte Aufsätze. Erstes Heft. Leipzig 1896. S. 13, 14.

[2]) a. a. O. S. 93.

[3]) Brentano, Die englische Chartistenbewegung. Preußische Jahrbücher 1874. Bd. 53, S. 440.

Reichthum, der nichts kennt als das eigene mammonistische Interesse. So auch nur ist das Wort zu verstehen, wie schwer es für den Reichen sei, ins Himmelreich zu kommen; gemeint ist auch hier: für den selbstsüchtigen, habsüchtigen Reichen. Mit Recht sagt Rogge[1]): „In der That findet sich keine Stelle, wo der Reichthum als Besitz schlechthin als sündig bezeichnet wird, vielmehr wird stets irgendwie die Herzensstellung des Besitzers angedeutet." Mit der oben skizzirten Grundanschauung Naumann's hängt seine specielle socialpolitische Beurtheilung des Reichthums zusammen; zwar ist Naumann, wie wir sehen, kein Gegner des Privateigenthums überhaupt, aber er ist gegen zu großen Capitalbesitz in einer Hand. So sagt er einmal[2]): „Die Richtung auf große Capitalbildung wird zum Verhängniß für die Gesundheit des Volkes" — und ähnlich an anderer Stelle[3]): „Jesus ist aus ethischen Gründen radicaler Gegner der Capitalansammlung." — Damit hängt auch Naumann's Beurtheilung des Zinseinkommens zusammen; er hält zwar die mittelalterliche Auslegung der betreffenden oben citirten Bibelstelle für irrig, aber sagt dann[4]): „Wir zweifeln nicht daran, daß eine Zeit kommen wird, wo sich eine christliche Bewegung wieder gegen den Zins erheben wird im Sinne evangelischer Freiheit nach dem Worte Luther's: Es gebühret Christenmenschen nichts Anderes denn Geben und Leihen umsonst." Die angeführten Sätze Naumann's, die ihrer vagen Ausdrucksweise wegen für die Socialpolitik belanglos sind, können jedenfalls nicht mit Berufung auf das Neue Testament aufgestellt werden. Wie konnte Jesus etwas voraussehen von der Entwicklung der modernen privatcapitalistischen Wirthschaftsordnung, in der es doch begründet ist, daß der Einzelne sich möglichst anstrengen soll, um wirthschaftlich vorwärts zu kommen, um Vermögen zu erwerben, um im harten Kampf ums Dasein zu bestehen; höchstens könnte die rücksichtslos-egoistische Verwendung des Reichthums als „unchristlich" gebrandmarkt werden, aber doch nicht die Tendenz zum „Schätzesammeln" überhaupt.

Vom Standpunkte derartiger wirthschaftlicher Lehren aus ist die christlich-sociale Bewegung unter dem Einflusse Naumann's immer mehr zu einer Interessenpartei der sogenannten „kleinen Leute" geworden. Wir haben bereits mancherlei Parteien, die durch wirthschaftliche Interessen zusammen gehalten werden; der Bund der Landwirthe, die Handwerkerpartei, die Socialdemokratie — sie alle vertreten bewußtermaßen die Interessen bestimmter Berufsstände. Wenn Naumann glaubt, eine zweite Arbeiterpartei schaffen zu können, die im Gegensatz zur Socialdemokratie die Ideale der Religion und der Vaterlandsliebe hochhält, so kann dieser Versuch gewiß nur mit Interesse verfolgt werden: aber Naumann darf nicht meinen, mit dieser Gründung eine Mission des „Christenthums" zu erfüllen; mit demselben Rechte könnten der Bund der Landwirthe und die Handwerkerpartei sich speciell als „christliche" Parteien bezeichnen; eine Partei, die bewußtermaßen nur die Interessen ganz

[1]) a. a. O. S. 55.

[2]) Sociale Briefe an reiche Leute. S. 30.

[3]) Was heißt christlich-social? Erstes Heft. S. 9.

[4]) Das sociale Programm der evangelischen Kirche. Erlangen und Leipzig 1891. S. 165.

bestimmter Berufskreise vertreten will, ist eine wirthschaftliche Interessengruppe, aber keine christlich-sociale Partei. Wenn vollends Geistliche sich an die Spitze derartiger Interessenverbände stellen, so verträgt sich dies nicht mit ihrem Berufe, allen Gliedern ihrer Gemeinde zu dienen. — Die Ansicht, die der Pfarrer Frenkel auf der siebenten weimarischen Landessynode (September 1898) äußerte: „Will man keine socialen Geistlichen, so muß man das zehnte Capitel aus dem Lucas-Evangelium heraus reißen, ja das Bild Jesu aus ihren Herzen“ [1]), ist unhaltbar.

Aus derselben Verquickung von Religion und Volkswirthschaft sind einzelne Anhänger der evangelisch-socialen Bewegung zu noch größeren Irrthümern gelangt als die Partei im Ganzen; so finden sich unter den Evangelisch-Socialen, namentlich Naumann'scher Richtung, sehr viele Anhänger der sog. Bodenverstaatlichungsbewegung. Diese christlichen Bodenreformer halten zwar das Privateigenthum an Capital für durchaus berechtigt und nothwendig, meinen aber, daß das private Grundeigenthum mit den wahren Grundsätzen des Christenthums nicht zu vereinigen sei; so sagt z. B. der Pfarrer Lehmann in einer Schrift über Bodenwucher und Bodenbesitzreform, die in Naumann's Göttinger Arbeiterbibliothek erschienen ist [2]): „„Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist, der Erdboden, und was darauf wohnet.““ Wir müßten dies Psalmwort der Bodenbesitzreform als ihren Wahlspruch voranschreiben. Die Voraussetzung der Bodenreform ist die Scheidung zwischen solchen Gütern, die Privateigenthum eines Einzelnen werden dürfen, und solchen, die der Gesammtheit vorbehalten bleiben müssen. „Was Gott Dir ohne menschliches Dazuthun darbietet, das sollst Du auch nicht als Dein ausschließliches Privateigenthum mit Beschlag belegen.“ — Von besonderem Interesse ist es, daß von anderen Christlich-Socialen diese Auffassung gerade von dem Stundpunkte der Religion aus bekämpft wird, und zwar geschieht dies von katholisch-socialer Seite. Die Katholiken berufen sich auch heute noch für die Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen mit Vorliebe auf Thomas von Aquino, der ihnen in dieser Hinsicht als höchste Autorität gilt. Nach Thomas ist die Gütergemeinschaft das Ideal des vollkommenen christlichen Lebens; aber die Gütergemeinschaft sei nur bei solchen möglich, die vollkommen sind oder nach der Vollkommenheit streben, die darum die irdischen Güter verachten; die Grundlage für die wirthschaftliche Organisation der Gesellschaft im Ganzen könne demnach nur durch die Institution des Privateigenthums gebildet werden [3]). Thomas lehnt also die kommunistische Theorie der Kirchenväter ab, die vom Boden des „Naturrechts“ aus das Eigenthumsrecht zu bekämpfen suchten. Auch die Päpste haben in ihren Encykliken häufig zu den politischen und socialen Fragen Stellung genommen; in einem dieser Rundschreiben des Papstes Leo XIII. wird speciell die Frage des privaten Grundeigenthums behandelt, und zwar heißt es dort [4]):

[1]) Vergl. „Hilfe“ Nr. 47 vom 20. November 1898.

[2]) Göttingen 1894. S. 49.

[3]) Max Maurenbrecher, Thomas von Aquino's Stellung zum Wirthschaftsleben seiner Zeit. Erstes Heft. Leipzig 1898. S. 110.

[4]) Vergl. Papst und Socialreform. Von Flürscheim. Düsseldorf 1891. S. 14.

„Daß aber Gott der Herr die Erde dem ganzen Menschengeschlecht zur Nutznießung übergeben hat, dies steht *nicht dem Sonderbesitze* entgegen. Denn Gott hat die Erde nicht in dem Sinne der Gesammtheit überlassen, als sollten alle ohne Unterschied Herren über dieselbe sein, sondern insofern, als er selbst keinem Menschen einen besonderen Theil derselben zum Besitz angewiesen, vielmehr dem Fleiße der Menschen und den von den Völkern zu treffenden Einrichtungen die Abgrenzung und Vertheilung des Privatbesitzes anheimgegeben hat." Wir sehen also: das eine Mal und zwar von evangelisch-socialer Seite wird der Gemeinbesitz, das andere Mal und zwar von katholisch-socialer Seite wird der Sonderbesitz am Boden als das „Gottgewollte" bezeichnet.

Sicher muß die Betheiligung Geistlicher an der Berathung social-politischer Fragen zum Dilettantismus führen; deutlich hat sich dies wiederholt bei den Verhandlungen des evangelisch-socialen Congresses gezeigt. Wir möchten hier nur kurz auf zwei Vorkommnisse hinweisen. Auf dem zweiten Congresse zu Berlin 1891 wurde über die ländliche Arbeiterfrage berathen; bei der Debatte äußerte ein Geistlicher[1]): „Wo die Löhne zu niedrig sind, muß der Pfarrer seelsorgerisch, unter vier Augen oder brieflich, bei dem betreffenden Brodherrn auf Besserung derselben hindrängen. Wenn wir das nicht thun, versäumen wir einfach unsere Pflicht." Ist denn überhaupt der Geistliche in der Lage, diese Verhältnisse zu überblicken? Wie hoch der Arbeitgeber mit seiner Lohnbewilligung gehen kann, ist doch häufig von Weltmarkt-Conjuncturen abhängig und von Verhältnissen des gewerblichen Lebens, die ein Außenstehender in der Regel kaum wird beurtheilen können. Schwerlich wird der Pfarrer in die Lage kommen, hier entweder gute Rathschläge zu ertheilen oder gar Vorwürfe zu erheben. — Als 1893 in der Frankfurter Versammlung desselben Congresses die Frage der Sonntagsarbeit verhandelt wurde, äußerte ein Pfarrer[2]): „Mir sagte vor nicht langer Zeit ein Industrieller, der Mitglied des Kirchenvorstandes ist: ‚Das Beste wäre, die Gottesdienste würden am Sonntag Nachmittag geschlossen, damit der Handel freie Bahn hätte' — und das nicht im Scherz, sondern im vollen Ernste. So denkt man in solchen Kreisen, und das ist sehr traurig." Hier wird also auf Grund eines einzelnen Vorkommnisses einem ganzen Stande Mangel an religiöser und socialer Gesinnung vorgeworfen.

Die Verbindung von Christenthum und Socialpolitik hat aber noch einen weiteren Uebelstand im Gefolge: das ist die Kraftvergeudung und Kraftzersplitterung in socialpolitischer Hülfsarbeit. Bisher haben die christlich-socialen Parteien bei ihrer Behandlung social-politischer Fragen in der Regel besonders offenliegende sociale Nothstände heraus gegriffen: großstädtische Wohnungsnoth, Arbeitslosigkeit u. s. w. Gewiß sind hier noch große und schwierige Probleme vorhanden; aber gehört zu ihrer Lösung ein bestimmtes religiöses Bekenntniß? Muß denn auch auf diesem Gebiete die

[1]) Bericht über die Verhandlungen des zweiten evangelisch-socialen Congresses. Berlin 1891. S. 105.

[2]) Vergl. Bericht über die Verhandlungen des vierten evangelisch-socialen Congresses. Berlin 1893. S. 122.

confessionelle Spaltung von katholisch und evangelisch aufrecht erhalten werden? Ist nicht hier ein Gebiet vorhanden, wo Evangelische, Katholische und Juden gemeinsam an der Lösung so wichtiger Aufgaben sich betheiligen können? Und kann man sich hier nicht der Führung der Socialwissenschaft ohne confessionelle Färbung anvertrauen? Sehr bedeutsam ist jedenfalls, daß in der praktischen Thätigkeit die meisten der erwähnten christlich-socialen Vereine ihren Grundsätzen mehr als einmal untreu wurden und unter Umständen das Glaubensbekenntniß bei der Aufnahme eines Mitgliedes ignorirten, wenn kräftige socialpolitische Bethätigung erwartet werden konnte. So war in dem von Todt gegründeten Verein als Mitglied Jeder willkommen, der irgend welche religiösen Bedürfnisse hatte. Auch Juden waren nicht ausgeschlossen, und thatsächlich haben einzelne Juden dem Vereine angehört[1]). Die christlichen Socialisten in England hatten sogar Atheisten und ungläubige Oweniten in ihren Reihen aufgenommen und zu Mitarbeitern an ihrer Zeitschrift zugelassen: „Niemals wurde von den Theilnehmern an der Bewegung ein christliches Bekenntniß verlangt, und wo es sich um die Arbeit für die Lösung der socialen Frage handelte, scheute man nicht die Gemeinschaft mit völlig ungläubigen Oweniten und den extremsten Chartisten, sofern diese nur nicht die gemeinsame Arbeit in ihrem Sinne ausbeuten wollten." Daß im Evangelisch-socialen Congresse die Anhänger der allerverschiedensten theologischen Richtungen bisher friedlich zusammengearbeitet haben, kommt eben daher, daß die Hauptarbeit des Congresses auf socialpolitischem Gebiete liegt, auf dem naturgemäß diese Differenzen zurücktreten.

Aus den Kreisen der Anhänger der evangelisch-socialen Bewegung selbst sind in neuester Zeit Bedenken laut geworden gegen die Verquickung von Religion und Politik, die in manchen Punkten mit den oben gegebenen Ausführungen große Aehnlichkeit aufweisen. Bei der jüngsten Parteibildung innerhalb der christlich-socialen Bewegung — den sogenannten National-Socialen — erscheint schon das Christenthum nicht mehr in der dominirenden Stellung wie in den älteren Parteien. In den Grundlinien des national-socialen Programms steht das Christenthum am Ende und nicht am Anfang und zwar als § 7 in folgender Fassung: „Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht uns das Christenthum, das nicht zur Parteisache gemacht werden darf, sich aber auch im öffentlichen Leben als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren soll;" und hierzu fand auf der Vertreter-Versammlung zur Gründung des Vereins 1896 noch eine Resolution folgenden Inhalts einstimmige Annahme[2]): „Der Delegirtentag erklärt ausdrücklich, daß der § 7 der Grundlinien nicht ein Gewissenszwang für die einzelnen Mitglieder sein soll. Jeder, der ehrlich an der Erreichung unserer nationalen und socialen Ziele mitarbeiten will, ist uns zur Mitarbeit willkommen." — Ein Redner (Damaschke) forderte sogar, daß das Christenthum ganz aus dem Programm entfernt würde[3]), und selbst Sohm äußerte sich:

[1]) Vergl. Göhre, a. a. O. S. 33.

[2]) Vergl. Protokoll über die Vertreter-Versammlung der National-Socialen in Erfurt vom 23. bis 25. November 1896. S. 64.

[3]) Protokoll S. 46.

„Wir wollen nicht nur den Evangelischen, sondern gerade so den Katholischen die Thür öffnen zu unserem weltlich-politischen Hause. Ja, wenn ich mir einen Juden denke, der die christliche Bildung in sich aufgenommen hat, so wollen auch wir ihn nicht ausschließen“ [1]). Und Naumann beantwortet in seinem National-socialen Katechismus die Frage 264: „Wollt ihr auch Israeliten zur Mitarbeit hinzuziehen?“ so: „Wir wollen es thun, sobald sie national-social denken und dem Christenthum nicht feindlich gegenüber stehen.“ — Namentlich hat aber Göhre mit rühmlicher Offenheit zugegeben, daß die evangelisch-sociale Bewegung in ihrem bisherigen Verlaufe schwere Irrthümer aufzuweisen habe. Unter diese Irrungen rechnet Göhre vor Allem die zu weitgehende Einbeziehung des Christenthums in die socialpolitische Parteibewegung. Auch Göhre strebt eine Classenpartei an und zwar eine Partei der sogenannten „kleinen Leute“; ganz richtig fügt er aber hinzu, daß zur Führung einer solchen Partei der Geistliche nicht der geeignete Mann sei. Er sagt: „Die Partei wird . . . eine Partei der kleinen Leute sein, oder sie wird nicht sein. Sie muß allein deren Interessen verfolgen und verfechten. Sie wird also auch gegen entgegenstehende Interessengruppen energisch kämpfen müssen. In diesem Kampfe aber wäre sie einfach gelähmt, ja vielleicht ganz dazu untauglich gemacht, wenn Geistliche im Amte ihre Führer oder auch nur zum Theil ausschlaggebend für ihre Haltung wären. Diese sind durch zu viele, allerdings berechtigte Rücksichten gebunden, um so mitkämpfen zu können, wie es die Sache solcher Partei erheischt. Andererseits würde auch der Geistliche durch die Führung einer solchen stets irgendwie im Kampfe befindlichen Classenpartei stark compromittirt und geschädigt. Er würde sich dadurch wohl beinahe jeden Einfluß auf die Glieder seiner Gemeinde zerstören, die — und das würde fast überall die Mehrheit sein — nicht zugleich seine Parteigenossen sind. Er würde damit die erste und höchste Pflicht seines Amtes auf das Gröblichste verletzen. Der Geistliche gehört seiner ganzen Gemeinde“ [2]). Nicht einmal den Namen christlich-social soll die Partei in Zukunft führen: „Darum wird sich auch die künftige Reformpartei am richtigsten von der Bezeichnung christlich-social oder evangelisch-social freihalten“ [3]). Sollte Göhre mit seinen Anschauungen bei seinen Parteifreunden durchdringen, dann hätte die evangelisch-sociale Bewegung im früheren Sinne, d. h. mit ihrer Verquickung von Christenthum und Socialpolitik, ihr Ende erreicht; eine reinliche Scheidung zwischen Politik und religiöser Anschauung wäre vollzogen, und selbst in der bescheidenen Weise, wie es heute bei den National-Socialen der Fall, würde in Zukunft das Christenthum nicht mehr in das Parteiprogramm aufgenommen.

Religion und Socialpolitik können beide nur gewinnen, wenn sie im öffentlichen Leben getrennt marschiren: die Religion wird immer in der Hauptsache den überweltlichen Ideen zu dienen bestimmt sein müssen. Mit Recht sagte der Bischof von Peterborough [4]): „Das Himmelreich zu einem

[1]) Protokoll S. 52.

[2]) Göhre, a. a. O. S. 192.

[3]) Göhre, a. a. O. S. 187.

[4]) Adress at the Diocesan Conference, Leicester 25. October 1889. — Citirt bei Benjamin Kidd, Sociale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von Pfleiderer. Jena 1895. S. 13.

Weltreich zu stempeln, beruhe auf einem Irrthum, denn das regnum hominis könne nie eine civitas dei sein, und der Staat stehe nicht und könne nicht bestehen auf den Grundsätzen der Bergpredigt;" und ebenso treffend bemerkte der Pfarrer der schwedischen Gemeinde in Paris, Söderblom, auf dem ersten religions-wissenschaftlichen Congreß in Stockholm am 31. August 1897[1]): „Eine Religion, die nichts Anderes ist als die ideelle Verklärung menschlicher Culturarbeit, kann eigentlich nicht mit dem Namen des Evangeliums geschmückt werden und wird sich stets zu einem Dualismus ohne die für die Religion charakteristischen Kennzeichen verflüchtigen."

Aber darum soll die Religion nicht ohne Einfluß auf das sociale Leben sein; es muß nur in der richtigen Weise geschehen. Jedenfalls kann die Religion uns nicht bestimmte Formen der Rechtsordnung angeben, die unbedingt allein die richtigen seien, sondern sie kann nur allgemeine Normen angeben, die bei der Gesetzgebung zu beobachten sind. Benjamin Kidd hat in seiner gedankenvollen Schrift über „Sociale Evolution" die Idee vertreten, daß die Religion das einzige Mittel sei, um die Unterordnung des individuellen Interesses unter das gesellschaftliche zu bewirken. Der Mensch habe fortwährend einen Kampf zu führen, um die Unterordnung seiner eigenen Vernunft zu bewerkstelligen; in diesem Kampfe sei die treibende Kraft die religiöse Glaubensform. Wir theilen die Ansichten Kidd's nicht, namentlich nicht seine Auffassung des Gegensatzes zwischen religiöser und intellectueller Culturentwicklung; aber das sehr Bemerkenswerthe dieser Ausführung ist, daß hier ein Darwinist, ein Vertreter der Evolutionstheorie auch auf socialem Gebiete, in so hohem Maße die Bedeutung des religiösen Faktors betont.

Die Religion soll ihre Kraft bewähren nicht nur im Kampfe gegen den Geschichtsmaterialismus der Socialdemokratie, sondern auch im Kampfe gegen den Egoismus Einzelner und ganzer Classen in den stets widerstreitenden Interessen des wirthschaftlichen Lebens. Sie soll die Gewissen der Einzelnen schärfen für ihr wirthschaftliches Handeln und soll die Gesinnung erwecken, daß Jeder bei seiner Stellungnahme zu allen Fragen der Gesetzgebung nicht das eigene Interesse, sondern das Gemeinwohl im Auge behalte. Für diese wichtige Maxime des täglichen Handelns soll das Christenthum immer mehr Jünger gewinnen. Was die Socialphilosophie auch in ihren besten Vertretern als Grundlegung für alles sociale Thun entworfen hat, auch die neueste Formulirung des socialen Ideals durch Rudolf Stammler[2]) deckt sich inhaltlich mit dem Grundprincip christlicher Ethik: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst." Das edle Metall von socialer Gesinnung, welches in den Grundwahrheiten des Christenthums enthalten ist, darf aber nicht zur kleinen Münze positiver Gesetzesvorschläge geprägt werden, die von Gegenwartspolitikern sofort in Umlauf gesetzt werden könnte.

[1]) Die Religion und die sociale Entwicklung. Freiburg 1898. S. 29.
[2]) Wirthschaft und Recht. Leipzig 1896.

Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben.

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

II. Jugendjahre.

Ferdinand Meyer begann seinen Haushalt unter dem gleichen Dache mit den Eltern seiner Frau, die sich nicht von ihrem Kinde trennen mochten. Das war im sogenannten Stampfenbach, einem ziemlich niedrigen, nicht eben ansehnlichen Haus in Unterstraß-Zürich, nahe der sogenannten Neumühle, den ehemaligen Fabrikanlagen des weltbekannten Geschäftes Escher, Wyß & Co.

Dort, im Stampfenbach, wurde Conrad Ferdinand Meyer, den 11. October 1825 geboren, ein Jahr nach der Vermählung der Eltern. In der Taufe erhielt er den Namen Conrad, also den des Großvaters; derjenige des Vaters, Ferdinand, kam erst über ein halbes Jahrhundert später hinzu, als er ihn mit obrigkeitlicher Bewilligung dem bisherigen auch im bürgerlichen Leben beifügte, nachdem er, um der Verwechslung mit einem anderen Züricher Dichter Conrad Meyer ein Ziel zu setzen, ihn als Schriftsteller schon seit 1865 geführt hatte.

Pathenstelle versah der Großvater, als Pathin figurirte Frau Henriette Meyer, geborene Escher; die Taufe fand den 26. October in der Predigerkirche statt, wo sechs Jahre vorher auch Gottfried Keller getauft worden war.

Der Kleine war ein wohlgestaltes Kind von seltener Anmuth; die Großmutter schrieb drei Vierteljahre nach seiner Geburt an die damals im Bade weilende Mutter: „Wem ein solches Kind beschert wurde, den müssen die Götter lieb haben! Dies sagt nicht nur eine verblendete Großmutter, sondern alle Welt, wer den Kleinen sieht. Auch Dein philosophischer Vater sagt es, wenn er ihn des Abends beim Bettgehen noch so recht nach Herzenslust, unter Jauchzen und Krähen, gleich wie einen Federball herumwackelt . . . Madame Mallet gibt ihm nach Gallischem System Genie um seines breiten Schädels willen und ich Liebreiz, denn er hat uns Alle ohne Ausnahme mit selbigem verstrickt."

Obgleich kein Wunderkind, verrieth Conrad früh Züge eines feinen, geweckten Geistes und bereitete, noch nicht zweijährig, durch originelle Einfälle den Seinen hundert Freuden. Etliches aus dieser und späterer Zeit findet sich im Tagebuch der Mutter, Anderes in ihren Briefen verzeichnet. Durch eine

zufällige Begebenheit veranlaßt, wollte sie eines Tages dem Fünfjährigen den Begriff des Gewissens verdeutlichen und sagte, nachdem sie auf dem Wege der Abstraction nicht zum Ziele gelangt war: „Nicht wahr, Lieber, wenn Du etwas Unrechtes gethan hast, so ist Dir nicht recht wohl, Du fühlst Unruhe und Schmerz in Deinem Herzen?“ — „Ja, ja,“ fiel er schnell ein, „es ist gerade, als wenn mich Jemand mit einem Spieße ins Herz stäche.“ — „Ganz recht,“ versetzte sie, „dieser Spieß ist es eben, den ich meine; man nennt ihn das Gewissen.“ Es vergingen einige Wochen, bis er eines Morgens ganz ernsthaft mit den Worten vor sie hintrat: „Liebe Mama, Du hast mir schon manchmal von Körper und Geist als von zwei ganz verschiedenen Dingen erzählt. Hat etwa der Geist jenen Spieß?“

Bald darauf äußerte er in der Frühe: „Diese Nacht hat mir viel geträumt. Ich sah Schlangen, wilde Thiere und schreckliche Menschen. Aber nicht wahr, der Traum lebt nicht? Ein gemaltes Thier ist ja auch kein wirkliches Thier.“ — Sechsjährig sagte er: „Du, Mama, ich muß viel bei mir selber denken: wer bin ich auch eigentlich? und was ist auch die Welt? Aber ich finde keine Antwort.“

Während dieser grüblerische Hang die Mutter nachdenklich stimmte, belustigte sie folgende bei Tisch gestellte Frage: „Was meinst Du, Mama,“ hub er an, nachdem er seine großen Augen geraume Zeit auf die vor ihm stehende Schüssel geheftet, „hätten wir ein ganzes Jahr an einem Walfisch zu essen?“

Mehr als eine hervorstechende, während des ganzen Lebens dauernde Eigenthümlichkeit brach auffallend früh hervor. Er war noch nicht zwei Jahre alt, als seine Reinlichkeitsliebe sich so entschieden regte, daß er sogar im Bettchen und halb im Schlaf sein „abbute“ (abputzen) rief und nie vergaß, jedes Tröpfchen Wasser sorgfältig wegzuwischen. Auch fiel es der Großmutter auf, wie frühzeitig sich ihres Enkels Schönheitssinn geltend machte: sie traf mit ihm eines Tages einen Bekannten, der ein häßliches Kind an der Hand führte. Conrad, der damals etwa vier Jahre zählte, fixirte es sehr, ohne ein Wort zu sagen; daheim aber stellte er die Frage, warum das Kind einen so breiten Kopf habe? Noch eine andere für den Dichter all' sein Lebtag bezeichnende Beobachtung machte die Großmutter etwa zwei Jahre später, nämlich die, daß schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten: „Conradli,“ schreibt sie an die Tochter, „war erst nach Deiner Abreise über selbige betrübt, nach seiner Weise.“

Doch zeigte er im Ganzen viel eher ein lebhaftes und munteres, als ein nachdenkliches Wesen. Mit lautem Jubel holte der Dreijährige, laut der Eintragung im mütterlichen Tagebuch ein allerliebstes Bürschchen, zum ersten Mal am Berchtoldstag die Neujahrsblätter, wie sie heute der Züricher Jugend noch ausgetheilt werden, und die Geschenke unter dem Neujahrsbaum machten seine überquellende Wonne schließlich wortlos. Als ihm die Großmutter zu Ostern 1829 einen schönen Säbel stiftete, rief er begeistert: „Nie soll er mehr von meiner Seite kommen! Ich will ihn tragen, bis ich sterbe, und ehe ich sterbe, will ich ihn noch geschwind essen!“

Während der ersten Lebensjahre war er von muthwilliger Unbändigkeit, dergestalt, daß er selber sich im Bette Püffe versetzte und, weil er beim Umhertollen allenthalben anstieß und hinpurzelte, alle Farben an der Stirne aufwies. Doch verlor sich allmählich die kräftige Munterkeit, vielleicht von Anfang eher den erregten Nerven, als wirklicher Kraft entsprossen, infolge der Kinderkrankheiten. Der Knabe wurde mitunter so lenksam, daß man ihn, wie die Mutter schrieb, um den Finger wickeln konnte. Zuweilen aber brauste er auf, in seltsamem Gegensatz zu seinem eher sanften und gutmüthigen Wesen. Vor Allem zeigte sich eine auffallende Weichheit und Reizbarkeit des Gemüthes. Das Lob, das ein Brief der Mutter den Kindern einer befreundeten Familie spendete, erpreßte dem Sechsjährigen Thränen, und 1835 brach er regelmäßig in Weinen aus, wenn er auf den damals abwesenden Vater zu sprechen kam.

In einem so weichen Herzen vermochte der religiöse Sinn der Mutter tiefe Wurzeln zu schlagen, wie aus einem kleinen Anlaß erhellt. Sie untersagte ihm einst, was wohl pädagogisch kaum das Richtige war, zur Strafe für eine Unart das Abendgebet, indem sie darauf hinwies, er dürfe es nicht wagen, mit Gott zu sprechen, den er eben durch sein sehr unziemliches Gebahren beleidigt habe. Da vergoß Conrad heiße Thränen und bat um die Erlaubniß des Gebetes, weil er ja sonst nicht schlafen könne. Später äußerte er gelegentlich: „Weißt Du, Mama, was ich wünschen würde, wenn Du eine Zauberin wärest? Ich würde wünschen, daß nur ein Himmel und keine Erde mehr wäre, damit wir und alle Guten an einen Ort hinkämen, wo nicht mehr so viel Leid und Geschrei ist."

Unter dem Geschrei verstand er aber nicht das des Schwesterchens Betsy, das ihm den 19. März 1831 geschenkt wurde. Denn er war ihm herzlich zugethan. Als man die Kleine sechs Wochen nach der Geburt zum ersten Mal ins Freie trug, begleitete er sie, wobei sich seine Freude und Zärtlichkeit soweit erstreckte, daß er, der Wärterin folgend, den Zipfel des Tragkissens nicht aus der Hand ließ. Im Sommer, da man das Auftreten der Cholera befürchtete, sagte er: „Wenn Du, Mama, todt bist und Papa auch und die Großmama, so will ich noch für das Schwesterchen sorgen, und wenn ich auch nur noch ein einziges Brödchen hätte, so würde ich es ihm geben und lieber selbst verhungern."

Bald nach der Geburt des Söhnchens hatte Ferdinand Meyer den Stampfenbach mit einer Wohnung in der Kuttelgasse vertauscht, von deren Garten damals in den Fröschengraben, die heutige Bahnhofstraße, eine Treppe hinunter führte, und 1830 zog er in den „grünen Seidenhof," unweit des Rennwegthors.

Im „grünen Seidenhof" kam Betsy zur Welt. Das alte Gebäude, das die Familie allein bewohnte, bot Raum in Hülle und Fülle. Im untern Stockwerk hauste, seit seiner zweiten Berufung in den Regierungsrath, das Familienhaupt, von einem Weibel oder Abwart bedient, der mit den nöthigen Schriftstücken und Aufträgen erschien und ging. Um die übermäßige Arbeit zu bewältigen, namentlich die Verwaltungsgeschäfte, die Meyer gründlicher kannte als seine Collegen, erhob sich der rastlose Mann oft zwischen drei und vier in der Frühe.

In diesen Zeiten durfte ihn das Töchterchen zum Essen holen, aber nicht bevor die Suppe auf dem Tische dampfte; dann trug er die kleine Botin die Stiege hinauf. An seine stille, sanfte Heiterkeit erinnerten sich die Kinder immer, wenn sie des früh Entrissenen gedachten. Betsy sah ihn niemals erzürnt, niemals übermäßig traurig, aber sie hörte ihn auch kaum einmal laut lachen.

Ueber ihm schalteten und walteten im Verein mit den Dienstboten die Frauen, die Schwiegermutter, ihrer Neigung gemäß in Küche und Zimmer hantirend, die Gattin das Hauptsächlichste anordnend, wie sie denn auch Bücher und Kasse führte. Viel Zeit beanspruchten neben den Kindern die ausgedehnte Correspondenz, die gesellschaftlichen Angelegenheiten und die Armensachen. Im Besitz einer gewählten Bibliothek und allem Schöngeistigen zugethan, sofern es Maß und Ziel, hielt gab Frau Betsy in den feinern Damenkreisen der Stadt Zürich, wo damals Alles kleiner und noch viel näher bei einander war als heute, einigermaßen den literarischen Ton an, wurde auch zuweilen geholt, wenn Fremde von geistigen Interessen bei Freunden und Bekannten anlangten. Namentlich seit der Gründung der Hochschule, wofür ihr Gatte sich sehr bemüht hatte, und die von den Zürichern als bedeutendes Ereigniß begrüßt wurde, empfing sie nicht selten Gesellschaft unter dem eigenen Dache, vor Allem eine Art von Professorenkränzchen, wozu Oken, Schönlein, Hitzig und Andere sich einfanden, und das bei den Betheiligten der Reihe nach umging.

Bei diesen und andern gesellschaftlichen Begebenheiten war die liebenswürdige, geistvolle Frau in ihrem Elemente, wogegen der gleichfalls freundliche, aber schweigsamere Mann sich insgeheim nach der stillen Arbeit unter seinen Büchern und Acten sehnte. Ueberhaupt entzogen ihn während der ganzen Dauer der glücklichen, durch keinen Mißklang gestörten Ehe die Amtsgeschäfte und, wenn diese etwas locker ließen, die gelehrten Studien den Seinigen fast völlig, da er sich ohne Noth kaum vom Schreibtische wegbegab.

Zum Spazierengehen gönnte er sich selten Zeit, nur an hellen Sonntagen führte er den Sohn ins Freie oder dann, bei knapper bemessener Muße, die Tochter, der es unter Anderm unvergeßlich blieb, wie er einst bei einem solchen Gang über einen Graben sprang, um ihr blühende Winden zu holen.

Zur Familie des Regierungsraths Meyer gehörte auch bis umlang vor Frau Betsy's Tod der Pflegling Antonin Mallet, ein Genfer. Im Lauf der blutigen Wirren, die seine Vaterstadt im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts zerrütteten, gerieth seine der Entbindung nahe Mutter in eine schreckliche Lage, indem sie nämlich jeden Tag erwarten mußte, unter ihren Fenstern den Gatten, wie es andern Gliedern seiner Partei auch widerfahren war, zur Hinrichtung geschleppt zu sehen. Er entrann zwar dem Kerker und der drohenden Kugel; aber der bald nach seiner Rettung geborene Sohn blieb geistig beschränkt. Als Johann Conrad Ulrich den 10. Juli 1797 einen eigenen Hausstand gründete, gaben ihm Antonins Eltern ihren neunjährigen Knaben in Pension, und der Oberrichter leistete an ihm, der geistig und physisch wenig entwickelt war, ein pädagogisches Meisterstück. Nach dem Tode seines Pflegevaters ging Mallet, in der engern und weitern Familie schlechtweg „der Herr" genannt, wie ein alter, harmloser Hausgeist in den Seidenhof über. Er be-

sorgte allerlei kleine Aufträge, half Bohnen entfäden und Aepfel schnitzen, nahm Reitstunden, besuchte das Theater mit Vorliebe und füllte, da er keineswegs ganz ohne geistige Interessen war, seine Zeit mit Uebersetzungen, die er unter der Leitung und Aufsicht eines Lehrers mit dem größten Fleiße besorgte, oder las in diesem oder jenem Buche. Abends spielte man gewöhnlich Neunstein oder Damenbrett mit ihm und zwar ohne Widerstreben, da er ein gefälliger, herzensguter Mensch war und, wenn die angeborene Wildheit gelegentlich durchbrach, weiter nichts that, als daß er sein Hauskäppchen in den Winkel schleuderte.

Zu den nächsten Nachbarn gehörte die Familie Fröbel, aus der Schwägerin und drei Neffen des berühmten Kinderfreundes bestehend und damals in ziemlich knappen Verhältnissen lebend. Eine Erinnerung besonders prägte sich den Meyer'schen Kindern ein: Die Frau, die zur Verwunderung der ehrsamen Züricherinnen politische Erörterungen und Disputationen jeglicher Handarbeit vorzog, stürzte am 6. September 1839, als die in die Stadt eingedrungenen Bauern den Regierungsrath Hegetschweiler, den Gönner der Fröbel'schen Familie, erschossen hatten, unter verzweifeltem Geschrei in den Seidenhof herüber und zerraufte sich die schwarzen Haare; staunend sahen Conrad und Betsy das Weh des leidenschaftlichen Weibes. Ihr Sohn Julius, der bekannte Publicist und Politiker, der nach einem wechselvollen, von ihm selbst beschriebenen Leben im November 1893 hochbetagt zu Zürich starb, heirathete in die Familie Zeller im sogenannten Balgrist, einer Häusergruppe bei Hirslanden-Zürich, und somit in die Verwandtschaft der Frau Oberrichter Ulrich, die aus der im Balgrist seßhaften Zeller'schen Sippe stammte.

An den untern Theil des Seidenhofgartens stieß ein Wäldchen, das sich bis an die Sihl hinabzog. Da saß und spazierte die Mutter häufig mit Conrad und Betsy. Zuweilen suchten diese die Verwandten im Balgrist heim, noch öfter das nähere Stadelhofen, wo der Onkel Wilhelm Meyer-Ott wohnte. Auch tummelten sie sich, verträglich und gut geartet, mit andern Kindern nach Herzenslust auf Straßen und Plätzen der Vaterstadt, die gerade damals, aufstrebend und sich dehnend, die Gräben zu füllen, die Schanzen abzutragen, die Ringmauern und Thürme zu schleifen begann.

In der Schule kam Conrad anfänglich gut vorwärts. Sein erster Lehrer, ein gewisser Wehrli, erklärte ihn im Sommer 1831 als einen sehr fähigen Knaben, der mit regem Eifer ein treffliches Gedächtniß verbinde, so daß er mit ältern Schülern Schritt zu halten vermöge; und am vierten November des nämlichen Jahres konnte die glückliche Mutter dem Vater melden: „Conrad hat nach seinem eigenen Ausdruck die Mädchen in der Schule hinabspedirt bis an ein Einziges, an dem er aber auch noch arbeiten wolle." Sie fügte bei, das geschehe ohne Anstrengung und ohne jede häusliche Nachhülfe. Ueberhaupt arbeitete Conrad nicht über Auftrag, auch ohne merkbare Neigung für ein bestimmtes Fach.

Mit der Zeit trat er allmählich zurück und ließ Andern den Vorrang. Ein verträumtes, zerstreutes Wesen, die Unfähigkeit, sich zu concentriren, griffen hemmend ein, vielleicht die erste Regung des schlummernden Talentes, vielleicht körperliche, während und in Folge der raschen Entwicklung vermehrte

Schwäche, vielleicht beides zugleich. Freunde des Hauses wunderten sich, daß der Sohn solcher Eltern anscheinend aus der Art schlage und nicht mehr zu werden versprach, und keiner der Lehrer, weder Sauppe noch Haupt, Grob, Caspar von Orelli und Ettmüller, witterten hinter dem freundlichen Knaben, der ein Junge schien wie andre auch, irgend eine besondere Begabung. Daß er keine an den Tag gelegt haben soll, machen die Briefe, die der noch nicht Vierzehnjährige aus den Ferien von Richterswyl nach Hause, sowie von Zürich ins Bad Blumenstein an die Eltern sandte, so wenig glaublich, als die schon ziemlich ausgeschriebene, eine beträchtliche Geistesreife voraussetzende Handschrift. Sie sind auffallend gut stilisirt und stellenweise von einem schalkhaften Humor gefärbt, welcher die gewöhnlichen Späße solch' jungen Volks überragt. „Als ich," so schließt eine an die Eltern gerichtete Epistel vom 5. August 1839, „in das Visitenzimmer eintrete, ruft mir Mfr. Mallet entgegen: ‚Adieu, Conrade, Adieu!' (Bekanntlich dient Adieu auch zur freundlichen Bewillkommnungsformel.) Herr E., getäuscht, fährt auf mit den Worten: ‚Ei, Conrad, gehst Du schon schlafen?' — ‚Nein, nein, Herr E., ich komme eben heim!' — ‚Ja so! Ja so! Ja so!!!' Als wir uns, nachdem sich die Gäste entfernt hatten, in der Stube umsahen, entdeckten wir noch ein Andenken von Herrn M. (dem Schinznacher), nämlich ein niedlich sich in die Runde ausdehnendes Schnupftabaksröllchen, welches sich friedlich an ein Sesselbein anfügte.

„Indem ich Dir und dem lieben Vater alles Gute wünsche und Dir Grüße von allen den Personen, die da aufgezählt sind, wünsche, bin ich Dein von den lieben Schinznachern umringter Sohn Kunz.

„Laut H. Schott-Conrad, siehe Nr. 5, S. 14, Lehre von den Lauten.

„Es grüßen: die Schinznacher; Jungfer Tante; Tante Meyer-Heß nebst den Töchtern; Onkel Wilhelm mit seinem Gemahl nebst den Kindern; Vetter Henri Zeller mit seinem Gemahl; Madonna Cleopha, des Herrn Professors seine Großmama mit ihrem Bruder und seinem Frauchen; ich und Betsy, Herr Mallet, die Dienstboten und der ältere und jüngere Jakob."

Sauppe staunte nicht wenig, als er fast ein halbes Jahrhundert nach seiner Züricher Lehrthätigkeit vernahm, sein ehemaliger Schüler Conrad Meyer sei ein berühmter Dichter geworden. Er vermochte sich seiner schlechterdings nicht mehr zu erinnern. Und doch war es Conrad gewesen, den man dazu auserkoren hatte, dem von Zürich scheidenden Lehrer einen Silberbecher zu überreichen. Vom Seidenhof aus sahen die Angehörigen, wie er, vom Hause wegschreitend, den eindringlichen Zusprüchen zum Trotz die groben Papierhüllen vom Pokal löste und nur das flatternde Seidenpapier beließ, aus dessen gelockerten Falten da und dort das blanke Erz hervorfunkelte. Dann trug er das Trinkgeräth mit ausgestrecktem Arm vor sich her und schritt den Fröschengraben entlang.

Er war noch ein Kind, als er das Hochgebirge, zu dem er in der Folgezeit so manches Mal emporflüchtete, zuerst in der Nähe sah, nämlich im Jahr 1834, wo er mit der Großmutter und Antonin Mallet im Glarner Heilbad Stachelberg eine Kur machte und laut den nach dem Seidenhof gesandten Botschaften sich dauernd so „artig und gefällig" aufführte, daß die Gäste sich

erkundigten, wer der liebenswürdige Knabe sei. Zwei Jahre später reiste der Vater mit ihm abermals nach Stachelberg, und 1838 zogen sie selbander nach Bünden. Der Vater, welcher die schleichende Entkräftung spürte, erklärte, er reise zum letzten Mal. So war's, und er löschte bald aus.

Noch zu seinen Lebzeiten regte sich im Sohne der schöpferische Trieb. Wie seine Landsleute Salomon Geßner, Martin Usteri, David Heß und Gottfried Keller begann er fast leidenschaftlich zu zeichnen, ehe er nur an einen Vers dachte, und selbst die Schulbücher mit Figuren, Landschaften und Architekturen zu füllen, nicht eben zur Erbauung der Eltern, die in dieser Bethätigung wesentlich einen Abbruch des Schulfleißes erblickten. Dann schlug die humoristische Poetenader: er besang in einem lustigen, übrigens verlorenen Gedicht, das er dem Vater vorlas, die Klassengenossen, um zuletzt sich selber vorzunehmen.

Am Sterbetag (10. Mai 1840) ihres Gatten schrieb Frau Betsy ein einziges Wort in ihr Haushaltungsbuch: „Todesstoß!" Niedergeworfen vom Schmerz um den Dahingeschiedenen, hatte sie auch viel Kümmerniß wegen ihrer äußern Lage, die ihr eine wohlerwogene Sparsamkeit zur Pflicht zu machen schien, und wegen der Zukunft des Sohnes. Ein Studien- und Gesinnungsgenosse ihres Mannes, Dekan Benker zu Dießenhofen im Canton Thurgau, bei dem Conrad 1839 die Sommerferien verbracht hatte, schrieb, als er ihr anläßlich des Todes ihres Gatten seine Theilnahme ausdrückte, der Sohn, auf den das stillere und ruhigere Wesen des Vaters übergegangen sei, werde ihrer sanften Einwirkung wenig Schwierigkeiten bereiten. So war es, und dennoch fiel ihr seine Erziehung schwer. Aengstlich und zart besaitet, wie sie war, entbehrte sie wohl in etwas die leichte Gelassenheit, nicht um den Sohn zu halten, da er sich nachgiebig fügte, wohl aber um ihm nöthigen Falles Freiheit und Spielraum zu gewähren. Daß er für die deutsche Literatur mehr Liebe und Begeisterung fühlte als für die classische, beunruhigte sie und Benker, dem sie es mitgetheilt, über Gebühr; in ähnlicher Weise mag sie noch Vieles zu schwer genommen haben. Die Mutter Gottfried Keller's stand der Entwicklung ihres Sohnes aus Mangel an Einsicht, Bildung und Festigkeit ziemlich rath- und machtlos gegenüber; aber die seltenen Eigenschaften der Frau Betsy erreichten an ihrem Blut auch nicht das, was sie und Andere erhofften, und es bewahrheitete sich hier abermals der alte Satz, daß ungewöhnliche Menschen allenthalben Erziehungstragödien und pädagogischen Mißverständnissen ausgesetzt sind, weil sie eben über eine gewisse Schwelle weg nicht zu führen sind, mag die geleitende Hand sein, welche sie will.

Schon damals begannen sich in Meyer, der äußerlich wenigstens ruhig und zufrieden aussah, spätere dunkle Wandlungen vorzubereiten, indem mehr, als Schwester und Mutter ahnten, Weh und Bangen in ihm wühlten, wie er denn erklärte, viel mehr, als Jemand denke, in den „Leiden eines Knaben" Jugendstimmungen niedergelegt zu haben. Zuweilen befiel ihn eine nervöse, ängstigende Hast, so daß er, völlig unbegreiflich für die Nächsten, in Thränen ausbrach, meistens ohne sich zu erklären, was ihn bedrücke. Gewiß beruht es auf Wahrheit, wenn er, der später vor der Oeffentlichkeit mit Klagen scheu zurückhielt und seine herben Lose und Zeiten verschleierte, nachmals in einem Ge-

dichte behauptet, das Schlittschuhlaufen, das er wie das Baden leidenschaftlich betrieb, sei seiner Jugend einzige Lust gewesen:

Horch! ein dunkel Geisterlied,
Wie des Bienenkorbs Gesumms:
Dröhnend sonder Unterbruch
Durch die reine Winterluft,
Des gestählten Schuhes Ton!
Meiner Jugend einz'ge Lust
Läutet dumpf zu mir empor.
(„Aus der Höhe".)

Nach der Art junger Leute, namentlich solcher, hinter denen etwas steckt und ans Licht drängt, fing er in jenen Jahren an, mit seinen Meinungen und Worten ungehemmt herauszufahren, zum nicht geringen Schreck der Mutter, die ihrerseits die verkörperte Rücksicht war und darum stetig fürchtete, der Sohn möchte anstoßen, den Respect verletzen und Aergerniß stiften. Unter den anläßlich dieser Sache angebrachten Entschuldigungen richtete sie auch einmal eine an David Heß, Salomon Landolt's trefflichen Biographen, der, schon ein Freund ihres Vaters, sie häufig besuchte und allerhand literarische Neuigkeiten mit ihr tauschte. Da bewies der alte Herr, daß er Menschenkenntniß nicht nur als Schriftsteller zu bethätigen wußte. Er schrieb ihr am 25. November 1841:

„Liebe, gute Frau Meyer, wie ist es möglich, daß Sie sich so ohne Noth selbst quälen können, und zwar eines Sohnes wegen, der Sie zu schönen Erwartungen berechtigt! Wissen Sie denn nicht, daß junger Most gähren muß, wenn er Wein werden soll! Frühe Gährung aber deutet auf innewohnenden Geist, und daß dessen viel vorhanden, konnte ich am Dienstag Abend recht gewahr werden, da Conrad einmal ein wenig auspackte und nicht, wie sonst, vor dem alten Zopf davon lief. Jede Zeit hat ihre besonderen Formen; die der jetzigen haben allerdings den Anstrich früher Emancipation, sogar den Anschein der Anmaßung. Wenn aber in unseren Tagen die Jugend im sechzehnten Jahre mehr schon gelernt, in sich aufgenommen und verarbeitet hat, als ehemals im zwanzigsten, so ist sich nicht zu verwundern, wenn sie sich selbst fühlt und etwas keck auftritt. Im praktischen Leben stoßen sich in der Folge die Hörnlein von selbst ab. Bis es zum (fehlt ein Wort) kommt, gibt es freilich viel zu schaffen mit den jungen Herren, besonders für das weiche Herz einer ängstlichen Mutter. Eine solche führt aber den Wildfang weit sicherer am seidenen Fädelein der Liebe, als ein strenger Vater am Subordinationsseil, wenn er keine Eigenthümlichkeit aufkommen lassen will, hinwieder aber auch manches zurückdrängt, das in dem Jüngling, wenn er in der Fremde sein eigener Herr ist, wie zusammengepreßte Federkraft nur desto heftiger aufschnellt.

„Wenn Sie fortfahren sollten, so ängstlich jedes Wort Ihres Sohnes abzuwägen, so werden Sie darüber hypochondrisch und halten am Ende jede Frühlingsmücke für einen lang berüsselten Elephanten. Ich habe am Dienstag auch gar nichts gehört, das Tadel verdiente oder mir als unstatthaft aufgefallen wäre. Die junge, kräftig zu werden versprechende Natur sprach sich frei und frank aus, und das halte ich für besser, als wenn ein Jüngling sich bewußt ist, daß viel in ihm steckt, dasselbe aber kalt in sich verschließt und im tiefsten Herzen aufschwellen läßt, woraus dann heimlicher Stolz wird, der tiefere und gefährlichere Wurzeln treibt, als was den Weg nach außen findet und wie eine Rakete zerplatzt. Sollte Conrad in einzelnen Momenten über die Schnur hauen, dann, glaub' ich, werden Sie mit sanfter, aber sicherer Ironie weit mehr ausrichten als mit einem langen, ernsten Sermon.

„Ich gewahre aber mit Schrecken, daß ich Ihnen selbst einen solchen halte, während ich Ihnen lieber heiteren Muth und Vertrauen in die Kraft Ihrer sanften Waffen einflößen möchte.

„Von Herzen Ihr ergebenster David Heß."

Seine Sommerferien 1840 oder 1841 verlebte Conrad zu Beckenried am Vierwaldstättersee bei einer Frau Amstad, der Gattin eines Arztes, der Schwester des Stanser Malers M. P. von Deschwanden. Die kluge, wohlwollende Hauswirthin, deren unschönes Antlitz ein paar leuchtende dunkle Augen belebten, war mit dem jungen Züricher gar wohl zufrieden, nur klagte sie, daß er sich nicht immer rechtzeitig zum Essen einstellte und so verwegen auf den umliegenden Berghöhen und Felsen herumkletterte, daß seine Waghalsigkeit sogar die der Hirtenbuben übertraf, wie es denn an Schrammen und zerrissenen Kleidern nicht fehlte. Damals ungefähr mag ein Mitschüler von seinem Kameraden den Schattenriß entworfen haben, der mit den feinen Profillinien glaubhaft und einer im Jahre 1841 oder 1842 entstandenen Bleistiftzeichnung von Deschwanden's Hand ähnlich erscheint. Dieser Künstler pflegte bei der Familie Meyer zu wohnen, wenn er nach Zürich kam, malte auch 1844 für Frau Betsy einen „Johannes auf Patmos mit dem Engel", der zu einem wohlthätigen Zwecke verlost wurde. Er hatte auch das Bild ihres verstorbenen Gatten unter ihren Augen, sowie unter Berücksichtigung ihrer Correcturen für die von J. J. Hottinger verfaßte Biographie gezeichnet.

Conrad's Porträt zeigt ein fein geschnittenes, hübsches Gesicht, welches die Züge des künftigen Mannes unschwer erkennen läßt. Auf dieses Conterfey bezieht sich das kleine Gedicht „mit einem Jugendbildniß":

Hier — doch Keinem darfst Du's zeigen,
Solche Sanftmuth war mir eigen,
Durfte sie nicht lang' behalten,
Sie verschwand in harten Falten.
Sichtbar ist sie nur geblieben
Dir und Denen, die mich lieben.

Um diese Zeit, 1842, ging Conrad, begleitet von der erholungsbedürftigen Mutter und dem Schwesterchen, nach dem am Fuß des hohen Rahnen gelegenen Landbade Hütten, dessen Gebrauch ihm vom Arzte zur Wiederherstellung von den Folgen eines Sturzes angeordnet worden war. Ein jüngerer Mediciner Namens Farner, der ihn dort besuchte, berichtete der Großmutter im Seidenhof, der Enkel befinde sich im Gefühl seiner Freiheit so glücklich und „entschlage sich aller anstrengenden Thätigkeit dermaßen, daß er nicht einmal sein Nachdenken anstrengen möge." Sie führte Klage über seine mangelnde Willenskraft und über sein beharrliches Schweigen: „Ich kann nicht begreifen, wenn ich das Bild Conrad's von Deschwanden betrachte, daß dieses geistige Auge und dieser sprechende Mund seiner Großmutter nach einer Trennung von vierzehn Tagen kein Wörtchen sollte zu sagen wissen."

Der Landaufenthalt entfremdete ihn der Schule noch mehr, als er ihr schon entfremdet war, und steigerte seinen Widerwillen gegen sie. Keiner seiner Lehrer verstand ihn, keiner regte ihn an; zu dem steckte er in einer verwilderten Classe; während der zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden liegenden Pausen liefen die Schüler zum Bier, führten gelegentlich trotzige Reden und gebärdeten sich ziemlich genialisch. Waren diese Geschichten im Grunde auch harmlos und unschädlich, so ließ doch ein längeres Verbleiben

in der Classe, wie die Mutter meinte, wenig Gutes hoffen. Conrad, welcher dieser Ansicht beipflichtete, entschied sich mit Freuden für einen Aufenthalt in Lausanne, immerhin mit dem festen Vorsatz, rüstig weiter zu arbeiten, um später das Züricher Maturitätsexamen zu machen. Er hatte sich am Gymnasium der Vaterstadt nichts erworben als eine gründliche Kenntniß der classischen Sprachen, die er freilich noch lange Jahre für sich studirte.

In der französischen Schweiz durfte er einen guten Empfang gewärtigen. Die Eltern waren, wie schon die Großeltern, mit der Genfer Familie Mallet eng befreundet, und in dem Waadtländer Historiker Vulliemin hatte der Vater, als er von Göttingen nach Lausanne kam, einen Freund gefunden, mit dem er in regem Verkehr blieb. So zog denn der Sohn aus einer Heimath in die andere.

Er wohnte bei einem Herrn Gaudin im „petit château", einer Art Pension für junge Leute, wo er auch Züricher Freunde, zwei Brüder Vögeli, traf und unter Anderm auch mit polnischen Flüchtlingen Fühlung und Einblick in ihre Hoffnungen und Träume gewann. Er nahm Unterricht in der italienischen Sprache und las in dem damals schwärmerisch verehrten Jean Paul. Vor Allem gab er sich, von jung auf mit der französischen Sprache vertraut, widerstandslos den neuen Eindrücken der französischen Literatur hin, indem er Classiker und Zeitgenossen auf sich wirken ließ, die Komik Molières nicht weniger, als den lyrischen Taumelbecher Alfred's de Musset.

Des Schulzwangs ledig, durch die Fülle ungewohnter landschaftlicher, gesellschaftlicher und literarischer Reize erfrischt, wandte er sein ganzes Sinnen und Trachten der eigenen poetischen Arbeit zu, die damals in Fluß gerieth. Der Glaube an seinen Dichterberuf erwachte, an dem er späterhin so oft wieder verzweifelte. Er sang:

Steigt wohl täglich ufernieder
Nach Ouchy ein Dichterblut,
Volle Rosen auf den Wangen,
Rosenknospen auf dem Hut.

Er war noch zu jung an Jahren, um etwas einigermaßen Fertiges oder Geschlossenes hervorzubringen. Sehr ungleich in den einzelnen Theilen, oft ungelenk in der Form, willkürlich im Ausdruck und gewaltsam in den Wendungen, zeigen die wenigen Gedichte aus jenen Tagen doch einige unverkennbare Spuren von dichterischem Talent. Es sind wesentlich Gleichnisse, in denen er, nach der unbehülflichen Art lyrischer Anfänger, die Gefühle und Stimmungen seiner Seele durch ein Landschaftsbild auszudrücken und zu verdeutlichen strebt. Im längsten dieser Erzeugnisse — es trägt den Titel „Der Leman" — mißrieth ihm dieses Unterfangen dermaßen, daß er für gut fand, der Schwester einen kleinen Commentar dazu anzufertigen. Da vernahm sie nun, was ihr sonst sicherlich nicht eingefallen wäre: der Leman bedeute eigentlich des Dichters Brust, und beide, Brust und See, theilten mit einander die nämlichen Gefühle, wie Liebe, Haß, Verehrung der Autoritäten und Feindschaft. Er setzte hinzu, die Mutter werde die religiösen Feuermetalladern, die das ganze Gedicht durchzögen, nicht verkennen. Aber davon ist mit dem besten Willen nichts zu entdecken.

Immerhin wird man an einer Stelle dieses monströsen Erstlings mindestens einen kräftigen poetischen Ansprung spüren. Der Dichter redet den See an:

Was bedarfst du denn des Mondes
Wehmuthblassen Schlummerschein?
Welleuleuchtthürm', phosphorbrennend,
Werden grelle Lichter streu'n.

Aus dem Schlummer denn, o Riese!
Brich die eng gespannte Fessel,
Und die Tuba deiner Stürme
Töne überm Wasserkessel!

Aus dem Schlummer denn, o Riese!
Brich die sperrenden Gespinnste!
Zieh' das Sturmgewand der Kraft an!
Zeige deine Wogenkünste!

Fast alle übrigen Strophen bleiben hinter diesen weit zurück und ebenso weit die übrigen Gedichte hinter diesem ersten. Darunter findet sich eines auf den Tod des Vaters, in dem mit wenigen ungeschickten Strichen das Sterben mit Gewittervorgängen in Verbindung gesetzt wird.

Kampf und Sieg.

Es ist das Wetter so dumpf, es ist das Wetter so bang,
Es ziehen die schwärzesten Wolken den Horizont entlang.

Sie heben sich gegen einander, sie ringen, sie kämpfen mit Macht,
Sie halten die Sonne gefangen in ihrer schaurigen Nacht.

Es ist dem einzigen Vater das Todesbette gebettet
Und Niemand auf dieser Erde, der ihm das Leben rettet.

Es steht um ihn der Freunde, der Lieben trauriger Kreis,
Es ist das Blut gewichen, die Wange wie Schnee so weiß.

Jetzt hat die Wolken durchbrochen der Sonne goldiger Schein,
Jetzt zieht die Seele des Dulders ins himmlische Leben ein.

Selbst hier, bei einem Stoffe, der dem Herzen des jungen Dichters nahe trat, vermochte, wie es ihm immer eigen geblieben ist, die Empfindung nicht unmittelbar durchzubrechen; hier wie überall herrscht lediglich ein Spiel der ringenden, unruhigen Phantasie.

Zu den Angedenken jener Tage der ersten Freiheit, über die sich nur die allerdürftigste Kunde erhielt, gehört ein Bild Conrad's, ein kleines Daguerreotyp, das auch in vergrößerter Wiedergabe dem nachgedunkelten Werk eines alten Meisters gleich sieht. Abgesehen davon, daß es, nach dem Urtheil der Schwester, den Vorzug ausgesprochener Aehnlichkeit besitzt, bedeutet es wohl die merkwürdigste Fixierung des interessanten Kopfes: langes, volles, leichtgelocktes Haar über der schönen Stirn und jenen Zug, den der gealterte Dichter wieder erkannte, als er im Bild eines geisterhaften Reiters seine Jugendgestalt schilderte:

Der jungen Augen wilde Kraft,
Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
Ein Zug von Traum und Leidenschaft
Berührte mich so tief und eigen.
(„Begegnung".)

Völkerpsychologisches in der Philippinenfrage.

Von

Ferdinand Blumentritt.

[Nachdruck untersagt.]

Als ich meinen Artikel „Zur Geschichte des Separatismus der spanischen Colonien“ veröffentlichte[1]), erwähnte ich auch, daß die Farbigen einer Colonie immer geneigt sein müßten, für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes einzutreten, weil die Herrschaft des Mutterlandes ihnen den Zutritt zu den höchsten Staatsämtern unmöglich machte. Ich erklärte weiter, daß auf den Philippinen die Verspottung der Farbigen durch die spanische Presse sehr viel dazu beigetragen hätte, die Kluft zwischen Regierenden und Regierten immer mehr und mehr zu vertiefen und unüberbrückbar zu machen. Die natürliche Eitelkeit und Empfindlichkeit der farbigen Rassen Amerika's konnte aber nie so in die Wagschale fallen wie die der farbigen Philippiner, denn in Amerika bildeten die Creolen und deren Mischlinge, zahlreich vertreten, die eigentlichen Träger der separatistischen Ideen, so wie sie bei der Umsetzung der Idee in die That die Leitung der Bewegung in den Händen behielten. Indianer und Neger waren dort seit jeher nur die Plebs contribuens und das „Kanonenfutter“. Nur in höchst vereinzelten Ausnahmen kamen auch führende Geister aus diesen niederen Kasten hervor, und wo die separatistische Bewegung diesen farbigen Urrassen allein anvertraut blieb, wie auf Haiti, da hat sie nicht nur zur Loslösung vom Mutterlande, sondern auch mehr oder minder zu der Absage von der europäischen Civilisation geführt. Damit will ich kein Verdammungsurtheil über den Neger fällen; denn wenn in unseren Culturstaaten das Proletariat und der Pöbel alle Gebildeten und Halbgebildeten erschlügen oder hinaus würfen, würde — nur angepaßt dem Milieu — bei uns dieselbe Niggerwirthschaft Platz greifen wie auf jener großen Antilleninsel.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf den Philippinen, und bei der Wichtigkeit, welche die „Hautfrage“ in dem Conflicte der Amerikaner spielt, glaube ich um so mehr, mich mit diesem entscheidenden Factor der Filipinos-Politik beschäftigen zu dürfen, als die Presse und die Politiker wenig, am

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXVI, S. 104 ff.

allerwenigsten die amerikanischen, dieser Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Die geringe Zahl der Creolen, die ohnehin der Hauptmasse nach in der unter der unmittelbaren Herrschaft der Amerikaner stehenden Stadt Manila wohnen, würde es allein nicht erklären, warum der Unabhängigkeitskrieg und die Stiftung der philippinischen Republik als ein vorzugsweises Werk der christlichen, civilisirten Malayen und (meist chinesischen) Mestizen bezeichnet werden muß. Denn es gab in Amerika Länder, wie Paraguay, wo die Zahl der Weißen eine noch verschwindend geringere war als auf den Philippinen, und doch sind die separatistische Bewegung und die Staatengründung ein ausschließliches Werk der Creolen gewesen.

Warum dies gewesen ist? Weil die Indianer und Neger nicht jenen Bildungstrieb und jene Assimilationsfähigkeit besaßen, die bei den Farbigen der Philippinen sich offenbaren. Man vermuthet, daß die philippinischen Malayen japanisches Blut in den Adern haben, aber gleich viel, ob diese Vermuthung eine begründete oder unbegründete, das Eine erscheint sicher, daß sie nicht nur in den Gesichtszügen mehr oder minder an die Japaner erinnern, sondern daß ihnen auch manche geistige Eigenschaft mit diesen aufgeweckten Orientalen gemeinsam ist, daß sie in moralischer Beziehung sie aber übertreffen. Die Ausnützung des Schulwesens zeigt sie ihren gewesenen spanischen Herren überlegen: die Philippiner besitzen nicht mehr Procent Analphabeten als Spanien des Lesens und Schreibens Kundige. Und wie ein Bischof mit Staunen ausruft, gibt es in diesem Lande sogar Dörfer, wo es schwer fallen würde, einen des Lesens Unkundigen zu treffen. Der Andrang der Farbigen zu den höheren Studien, zu den Fachschulen übertrifft bei Weitem den Procentsatz, der ihnen nach ihrem Verhältniß zur Gesammtbevölkerung zukommen sollte. Und wenn man die Zahl jener Philippiner zusammen rechnet, die in Spanien oder im Auslande ihre Ausbildung erstrebten, dann treffen wir in erster Linie Malayen und Mestizen und erst in allerletzter Creolen an. Dabei ist zu bemerken, daß noch viel mehr Farbige nach Europa zu ihrer Ausbildung gegangen wären, wenn nicht die Spanier und insbesondere die Mönche in allen Philippinern, die außerhalb der Heimath studirt hatten, Verschwörer gewittert hätten. Die Furcht vor Verfolgungen schreckte manchen Vater davon ab, seinen Sohn „übers Meer" zu senden.

So hat schon vor mehr als zehn Jahren ein hervorragender mönchischer Schriftsteller darauf hingewiesen, wie überfüllt der Stand der Aerzte und Advocaten mit Malayen und Mestizen wäre. Aber nicht nur diesen beiden Ständen und dem Weltclerus wandten sich die Farbigen der Philippinen zu, sondern auch dem Ingenieurfache und der Kunst. Bezüglich der Letzteren denke ich nicht etwa an die geschickten Gold- oder Silberschmiede Manila's, noch an die Bildschnitzer und die Heiligenbildmaler, obwohl diese Kunsthandwerker mitunter Vorzügliches leisten. Nein, ich beziehe mich auf die Künstler von Gottes Gnaden, unter denen der in Paris lebende Mestize F. Resurreccion Hidalgo und der zum Stamme der Ilokanen (Nordwest-Luzon) gehörige Don Juan Luna, der Bruder des philippinischen Ministers

Antonio Luna, die erste Rolle spielen. Luna ist ja auch uns Deutschen nicht unbekannt, denn die Leipziger „Illustrirte Zeitung" brachte seiner Zeit in Holzschnitt das preisgekrönte Riesengemälde „Spoliarium". Von seiner Bedeutung zeugt am besten der Umstand, daß der spanische Senat den damals in Paris lebenden Künstler mit dem Auftrage beehrte, für den Sitzungssaal dieser Körperschaft ein Pendant zu dem bekannten Bilde Pradilla's „Boabdil übergibt den katholischen Königen die Schlüssel Granada's" zu liefern. Er malte dann die „Schlacht bei Lepanto". Und unter den Poeten der Philippinen ist der Name des großen Tagalen Dr. Rizal durch sein tragisches Geschick in der ganzen Welt bekannt geworden.

Doch warum noch weiter Namen aufzählen! Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß diese Malayen und Mestizen bildungsfähig sind und, mit Bismarck zu sprechen, „einen Raketensatz im Leibe führen".

Da die Spanier, welche nach dem Archipel kamen, meist nur Mönche oder Beamte waren, so beruhte auch der Handel, soweit er nicht in den Händen der Fremden war, auf der Antheilnahme der Farbigen, insbesondere der Mestizen. Und der Großgrundbesitz, den die Mönchsorden übrig gelassen hatten, gehörte ebenfalls zumeist den Farbigen. An allen großen Unternehmungen im Lande betheiligten sich nur die Fremden und die Farbigen. Die Spanier herrschten nur.

Diese Stellung der Farbigen im Lande mußte den Spaniern um so gefährlicher werden, als ihre Presse, insbesondere die mönchische, systematisch die Farbigen verhöhnte, sie als „Anthropoiden" bezeichnete und ihnen die Fähigkeit absprach, die europäische Civilisation zu erreichen.

Die gebildeten Philippiner schäumten vor Wuth, wenn man auf diese Angriffe gegen ihre Rasse zu sprechen kam. „Ohnedies," sagten sie, „wird unsere Hautfarbe uns allenthalben, bei den spanischen Herren und auch bei den übrigen Europäern zum Stigma; warum also noch beschimpfen und feige beschimpfen, da doch die Präventivcensur in Manila jede Vertheidigung uns unmöglich macht!"

Alle diese Pauschalbeschimpfungen ihrer Rasse vermochten aber nicht das Selbstgefühl der Malayen innerlich (äußerlich wohl) zu beugen, seitdem ihre führenden Geister durch kritische psychologische Studien der weißen Rasse die Wahrnehmung der einfachen tagalischen Bauern bestätigt hatten, daß die Weißen aus demselben Erdenstoff gemacht sind wie die Farbigen, und daß die Letzteren dasselbe — ceteris paribus — leisten könnten wie jene. Nur daß die Weißen sich jene Herrenmoral angemaßt hätten, welche als Flagge auch die Contrebande der ärgsten Rechtsbrüche und anderer Gewaltthaten deckt, die ein weißer Gentleman zwar nicht an Seinesgleichen auszuüben wagte, die aber bei Behandlung Farbiger sozusagen zum guten Tone, alias „europäische Schneidigkeit", gehören.

Der gebildete Farbige empfindet im Verkehre mit Europäern zumeist jenes Unbehagen, jene schlecht verhehlte Verlegenheit wie bei uns ein Neugeadelter in der Gesellschaft blaublütiger und mit Standesvorurtheilen erfüllter Aristokraten. Der Farbige fühlt jeden Augenblick das kritische Auge des

Weißen auf sich gerichtet und weiß, daß diese Kritik erbarmungslos und hart bis zur Ungerechtigkeit ist. Der Farbige weiß außerdem, daß diese Kritik in jedem einzelnen Falle nicht ihm, dem Individuum, allein gilt, sondern daß aus jedem seiner, wenn auch nur vermeintlichen Vergehen sofort Schlüsse auf seine ganze Rasse oder Kaste gezogen werden, Schlüsse, die nie schmeichelhaft sind, sondern immer in ein mit dem Hohne des Ueberlegenen gewürztes Verdammungsurtheil sich zuspitzen.

Dieses Bewußtsein, vor den Augen der Europäer Spießruthen zu laufen, bewirkt, daß der Farbige in europäischer Gesellschaft oft Verstöße begeht, die ihm nicht unter Leuten passiren würden, deren Wohlwollen zu genießen er ganz sicher wäre.

Das Urtheil der in den Tropen weilenden Europäer über Farbige wird zumeist ungerecht und ungünstig für diese lauten. Schon wir Europäer oder vielmehr unsere Nationen und Staaten beurtheilen uns gegenseitig hart und mehr als parteiisch, weil wir vorzugsweise nur die Schwächen, oft auch nur die vermeintlichen Schwächen unserer Nachbarn sehen. Wie soll man da also etwas Besseres erwarten, wenn ein Europäer über Farbige ein Gutachten abzugeben hat? Wir dürfen überdies nie vergessen, daß nach den Ländern der Tropen nur die Europäer gehen, die sich durch besondere Energie und Willenskraft auszeichnen, also eine Art Elite unserer Rasse, während die Eingeborenen dort alle Schichten eines Volkes umfassen. Nehmen wir noch dazu, daß alle Europäer an die eigene Superiorität und an die Inferiorität der Farbigen fest glauben, so erscheint es schließlich ganz natürlich, daß, wenn die Europäer dort zwischen sich und den „Natives" Vergleiche anstellen, diese immer schmeichelhaft für den Vergleichenden ausfallen werden.

Auf den Philippinen hingegen hat bei den Eingeborenen die Reaction gegen diese Selbstüberschätzung der Weißen seit mehr als zwei Jahrzehnten sich fühlbar gemacht. Es geschah dies, seitdem die philosophischen Köpfe unter ihnen sorgfältig die Weißen in den verschiedenen Ländern Europa's studirt und dadurch den Glauben an die Gottähnlichkeit der Kaukasier gründlich eingebüßt hatten.

Von den Studien dieser Männer sind einzelne veröffentlicht worden, wie z. B. die des gegenwärtigen Kriegsministers der philippinischen Republik, Don Antonio Luna, eines reinblütigen Malayen wie sein Bruder, der Maler. Luna hatte in Spanien und Paris (hier unter Pasteur) studirt und auch einige Zeit in England verlebt, so daß er Gelegenheit bekam, drei Culturvölker in ihrem Daheim kennen zu lernen. Seine literarischen Arbeiten präsentiren sich uns in dem Gewande von Novellen und Feuilletons, deren feiner Spott dem mit den Absichten des Verfassers nicht vertrauten Europäer gewiß entgeht, um so großartiger und köstlicher aber auf Diejenigen wirkt, welche die Absicht des geistreichen Autors verstehen, nämlich die abfälligen Berichte der europäischen Reisenden über Land und Leute der Philippinen dadurch zu ironisiren, daß er deren Heimath durchstöbert und all' die Schwächen und Laster, die man den Farbigen als Kennzeichen der unentwicklungsfähigen Inferiorität anrechnet, auch in Europa und nicht minder verbreitet findet

als in jenem Archipel; daß demnach nur Hautfarbe, Skelett und Sprache, nicht aber die Psyche bei Weißen und Farbigen verschieden wären.

Ich würde gerne der Versuchung folgen, eines dieser im Stile an Maupassant erinnernden Bilder ganz im Wortlaute wiederzugeben, aber der Raum hierzu steht mir nicht zur Verfügung. Ich will deshalb nur sagen, daß Luna das Treiben aller Volksclassen, im Salon wie in der Proletarier-Kneipe, in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, und er bemerkt, daß Alles, was man den Farbigen vorwirft, bei den Europäern ebenso vorkommt. Trefflich ist gleich die erste Skizze: Die europäischen Reisenden berichten bekanntlich in ihren Werken von dem „stupiden" Anglotzen ihres weißhäutigen Denkerantlitzes durch die „braunen Naturkinder". Luna (der als Schriftsteller den Namen Taga-ilog[1]) führt) verspottet diese Berichte einfach dadurch, daß er seine Ankunft in Europa und seinen ersten Aufenthalt daselbst erzählt: die Leute auf der Straße starren ihn an, es gibt sogar Gassenjungen, die Steine nach ihm werfen und ihm die Zunge weisen. Aber das ist nichts, denn er erwartet, die besseren Kreise würden ihn von der Superiorität und dem angeborenen Tacte der Herrenrasse durch ein würdigeres Betragen überzeugen. Aber dem ist nicht so, er sieht, wie in den Salons die Damen hinter den Fächern kichern und sich über den „häßlichen" Menschen lustig machen. Und dann beim Mahle! Wie deutlich kommt auch bei diesen „Salonmenschen" das Staunen zum Ausdruck, daß der „braune Mann" gerade so und alles ißt wie der Weiße. Offenbar erwarteten sie, der „Schwarze" werde lebende Tauben zerreißen und „verschlingen". Nicht minder drollig wird die Trägheit der Europäer beleuchtet. Er findet sie in allen Ständen vertreten, vorherrschend aber in den höchsten und niedersten socialen Schichten. Er fragt sich nun, welche Folgen es für die Arbeitsamkeit und Arbeitslust der europäischen Völker hätte, wenn sie plötzlich mit dem Klima auch die Fruchtbarkeit seines Vaterlandes zum Geschenke erhielten? Diese zwei Beispiele mögen genügen.

Interessant sind auch die ähnlichen Studien meiner tagalischen Freunde Don Marcelo H. del Pilar und Don Mariano Ponce. Ersterer, ein Advocat aus der Provinz Bulakan der Insel Luzon und Nachkomme des Königs Lakandola von Manila, war der Führer der Reformistenpartei und Chefredacteur der in Madrid erschienenen Zeitschrift „La Solidaridad", die er mit außerordentlichem, auch von den Gegnern anerkanntem Geschick leitete. Er ist im Sommer 1896 in Barcelona gestorben. Sein alter ego, Ponce, weilt gegenwärtig in Japan und zeichnet sich nicht minder durch Scharfsinn und ernsten Forschungseifer aus als del Pilar.

Diese beiden malayischen Juristen sahen sich in der Verbrecherchronik Europa's sorgfältig um. Weshalb? Wenn in den Philippinen irgend ein absonderliches oder besonders ruchloses Verbrechen begangen ward, pflegten die Spanier aus jedem einzelnen Falle einen Schluß auf die angeborene Inferiorität der malayischen Rasse zu ziehen. „Das kann nur bei einem Volke mit

[1]) D. h. „vom Wasser her", kann auch mit „von Ilokos her" übersetzt werden, oder mit „Tagale".

unentwickeltem Gehirne vorkommen," war die stehende Phrase der Spanier. Del Pilar und Ponce suchten nun in den europäischen Zeitungen unter der Rubrik „Gerichtssaal" und konnten auf jene summarischen Anklagen der Spanier ruhig antworten: „Nein, es ist nicht so. Ganz dieselben Verbrechen werden von Euch Europäern begangen und viele sogar relativ häufiger als bei uns. Euer Schluß ist also falsch, oder Ihr habt ein ebenso unentwickeltes Gehirn, wie Ihr es unserer Rasse zuschreibt." Del Pilar gelangt in seinen Untersuchungen der colonialen Einrichtungen aller Völker zu folgenden Gedanken: „Die Europäer haben in einer Zeit, wo bei den Weißen die Leibeigenschaft der eigenen Stammesgenossen und die Sklaverei der Neger und Indianer als gar nichts Anstößiges betrachtet wurden, die meisten ihrer Colonien gegründet. Betrachten wir nun die Colonien, in welchen, wie auf den Philippinen, ackerbauende Völker mit einer eigenen Cultur wohnten, so hing die Entwicklung der eingeborenen Rassen von ihrer Religion ab. In den Colonien, wo der Islam oder eine in dogmatische Formen gekleidete heidnische Religion herrschte, konnte kein Assimilirungsproceß zwischen Europäern und den Eingeborenen stattfinden. Anders in Ländern, wie auf den Philippinen, wo die Eingeborenen das Christenthum annahmen und dadurch in einer Zeit, da die Religion bei den Europäern eine größere Bedeutung besaß als heute, ein gemeinsamer Boden für das Zusammenwirken beider Theile, der Weißen und Farbigen, geschaffen wurde. Aber vielleicht führte gerade der Umstand, daß Herren und Beherrschte dieselbe Religion und Staatssprache besaßen, einen anderen Uebelstand herbei: die Farbe wurde zum Standesabzeichen, der Weiße war der Spartaner, der Mestize der Periöke, der Farbige war Helote. So lange aus dem ‚Heloten-' und ‚Periöken'-Stande kein Andrang zu den höheren Studien stattfand, und so lange die weiße Kaste darauf hielt, daß alle ihre Angehörigen ihr Prestige aus freien Stücken wahrten, erschien es auch gerechtfertigt, daß die Weißen auf die Farbigen als auf sowohl social, wie geistig niedrig stehende Kasten herabsahen. Das wurde anders in unserm Jahrhundert, besonders in der zweiten Hälfte desselben. Leute unseres Volkes kamen auf die Hochschulen, sie eigneten sich die Bildung, die Kenntnisse der Weißen an, und dennoch blieb auch an ihnen das Brandmal der Inferiorität haften. Und dies geschah zu derselben Zeit, wo die Qualität der Weißen bedenklich abnahm: sie waren keine ausschließlichen „Seigneurs" mehr, sondern es kamen ganz verlotterte oder den niedersten Ständen angehörige Spanier haufenweise ins Land, darunter solche, die nicht lesen und schreiben konnten, was unter unserem schulfreundlichen Volke auffallen mußte. Und dennoch beanspruchten auch *diese* Analphabeten kraft ihrer Farbe, als Herren des Landes respectirt zu werden, ein Absurdum, das sich nicht damit rechtfertigen läßt, daß man vom ‚europäischen Prestige' redet. Denn wie können Bettler, Schmarotzer, Zechpreller, Grobiane und Analphabeten imponiren? Die anständigen Spanier haben den Fehler gemacht, sich mit den unlauteren Individuen ihrer Kaste solidarisch zu erklären, statt sie von sich abzustoßen und vom Lande entweder ferne zu halten oder nach Spanien zurück zu befördern. So haben die Spanier durch eine verfehlte Landsmannschaftspolitik es dahin

gebracht, daß auch die Philippiner ihrerseits die guten Elemente der spanischen Bevölkerung mit den angefaulten in einen Topf zusammen werfen. Auch aus einem andern Grunde kann von einem spanischen Prestige bei uns keine Rede sein: Mit Ausnahme der Tabak-Compagnie sind alle großen Unternehmungen in unserem Lande nur von Fremden und Philippinern geschaffen worden. Alles, was Fortschritt heißt, haben wir nicht den Spaniern, sondern unserer eigenen Kraft oder den Ausländern zu danken."

Als der Maler Juan Luna mit seinem Gemälde „Spoliarium" ein so berechtigtes Aufsehen erregte, da wußte man nicht, daß ein Malaye es gemalt hätte, und so wurde es denn auch zuerst nur vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet und kritisirt. Sobald aber die Rassenzugehörigkeit des Malers bekannt ward, da machte sich sofort das europäische Vorurtheil geltend. Man sprach davon, daß das blutige Sujet offenbar auf die Abstammung des Künstlers von „Wilden" zurückzuführen sei. Als ob die Maler der weißen Rasse jemals vor solchen Gegenständen zurückgeschreckt wären! Ueber andere europäische Ungerechtigkeiten noch hatte Luna Grund genug, sich zu beklagen. Man wirft den Eingeborenen vor, daß sie in der Kunst sich nicht selbständig erwiesen hätten; „sie können nur nachahmen," sagt man. Ja wie viele europäische Nationen müßte man da aus der Liste der Culturvölker streichen, wenn dieser Titel nur den Völkern zukommen sollte, die in den Künsten Eigenes geschaffen haben? Man sollte nie vergessen, daß die Spanier in dreihundertjähriger Herrschaft der einheimischen Kunstrichtung ein spanisches Gepräge verliehen hatten. Der Ethnograph, der die Flecht- und Schnitzmuster der von dem Einflusse der Spanier und der christlichen Civilisation frei gebliebenen, heidnischen Bergstämme kennt, wird gewiß nicht leugnen können, daß die Malayen der Philippinen eine große Begabung für die ornamentale Kunst besitzen. Wenn man aber den Philippinern vorwerfen wollte, sie trachteten darnach, sich in der bildenden Kunst, wie in der Musik zu europäisiren, so thäten sie schließlich doch nichts Anderes als die Europäer: d. h. sie entnationalisiren sich und treten in den großen internationalen Culturkreis ein; das sollte man also den Philippinern nicht zum Bösen anrechnen. Es sei ganz merkwürdig, sagen sie, daß die Europäer, was sie bei sich selbst als ein Zeichen des Fortschrittes ansehen, bei den Philippinern als ein Merkmal der Inferiorität verdammen.

Auch Rizal sprach sich gegen die Ungerechtigkeit aus, mit welcher die Europäer die philippinischen Verhältnisse beurtheilen. Ich habe im X. Bande des „Internationalen Archivs für Ethnographie" Rizal's Ansichten hierüber mitgetheilt, so daß ich hier nur das Wesentliche davon skizziren und durch einige Zusätze ergänzen will.

Dr. Rizal erwähnte, daß die meisten Europäer die Eingeborenen nach ihren Dienern beurtheilen, was ebenso falsch ist, als ob Jemand sich sein Bild des deutschen Volkes nach den Klagen formen würde, welche die deutschen Hausfrauen über ihre Dienstboten so einmüthig laut werden lassen.

Als Dr. Rizal bei mir zu Besuche weilte, gingen wir einmal vor die Stadt hinaus. Er sammelte hierbei Feldblumen, wobei er mich nach deren

Namen fragte. Ich mußte bei manchen gestehen, daß ich weder den Volks- noch den botanischen Namen wüßte. Rizal lächelte und meinte: „Nun ja, Du bist ein Städter, aber wir wollen mal einen Landmann fragen.“ Und als wir nun einem Bauer begegneten, so konnte auch dieser bezüglich einiger Blumen keine Auskunft ertheilen. „So,“ sagte Rizal, „Sie sehen wohl diese Blumen zum ersten Mal?“ Der Bauer erwiderte, daß er diese Blümchen wohl sehr gut kenne, nur wüßte er nicht, wie sie hießen. Als der Landmann sich von uns verabschiedet hatte, sagte Rizal zu mir: „Wie glücklich seid Ihr Europäer gegenüber uns armen Tagalen; wenn bei uns ein europäischer Reisender etwas Aehnliches erlebt hätte wie ich in diesem Augenblicke, er würde dann in seinem Berichte Folgendes schreiben: ‚Die Stupidität dieses Volkes läßt sich schon daraus erkennen, daß diese Leute nicht einmal den Namen für mehrere jener Blumen kennen oder besitzen, die sie tagtäglich sehen und mit ihren plumpen Füßen zertreten. Was nicht gefressen werden kann oder sonst nicht einen unmittelbaren Nutzen bringt, hat für diese Leute weder Werth noch Interesse. Und ein so stumpfsinniges Volk verlangt Reformen und Selbstverwaltung!‘ Und das wäre noch ein bescheidener Reisender, ein anderer würde aus diesem Vorfalle ein ganzes Capitel über die Inferiorität unseres Volkes zusammen schreiben.“

Ich könnte dieses Thema beliebig weiter spinnen, glaube aber, der Leser werde aus dem Angeführten zur Genüge erkannt haben, daß dem farbigen Philippiner der europäische und amerikanische Weiße nicht imponirt, daß die philippinischen Creolen sich eins fühlen mit ihren farbigen Brüdern, daß es einen Kastengeist, wie er in den alten Colonialländern existirte, hier nicht gibt, wo sich alle einfach Filipinos nennen, und daß die Herrschaft des amerikanischen Angelsachsen, der schon die Creolen als eine Art Nigger betrachtet, von den gebildeten Filipinos aller Kasten als eine capitis deminutio maxima angesehen werden würde.

Bismarck
und
die Bismarck-Literatur des letzten Jahres.

Eine kritische Betrachtung
von
Erich Marcks.

[Nachdruck untersagt.]

VII.

Ganz so ausschließend, wie er uns heute erscheint, ist der Gegensatz Bismarck's zur neuen Aera in der Wirklichkeit der Jahre von 1858 ab wohl nicht immer gewesen. Gegenüber den alten Ministern der Reaction und ihren Gesinnungsgenossen hat er sich auf die Seite des Prinzen von Preußen gestellt, als dieser noch nicht die Regierungsgewalt fest ergriffen hatte. Dann wurde er freilich von Frankfurt, dem Mittelpunkte der deutschen Politik, in der er lebte, abberufen und nach Petersburg halb befördert, halb verbannt; aber auch da noch rechnete er mit der Möglichkeit, auf die Regierung zu wirken, und man kann sich das Bild in der Phantasie ausmalen, wie Bismarck's innere und seine deutsche Politik sich etwa fortentwickelt haben würde, wenn er noch vor dem Bruche des Prinzregenten und Königs Wilhelm mit den Liberalen in das Ministerium eingetreten wäre. Den Conflict hat er ja von vornherein durchaus nicht gewollt; er wollte ein gemäßigt liberales System daheim und eine thatkräftige Haltung nach außen hin. Von dem Aeußern ging sein Interesse aus. Er wollte damals im Sinne Preußens und seiner Großmachtstellung das unerträglich gewordene alte Bundesverhältniß ändern oder sprengen und wollte deshalb mit voller Wucht auch in die deutschen Verhältnisse hineingreifen. Das sprechen seine politischen Briefe aus jener Zeit deutlich aus. Weshalb hätte man das nicht auch im Zusammenhange der neuen Aera und ihres Altliberalismus unternehmen können? Damals zur That berufen, würde auch Bismarck sie in so mancher Hinsicht anders, liberaler durchgeführt haben als nach dem Ausbruche des Conflicts: alle Kämpfe, so mag man es sich vorstellen, wären wohl leichter, alle inneren verfassungsgeschichtlichen Entscheidungen ungefährlicher und vielleicht in erheblich anderer Richtung abgelaufen als es dann geschah. Aber gewiß, es ist, aus vielen

Gründen, kein Zufall gewesen, daß es nicht so gekommen ist. Schon das Eine genügt: die thatsächlich vorhandenen Persönlichkeiten der neuen Aera waren der Art, daß er mit ihnen nicht zusammengehen konnte; auch der Prinzregent war für die Sturmeskraft Bismarck'scher Politik schlechterdings noch nicht reif. Zwischen dem altliberalen Systeme und Bismarck kann man sich irgend eine Verständigung denken, zwischen der Regierung, wie sie war und wurde, und ihm erwies sie sich als unmöglich. In den Denkwürdigkeiten tritt vornehmlich dieser Gegensatz zu Tage: sie enthalten über die persönlichen Erlebnisse und Beziehungen, über die Aufstellung Bismarck's als Candidaten für das Auswärtige Amt (1860) interessante und ziemlich überraschende Einzelheiten, die man einmal urkundlich nachzuprüfen haben wird. Im Uebrigen ist die Darstellung hier springend und einigermaßen zusammenhangslos. Das Capitel über den russischen Aufenthalt ist leicht und anmuthig, aber auffallend arm an politischem und überhaupt an allgemeinem Inhalt und, wie mir mitgetheilt wird, in manchen Einzelheiten anfechtbar; dabei bezeugt ein Kenner wie Th. Schiemann, daß Bismarck's Petersburger Berichte im Berliner Archiv, die der Fürst später selber „für den Druck bestimmt hat, zu dem Großartigsten gehören, was auf diesem Felde überhaupt geleistet worden ist." Gerade hier macht sich die Entstehungsweise der Memoiren recht deutlich geltend. Auch für die Pariser Monate des Jahres 1862, für die Vorgeschichte der Ministerschaft erhalten wir nur fragmentarische Mittheilungen, fast alle im Anschlusse an den Briefwechsel mit Roon; in Bismarck's Gedächtniß hat dabei seine Abneigung gegen die Uebernahme des Berliner Postens fester gehaftet als der ihr entgegenwirkende Drang, der doch auch in ihm stark gewesen ist und uns aus seinen damaligen Briefen an Roon und an Bernstorff lauter herausstönt als aus seiner Erzählung: der Drang des großen Menschen, endlich die große Aufgabe beherrschend selber zu ergreifen. Dann aber folgt der schlichte und dabei reiche, für uns vorläufig und vielleicht auf immer unersetzlich werthvolle Bericht über das Babelsberger Gespräch, in welchem sich der Bund zwischen Herrscher und Staatsmann schließt, über die nächtliche Fahrt zwischen Jüterbogk und Berlin, wo jener Bund in tiefer Seelennoth befestigt wird, und jene zwei weit ausgreifenden Abschnitte über die Vorgeschichte der preußischen Politik und über die Dynastien und Stämme: das heißt der doppelte Ausblick auf die auswärtigen Aufgaben des preußischen Staates, auf seine europäische Großmachthaltung einerseits und andererseits seine deutschen Ziele. Ganz kurz wird wiederum der innere Kampf, dessen Schwierigkeiten und Gefahren doch groß waren und auch von Bismarck keineswegs geleugnet werden, nur eben berührt; die Minister werden rasch charakterisirt, der Zwist mit dem Kronprinzen allein wird eingehender behandelt: der persönliche Charakter dieses Zwistes offenbar und der Besitz von Actenstücken hat den Erzähler dazu veranlaßt. Sonst aber wendet er sich fast ganz dem Auswärtigen zu, und die Capitel „Die Alvensleben'sche Convention", „Der Frankfurter Fürstentag", „Schleswig-Holstein", „Nikolsburg", „Der Norddeutsche Bund", „Die Emser Depesche", „Versailles" steigen in fester und stolzer Reihe, mit dröhnenden Schritten, Stufe um Stufe bis zu den höchsten Höhen seiner

Lebensarbeit empor. Was uns der Sieger aber aus dieser unvergleichlichen Zeit vor Augen führt, das sind nicht seine Siege, sondern seine Sorgen; selten nur erzählt oder schildert er im eigentlichen Sinne, meist erörtert, durchkämpft er die Fragen und die Gegensätze, und der Eindruck dieses Ringens, das auch das Buch des Greises noch so ganz erfüllt, ist gewaltig.

Dennoch gilt es auch hier, diese Fragen, die er stellt und entscheidet, unbefangen noch einmal durchzudenken und auch hier die Zweifel, die sich etwa anmelden, nicht nieder zu halten. Und in Wahrheit, die Zweifel bleiben nicht aus.

Der erste und wichtigste gilt den Absichten Bismarck's bis zum Ausbruch des sechsundsechziger Krieges. Was hat er in den ersten vier Jahren seiner Ministerschaft thatsächlich gewollt?

Für Schleswig-Holstein beantwortet er selber uns das in seinem Buche mit vollkommener und überzeugender Klarheit. Er hat von jeher die Annexion der beiden Herzogthümer an Preußen gewollt; er hat seit der Eröffnung der Krisis, dem Tode des dänischen Königs im November 1863, auf den Krieg mit Dänemark hingearbeitet; er ist es gewesen, der hier die Ereignisse, und zwar mit der bewunderungswürdigsten und bewußtesten Sicherheit, von sich aus geleitet hat. Das erwidern die Denkwürdigkeiten — im Voraus! — den Anklagen des Jansen-Samwer'schen Tendenzwerkes über „Schleswig-Holsteins Befreiung"; am durchschlagendsten durch den Abdruck des großartigen Briefes, in dem Bismarck am 24. December 1863 seine dänische Politik gegen den Tadel seines Pariser Botschafters, des Grafen Robert Goltz, vertheidigte. Nicht näher eingegangen sind sie auf die Verhandlungen mit Herzog Friedrich von Augustenburg, und was sie dazu bemerken, ist schwerlich abschließend. Die Hauptsache aber erscheint einfach und deutlich.

Nicht so deutlich hat Bismarck sich über sein Verhältniß zu Oesterreich ausgesprochen. Die Vorgeschichte des deutschen Krieges hat er übersprungen: er hat Kohl 1893 auf die Masse der von beiden Seiten veröffentlichten Depeschen verwiesen, die Geschichte seiner Zeit schreibe er ja nicht. So ist das Einzige, was er hier wirklich erörtert hat, nicht die Entstehung des Bruches, sondern das Gegentheil davon, der Versuch des „Dualismus": einer gemeinschaftlichen Beherrschung Deutschlands durch die befreundeten beiden Großmächte. Und freilich liegt hier eins der interessantesten Probleme seiner gesammten Laufbahn. Sybel (Begründung des Reiches, II, 447) hat ein und ruhig entwickelt, welche Wege sich dem neuen preußischen Minister 1862 darboten: außer dem Kriege mit Oesterreich eben auch die Verständigung, die zu einer räumlichen Theilung Deutschlands unter die zwei Nebenbuhler oder zu einer Theilung des Einflusses über das einheitlich bleibende Deutschland zwischen ihnen führen konnte. Es ist seit Langem bekannt, daß Bismarck jeden einzelnen dieser Wege zu Zeiten eingeschlagen oder doch den Oesterreichern vorgeschlagen hat. Sein einziges, völlig unverrückbares Ziel war es sicherlich, für seinen Staat einen möglichst hohen Gewinn zu erreichen; der höchste Gewinn war stets die Verdrängung Oesterreichs, aber es war möglich, daß diese unerreichbar war; dann wollte Bismarck zweifellos das jeweils

Höchste nehmen, das dann noch übrig blieb. Aber ist ihm das Zusammengehen mit Oesterreich je mehr gewesen als ein Nothbehelf auf Zeit? Hat er je geglaubt, daß es gelingen werde? Hat er es deshalb je, seiner selbst wegen, mit vollem Ernste erstrebt? Oder hat er es nur hingenommen, um alsbald selber darüber hinaus zu schreiten, sobald er dies eben vermöchte? Es liegt auf der Hand, daß diese Frage auch dann noch ihr Recht und ihr Interesse behält, wenn man zugibt, daß der Minister sich sicherlich für den Fall der klaren Unmöglichkeit einer besseren Lösung mit dieser halben zufrieden geben mochte. Aber war denn diese Lösung, die dualistische, selber möglich? Lag in ihr nicht stets die Nothwendigkeit ihrer eigenen Ueberwindung? Konnten die beiden Großmächte, ehe sie sich gründlich aus einander gesetzt hatten, mit einander in ein festes Verhältniß kommen? Man beobachtet, daß Bismarck, eben indem er die Oesterreicher 1863 64 in preußische Bahnen zog, sie alsbald in eine arge Sackgasse hinein gestoßen hat; man hebt hervor, daß dieses Zusammengehen für ihn eine Karte in seinem Spiele war, nicht die stärkste, aber eine brauchbare, und daß deren Ausspielung den Oesterreichern nach dieser ersten Erfahrung nicht sehr geheuer sein konnte[1]). Um so lauter wiederholt sich die Frage: War es für Bismarck jemals mehr, jemals ein in sich selber und dauernd werthvoller Zweck? Das gerade aber scheint es in den Denkwürdigkeiten zu sein. Diese sprechen ausführlich von der Eröffnung Bismarck's an Karolyi, von der Annäherung an Rechberg und malen die Folgen aus, die ein Gelingen des dualistischen Systems hätte haben können (I, 333 ff., 344 ff.); Oesterreichs Unterschätzung der preußischen Kraft und des preußischen Muthes hat verschuldet, daß der Versuch nicht so wie er es verdiente aufgenommen worden ist. „Der Dualismus würde, wie ich ihn mir dachte, dem jetzt bestehenden Verhältniß ähnlich gewesen sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß Oesterreich auf die Staaten, die jetzt mit Preußen das Deutsche Reich bilden, bundesmäßigen Einfluß behalten haben würde . . . Diese Gestaltung würde . . . immerhin ein Fortschritt zum Bessern gewesen sein." Doch fügt Bismarck hinzu, daß sie immer nur so lange hätte dauern können wie das persönliche Vertrauen zu den beiderseitigen Leitern; und er findet es selber „zweifelhaft, ob sie ohne die klärende Wirkung der Erfahrungen von 1866 und 1870 sich in einem für das deutsche Nationalgefühl annehmbaren Sinne friedlich, unter dauernder Verhütung des inneren Zwiespalts, hätte entwickeln können." Früher aber (I, 289) hat er, gelegentlich seiner inneren Wendung in Frankfurt 1851, es nicht nur als seinen damaligen Eindruck bezeichnet, „daß die gegenseitige Anlehnung von Oesterreich und Preußen ein Jugendtraum war", nicht nur angegeben, daß er dort „die dualistische Auffassung" in sich überwunden habe, sondern den ganz allgemeinen Satz aufgestellt: „der gordische Knoten deutscher Zustände ließ sich nicht in Liebe dualistisch lösen, nur militärisch zerhauen." Das ist, in anderer Form, genau derselbe Gedanke, dem seine Denkschriften und Briefe in den fünfziger Jahren mehr als einmal so monumentalen Ausdruck verliehen haben.

[1]) So Lenz in unserm Gedächtnißbuch, S. 101 f.; vergl. meinen „Kaiser Wilhelm I.", 3 S. 237 ff.

Wie steht es nun? Ist er dieser Ueberzeugung später wirklich eine Weile lang untreu geworden? Hat man wirklich Anlaß, auf seine „dualistischen Angebote" von 1862 ab so viel Gewicht zu legen, wie es die Erinnerungen doch immerhin thun? Wenn er die Oesterreicher nach Schleswig-Holstein führte, so war es ja logischer Weise in der That denkbar, daß dieses Bündniß anders enden könnte als in einem unentwirrbaren Streite über die gemeinsame Beute, d. h. im Kriege der beiden Verbündeten gegen einander. Bismarck hat ja versucht, diese Beute auf gütlichem Wege an Preußen zu bringen; aber war die Aussicht auf einen solchen Erfolg jemals groß? Ueberwog nicht von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß das Bündniß früher oder später die feindliche Auseinandersetzung nach sich ziehen müßte? Gewiß, Oesterreich konnte ja nachgeben, und dann hatte Preußen einen Gewinn an Gebiet und einen moralischen Sieg davongetragen — auch über Oesterreich selbst! Man wird in der großen Politik, zumal wenn innerliche Gegner aus irgend welchen Gründen Hand in Hand gehen, mit den Begriffen Ehrlichkeit und Vertrauen sehr vorsichtig zu operiren haben; Bismarck hatte nicht für die Hofburg zu sorgen; Harmlosigkeit lag ihm doch zweifellos überaus fern. Er stellte dem alten Nebenbuhler nicht gerade eine Falle, indem er ihn auf seine Seite zog; aber er muß doch gewußt haben, daß jenem die neu geschaffene Lage zu einer Falle werden könnte. Wer wußte es denn nicht? Im Wiener Reichsrathe stellte (Ende Januar 1864) ein Redner die sehr begreifliche Frage: „Wir führen die Preußen mit Trommelwirbel und Schalmeienklang in die Herzogthümer hinein — und mit welcher Melodie werden wir sie herausführen?" (Friedjung I, 77). Einen Monat zuvor hatte der preußische Minister seinem Botschafter in Paris in jenem ganz persönlichen Briefe über seine dänische und deutsche Politik, indem er seine Annäherung an den Kaiserstaat siegreich rechtfertigt (II, 5), das Bekenntniß abgelegt: „Sie trauen Oesterreich nicht über den Weg. Ich auch nicht; aber ich finde es für jetzt richtig, Oesterreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehn."

Ich habe — nicht als Erster natürlich — in meiner Biographie Kaiser Wilhelm's I. die Darstellung Sybel's, der den großen Minister in diesen Jahren von 1862 ab so gar friedfertig malt, angezweifelt und dabei Widerspruch gefunden. Ich möchte doch auch gegenüber den „Gedanken und Erinnerungen" die Ansicht festhalten, daß der dualistische Versuch in ihnen mindestens zu stark betont ist, in seiner Absicht allzu positiv erscheint. Schon Sybel's Werk stand ja in seinen Auffassungen, wie man immer gewußt hat und wie das Buch Bismarck's von Neuem an vielen Stellen deutlich beweist, unter dem unmittelbaren Einflusse des Kanzlers. Wie aber ist dieser selbst dazu gekommen, an jener Periode die Anläufe zum Einverständnisse mit Oesterreich so besonders hervorzuheben? Die Erklärung würde leicht sein. Das fragliche Capitel beginnt (I, 331) mit dem Satze: „Die ersten Versuche auf der Bahn, auf der das Bündniß mit Oesterreich 1879 erreicht wurde, fanden statt, während . . . Rechberg Minister war." Also mit der späteren, freilich auf völlig neuer Basis ruhenden Freundschaft zwischen dem Reiche und Oester-

reich setzt Bismarck diese älteren Hergänge in Zusammenhang. Die Gegenwart, innerhalb deren er schrieb, wirft auch hier ihr eigenes Licht auf die Vergangenheit zurück, bezeichnet — und, wie ich meine, verändert — die Maße, mit denen jene gemessen wird. Das Urtheil wird bewußt oder unbewußt durch den Dreibund oder genauer den Zweibund beeinflußt; Bismarck erschien sich nun selber, wenn meine Voraussetzungen zutreffen, schon in der Periode des Kampfes mit Oesterreich ernsthafter zum Bunde mit jenem bereit, als er es in Wirklichkeit gewesen war. Und dann ist vielleicht auch die Vermuthung nicht unberechtigt, daß das Schweigen seiner Memoiren über die Vorgeschichte des 66er Bruches nicht lediglich daher stammt, weil ihm der Gegenstand für allzu bekannt gegolten hätte. Es fehlte ihm, unter den Aspekten von 1891, mindestens der Trieb, über jene Dinge von Neuem zu sprechen: von dem lebendigen politischen Interesse ging eben doch das historische bei ihm aus. So ist denn auch die Nutzanwendung, die er aus dem Scheitern des „Dualismus" im Jahre 1864 zieht (I, 350), wieder durchaus auf die Jahre nach 1890 zugeschnitten. Oesterreich ist von Natur aus unberechenbar, und deshalb darf sein Bundesgenosse auf andere Combinationen, d. h. auf die Verbindung mit Rußland, niemals absolut verzichten. Es ist der Staatsmann, der in Bismarck's Buche redet, und was er sagt, will überall auf staatsmännische Absichtlichkeit hin geprüft sein. Mittelbar oder unmittelbar wird man fast immer die mannigfaltigen praktischen Beweggründe durch die Erzählung hindurchschimmern sehen.

VIII.

Wir bleiben, unter vorläufiger Ausschaltung der Abschnitte über den Norddeutschen Bund, zunächst auf dem Boden der großen auswärtigen Kämpfe. Die Capitel Nikolsburg und Ems sind wohl für die Mehrzahl der Leser die eindrucksvollsten des gesammten Werkes. Die Wucht der Ereignisse, die Bedeutung der Kampfesziele ist ungeheuer, die Leistung Bismarck's springt in ihrer ganzen Riesengröße heraus, und das Bewußtsein, daß ohne Ihn alle diese hohen Thaten und diese lebenschaffenden Erfolge undenkbar blieben, nimmt den Betrachter ganz gefangen. Und gerade hier, beim Friedensschlusse mit Oesterreich, beim Kriegsausbruche mit Frankreich setzt sich die überlegene Kraft seiner Einsicht und seines Willens nur mit der äußersten Mühe, in persönlich schmerzlichen Krisen durch. Auch seine Schilderung dieser Vorgänge hat, mehr als an den meisten Stellen sonst, etwas dramatisch Hinreißendes, selbst in der äußeren Form. Es ist mir nicht erlaubt, den Inhalt dieser Abschnitte hier zu wiederholen; die Dinge selber habe ich, bereits unter Benutzung der „Gedanken und Erinnerungen", in meinem Wilhelm I. eingehend erörtert; hier muß ich mich auf die undankbare Aufgabe beschränken, wieder die Fragen und Einwendungen zu vermerken, welche die eigene Darstellung des Fürsten aufruft. Zu dem Capitel „Nikolsburg" nur einige Worte. Es ist aus Bruchstücken zusammengesetzt, die zuerst die Gegnerschaft des Ministerpräsidenten und der Officiere, dann den Abschluß des Friedens behandeln und mancherlei Lücken offen lassen. Wer ist der eigentliche Vater der

Annexionen, d. h. der großen, ganze Länder umfassenden Annexionen in Norddeutschland? Nach einigen Andeutungen hätte Bismarck Annexionen überhaupt nicht nothwendig gefunden, und wesentlich der König hätte sie gefordert (vergl. auch I, 296; II, 70). Freilich legt Bismarck selber dann die Nothwendigkeit dar, Hannover zu nehmen und es ganz zu nehmen (II, 71). Die Anfänge der Annexionsgedanken, sowie die hiermit innig verknüpften Unterhandlungen zwischen dem Hauptquartiere, Goltz und Napoleon, berühren die Memoiren kaum. Und doch wüßte man von diesen interessanten und überaus heiklen Dingen sehr gerne Näheres und Sicheres. Die thatsächlichen Angaben Sybel's gehen darin über die des Fürsten hinaus, aber auch sie sind in sich selber nicht ganz durchsichtig, und sie werden hier nicht klarer aufgehellt. Ich habe den Eindruck, daß Bismarck die norddeutschen Annexionen doch nicht nur widerstrebend, sondern äußerst activ angefaßt und durchgesetzt habe. Und handelte es sich bei dem Ringen zwischen ihm und seinem Herrscher in Nikolsburg, wo Wilhelm mehr und weiter wollte, und Bismarck mit überwältigender Weisheit den Frieden erzwang, in der That um den Gegensatz zwischen preußisch-dynastischem Particularismus und deutsch-nationaler Einheit (I, 295; II, 46) und nicht, zunächst noch, wesentlich nur um den zwischen Staatsmann und Militär, zwischen der Beschränkung auf das Mögliche und dem Griffe nach dem Unmöglichen? Vielleicht werden aus den Acten, wenn sie uns einmal wirklich in echter und voller Form vorliegen, auch diese Dinge, so fein und subjectiv sie ihrem Wesen nach sind, aufgeklärt oder doch besser beleuchtet werden können.

Die objective Hauptsache, das Recht und die Mäßigung Bismarck's, die unbedingte Heilsamkeit seines Triumphes über die Militärpartei[1]) ist für den Juli 1866 wohl bereits jetzt vollkommen klar. Dagegen bleibt bisher sogar seine eigentlichste Leistung als Staatsmann in dem zweiten Falle, dem 1870er, einigermaßen dunkel. So reizvoll Vieles an dem Emser Capitel ist, Neues gibt es, den früheren Aeußerungen Bismarck's gegenüber, so gut wie gar nicht, und das, was wir am liebsten wissen möchten, wird auch hier und hier vollends nicht erläutert. Schon Bucher hat es beklagt, daß sein Herr die Beziehungen mit Napoleon vor 1870 nicht im Zusammenhange dargestellt hat. Später soll Bismarck es vorgehabt haben; gethan hat er es nicht. Einige verstreute Bemerkungen (II, 49, 51 f., 103, 143, 168) berühren die allgemeine Vorgeschichte des Krieges, die europäische Lage zwischen 1866 und 1870. „Ich war nicht zweifelhaft," heißt es da, „daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesammt-Einrichtung Deutschlands sich verwirklichte." Nur hinausschieben habe er diesen Krieg gewollt, bis Norddeutschland sich für ihn besser gerüstet habe; seine Politik aber stand nach 1866 unter der „Voraussicht des Bruches von 1870." Damit wird also die Frage nach dem Ursprunge dieses Bruches erheblich eingeengt: unvermeidlich war er, es handelt sich nur

[1]) Wenigstens in den Fragen, die den Friedensschluß betrafen: denn für die eigentlich strategischen (S. 35 ff.) erhebt Herr Oberst von Lettow-Vorbeck in einem Briefe, den ich ihm zu danken habe, gewichtige Bedenken. Man vergl. auch seine Bemerkungen im zweiten Bande seiner bedeutenden „Geschichte des Krieges von 1866". 1899.

darum, ob er 1870, als ihn die spanische Candidatur zur Wirklichkeit machte, mit oder ohne Absicht Bismarck's eingetreten ist. Auch da ist wieder klar und von Bismarck selber hervorgehoben, daß der eigentliche Ausbruch durch seine Emser Depesche, mit vollem Bewußtsein, von ihm herbeigeführt worden ist. Unsicher ist nur das Eine: die spanische Sache hat die Franzosen vorwärts getrieben; hat Bismarck diese Sache angelegt, hat er solche Folgen von ihr erwartet, ja gewollt? Und da nun erklärt er, daß er von dieser Candidatur nichts derart erwartet, nichts derart mit ihr bezweckt habe. Er stellt sie völlig isolirt dar, ohne Zusammenhang mit den Europa erfüllenden gefährlichen Gegensätzen, mit den besonderen Vorgängen von 1869 und 1870. Er gibt an, daß er sie als eine spanische und nicht als eine deutsche Frage betrachtet habe; daß er mehr an eine Förderung wirthschaftlicher als politischer Beziehungen durch einen deutschen König von Spanien gedacht habe. Ein befreundetes Spanien war für Deutschland immerhin erwünscht, aber ihm sicherlich keine Hülfe im Kriegsfalle. An der freundlichen Aufnahme des den Bonapartes verwandten Hohenzollern durch Frankreich hatte Bismarck „nicht den mindesten Zweifel". „Politisch stand ich der ganzen Frage ziemlich gleichgültig gegenüber. Mehr als ich war Fürst Anton geneigt, sie friedlich zu dem erstrebten Ziele zu führen."

Bucher hat 1892 diesen bestimmten Erklärungen des Kanzlers den Glauben verweigert; und Bucher war 1870 dessen geheimer und vertrautester Agent gerade in den spanischen Angelegenheiten gewesen. Die Tagebücher des Königs von Rumänien haben seitdem der Welt gezeigt, daß Bismarck die spanische Candidatur mit vollster Wucht betrieben, die Sigmaringer Hohenzollern erst in sie hinein gestoßen hat; vielleicht stammt bereits die erste Anregung von ihm, sicherlich alle weitere Betreibung: eine Anzahl wichtiger neuer Enthüllungen stellt das immer deutlicher vor Jedermanns Auge. Der Kanzler hat sich mit den 1894 erschienenen Tagebüchern in einer nachträglichen Bemerkung (S. 81) aus einander gesetzt, die leider sehr kurz und gegenüber dem einzigen Detail, das sie angreift, sachlich kaum im Rechte ist. Wenn er nun behauptet, die Candidatur lediglich harmlos gemeint zu haben, so wage ich nicht positiv zu sagen, daß dies falsch ist, aber annehmen kann ich seine Sätze erst recht nicht. Er hat in dieser Sache einen sehr stattlichen Apparat und zwar mit rastloser Beharrlichkeit in Bewegung gesetzt und erhalten, und Alles hinter Frankreichs Rücken. Er hatte zu Alledem jegliches Recht, und ich spreche von Neuem aus, daß seine Politik in diesem Jahre mit großartiger Kraft das Nothwendige gethan hat; jede weichliche Krittelei an ihr liegt mir vollständig fern; hat er den Krieg wirklich angelegt, so war das eines der höchsten Verdienste seines gewaltigen Lebens. Aber die Räthsel, die seine Handlungen und Beweggründe für uns noch umspielen, werden durch seine Erzählung nicht im Geringsten beseitigt. Seine Einwirkung, das sehen wir, war von Anfang an weit stärker, als er zugibt. Was man daraus und aus Allem, was wir wissen, für seine Absichten folgern darf, will ich hier nicht von Neuem diskutiren, und eine ganz feste Entscheidung wüßte ich nicht zu treffen. Die Erklärungen seines Buches, so wie sie sind, befriedigen wohl Niemanden, der das gedruckte

Material kennt und es unbefangen erwägt. Es wäre eine gewiß nicht unmögliche, aber eben so gewiß eine starke Ueberraschung, wenn sie durch die Acten wirklich dereinst voll bestätigt werden sollten. Wenn aber nicht, so wird man es verstehen, wie der große Diplomat, dessen spätere Weltstellung auf dem Erfolge von 1870 ruhte, dazu gekommen ist, aus den sicherlich verschiedenartigen Berechnungen und Möglichkeiten, die ihm, als er diese Candidatur betrieb, vorgeschwebt haben mögen, die friedlichen vornehmlich herauszuheben und sie in seinem Bewußtsein und seinen Erzählungen in den Vordergrund zu stellen. Die Franzosen bleiben ja zweifellos, durch ihren Widerstand gegen unsere Einigung, immer die eigentlichen Verursacher des siebziger Krieges; sie haben auch im Juli dieses Jahres selber den Anlaß, den Bismarck ihnen, ob nun absichtlich oder unabsichtlich, darbot, mit Feuereifer ergriffen, und sie haben dann den Krieg unvermeidlich gemacht. Bismarck hat ihnen später Alles zugeschoben, sich selber — abgesehen von der Emser Depesche — schlechterdings gar nichts. Auch Bucher und Busch gegenüber muß der greise Staatsmann das gethan haben; es ist nur anzunehmen, daß er von dieser Anschauung durchdrungen war. War sie irrig, so liegt hier wieder die hundert Mal gemachte Erfahrung von den Veränderungen vor, welche die Thatsachen des eignen Lebens im Gedächtniß aller, zumal der handelnden Menschen durchmachen; und wieder steht ja hier in jedem Falle nicht bloß der Historiker, sondern zugleich (oder sogar wesentlich?) der Diplomat vor uns. Vorläufig aber bleibt die psychologische Erklärung seiner Anschauung von den Thatsachen ebenso wie die Feststellung und die Erklärung der Thatsachen selber uns noch ungewiß.

Das gilt auch, stärker als es wohl die Meisten empfunden haben mögen, für Bismarck's Stellung *nach* dem Ausbruche der Krise, in der Woche vom 5. bis 12. Juli 1870. Der Bundeskanzler verweilt nach dem plumpen parlamentarischen Angriffe Gramont's auf Preußen noch Tage lang in dem entlegenen Varzin. Die Unterhandlungen seines Königs mit Benedetti mißbilligt er dabei heftig; die Ausführung, wieso die weitgehende Nachgiebigkeit Wilhelm's die deutsche Sache geschädigt habe, ist der interessanteste Theil des Capitels. Was aber Bismarck selber damals gewollt und gethan oder unterlassen hat, berichtet er uns nicht; auch dieses Räthsel dürfte sich erst im Zusammenhange des gesammten Problems der Vorgeschichte lösen. Den Schluß hat er wundervoll erzählt: daß wir seine Darstellung vom Entstehen der Emser Depesche, mit Moltke und Roon als mitwirkenden Zeugen, daß wir sein Urtheil über Werth und Wirkung der Depesche nun ganz unmittelbar aus seinem eigenen Munde besitzen, das ist einer der erfreulichsten Einzelgewinne, die wir seinem Buche verdanken.

IX.

Von dem französischen Kriege selber sagen uns die „Gedanken und Erinnerungen" fast nichts; aber die politischen Streitigkeiten, die der Bundeskanzler im Hauptquartiere den langen Herbst und Winter hindurch ausfechten mußte, haben sie alle mit merkwürdiger Frische und Schärfe der Feindseligkeit festgehalten. Das Capitel *Versailles* ist ganz angefüllt von Kämpfen. Die Officiere des Generalstabes — das ist doch der Inhalt — drängen Bismarck

aus den entscheidenden Berathungen hinaus; die Intervention der Neutralen droht und nur mühsam, gegen den unsachlichen Widerstand Gortschakoff's, kann Bismarck sie beschwören; die nothwendige Beschießung von Paris wird, lediglich dank den nicht minder unsachlichen Einflüssen hoher Damen, der englischen zumal, weiter und weiter aufgeschoben; die Kaiserfrage bringt den Minister zuerst theilweise zum Kronprinzen, dann zum Könige in heftigen Gegensatz: es ist eine Aufreihung von Anklagen und Vorwürfen. Historisch gemildert haben die zwei Jahrzehnte die Empfindungen des Erzählenden nicht. Aber mit dem, was uns die Tagebücher und Briefe aus jenen Monaten selber über Stimmungen und Gegensätze in Versailles lehren, stimmen die Erinnerungen des alten Kämpfers in allem Wesentlichen überein. Und auch wer die grimmigen Urtheile, die hier, mit geringen Ausnahmen, mehr oder weniger beinahe alle von Bismarck erwähnten Mithandelnden erfahren, keineswegs herübernimmt, wird dem großen Reichsbegründer das überwiegende sachliche Recht, das unermeßliche Verdienst während dieser an Sorgen wie an Thaten überreichen, heroisch schöpferischen Zeiten in staunender und dankbarer Bewunderung immer von Neuem zuerkennen. Ich darf für das Sachliche im Ganzen auch hier auf meine Kaiserbiographie verweisen und an dieser Stelle nur Eines herausgreifen, was sich dem Leser der Denkwürdigkeiten, wie Busch's und Abeken's im Laufe dieses Kriegswinters besonders stark aufdrängt: das Verhältniß Bismarck's zu seinem Herrscher.

Bei der Kaiserproclamation des 18. Januars 1871, so erzählt Bismarck, hat Wilhelm I. ihm in persönlicher Gereiztheit die Hand verweigert — weil Bismarck ihn gezwungen habe, deutscher Kaiser zu heißen, anstatt Kaiser von Deutschland. Ich habe die Deutung aufgestellt, daß es nicht eigentlich dieser kleine Unterschied der Titelfassung gewesen ist, der Wilhelm's Unwillen erregt hatte, sondern vielmehr der Zwang, mit dem der Kanzler — als Organ der sachlichen Nothwendigkeit — seinem Könige das Kaiserthum überhaupt aufgedrängt hatte, ihm, der preußischer König zu bleiben wünschte, und dem der Kaisername in keiner der beiden Formen angenehm klang; für diese Deutung sprechen die Worte des Briefes, den Wilhelm damals an seine Gemahlin schrieb. Sein Groll verlöre darnach an Kleinlichkeit, wenn auch die Titelform im engeren Sinn es gewesen ist, an die sich dieser tiefer sitzende und innerlicher begründete Groll äußerlich anschloß. Man kann ferner anführen, daß Wilhelm's Unfreundlichkeit, die nach den Memoiren „mehrere Tage" anhielt, ihn doch nicht gehindert hatte, seinen Minister gerade am 18. Januar zum Generallieutenant zu erheben — was für Wilhelm's Empfinden doch keine Kleinigkeit war —, und daß er am 20. bereits in Bismarck's Wohnung gewesen ist. Bestehen bleibt es doch: am Tage des höchsten Erfolges, dem Tage, der wenigstens das Symbol für Bismarck's größte Leistung bildete, hatte dieser die Ungnade des Herrn zu erfahren, der Kaiser wurde wesentlich durch ihn. Wenn ich nicht irre, so hat keine Einzelheit in den beiden Bänden auf die Leser so viel Eindruck gemacht, so verblüffend und so erregend gewirkt wie diese. Es ist nicht leicht, den Meisten ganz verständlich zu machen, wie unendlich viel das Opfer, „den preußischen Titel verdrängt zu sehen", dem

greisen Hohenzollern bedeutete, und wie ehrwürdig er in diesen Wochen des Widerstrebens doch blieb, wie wichtig die mühselige Selbstüberwindung, die gerade in diesem Widerstand bekundete tiefe Lebendigkeit des Altpreußenthums für unsere Geschichte, für die Zukunft des Reiches war. Man hält sich dem gegenüber allzu leicht an die sichtbare eine Thatsache; ich glaube, beobachtet zu haben, daß viel harte und ungerechte Urtheile über König Wilhelm daran geknüpft worden sind. Wer ohne Oberflächlichkeit ehrlich begreifen will, muß in die Empfindungswelt des alten Herrn eindringen, in der doch mehr als bloß Persönliches, in der starke sachliche Gewalten zu ihrem berechtigten Ausdruck kommen; und er muß die Vorgänge dieses Winters auf sich wirken lassen, so wie sie die Summe der verschiedenartigen Zeugen uns veranschaulicht. Da wird man neben Bismarck, Roon, Busch und den Uebrigen, deren ungeduldige Vorwürfe uns bewegen, die ruhige Stimme Abeken's hören, auf dessen ausgleichendes Urtheil ich früher hinwies. Man lese bei ihm, wie er zwischen König und Kanzler als Bote, aber zugleich ein wenig als Vermittler hin und her geht; wie es Wilhelm dabei durch einen peinlichen Zufall erfährt und wie liebenswürdig er es erträgt, daß sein Minister ihn über Holnstein's ganze gewichtige Sendung in vollkommenem Dunkel gelassen hat; wie Wilhelm gelegentlich in heftigem Zorne aufbraust und sich dann tapfer bezwingt; wie er mit zartsinniger Güte seinem vielerregten großen Diener neuen Aerger fern zu halten sucht, so daß auch dieser es gerührt empfindet; und wie Abeken in seiner ängstlichen Gerechtigkeit doch urtheilt: „der Minister schont auch den König nicht, wie er sich selber nicht schont". So begreiflich es ist, so wahr ist es doch auch, daß an der Heftigkeit der persönlichen Reibungen auch Bismarck seinen natürlichen Schuldantheil trug; man darf das nicht vergessen, wenn man ihn klagen und anklagen hört. Wie 1866 waren auch dieses Mal „die maßgebenden Nervensysteme" allesammt überreizt, und die Empfindlichkeit des vierundsiebzigjährigen Königs, auf den die Beschwerden aller Parteien unablässig eindrangen, war schließlich mindestens so erklärlich wie die des Kanzlers: es war keine Kleinigkeit, daß und wie Wilhelm es verstand, sie zu überwinden. Und er hat doch wahrlich mehr geleistet, als seinen eigenen Widerstand gegen unerläßliche Neuerungen, die ihm von Hause aus fremd und verhaßt waren, ehrenwerth niederzudrücken. Es gilt zwar heute noch genau so wie vor zwei Jahren, daß in allen großen Angelegenheiten des deutschen Lebens von 1862 ab nicht Kaiser Wilhelm, sondern Bismarck der eigentlich Wirkende gewesen ist: das wird, glaube ich, für immer unzweifelhaft bestehen bleiben, auch wenn, wie zu erwarten ist, eine wachsende Kenntniß der ursprünglichen Quellen, zumal der Aeußerungen des Kaisers selbst, uns noch immer deutlicher zeigen wird, daß er niemals bloß geschehen ließ, sondern stets einwirkte, sich selber behauptete, und daß er so in jedes Ereigniß wie in jede sachliche Schöpfung seiner Regierungsepoche ein Stück seines Wesens mit hineingebracht hat. Dennoch ist es kein Zufall, daß gerade solche Historiker, die 1897, Angesichts der Hundertjahrfeier für Wilhelm I., den Antheil Bismarck's mit besonderer Schärfe hervorgehoben haben, sich heute, gegenüber dem erdrückenden Eindrucke des Bismarck-Buches, aus genau denselben Beweggründen

der Gerechtigkeit gedrungen fühlen, einer Unterschätzung des alten Herrn entgegenzutreten[1]). Ich will hier nicht von Neuem ausführen, wie positiv werthvoll es war, daß über den streitenden Großen in seinem Lager und seinem Rathe der Herrscher mit seiner schlichten Majestät, trotz mancher Nöthe, allezeit die nothwendige Einheit einer obersten Leitung gewahrt hat, ohne dabei den Einzelnen die Freiheit ihres Wirkungskreises zu beschränken, und wie er so seinen Platz mit heilsamer, ja unentbehrlicher Thätigkeit handelnd ausgefüllt hat. Aber gerade wenn man an die Arbeiten seines Kanzlers insbesondere denkt, wird man der Wucht gedenken müssen, mit welcher der König stets, wenn er erst den Entschluß zu einer politischen Action in sich und mit Bismarck durchgerungen hatte, seinen ganzen Willen hinter diese Action gesetzt hat, auch gegen den Widerstand derer, denen er von Hause aus innerlich nahe stand, und auch gegen starke Widerstände. Wie er ausglich, Schroffheiten seines genialen Dieners milderte, wie er dadurch den Gang wichtiger Dinge auch selbständig und heilsam beeinflußte, davon werden wir sicher noch mehr Beispiele erhalten, als wir bisher besitzen; das alles aber sind positive Leistungen. Dem Minister erschien dieses Eingreifen seines Herrn allzu leicht nur als ein Hemmniß: er, der Mithandelnde, war indessen auch nicht berufen, das historische Urtheil über das Maß der verschiedenen zusammenwirkenden Kräfte zu sprechen. Das aber hat ja Bismarck stets gewußt und ausgesprochen, daß dieser schlichte und langsame Mann, über den er so manches Mal klagte, dennoch der beste Verbündete war, den er überhaupt und je besessen hat. Es bleibt doch die selbstverständliche Wahrheit, die man heute gut thut von Neuem zu betonen: wenn Wilhelm nichts ohne Bismarck geschaffen haben würde, so doch auch Bismarck nichts ohne Wilhelm; sein Dasein, seine Treue, seine Mitarbeit bildeten die Voraussetzung und nicht bloß den Hintergrund von Bismarck's ganzem Werke. Wilhelm war nun doch einmal der König. Alle Welt hat jetzt vor Augen, was an ihm und an seinem Königthume den Genius gestört und gehindert hat. Aber welche Art von Regierung kann man denn überhaupt ausdenken, für Deutschland zunächst, aber auch für irgend ein anderes Land sonst, die einem Bismarck mehr denn ein Vierteljahrhundert hindurch freiere oder nur eben so freie Hand geschafft und gelassen hätte als diese Monarchie und dieser Monarch? Jede andere, die man sich vorzustellen vermag, hätte ihn stärker gebunden und früher abgeschüttelt; und die einzige Form, die ihm bequemer hätte sein können, wäre doch wohl die gewesen, daß er selber König war. Daß er es nicht war, hat er oft mit bitterer Ungeduld gespürt; aber er war es doch einmal nicht. So aber wird sich dem ruhigen Betrachter das Zusammenwirken der Beiden, wie es gewesen ist, auch nach allen Enthüllungen dieses Jahres — die dem Kenner der schon früher erschlossenen Quellen höchstens im Einzelnen Neues gesagt haben — genau so wie vorher als das vielleicht höchste und glücklichste darstellen, das überhaupt erreichbar war; daß es durch steten Kampf hindurchging,

[1]) So H. v. Petersdorff in der soeben erschienenen Abhandlung über „Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen und Treitschke's Politik" (Bismarck-Jahrbuch VI, 3) S. 290, dem ich ganz beistimme.

ist bei der Größe dieser Gegenstände und bei der Stärke dieser Menschen und ist überhaupt bei allem gesunden und großen menschlichen Wirken unvermeidlich.

Die Zeugnisse dieses Kampfes sind uns ja schon bei Busch begegnet; ich habe die scharfen Aeußerungen, die Bismarck bei ihm auch über den König thut, berührt. Sie sind manchmal durchaus ungerecht, handgreifliche Uebertreibungen des Augenblickes, und niemals erschöpfen sie die gesammte Gesinnung des Kanzlers. Aber zu so manchen Ausbrüchen seiner privaten Correspondenz stimmen sie, und es beweist überdies für Busch's Zuverlässigkeit, daß dieselbe Entwicklung, die man vor Busch's Publication in dem Verhältnisse der beiden Großen beobachten zu können meinte, auch bei ihm wiederkehrt: von etwa 1880 ab tritt auch in diesen Gesprächen Bismarck's die Kampfesstimmung zurück und eine stets wachsende Einigkeit mit dem Kaiser hervor. In dieselben Zeiten fallen die schönsten und wärmsten seiner Briefe an Wilhelm. Und diese Briefe geben überhaupt ein Maß für jene mündlichen Aeußerungen ab. Auch in den vorhergehenden beiden Jahrzehnten hat Bismarck seinem Herrn in ihrem Schriftwechsel Widerspruch und geradezu persönliche Auseinandersetzung nicht erspart; er hat sich da stets ehrlich und aufrecht in seiner eigensten Würde behauptet und ihm niemals geschmeichelt. Trotzdem enthalten die Briefe auch schon der älteren Periode Beweise einer wundervollen Wärme und Zartheit des Empfindens, die später nur noch häufiger und volltönender werden; die Bekenntnisse von der Treue des Lehnsmanns und des Officiers und von der Liebe des Dieners zu einem solchen Herrn stehen dicht neben denen seines wahrhaftigen Stolzes. Mitten im Kampfe mit Wilhelm hat Bismarck zu Roon geklagt, daß ihm dieser Kampf in seinem persönlichsten Gefühle unerträglich sei — eben weil er den König lieb hatte. Das ergibt sich schon aus allen diesen Documenten seiner früheren Zeit, und nur wer Menschliches nicht begreifen kann oder will, wird es für unmöglich erklären, daß sich das scheinbar Widerstrebende, Hingabe und Hochachtung in der einen, Groll und Vorwurf in der anderen Stunde, zur selben Zeit und in derselben lebendigen und leidenschaftlichen Seele vereint. Nun sagen uns die „Gedanken und Erinnerungen", wie der Altreichskanzler nach 1890 auf jenes Verhältniß zurück sah. In seinem Buche kommen die alten Kämpfe wieder laut zu Worte, aber sie klingen in Versöhnung und herzliche Liebe aus: das ist Bismarck's letzte Aeußerung über seinen verstorbenen Kaiser gewesen. Man hat dieses schönste seiner Capitel („Kaiser Wilhelm I.") der Absichtlichkeit geziehen, als habe er vor Welt und Nachwelt mit idealisirender Feierlichkeit von Dingen gehandelt, die er in Wirklichkeit weit herber und kritischer empfand. Ist das wahr? Hat er sich wirklich mit Gesinnungen drapiren wollen, die er eigentlich nicht besaß? Unser Gefühl ruft unwillig: nein; es vermag nicht anzuerkennen, daß Bismarck jemals posirt habe; gerade daß er dies nicht konnte, ist ganz gewiß einer der leitenden Züge seines Wesens. Wäre es aber nicht trotzdem immerhin möglich, daß er aus staatsmännischer Ueberzeugung es für wünschenswerth gehalten hätte, in seinem Urtheil über den Monarchen vor der Welt eine stärkere Zurückhaltung und Milde zu üben, als er, der ja „drei Könige nackt gesehen hatte", es innerlich that? Diese Möglichkeit will nicht gefühlsmäßig

kurzer Hand verneint sein; es ist ganz richtig, daß man bei jedem Ausspruche des großen Politikers zugleich immer die Frage nach dem Zwecke stellen muß, den er damit bewußt oder unbewußt verfolgt haben könnte. Das Recht dieser Frage hat Fr. Meinecke in seinem Aufsatze[1]) scharf betont, und ich selber habe sie bisher mehr als einmal aufzuwerfen gehabt. An sich ist sie auch hier nicht unberechtigt. Aber die kritisch-ruhige Erwägung führt, scheint mir, hier zu dem Schlusse: die Stimmung, die Bismarck in den Memoiren, in jenem vorletzten Capitel zumal, Wilhelm I. gegenüber ausdrückt, ist unbedingt echt. Jede schärfere monarchistische Tendenz, so wie sie der Reichskanzler vor 1890 sicherlich verfochten hätte, fehlt den „Gedanken und Erinnerungen"; soweit sie eine Tendenz haben, ist sie vielmehr persönlich-oppositionell, das heißt, sie verficht die Unabhängigkeit, die selbständige Geltung des leitenden Ministers *neben* dem Fürsten und bis zu einem gewissen Grade gegen den Fürsten; alles Menschliche an diesem ist überall stark, manchmal auffallend stark betont. Man hat es sofort heraus gefühlt: der gestürzte Kanzler denkt mit Groll und Mahnung, wo er von den früheren Herrschern handelt, an die Gegenwart. Und so hat er denn auch in Wahrheit sein Verhältniß zu „seinem" Kaiser keineswegs idealisirt, um es nun einfach als leuchtenden Gegensatz zu dem später erlebten Conflicte zu verwerthen. Er zeichnet ihn mit hartem Griffel, er geht dabei, nach den Worten eines feinfühligen Lesers, „bis an die äußerste Grenze der Pietät." Da ist doch wirklich von Pose keine Spur; und die tiefe Liebe zu seinem Herrn, die so unmittelbar neben der Unbefangenheit kühler Beobachtung und Schilderung dasteht, muß auch der kritischen Prüfung als ganz wahr und überzeugend erscheinen. Diese Darstellung von der Hand des Greises wirft auf das Nebeneinander der Empfindungen in der Seele des Mannes ihr Licht zurück; Bismarck, das erkennen wir, sah *stets* den alten Kaiser genau, wie er war, und ehrte und liebte ihn doch. Wilhelm's Charakteristik ist die eingehendste und schönste des ganzen Buches. Wie Bismarck beobachten zergliedern und erklären konnte, das zeigen ja auch die Bemerkungen über die Kaiserin Augusta, über die Herkunft ihrer internationalen Neigungen und Abneigungen, über die Art ihres Einflusses auf ihren Gemahl in kalter Durchsichtigkeit; hier aber, bei Wilhelm, ergreift er das ganze Wesen, verbindet das Einzelne, das er scharf erkennt, zur Einheit, beseelt es durch warme und herzliche Mitempfindung. Es ist ein Porträt, genau und lebensvoll, das nur er so malen konnte, großartig durch rückhaltlosen Realismus zugleich und geistige Wucht der Erfassung. Es enthält intime Einzelheiten, die sicherlich kein Anderer so kannte oder doch unter den Eingeweihten keiner so zu geben gewagt hätte, zumal über die Beziehungen zur Kaiserin; man vergißt nicht, daß Bismarck gerade darin Partei ist, und möchte gern, wenn es möglich ist, auch den anderen Theil hören, d. h. über die Kaiserin Augusta nicht nur in diesem negativen Sinne aufgeklärt sein; aber daß unsere Einsicht durch diese Blicke in die Zimmer des kaiserlichen Palais höchst charakteristisch bereichert und verschärft worden ist, bleibt dennoch wahr.

[1]) Historische Zeitschrift 82, 287.

Die großen Hauptzüge andererseits von Wilhelm's Wesen, die Eigenart des altpreußischen Officiers, der er war, seine Anschauung von der Höhe seines Amtes und die damit untrennbar zusammenhängende Unfähigkeit zu jeder Regung von Neid gegen seine genialen Diener, alle diese Züge einer „königlich vornehmen", schlichten und großen Natur, deren Besonderheit zugleich so deutlich in dem preußischen Boden der Zeit Friedrich Wilhelm's III. wurzelt: sie alle hat Bismarck, wie man sie wohl bereits vorher hatte erkennen können und dargestellt hatte, von Frischem aus innigster Vertrautheit heraus und in großem Stile wiedergegeben. Da ist Alles von überzeugender Wahrhaftigkeit durchweht; nur Eines ist doch wohl nicht ganz im Einvernehmen mit der Wirklichkeit der vergangenen Kämpfe: die Meinung, die er ausspricht, daß ihm persönliche Empfindlichkeit gegen Wilhelm I. sehr fern gelegen habe. „Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber eben so wenig gehabt haben wie im elterlichen Hause." Bismarck bekennt, durch sachliche Interessen in der Nervosität des Kampfes „zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt worden zu sein, den ich heut in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue . . ."[1]). Ein ergreifendes Bekenntniß im Munde dieses Gewaltigen, der es nicht gewohnt war, sich vor dem Angesichte von Menschen zu beugen, liebevoll und liebeschaffend wie kein anderes Wort in diesen Bänden. Wer den Briefwechsel mit Roon und Anderes aus den früheren Tagen liest, der findet freilich, daß der greise Bismarck hier seine eigene, frühere Empfindung doch leise gefärbt und, man darf hier wohl sagen, idealisirt hat; sein eigener, unsicherer Ausdruck deutet ja ein Bewußtsein davon an. Daß aber dieses Gefühl gegen den alten Herrn in dem Verfasser der Denkwürdigkeiten absichtslos und echt war, bleibt auch hier bestehen; das ganze Capitel ist für das Verhältniß der beiden Männer, ganz abgesehen von aller künstlerischen Schönheit, auch inhaltlich ohne Zweifel eine Quelle vom höchsten Werth.

Ich bemerke daneben nur, daß mir die milde Charakteristik seiner Beziehungen zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wie sie die Memoiren (Cap. 33) darbieten, weniger zuverlässig vorkommt. Die Kämpfe mit ihm sind doch wohl schärfer und andauernder gewesen, als hier zugegeben wird. Auch bei der Schilderung des Großvaters dachte Bismarck ja gewiß an den Enkel, aber das hat die Schilderung selber nicht beeinträchtigt; bei dem Urtheile über den Vater muß der Einfluß der späteren Stimmung größer gewesen sein. Der gegenwärtige Gegensatz ließ den früheren geringer erscheinen.

X.

Das Reich ist gegründet. Die Darstellung Bismarck's wendet sich der inneren Politik zu. Das Capitel „Culturkampf" wird freilich unmittelbar an das über Versailles, an Verhandlungen angeknüpft, die sich auf Frankreich und Italien beziehen, und unter den übrigen Beweggründen tritt die Rücksicht auf das Polenthum besonders stark hervor. Alle confessionellen

[1]) II, 289 f., vergl. II, 48, und die minder unzweideutige Stelle I, 204.

Absichten weist der Fürst von sich, die einer Wahrung der staatlichen Unabhängigkeit aber und einer Festigung der nationalen Einheit wird kräftig betont. Mit der „juristischen Detailarbeit der Maigesetze" habe er nichts zu thun gehabt, das sei Falk's Sache gewesen, und Bismarck habe die dort begangenen Fehler nach einer Weile erkannt. Indessen, nicht er habe Falk verdrängt, im Gegentheil, er habe ihn festzuhalten getrachtet, und unter den „Vorgängen, die für Falk's Rücktritt entscheidend wurden", nennt er die Streitigkeiten des Ministers mit dem Oberkirchenrath, also mit der evangelischen Geistlichkeit; den Hintergrund bildet auch hier die Gegnerschaft der Kaiserin. Nach Falk's Abgang hat Bismarck dann — und zwar auch hier im Widerstreite mit dem Hofe — die mehr juristische Kampfesart aufgeopfert, sein eigenes Hauptziel (mehr gegen den Polonismus als gegen den Katholicismus) vornehmlich verfolgt; auch die Verschiebung der parlamentarischen Lage, die veränderte Rücksicht auf die Consolidirung der Reichseinheit wies ihn dahin. Und das Ergebniß des Kampfes blieb nach dem Friedensschlusse doch immer „ein werthvoller Siegespreis" im Vergleich mit den Zuständen vorher: die unhaltbaren kirchlichen Artikel der preußischen Verfassung, sowie die katholische Abtheilung im Cultusministerium blieben beseitigt, die Kampfmittel gegen den Polonismus und vor Allem die Herrschaft über die Schule blieben in der Hand des Staates.

Alle diese Auffassungen Bismarck's sind nicht neu und haben dennoch Manchen überrascht; ich glaube, daß sie im Ganzen völlig zutreffen. Seine Stellung zum Culturkampf hat sich wohl in der That von derjenigen der Liberalen und der Juristen immer wesentlich unterschieden, und seine Absichten hat er, wenngleich unzweifelhaft mit schwereren Verlusten, als man hier merkt, bis zu einem gewissen Grade wirklich erreicht, weit mehr, als die Klage von der Niederlage des Staates gegen die Kirche gewöhnlich zugeben will. Ich möchte trotzdem nicht leugnen, daß sich gegen dieses Capitel, auch wenn man seine eigentlichen Grundzüge anerkennt, allerlei einwenden läßt. Gleich Bucher hat es 1892 gethan; er fand, der Fürst schwäche seine Verantwortlichkeit für den Kirchenstreit und seinen Antheil an dem Mißerfolge allzu sehr ab. Gerade über die intime Geschichte des Culturkampfes, auch für die intimen Beweggründe des Kanzlers und für deren Wandlungen und Abschwächungen, fehlt es uns noch sehr an sicherem Wissen. Aber man braucht nur die Reden Bismarck's aus den siebziger Jahren zu lesen, um zu erkennen, daß wenigstens der Ton der Ereignisse auch hier wieder in den Denkwürdigkeiten ein erheblich anderer geworden ist. Mit welchem Feuer hat er sich in die Schlachten hinein gestürzt! Wie sehr haben ihn diese Kämpfe einst beschäftigt! Aus seinem Buche allein würde man sicherlich, in so Vielem es Recht haben mag, eine schiefe Vorstellung bekommen. Auch die Acten, die Falk[1]), ohne eigenen Commentar, über seinen Rücktritt veröffentlicht hat, zeigen freilich, daß der Ministerpräsident diesen zu verhindern oder, wie Falk vielmehr glaubte, zu vertagen gesucht hat, und daß der Zeitpunkt von Falk's Entschluß durch die Gegensätze zum Kaiser in Sachen der evangelischen Kirche bestimmt worden

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1899, jetzt wieder abgedruckt in Kohl's „Wegweiser", 133 ff.

ist, daß aber der eigentliche Grund doch auf dem Gebiete der katholischen Kirchenpolitik lag: das verwandelte Verhältniß zum Centrum, die Aufgabe von „Grundsätzen", die ihm von entscheidendem Werthe seien, zwinge ihn zu gehen.

Auch dieses Capitel ist wichtiger für das, was Bismarck 1891 im Ganzen über die Verhältnisse dachte, als für den geschichtlichen Gang und für die geschichtlichen Einzelthatsachen. Seine politischen Lehren aber für Gegenwart und Zukunft treten hier mit der ganzen einfachen und gewaltigen Klarheit seiner Art zu Tage. Mit der katholischen Kirche gibt es für den Staat, vollends für den evangelischen, keinen dauernden Frieden. Es sind zwei unabhängige Mächte, die politisch mit einander auskommen müssen, und „alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien": das Wesen der Curie aber drängt sie „zum Umsichgreifen"; „sie duldet keine Götter neben ihr." Man kann hinzufügen, daß auch die Selbstbehauptung des Staates wiederum den Andersgesinnten nothwendiger Weise aggressiv erscheinen muß. Um so sicherer besteht Bismarck's alter und hier wiederholter Satz von der Ewigkeit des „uralten Kampfes zwischen Priestern und Königen". Und das für Bismarck besonders Bezeichnende ist die innige Beziehung, in der er diesen Kampf mit den übrigen Kämpfen der auswärtigen Politik erblickt.

Unter denselben obersten Gesichtspunkt stellt er die Abschnitte über die innere Arbeit der Reichsgründung zwischen 1866 und etwa 1879. Es handelt sich um die Capitel: „Der Norddeutsche Bund", „Bruch mit den Conservativen", „Intrigen", „Die Ressorts". Er spricht da Anfangs von den Annexionen, von dem Indemnitätsgesetze, vom allgemeinen Stimmrechte; späterhin wird der sachliche Inhalt der innern Politik kaum mehr berührt, abgesehen vom Culturkampfe, den ich vorweg nahm. An die Spitze gestellt ist die Darlegung der Gefahr einer europäischen Coalition gegen das neue Deutschland: diese Gefahr hat Bismarck's gesammtes Verhalten, auch im Innern, von 1866 ab beherrscht. Das hat er nicht weniger als drei Mal mit starkem Nachdrucke wiederholt (II, 56, 151, 182). Er hatte es wohl auch früher gelegentlich ausgesprochen — so etwa zu Busch am 16. November 1881 (Tagebuchblätter III, 67); und daß, so lange das neue Reich nicht fertig oder nicht fest sei, innere Zwistigkeiten und innere Wünsche hinter die Gebote der nationalen Sicherheit zurücktreten müßten, daß wir im Lager ständen, in dem uns jeden Augenblick des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen könne: diese Erkenntniß haben ja Viele verfochten; wir greifen mit Händen, wie stark unsere europäische Lage auf unser Verfassungsleben eingewirkt hat und noch heute einwirkt. Mit so unbedingter Schärfe aber, wie es Bismarck hier thut, hat kaum Einer jemals die inneren Bedürfnisse den äußeren untergeordnet. Erst die Selbständigkeit und Sicherheit nach außen; so lange Vertagung aller innern Fragen; die volle Kraft der Nation „und in der Diplomatie (überdies) der Schein dieser einigen Kraft" muß in die Wagschale der europäischen Kämpfe geworfen werden. Ob liberal, ob conservativ — nicht darauf kam es zunächst an, sondern „auf die freie Selbstbestimmung der Nation und ihrer Fürsten". Das Andere erwäge man erst ruhig, wenn „das Haus

wetterfest sei". Lediglich so hat er hier die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts begründet, das er sonst in seinen Reden doch auch sehr lebhaft in den Zusammenhang der inneren Politik hineinzustellen gepflegt hatte. Es ist wohl unbestreitbar, daß er in den Denkwürdigkeiten diese auswärtige Rücksicht zu sehr isolirt, zu einseitig hervorhebt, viel mehr, als er es in der Wirklichkeit naturgemäß hatte thun können; aber daß er so verfährt, ist höchst interessant. Es ist seine ganze elementare Eigenart und seine ganze persönliche und geschichtliche Mächtigkeit darin, wie er neben dem Gesammtnutzen, neben der Nation als Ganzem, alles Uebrige mit hartem Griffe bei Seite schiebt: er tritt da auf wie die Verkörperung der Nation. Kein Zweifel, daß er wirklich jeder Zeit von der hohen Warte der großen Politik aus, auf der er stand, über die kleineren Gegensätze zu seinen Füßen hinweggeblickt hat. Und doch würde man irren, wenn man nun glaubte, diese Gegensätze hätten ihn nicht trotzdem auch im Innersten berührt. Er sagt (II, 56), er habe an die Möglichkeit geglaubt, „der königlichen Macht die nöthige Stärke zu geben, um unsere innere Uhr richtig zu stellen, wenn wir erst nach außen die Freiheit errungen haben würden, als große Nation selbständig zu leben." Nun, die Thatsachen zeigen, daß er diesen — doch stets zugleich unmittelbar verfassungspolitischen — Streit für die königliche Macht auch in seinen liberalen Zeiten und auch seinen neuen liberalen Verbündeten gegenüber niemals aufgegeben, sondern ihn sehr bewußt und sehr eifrig, als ein in sich selber wichtiges Ding, weiter geführt hat, gleich von 1866 an. Aber in den Memoiren erinnert er sich daran nur wenig; die Streitigkeiten, die sein Gedächtniß beherrschen, sind vielmehr vorwiegend diejenigen mit seinen alten Verbündeten, den Conservativen, und mit seinen persönlichen Gegnern in den höheren Kreisen des Reichstags, des Ministeriums und des Hofes. Die Darstellung dieser Reibungen und Ränke drängt ihm für eine Periode seines Lebensganges alles Andere weit in den Schatten. Ich führe nur die Stichworte hinter einander auf: Moritz v. Blanckenburg, Conflict mit den Conservativen 1868 und 1872, Conventikel bei Roon, Kreuzzeitung, Declaranten, Reichsglocke, Unfreundlichkeit der Nationalliberalen. Und dann die fast völlig persönliche Reihe: Harry Arnim, Gontaut-Biron, Gortschakoff, Friedrich Eulenburg, Bennigsen, Botho Eulenburg, Gruner; sie gipfelt in den Versuchen von 1878, Bismarck durch ein Bündniß seiner verschiedenartigen hochstehenden Gegner aus dem Ministerium zu vertreiben. Der Eindruck all' dieser Verschwörungen gegen den Einen, all' dieses Strebens von Parteien und von Einzelnen, seine Erbschaft aufzumachen und anzutreten, ist beinah verblüffend. Wie für den Kriegswinter 1870/71, ist für diese Jahre bis an 1879 heran Alles auf den Ton persönlichen Kampfes gestimmt.

Wie urtheilen die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarck's nun über seine Gegner, ja über Menschen überhaupt? Der Abschnitt, von dem wir handeln, fordert zu einer zusammenfassenden Charakteristik *seiner Urtheilsweise* auf.

So weit es sich um Gruppen handelt, ist sein Verfahren dasjenige, das wir früher allen allgemeinen Gewalten gegenüber bei ihm beobachtet haben. Die

Parteien zersetzt seine Betrachtung. Von ihren Programmen, ihren Idealen spricht er mit großer Skepsis; er sieht in diesen weniger etwas seinem Wesen nach Unvermeidliches und Berechtigtes als einen verderblichen Anlaß zu selbstsüchtiger Schädigung des Gesammtinteresses der Nation. Den socialen Untergrund der Parteien, von dem er natürlich sehr wohl wußte, deutet er nur eben hier und da an, hebt ihn aber nirgend hervor. Er zerlegt sie vielmehr in seiner praktischen Kritik in Einzelne. Innerhalb der drei Classen seiner conservativen Gegner, die er (II, 147) unterscheidet, gesteht er nur den besten („manchen Mitgliedern" der Kreuzzeitungs-Gruppe) „achtbare principielle Gründe" zu; die zweite Classe enthält die persönlichen Streber und die dritte, die wieder mehr eine gleichartige Masse bildet, die „Standesgenossen im Landadel", die dem geborenen Landjunker die Dotationen und den Fürstentitel nicht verzeihen konnten: auch sie also handeln aus persönlichen Beweggründen. Die Mehrzahl der Fractionsmitglieder (II, 159; zu alledem I, 58) hängt überhaupt nicht so sehr an Grundsätzen und Ueberzeugungen, als vielmehr an den Führern: „eine Person, ein parlamentarischer Condottiere," ist der „eigentliche Krystallisationspunkt" unserer Fractionen, und die Leitung beherrscht die Partei. Diese Führer hat er denn auch mehrfach näher in das Auge gefaßt. Es tritt eine große Zahl von Persönlichkeiten in seinem Buche auf; die meisten mit ganz kurzen Charakteristiken oder Urtheilen versehen. Die Urtheile sind, wie Meinecke angemerkt hat, beinah ausnahmslos, auch da, wo es sich um nahe Freunde Bismarck's handelt, von politischer Tendenz: „er zeichnet die Menschen fast durchweg unter dem Gesichtspunkte, ob sie seinem Zwecke dienten oder sich ihm entgegen stemmten." Und die Zahl der ungünstigen Urtheile ist erheblich größer als die der günstigen. Ludwig von Bayern und sein Graf Holnstein, die sächsischen Könige und der Großherzog von Weimar, mit einer Einschränkung Roon und Stephan und mit unerwarteter Rückhaltlosigkeit Edwin von Manteuffel, ferner Falk, Scholz, Maltzahn und von Ausländern Andrassy und Schuwalow — das dürften die sein, die knapper oder ausdrücklicher gerühmt oder doch als Helfer Bismarck's genannt werden; einige weniger Hervorragende kämen etwa noch dazu. Die lange Reihe der ganz oder theilweise Bekämpften kann ich hier nicht aufführen: so manche davon sind uns schon begegnet. Auch von der Schärfe und Tiefe der Beobachtung, wie von der schlagenden und so oft schneidenden Kraft der Charakteristik habe ich, zuletzt bei dem Kaiserpaar, zu handeln gehabt. Der Kaiserin hat er, bei all' seinem Widerspruche, Majestät der Haltung, Muth und hohes Pflichtgefühl zugesprochen; er hat vor dieser Gegnerin, das scheint aus Allem hervorzugehen, „Respect" gehabt. Meistens aber klagt er nur an. Lenz sagt (in dem Gedächtnißbuche S. 95) von den Frankfurter „Denkschriften und Berichten des großen Staatsmannes", indem er sie der Auffassungsweise Treitschke's und der übrigen kleindeutschen Historiker gegenüber stellt: „Sie machen in der strengen Folge ihrer Deductionen und der Weite ihres geschichtlichen Horizontes häufig den Eindruck leidenschaftsloser historischer Betrachtungen und lesen sich etwa wie Capitel aus Ranke's Werken." Ganz richtig; noch in dem 1859er Briefe an Schleinitz kann man diese

Objectivität des Urtheils beobachten, und dieser Brief ist eine Handlung, empfiehlt bestimmte Handlungen. Aehnlich die „Gedanken und Erinnerungen" in dem Capitel „Zukünftige Politik Rußlands": auch da ein verständnißvolles, thatsächliches Eingehen auf das als natürlich angesehene Bestreben Rußlands, auf welches der staatsmännische Verfasser damit freilich zugleich einzuwirken hofft; aber er ist da auf seinem eigentlichen Berufsgebiete, der praktischen Ueberlegung über die Wirklichkeiten der auswärtigen Politik, wie sie sind, und wie er sie haben will. Da ist er ruhig und objectiv. Merkwürdig und doch begreiflich genug, daß er es nur dabei ist. Sobald die Spannung des activ staatsmännischen Ueberlegens, die Verantwortlichkeit, möchte ich sagen, des Staatsmannes, der Thaten vorhat und auf Thaten hinarbeitet, dem historischen Auffassen weicht, hört auch diese Objectivität auf. Die historische Objectivität, das Verantwortlichkeitsgefühl des Historikers gegenüber den geschichtlichen Wirklichkeiten, besitzt er nicht. Auch in dem einzigen, im besondern Sinne historischen Abschnitte der Memoiren nicht, in dem „Rückblicke auf die preußische Politik". Da sucht er nicht geschichtliches Verständniß, sondern lediglich ein praktisch verwerthbares, staatsmännisches Urtheil, das der Vergangenheit als solcher nicht gerecht zu werden braucht, sondern sie nur ausnutzt; er sagt es ja, er übt „Kritik vom Standpunkte eines strebsamen Preußen" (I, 276). In den anderen Abschnitten vollends sind die Versuche, Einzelnen oder Gesammtheiten historisch nachzufühlen, überaus selten. Nicolaus von Rußland hat er einmal sympathisch gewürdigt; meist aber verschmäht er es, die Menschen sorgsam aus den natürlichen Bedingungen ihrer Lage und ihres Wesens heraus zu begreifen. Das überträgt sich ihm in seiner historischen Betrachtung selbst auf die auswärtige Politik; nur ganz gelegentlich erkennt er die natürlichen Gründe einer Eifersucht Rußlands auf das neue Deutsche Reich (II, 231) an, sonst spricht er eigentlich nur von Gortschakoff's Persönlichkeit als der in Rußland gegen uns wirkenden Kraft und leitet Gortschakoff's üblen Willen lediglich aus ganz persönlichen Gründen ab. Und seine Gegner in innerer deutscher Politik — für die er ja auch schon als Reichskanzler niemals das gleiche Maß von Objectivität aufgeboten hat wie für die äußeren — handeln, wie wir sehen, fast alle hauptsächlich aus persönlicher Selbstsucht. Die ganze Schale seines Zornes wird über sie ergossen. Das ist wahrlich kein Wunder. Wenn etwas an dem großen Kämpfer erstaunlich ist, so ist es gerade jene kühle Vergegenwärtigung fremder Interessen durch den auswärtigen Politiker; natürlich und fast möchte ich sagen nothwendig erscheint uns vor Allem die Kraft des Hasses und des Grimmes an ihm: denn nur dank der elementaren Einseitigkeit seines Willens und seines Empfindens, seiner mächtigen Leidenschaft hat er die unendlichen Schwierigkeiten niederwerfen können, denen sein Wirken begegnete. Er mußte so sein; und wo wäre unter den Menschen der schöpferischen That, unter den ganz großen Menschen der, der mit milderem Gefühl und milderen Mitteln gehandelt und gesiegt hätte? Das wissen wir und maßen uns gewiß nicht an, den Riesen mit kleinem Maße zu messen; und auch der Historiker wird von dem schneidenden Urtheile des gewaltigen Menschenkenners und Menschen-

verächters in gar manchen Fällen zu lernen haben: mit der Ranke'schen Neigung zu wohlwollender Psychologie kommt man nicht überall durch. Allerdings — und das muß aufrecht erhalten werden — noch weniger ohne sie. Wenn die kleinen Leute dem Großen seine Urtheile nachsprechen oder ihm gar seine Urtheilsweise absehen wollten, so würde das nicht nur eine praktisch unerträgliche Verbitterung, sondern ebenso sehr eine wissenschaftlich heillose Verflachung des Urtheils geben, eine systematische Ungerechtigkeit, die er selber am wuchtigsten getadelt hat.

Und wenn Fürst Bismarck oft gegen Freund und Feind ungerecht gewesen ist: er hat dies Recht des handelnden Genius mit hohem innerlichem Preise, man darf wohl sagen, mit seinem Herzblut bezahlt. Man lese den erschütternden Monolog, in dem er über den Abfall seiner alten Freunde, der Conservativen, klagt (II, 156). Sie mögen sich bitter über die Einseitigkeit seiner Würdigung beschweren; gleichviel! Wie unendlich mehr hat er selber in seinem leidenschaftlichen Herzen gelitten! Hier hat er es geschildert, was ihn in der furchtbaren Arbeit der sechziger und siebziger Jahre am tiefsten gequält hat. Der Staatsmann muß handeln, auch wo er nicht mit Sicherheit erkennt, ob sein Weg der richtige ist: dieses „ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit" bei steter „Ungewißheit des Erfolges", so deutet Bismarck es, das reibt ihn auf. Wenigstens wenn er „seine Ehre mit der des Landes vollständig identificirt", wenn er von keinem Anderen Absolution zu nehmen im Stande ist, weder von einem Könige noch von einer parlamentarischen Mehrheit, sondern einzig und allein von seinem eigenen Gewissen: Bismarck hat das in überraschender und großartiger Pointe als katholische und protestantische Staatsmannschaft gegen einander gestellt. Es können viele Jahre vergehen, ehe der Erfolg ihm die Antwort auf seine innerlichen Zweifel ertheilt. Und dem, den solche Last bedrückt, ist der Abfall der Freunde, die Vereinsamung „mit sich und seinen Erwägungen" dann eine harte Probe, für seine Gesundheit ein schwerer Schlag. Die Intriguen und Feindschaften haben Bismarck ähnliche Schläge beigebracht; er hat die Erkrankungen bis zu Schweninger's Eintritt auf diese Quellen zurück geführt.

Das sind Klagen, wie sie Martin Luther in seinem Alter, wie sie Oliver Cromwell vor den Puritanerparlamenten ausgestoßen hat. Der nüchterne Hörer mag die Achseln zucken und antworten, solche Kämpfe seien einmal von allem Wirken innerhalb der Welt unzertrennlich, und die Leidenschaft des Kämpfers selber habe sie erst so schmerzhaft verschärft. Roon hat dafür ein tieferes Mitgefühl und einen höheren Ausdruck gefunden; er hat dem ermüdeten Freunde das Recht bestritten, sich von dem Kampfplatze zurückzuziehen: „Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen." „Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit." Bismarck hat weiter gekämpft; und aus den Denkwürdigkeiten hört Gustav Schmoller den „Ton des Titanen" heraus, „welcher sein Herzblut dabei vergossen hat", „die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und so heftiger Art, daß all' seine Macht, sein äußerer

Glanz ihn nicht über seine Einsamkeit . . . trösten können." In diesem unverringerten Nachhall ungeheuerer innerer Erregungen liegt sicherlich der tiefste Eindruck des Werkes und öffnet sich der tiefste Einblick in Bismarck's Seele. Wer diesem Schauspiele sein eigenes Urtheil gefangen gibt, der sei sich wenigstens darüber klar, daß er auf eine historische Betrachtung verzichtet; wer aber die Macht des Schauspiels nicht in Ergriffenheit empfände und die Schroffheiten des Gewaltigen nur abzulehnen und zu tadeln wüßte, ohne ihn als Ganzes nachfühlend zu verstehen, der verfiele in dieselbe Einseitigkeit, die er an Bismarck's Urtheil tadeln mag — nur, fürchte ich, ohne die Entschuldigung der Größe.

XI.

Noch eine andere Einseitigkeit enthalten diese Capitel, die von den siebziger Jahren handeln: eine Einseitigkeit nicht so des Urtheils, als des Stoffes. Sie ist vorhin schon berührt worden. Was erfahren wir von den Gegenständen der inneren deutschen Geschichte jener Zeit, die doch wohl auch Bismarck's Leben mit erfüllt haben? Das Capitel „Intrigen" reiht die Fülle persönlicher Gegnerschaften, deutscher und auch europäischer, auf; es spricht eingehend von jenen Verschwörungen von 1878, die sicherlich noch sehr der kritischen Prüfung und Bestätigung bedürfen; es beschäftigt sich sieben Seiten lang mit dem Aergernisse der Erhebung von Bismarck's altem Gegner, Herrn v. Gruner, zum Wirklichen Geheimen Rath und der Publication dieser Erhebung durch den Reichsanzeiger (1877). Nur in dem kurzen Abschnitte „die Ressorts" steigt der riesige sachliche Inhalt von Bismarck's innerer Thätigkeit, seine Vertretung des Gesammtinteresses, rasch vor dem Leser auf, aber auch hier wesentlich nur unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Verhältnisses zu den Collegen und unter starken polemischen Seitenblicken auf die Lage nach 1890. Von dem größten Gegenstande seiner inneren Kämpfe, dem Wechsel der Wirthschaftspolitik, ist nur einmal nebenbei, auf vier Zeilen (II, 198) die Rede.

Und wie reich an Aufgaben und Leistungen ist dabei das deutsche Staatsleben von der Gründung des Norddeutschen Bundes an bis zu jenem Umschwunge von 1879 gewesen! Wie reich ist es vollends durch jenen Umschwung geworden, und wie mächtig hat der leitende Staatsmann an allen diesen Aufgaben mitgeschaffen! Das gilt bereits im vollsten Sinne für die umfassende gesetzgeberische und organisatorische Arbeit des ersten, des liberalen Jahrzehntes. Und schon damals drängte er, innerlich unbefriedigt, mit seinen Gedanken und Wünschen aus diesen Kreisen heraus; Schmoller's „Briefe" haben das soeben wieder höchst einleuchtend nachgewiesen und haben dann die Ziele und die Erfolge der specifisch Bismarckischen Finanz-, Wirthschafts- und Socialpolitik in imposanter Zusammenfassung überschaut. Ich wiederhole nur die Stichworte: Eisenbahnverstaatlichung, Zoll- und Steuerreformen, finanzielle Verselbständigung des Reiches und dann, Hand in Hand mit dem Kriege gegen die Socialdemokratie, die großen Arbeiterversicherungsgesetze der achtziger Jahre. Was aber ist in diesen wenigen Worten beschlossen! welch' eine Fülle von Arbeit, von Kampf, von Leidenschaft, von sachlich neuen und

schöpferischen Gedanken und von heißem, persönlichem Leben! Denn Er war der Rufer und der Führer in diesem Streite; er hat seine ganze Riesenkraft hinter diese Pläne gesetzt. Die unvergeßlich großen Reden dieser Jahre bezeugen es: der ganze Bismarck spricht in ihnen, so feurig entschieden und so überwältigend wie je. Auch die grundsätzlichen Losungen hat er selber damals ausgegeben: die Losung vom praktischen Christenthume, von der sittlichen Wohlfahrtsaufgabe des Staates und den Traditionen des preußisch-deutschen Staates, von der Wirksamkeit des nationalen Gedankens in dieser das ganze Dasein ihres Volkes im Innern und Aeußern umfassenden deutschen Politik. Wäre alles das ihm lediglich Mittel zum Zwecke seines Machtkampfes gewesen? Ist es denkbar, daß nicht sein ganzes Wesen daran betheiligt gewesen ist? Selbst wer das annehmen wollte, würde zweifellos anerkennen, daß die wirthschaftlichen Fragen im engeren Sinne, die zollpolitischen zumal und die mit ihnen zusammenhängende Kräftigung des Reiches, den Fürsten ganz persönlich beschäftigt haben. „Die auswärtigen Geschäfte sind nicht die aufreibenden," hat er mitten aus dem Umschwunge heraus 1877 seinem Kaiser geschrieben.

Und von alledem schweigen die „Erinnerungen". Die Folgerung ist nicht selten gezogen worden: es hat ihm also im Grunde doch an herzlicher Antheilnahme für diese Gegenstände gefehlt. Man mag diesem Schlusse den Glauben verweigern; daß das Schweigen auffällig ist, kann Niemand bestreiten; wie ist es besser als durch jenes absprechende Urtheil zu erklären?

Betrachten wir zunächst, was die Denkwürdigkeiten, abgesehen von jenen „Frictionen", für diesen Zeitraum noch behandeln. Es sind die Fragen der auswärtigen Politik.

Vom Dreikaiserbündniß an bis in die achtziger Jahre hinein hat sie Bismarck erörternd verfolgt, die Wendung von 1878 79 eingehender besprochen. Er führt uns damit — in den Capiteln: Berliner Congreß, der Dreibund, zukünftige Politik Rußlands — auf ein überaus dunkles und unsicheres Gebiet, und es versteht sich, daß auch diese knappe und hauptsächlich reflectirende Darstellung des Haupthandelnden nicht dazu geeignet ist, alle seine Dunkelheiten aufzuhellen. Wir hören von dem Gortschakoff'schen Kriegslärm von 1875, von der loyalen Haltung Deutschlands gegen den alten russischen Freund, von den Werbungen Rußlands um das engere deutsche Bündniß, von seinem ungerechten Grolle über den Berliner Congreß und seinen Drohungen im Sommer 1879. Sie zwingen den Kanzler, bei Oesterreich Anschluß zu suchen. Höchst bedeutungsvoll ist da wieder, was er über die Gefahr einer europäischen Coalition gegen unser in der Mitte des Erdtheils gelegenes Reich ausführt; diese Sorge hat ihn unablässig bedrückt, und als Rußland gegen ihn vorgehen zu wollen scheint, greift er nach Andrassy's Händen, um der vollen Isolirung zu entgehen. Kaiser Wilhelm seinerseits ist von dem Ernste der russischen Feindseligkeit und von der Nothwendigkeit des Zweibundes gegen den Zaren nicht überzeugt worden und hat, als er dem Zwange seines Kanzlers dennoch nachgab, es immerhin erreicht, daß dem Verfahren nach aller Möglichkeit die antirussische Spitze abgebogen wurde; er hat

Alexander II. von dem neuen Vertrage in Kenntniß gesetzt[1]). Mir liegt es fern, auf Grund der unvollkommenen Kenntniß, die wir besitzen, an der Nothwendigkeit der Bismarckischen Schritte, seiner Abweisungen Rußlands und seines Uebertrittes zu Oesterreich, zu zweifeln; er wird auch 1879 nicht anders haben handeln können — denn im Grunde blieb ja doch stets das Verhältniß mit beiden, nicht bloß mit dem einen der zwei Kaiser sein Ziel — und er ist der unvergleichlich zuständige Richter für diese Fragen gewesen. Für uns indessen ist weder die Vorgeschichte von 1875 ab noch die Geschichte der Krise von 79 selbst irgendwie spruchreif oder auch nur in ihren Hauptthatsachen durchsichtig: wir werden auf ein eigenes Urtheil über diese Dinge und über ihre Beweggründe vorerst zu verzichten haben. An diesem Orte kommt es darauf an festzustellen, wie ausdrücklich der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen" diese Vorgänge, auf denen Deutschlands internationale Haltung seit 1879 geruht hat, bespricht; und wieder ist es deutlich, daß er dabei vor Allem politisch lehren will. Wie man in Zukunft weiter zu handeln hat, das ist das eigentliche Grundthema dieser Abschnitte; er warnt vor einer Vereinzelung Deutschlands und hauptsächlich vor einer unbedingten Hingabe an österreichische Ziele. Deutschland darf sich mit dem Zarenreiche nicht überwerfen, auf den Nachbarn an der Donau ist kein dauernder Verlaß.

Von hier aus nun begreift sich die Lücke in der inneren Geschichte dieser Zeit, die wir in den Denkwürdigkeiten fanden. Es ist von Anfang an Bismarck's Art gewesen, zu jeder Zeit Eine Sache mit unbedingter Sammlung aller Kräfte zu betreiben und alles Andere dahinter zurücktreten zu lassen. Die Stoffauswahl seiner Memoiren wird gerade an dieser Stelle durch diese Gewohnheit, zu concentriren, erklärt und liefert ihrerseits dafür eine bezeichnende Illustration. Er ist nach 1890 erfüllt gewesen von dem Grolle gegen höfische und ministerielle Feindseligkeiten: sie bilden den einen Text seiner Aeußerungen über die siebziger Jahre. Er hat zumal, das klang durch Alles, was er von Friedrichsruh aus in die Welt gehen ließ, hindurch, mit bitterer sachlicher Sorge auf die auswärtige Politik seiner Nachfolger gesehen. Wir wissen ja jetzt, wie stark der Rückversicherungsvertrag mit Rußland in die Krise vom März 1890 hineingespielt hat; wir haben in den Aufsätzen der „Hamburger Nachrichten" wie in den Reden und Gesprächen des entlassenen Reichskanzlers immer wieder die eine Warnung vernommen: keine Abkehr von Rußland! kein Bruch mit Rußland! keine jähen Entschlüsse! keine Auslieferung der deutschen Selbständigkeit an die Sonderinteressen in Wien und Pest! Ihren Höhepunkt hat diese publicistische Arbeit ja im October 1896 in der Bekanntgabe jenes deutsch-russischen Neutralitätsabkommens von 1887 erreicht, die einen so mächtigen Eindruck gemacht und so laute Beschwerden

[1]) Neben Bismarck's Erzählungen in den Memoiren und bei Busch (auch die älteren in seinen Reden sind dazu zu vergleichen) sind uns in Busch's englischem Werke (III, 257) die werthvollsten Acten zu diesen Hergängen dargereicht worden; Kohl hat sie in seinem „Wegweiser" ebenso dankenswerth ergänzt. Darstellungen auf Grund jenes Materials in der dritten Auflage meines „Kaiser Wilhelm I." und jetzt in der Grunow'schen Ausgabe von Busch's „Tagebuchblättern", III, 345 ff.

entfesselt hat. Aus den „Gedanken und Erinnerungen" schauen diese Bedenken Bismarck's überall heraus. Sie hat er bereits im Sinne, indem er den „Rückblick" auf die preußische Politik des verflossenen Jahrhunderts wirft, indem er die entlegene Reichenbacher Convention verurtheilt; ich habe nicht nachzuweisen, wie sie in diesen späteren Abschnitten beinahe Seite für Seite zu Tage treten. Die polemische, didactische Rücksicht auf die Gegenwart — schon Lothar Bucher hat es ja ausgesprochen — kommt dem großen Staatsmann eben nie aus den Augen; sie bestimmt recht eigentlich überall Ton und Stoff seines Buches. Und sicherlich, sie gipfelte in jener angstvollen Sorge um die auswärtige Politik. Die Memoiren helfen uns zu ermessen, wie sehr, wie vor allem Andern sie ihm das Herz bewegte.

Es gilt dabei nicht zu übertreiben. Aus der Nichterwähnung einer Sache auf deren Nichtvorhandensein zu schließen, ist ja immer methodisch falsch und mindestens gefährlich. Der Fürst selber hat das Schweigen der „Gedanken und Erinnerungen" über so mancherlei Wichtiges mündlich wohl damit begründet, daß sich über jene Dinge ja genug in seinen gedruckten Reden und Acten finde; nur wo er etwas Neues zu sagen hatte, wollte er es hier noch sagen. Daß er nach 1890 den wirthschaftlichen und socialen Fragen nicht fremd geworden war, bezeugt ja überdies eine lange Reihe seiner öffentlichen Aeußerungen. Sein Interesse daran, wenigstens am Socialen, hatte sich mit dem Fortschritte seiner Lebensjahre und mit der Wandlung der innerpolitischen Lage freilich verschoben und wohl auch abgeschwächt; die schöpferischen Antriebe seiner Socialreform von 1881 waren ihm wohl wirklich einigermaßen verblaßt und damit der Reiz, literarisch über sie zu handeln. Aber aus seinem Gesichtskreise waren diese Angelegenheiten und gar erst die wirthschaftlichen durchaus nicht verschwunden. Wenn er in seinem Buche die äußere Politik so stark hervordrängte und über jene innere so völlig schwieg, so folgt daraus zunächst nur, daß er nach 1890 den Wunsch, die erstere zu beeinflussen, ganz besonders stark empfand. Eine Folgerung über 1890 zurück würde vollends nie am Platze sein: er hatte sich damals doch in der That allzu unbedingt mit seinen inneren Bestrebungen gleichgesetzt, als daß wir glauben könnten, er habe zu ihnen kein persönliches Verhältniß gehabt. Das Eine allerdings bleibt bestehen. Er mag noch so sehr unter der Einwirkung des Momentes, im Dienste des Willens schreiben: charakteristisch ist es doch, daß es ihm überhaupt möglich war, seiner Vergangenheit zu gedenken und so Vieles daraus festzuhalten, ohne daß er auch nur ein Wort für diese Reformen von 1881 fand. Sein ursprünglicher staatsmännischer Beruf war eben doch der diplomatische. Und wir haben es ja vor Allem von Ranke gelernt, wie schließlich ein jedes ganz großes staatsmännisches Wirken immer wieder naturgemäß unter der Vorherrschaft auswärtiger Rücksichten steht. Die Vorherrschaft, wenngleich durchaus nicht die Alleinherrschaft, haben sie auch in Bismarck besessen. Vielleicht nicht gewollt, aber gewissermaßen symbolisch ist es, daß eben dieser Klang auch der letzte ist, der aus den Seiten seines Werkes heraustönt. Die Denkwürdigkeiten — soweit wir sie besitzen und zugleich doch wohl, soweit sie die Hauptzeiten seiner Thätigkeit umfassen, die Denkwürdigkeiten also als geschlossenes Werk —

enden zwar mit den Abschnitten über die beiden ersten Kaiser und mit einigen knappen, zum Theil abgerissenen Ausführungen über den Staatsrath und über Reichskanzler und Reichstag. Sie berühren hier auch einiges Wenige aus der inneren Geschichte der achtziger Jahre, von der sie sonst so gut wie nichts mehr enthalten, und sprechen mit Düsterkeit von der tiefen Enttäuschung des Reichsbegründers durch den Reichstag, den er geschaffen, von der Frage, so scheint es doch, einer Verfassungsänderung, die er Jahre hindurch im Sinne der Einheitsbedürfnisse mit sich und Anderen erwogen habe. Dann aber richtet er doch zuletzt seinen Blick aus dem Parteiwesen wieder hinauf in die stärkere und hellere Luft großer Entscheidungen: „in Kriegszeiten," so hofft er, wird sich das Nationalgefühl aus allen diesen kleinen Banden befreien. Und das Schlußwort, das er Kaiser Friedrich III. läßt, ist ein Dankbrief des kranken Herrschers an seinen Kanzler als den großen Förderer des preußisch-deutschen Heeres. So hallen seine Erinnerungen aus, und so hallen sie nach.

XII.

Ich bin den Hauptabschnitten des Buches fragend und beobachtend nachgefolgt. Wie ist der Ertrag des Ganzen?

An „Erinnerungen" bietet es, bei einer Menge einzelner Angaben, die wir sonst nicht besaßen, doch im Wesentlichen nichts Neues: aber es stellt die abschließende und classische Zusammenfassung der Bismarckischen Version von seinen Erlebnissen dar. Es ist in Bericht und Auffassung nicht einfach zuverlässig: es handelt sich eben um Memoiren, und an Quellenwerth stehen ihnen selbstverständlicher Weise die intimen Acten und gleichzeitigen Zeugnisse, und zwar unter dem, was wir bereits besitzen, insbesondere die Denkschriften und Depeschen, die Bismarck-Briefe, die Roon-Briefe, zum Theile selbst die Reden voran. Ueberall aber ist der neue Stoff aus dem früher bekannten und ist andererseits dieser aus jenem zu prüfen, zu erläutern, zu deuten. Gerade für die Hauptlinien seines persönlichen und politischen Daseins gilt es die Auffassungen des Achtzigers mit aller Vorsicht aufzunehmen; lernen kann man aus ihnen überall, und wenn nicht immer für seine Vergangenheit, so doch für die Zeit der Abfassung und für den ganzen Bismarck überhaupt gewähren sie neue Erkenntniß oder mindestens neue Anregungen — auch da, wo sie zunächst, durch Lücken oder durch Urtheile, zu Fragen und zum Widerspruch aufrufen, wo sie Räthsel stellen, die es zunächst recht aufzufinden und erst in Zukunft ganz zu lösen gilt.

An „Gedanken" für die Gegenwart und die Zukunft sind sie noch wesentlich reicher als an historischer Kunde: hier ist ihr Werth nicht bloß relativ, sondern absolut; was Bismarck da aufgestellt hat, das steht fest, wenigstens als seine Meinung und sein Wunsch aus dem Zeitpunkte der Niederschrift. Man kann sein persönliches System innerer Politik daraus zusammensetzen; Schmoller hat es gethan; die einzelnen Hauptzüge sind uns alle begegnet. Der Gegensatz gegen den Absolutismus und die Bureaukratie geht hindurch; gegen beide behauptet sich der Edelmann, der Mann der praktischen Wirklichkeit, der souveräne Staatsmann. Königthum und Volks-

vertretung müssen einander ergänzen; das hat Bismarck mehrmals näher ausgeführt, und er hat die Zeit Wilhelm's I. dafür als Muster bezeichnet. Das Werthvollste sagt er über die Stellung des leitenden Ministers zur Gesammtheit des Staatsgetriebes, zu seinen Collegen und vornehmlich zum Monarchen; das ist das eine Grundthema seines Werkes, von Friedrich Wilhelm IV. an bis zu Friedrich III.; darin kommen alle seine Erfahrungen, alle seine Forderungen and alle seine Beschwerden zum mächtigen Ausdrucke. Das alte Problem, wie sich ein starkes Königthum und eine starke staatsmännische Führung durch bedeutende Minister vereinigen läßt, steigt in seiner ganzen Wucht vor uns auf, und wir fühlen, wie es immer nur im Einzelfalle und zwischen Persönlichkeiten lösbar ist. Für Bismarck ist der Ministerpräsident der berufene und verpflichtete Träger der staatlichen Kraft und Einheit, der Träger des Staates, insofern dieser der Krone und dem Hofe gegenübersteht; aber das Bild des „constitutionellen", verantwortlichen Ministers, wie er sein müsse, das er zeichnet, ist eben sein Bild. Vieles, was er da verlangt und lehrt, ist von allgemeiner Geltung — so über das Verhältniß der politischen zur militärischen Oberleitung —, Alles ist packend und lehrreich; Manches verträgt doch nur auf ihn selber Anwendung: nur der Genius kann so mit den Parteien umgehen wie er; und nur neben einem Wilhelm I. ist dieser Minister denkbar.

Ungleich mehr noch wird man von dem Diplomaten Bismarck lernen können: die Regeln, die er hier gibt, sind eingehender, technischer, das Programm, das er hier entrollt, ist gleichmäßiger und umfassender. Sein Werk ist ein Diplomatenspiegel von großem Stile. Ueber Alles gibt er da erzählend oder lehrend Auskunft, über europäische Geselligkeit, Gesandtschafts-Correspondenz und Botenwesen, über die Pflichten der Berichterstattung und die Pflichten des Gehorsams. Man kann eine Klugheitslehre und eine Pflichtenlehre für den handelnden Staatsmann aus seinen Betrachtungen aufbauen. Er schärft ein, wie weit dieser vertragstreu sein müsse und sein dürfe, und nimmt es mit dem vereinbarten Worte sehr ernst; er schärft vor allem Anderen die oberste Pflicht ein, das Vaterland über Alles zu setzen, über Person und Neigung, über Doctrin und Partei, und die rastlose Sorge um dessen Wohl im tiefsten eigenen Herzen zu tragen. Er, der Verächter des feierlichen Scheines, er, der über die Ideen auch in diesem Buche so geringschätzig die Schultern gezuckt hat und allzu leicht eine Phrase in ihnen fand, er verkörpert in seiner gesammten großen und festen Art, in seiner stets auf das Höchste gespannten persönlichen Kraft und tiefen Hingabe die Forderung, die er in den fünfziger Jahren an einen wahren Diplomaten gestellt hat, daß er „eine treibende, starke, politische Ueberzeugung" besitzen müsse: denn „Ueberzeugung und Glaube" allein machen ihm den „Staatsmann von höherem Zuschnitt" — nicht der Glaube an Worte, so würde er es erläutert haben, sondern der tiefe Glaube an sein Land, der ungeduldige, vorwärts treibende Glaube an dessen höchstes Recht und dessen lebendige Zukunft.

Er hat die Grundlinien des Verhältnisses zu den großen europäischen Mächten gezogen, wie er es für Deutschland erstrebt hat und in Zukunft

erstrebenswerth findet. Zurückhaltung gegen das werbende England, Feindschaft gegen das feindselige Frankreich und stetes Verständniß mit Rußland, von dem uns kein unüberbrückbarer Gegensatz trenne; stete Wachsamkeit vor Bündnissen, die uns umfassen wollen: so hat er es längst gepredigt, so wiederholt er es hier wieder und wieder. Immer bleibt Rußland ihm der wichtigste Stein in seinem europäischen Brette — ich wies auf die Mahnung hin, die ihm dabei im Sinne lag. Am unmittelbarsten aber beschäftigt er sich mit Oesterreich. Erst die Auseinandersetzung mit Oesterreich, so lange der alte Bund noch besteht; schon damals Anläufe zu neuer, gesunderer Vereinigung; später dann die Begründung des Systems von 1879. Dessen Vortheile entwickelt er lebhaft, aber er warnt vor seiner Ueberschätzung. Daß wir uns Oesterreich nicht unterordnen dürfen, hatte man seit vielen Jahren von Bismarck vernommen, und der russische Vertrag von 1887 hatte praktisch gezeigt, wie weit er davon entfernt war, auf Oesterreich allein zu bauen. Trotzdem ist man, als die Denkwürdigkeiten erschienen, überrascht gewesen, den Schöpfer des Bündnisses so rückhaltlos offen über dessen innere Schwächen reden zu hören. Am stärksten hat er dabei doch neben all' dem Anderen die Bedeutung des polnischen Elementes hervorgehoben, das seine eigene Politik gegen Rom, gegen Petersburg und auch gegen Wien ja immer so wichtig beeinflußt hatte. Es kann sich zwischen die beiden mitteleuropäischen Verbündeten stellen: Preußen kann auf seine polnischen Landestheile eben schlechterdings niemals verzichten. Dem heutigen Leser klingen Bismarck's Warnungen vor Oesterreich seltsam actuell. Man fragt sich, ob seine Skepsis im Laufe der Jahre seit 1890 vielleicht gestiegen ist, und wüßte gar gern, aus welcher Zeit jeder seiner Abschnitte hier stammt. Doch hören wir von Busch (Tagebuchblätter III, 313), daß bereits im März 1891 der Zweifel an Oesterreichs Zuverlässigkeit im Manuscripte stand. Eins aber muß man betonen: aus der Sympathie zu den Deutsch-Oesterreichern geht die Bedenklichkeit des Fürsten gegen das officielle Oesterreich nicht hervor. Mit der gegenwärtigen Lage rechnet er noch nicht. Wo er unsere Stammesgenossen jenseits der schwarz-gelben Pfähle erwähnt, redet er ohne eigentliche Liebe, jedenfalls ohne die Liebe, die sich heute bei so Vielen regt. Als er von den warmen deutschen Gefühlen spricht, die ihm 1879 von Gastein bis Wien entgegen wallten, thut er es mit Zurückhaltung und einer Art von leisem Staunen, und erklärt sie sich erst durch den Gegensatz dieser Germanen zu den Czechen. Die politische Haltung der Deutsch-Oesterreicher aber mißbilligt er an verschiedenen Stellen scharf: sie haben sich thörichter Weise die Habsburger Dynastie entfremdet und damit auch den außeröesterreichischen Deutschen einen schlechten Dienst geleistet. Es ist dieselbe Mahnung, die er ja nach dem achtzigsten Geburtstage den besuchenden Steiermärkern so deutlich ausgesprochen hat. In Bismarck hat kein Hauch alldeutscher Gesinnung Raum gefunden, darüber sei man sich klar. Das Bedürfniß Deutschlands, in Europa zu wachsen, hat er auch in den „Gedanken und Erinnerungen" rund verneint, und wenn er erzählt, wie er 1866 seinem Könige die Unmöglichkeit dargelegt habe, Deutsch-Oesterreich mit Preußen zu verschmelzen, so redet darin wohl zugleich oder hauptsächlich der Bismarck der neunziger Jahre. Den Zweikaiser-

bund, so führt er später aus, hat auch die öffentliche Meinung bei uns gefordert: aber er fügt ausdrücklich hinzu, daß diese Frage der Popularität für ihn in zweiter Linie gestanden habe. Ihm war es doch wohl lediglich ein äußerpolitisches Bündniß, und von allen nationalistischen Empfindungen blieb er hier frei. Er ist bis zuletzt der kleindeutsche Staatsmann geblieben, als der er groß geworden war; Rußland wie Oesterreich gegenüber verharrte seine Stimmung und sein Urtheil auf dem Boden der sechziger Jahre[1]). Von diesem aus hat er der zukünftigen deutschen Politik, wie er sie haben wollte, ihre Bahnen mit der ganzen Großartigkeit und scheinbaren Selbstverständlichkeit seiner Erfahrung, seines Weltblickes, seiner diplomatischen Feinheit vorgezeichnet. Und noch Eines muß man feststellen. Alle diese Rathschläge halten sich im Rahmen europäischer Politik, von Colonial- und Weltpolitik hören wir nichts. Auch dieses Schweigen ist doch wohl bedeutsam, zunächst wieder für die kritische Richtung von Bismarck's Gedanken nach 1890, darüber hinaus aber zweifellos auch für seine positiven Anschauungen im Ganzen. Er, dessen große Wirksamkeit das deutsche Leben so unermeßlich erweitert und der das neue Reich dann noch selber in jene Colonial- und Weltpolitik hinauszuführen begonnen hatte, blieb trotzdem auch in dieser Hinsicht der Hauptsache nach innerhalb der Kreise seiner Manneszeiten stehen. Er behielt Deutschland vornehmlich doch als continentale, nicht als universale Macht vor Augen. —

Ganz gewiß, die „Gedanken" sind ein kostbares Vermächtniß für unsere Politiker und für unser Volk. Man wird aus ihnen immer wieder und überaus viel zu lernen haben. Ich möchte den oft gebrauchten Ausdruck, daß sie ein politisches Testament enthielten, dennoch nicht ohne Einschränkung wiederholen. Für ein volles Testament unseres größten Staatsmannes scheint es mir ihnen trotz Allem an der Allseitigkeit und Geschlossenheit zu fehlen: sie bedürfen aus seinem eigenen Leben, aus seinen Schriften und Reden auch dafür erst der mannigfaltigsten Ergänzung. Und ihre Wirkung auf die Hunderttausende und die Millionen vermag ich mir auch nur ganz mittelbar vorzustellen: das Werk, wie es ist, und so reich und groß es ist, ist nicht ganz leicht zu lesen und zu nutzen. Es verlangt Menschen, die, in einem nicht gewöhnlichen Maße, zu lesen und richtig zu lesen, Empfänglichkeit und Selbständigkeit zu vereinen, überall aber durch die bewegte Oberfläche des Buches in die Tiefen der Absicht und der Persönlichkeit hinab zu blicken verstehen.

XIII.

Das ist zuletzt der höchste Ertrag, den wir dem Buche Otto von Bismarck's verdanken: seine Darstellung der Bismarck'schen Persönlichkeit selbst — nicht in dem, was es über sie erzählt und behauptet, sondern in dem, was sie hier thut und redet, wie sie vor uns hintritt, was sie ist. Auch die lehrende

[1]) Vergl. besonders I, 350; II, 45 (dazu wohl im selben Sinne wie ich Meinecke 289), 77, 235 ff., 244 f., 253 ff., 266 f. Dem gegenüber vermag ich, ebenso wie Kohl, Wegweiser 6, die angeblichen Aeußerungen Bismarck's zu Bucher, die in der Kölner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" (31. December 1898) erschienen sind, nicht für zuverlässig zu halten und bin in dieser Meinung durch die Vertheidigung (ebenda 14. Januar 1899) nicht erschüttert worden.

und erziehende Wirkung des Buches ruht doch am allersichersten in diesem Eindrucke der Person an sich: mit ihrem unverbrüchlichen Wirklichkeitssinne, ihrem stolzen Verantwortlichkeitsgefühle, ihrem Willen und ihrem Muth, mit ihrer Sammlung des ganzen Wesens auf Staat und Volk, auf Entschluß und That. So haben wir ihn gekannt, und so erscheint er auch hier. Er ist auch hier noch immer der Gewaltige, der alle Anderen hoch überragt. Freilich, er ist der Entlassene, der Sechsundsiebzigjährige, von dem Bucher geklagt hat, „die alte ‚Wurstigkeit' im vornehmen Gefühle der Leichtigkeit und Ueberlegenheit, im sorglosen Blick von der Höhe" sei ihm abhanden gekommen. Dennoch ist es noch der ganze Bismarck; und wenn der vorherrschende Klang seiner Erinnerungen, der Klang von Bitterkeit und Trauer, so Manchen überrascht hat, so lag die Schuld daran nicht bei Bismarck. Denn das ist sein Ton auch früher schon gewesen, wenn er von seinem Leben und dessen Kämpfen sprach. „Bismarck zürnt im Gezelt" — so klingt es Conrad Ferdinand Meyer 1881 auf seinem Alpenpasse vom Telegraphendrahte herunter ins Ohr, und den Vergleich mit Achill, den der Dichter da andeutet, hat schon während des französischen Feldzuges Herr von Keudell einmal gezogen. Von den Klagen und Anklagen in den Parlamentsreden will ich nicht sprechen. Schon frühe aber begegnet auch in den Unterhaltungen des Kanzlers eine erhabene Schwermuth, ein Weltschmerz, der Busch (1877, II, 467) befremdete; wie wenig Glück habe er gestiftet und geerntet! Er hat 1883 und 1887 von der Dauer seines Werkes mit melancholischem Zweifel gesprochen; nicht erst aus der Zeit der Zurückgezogenheit also stammen diese resignirten Klagen, die aus dem Munde des Achtzigers so ergreifend erschollen sind. Und wie alt ist seine Sehnsucht nach Ruhe! Er hat sie mit Friedrich dem Großen getheilt, und sie war bei beiden sicherlich echt: nur Bismarck ist es beschieden gewesen, die Probe darauf zu machen, und zu erleben, daß er die Ruhe noch hundertmal weniger ertragen konnte als zuvor den oft gescholtenen Kampf. Es war eben doch so[1]): er konnte ihn nicht entbehren; nur im Kampfe, im politischen Ringen lag sein Glück, und der Kampf, bitter und zornig empfunden, ließ es ihm erscheinen als eine Qual. Die Rastlosigkeit des Genius war in ihm, der immer handeln muß, dem die That Alles ist, das Gethane und Erreichte nichts, der unersättlich weiter und weiter drängt, immer schaffend und dennoch „unbefriedigt jeden Augenblick", der „Qual und Glück im Weiterschreiten" findet. So hat unser politischer Genius den Helden unseres größten Dichters, den Faust vom Schlusse des zweiten Theiles, zu ergreifender Wahrheit gemacht — nur daß über seinen Greisentagen der Schimmer Goethe'scher Versöhnung am letzten Ende nicht geleuchtet hat. So grenzenlos die Fülle seiner Erfolge und seiner Segnungen gewesen ist, das Bewußtsein davon gab ihm kein Glücksgefühl. Er hat bis zuletzt die Gegner und die Mühsale seiner Lebensarbeit beschuldigt, daß sie seine Kraft zerrieben und ihn krank gemacht hätten: so hat er es ehrlich gefühlt. Er vermochte nicht zu erkennen und nicht zu glauben, daß der eigentliche Quell seiner Schmerzen in seiner eigenen Brust strömte: in

[1]) Zu Bismarck's Gedächtniß, S. 133.

jenem heißen, ewigen Streben seiner Natur, das ihn gerade zu ihm selber machte, und aus dem ihm Alles empor quoll, seine Größe und seine Kämpfe und auch seine Einzigkeit und Einsamkeit; denn er war Wirker und Herrscher von innerstem Beruf und konnte nur Eine Stelle haben: über seiner Welt.

Das ist ja die unvermeidliche Einsamkeit aller Heroen unseres Geschlechts. Ihn hat ein feinsinniger Beurtheiler noch in anderem Sinne innerhalb seiner Zeit einsam und einzigartig genannt[1]). Bismarck, so meint er, empfindet anders als seine Zeit; er ringt nicht mit sich selber nach einem harmonischen Lebensideal, er dient nicht Principien und Doctrinen, sondern lediglich ganz einfachen objectiven Mächten, weil er diese als lebensfähig und stark erkennt und nicht aus theoretischer Ueberzeugung. Er bringt sie — z. B. leitendes Königthum und Selbständigkeit der Einzelnen — nicht nach dem Hange des Jahrhunderts in ein System, sondern sieht immer nur das Lebendige und Concrete. Alles an ihm ist großartige Einfachheit und Ungebrochenheit der Instincte. „Er ist das Kind einer älteren Culturperiode, er ist mehr ein Held Shakespeare'schen als Goethe'schen oder Schiller'schen Schlages." Vieles an diesen höchst interessanten Aufstellungen berührt sich mit mancher Beobachtung, die auch in diesen Aufsätzen gemacht worden ist; ich habe früher[2]), indem ich Bismarck den romantischen Legitimismus absprach, den Ausdruck gebraucht, daß sein historisch-monarchisches Gefühl wie jedes Gefühl in ihm mit realistischem, greifbarem Inhalte angefüllt war, und habe oben (unter VI) zu erweisen gesucht, wie ihm als Schriftsteller alle allgemeinen Gewalten doch nur unter dem Gesichtspunkte des Handelns, meistens seines Handelns, als Stoff für den gestaltenden Staatsmann in Betracht kamen. Meinecke's Anregung indessen, wie man sieht, führt doch erheblich weiter; ich gehe dem Verhältnisse des Mannes zu seiner Zeit, theilweise im Sinne jener Fragestellung, hier noch zusammenfassend nach.

Da drängt sich, über allen den schneidenden Widersprüchen von Hitze und Kälte, von Selbstherrlichkeit und Selbsteinordnung, die in diesem großen Menschen schroffer neben einander stehen als in jedem sonst, als erster und stärkster Eindruck die stählerne Einheit seines Wesens auf, die jene Widersprüche unbedingt zusammenhält und beherrscht. Er ist, trotz allem, durchaus ein Mensch aus Einem Gusse; in der That ganz frei nicht nur von aller der unreifen, sprunghaften Willkür und Zerrissenheit, sondern auch von der reiferen Reflexion, dem theoretischen Zuge des „modernen" Menschen, wie er die Bildung des scheidenden Jahrhunderts vornehmlich getragen hat, von dessen Bedürfniß, sich selbst und die Welt mit analysirender Kritik zu durchdringen und sich seine Anschauung dann ordnend und steigernd zur Doctrin, zum Ideale zu gestalten. Er ist vielmehr elementar, unreflectirt, der Praktiker, trotz aller äußersten Feinheit und Vielgewandtheit des Geistes als Ganzer einfach, in der Bethätigung seiner colossalen Kraft durch keine Lehren, keine Illusionen geleitet oder gehemmt, nichts an ihm von des Gedankens Bläße

[1]) Friedrich Meinecke in der „Historischen Zeitschrift", S. 289 ff.

[2]) Hohenzollern-Jahrbuch 1898; zu Bismarck's Gedächtniß, S. 140. Dort auch bereits der Grundstock der hier folgenden Gedanken und eine vollere Ausführung eines Theiles davon.

angekränkelt, alles auf Willen und That und einfach große Ziele gerichtet, wirkend wie eine Naturkraft, mit ungeheurer Energie, die alle politischen Mittel, auch die der Gewalt und der List, rücksichtslos in ihren Dienst stellt, einheitlich und machtvoll bis zur Furchtbarkeit und zur Erhabenheit.

Es ist indessen schon jetzt überaus reizvoll und wird, je besser wir sehen lernen, je mehr wir erfahren werden, immer reizvoller werden, den Verbindungen dieser Individualität sonder Gleichen mit ihrer Umwelt im Feineren nachzuspüren. Denn natürlich, die Verbindungen und Abhängigkeiten bestanden doch auf allen Lebensgebieten, und sie waren doch keineswegs gering — auch wenn es wahr bleibt, daß aller Inhalt der Zeit in ihm seine im höchsten Maße besondere Art und Form annahm.

Die seelischen Entwicklungskrankheiten, auch die der geistigen und religiösen Bildung, hat auch er durchgemacht; es ist schon bemerkt worden, wie wenig wir davon leider wissen, und wie wenig zumal er davon überliefert hat. Es waren, so mag man sagen, fremde Elemente, die sein Blut wieder ausgesondert hat. Den „Pantheismus", den religiösen Zweifel hat er immerhin erst als Dreißigjähriger ganz überwunden. Andere Einflüsse wirkten sein Leben lang in ihm nach: er hatte noch die volle Schule des literarischen Zeitalters genossen, und sein Goethe ist ihm lieb und werth geblieben. In Versailles hat er dem Goetheschwärmer Abeken in seiner charakteristischen Art erwidert, drei Viertel vom Goethe wolle er ihm schenken. „Das übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeit lang auf einer wüsten Insel leben." (Busch II, 29). Nach seiner Entlassung hat er das ja wohl wahr gemacht und seine Klassiker von Neuem durchgenossen. Wie viel Nahrung hat seine Sprache, erdwüchsig wie sie ist zugleich aus der Feinheit seiner literarischen Bildung gezogen! Es ist oft gesagt worden, daß in ihm selber ein großes Stück angeborener Künstlerschaft war, und daß sein Wesen, wenn er daheim war und ausruhte, in der bezaubernden Feinheit und Anmuth der Haltung und des Wortes den Eindruck des Kunstwerkes machte. Man braucht jedoch nur den alten Goethe und den alten Bismarck neben einander zu denken, um die Kluft zu ermessen, die den großen Staatsmann von der Welt des großen Humanisten trennte; der tiefe Unterschied zwischen den Denkwürdigkeiten der beiden Männer ist schon berührt worden. Bismarck hat freilich auch sein Persönlichkeitsideal gehabt und nie vermocht, darauf zu verzichten. Wie gern möchte man die Einflüsse sondern können, die ihn in seiner Jugend da möglicher Weise getroffen haben! Aber gewiß, von dem ethischen und ästhetischen Hauche, der den Persönlichkeitsglauben des Goethischen Humanismus trug, tritt bei Bismarck nichts zu Tage; sein Individualismus, wie er uns an dem Fertigen entgegentritt, ist von den Zeitgedanken völlig frei. Mit dem modernen Wesen steht er eher im Gegensatz; die großen Städte ertödten die Individualität, sagt er am 3. November 1870, auf dem Lande bleibt man natürlicher und selbständiger. Sein Persönlichkeitszug ist in der That der uralte und rein thatsächliche des Landbewohners, des Landedelmannes. Von der Anerkennung einer Heiligkeit der Individualität an sich, von der grundsätzlichen Schonung des Persönlichen im Anderen ist keine Rede.

Auch sein Christenthum hat ihn dazu keineswegs geführt. Es ist außerordentlich schwer, es recht zu erfassen. Er hat es von den „Pietisten" der vierziger Jahre übernommen und ja noch Jahrzehnte später die Andachtsbücher der Brüdergemeinde auf seinem Nachttische liegen gehabt: es ist einer der Punkte, wo er am sichtbarsten mit einer allgemeinen Richtung der Zeit und am sichtbarsten gerade mit einer ihrer allgemeinsten Mächte im Zusammenhange steht. An der Tiefe und Lebendigkeit seiner Religiosität kann gar kein Zweifel sein; aber auch sie hat keinen principiellen, sondern einen ganz thatsächlichen Charakter gewonnen. Sie dient ihm, sie hält ihn, sie weist ihm die Wege seiner Pflichten und entlastet ihm die Seele von der furchtbaren Verantwortlichkeit seines Lebens, die er allein, ohne seinen Gott, nicht zu tragen vermöchte. Aber sie modelt sich völlig nach den maßgebenden, elementaren Bedürfnissen seiner Person und seiner großen Aufgaben: man möchte sagen, sie dient mehr ihm als er ihr. Sie hat bei ihm keine Art kirchlicher Gebundenheit zur Folge gehabt; er hielt sich dem kirchlichen Leben ja wohl fern und hat sich in Erwägungen und Gesprächen gern und frei mit der neueren Naturwissenschaft beschäftigt. Darin nun enthüllt sich wieder eine der wichtigsten allgemeinen Beziehungen seiner Erscheinung. Fr. v. Bezold hat den genialen Empiriker Bismarck, den Mann der Realitäten, den Feind der Gefühlspolitik, als echten Zeitgenossen Ch. Darwin's bezeichnet. Gewiß, die Entwicklung Bismarck's geht derjenigen der Naturwissenschaften parallel. Indem er sich von dem Geistigen, das seine Jugendbildung erfüllt hatte, mehr abwandte, indem ihm immer sicherer die Wirklichkeit und insbesondere die Macht in den Vordergrund rückte, erfuhr er dasselbe Erlebniß wie seine Zeit. Er ist groß geworden mit einer Generation, die auf allen Gebieten des Lebens und Denkens aus dem Idealismus der Jahrhundertwende in einen steigenden Realismus hinüber strebte; und er ist für Deutschland schließlich zum größten Vertreter, zum Führer dieser Bewegung geworden, die doch ihrerseits so alt war wie er selber. Er hat sie in der staatlichen Welt zum Siege geleitet und sie auf diesem und auf jedem Gebiete unendlich verstärkt, er hat ihr Wesen in sich am schroffsten und größten durchgebildet und so auch auf ihr Inneres gewaltig und ganz persönlich zurückgewirkt. Er ist der Gipfel dieser allgemeinen Erhebung. Die Abneigung gegen alles Abstracte, man möchte sagen, gegen die einst allmächtige Philosophie, ist in ihm zu Fleisch und Blut geworden: heute, wo jener Strömung eine kräftige Gegenströmung zu erwachsen beginnt, richtet sich diese naturgemäß auch gegen ihn, und auch nach seinem Tode bleibt er noch immer der lebendigste Vorkämpfer der Geistesart, die mit ihm triumphirte. Auf diesem Gebiete, dem des Realismus, vor Allem liegt ja jene Erziehungsarbeit, die er geleistet hat und immer wieder leistet. Auch alle neuen Tendenzen, auch die, die ihn bekämpfen, stehen unter dem Einflusse seiner Unterweisung: hier gehen er und die eine große Kraft seines Jahrhunderts innig zusammen.

Und noch andere unter den allgemeinen Gewalten dieses Jahrhunderts bleiben für uns mit seiner Gestalt verbunden, in seiner Gestalt verkörpert: die Gewalten, zu denen er selber sich so laut bekannte, neben dem Christenthume Monarchie und Staatsgesinnung, Preußenthum und Deutsch-

thum. Sein Name ist der Ausdruck und das Symbol dieser Gedanken, er hat sie getragen und unermeßlich verstärkt. Das steht über allem Zweifel: er hat, der Eine, Unzähligen die Richtung gewiesen, ihnen ihr ganzes Empfinden und Denken bestimmt, geklärt, befruchtet; als historische Kraft steht seine Persönlichkeit, wie eine eigene Großmacht, neben jenen Grundmächten unseres Daseins. Daß er alle diese Ideale vertheidigt hat, lehren die Thatsachen; zweifelhaft kann wieder nur sein, ob er selber sie ebenso empfunden hat wie die überwiegende Mehrzahl seiner Anhänger: nämlich als Ideale, als absolute Gewalten, die auch das innerste Gefühl des Einzelnen grundsätzlich, begeisternd erfüllen und beherrschen.

Das Christenthum, von dem ich soeben schon sprach, hat er selbst als solch eine absolute Gewalt ausdrücklich für sich anerkannt. Er ordnet es allen anderen über, er leitet seinen Royalismus gelegentlich (28. Sept. 1870) aus dieser und nur dieser Quelle ab, er erklärt das Pflichtgefühl, das Staatsgefühl ungläubiger Menschen als einen verwandelten Rest des väterlichen Gottesglaubens.

Wie aber steht es mit seinem Monarchismus? Die Frage ist durch die Veröffentlichungen dieses Jahres wieder lebhaft aufgeregt worden, und ich selber habe sie anderwärts (s. o. S. 272, 2) behandelt. Hier nur ein kurzes Wort. Daß Bismarck einmal in warmem Gefühle Monarchist gewesen ist, haben wir (unter V) gesehen; daß er dann mit seinen Königen gerungen und sich seinem alten Herrn gegenüber, durch mancherlei Krisen hindurch, in persönlicher Liebe ein reines und volles Verhältniß ausgestaltet hat, ebenfalls. Die Kämpfe treten uns heute ganz besonders lebhaft vor das Auge; sie haben sich nach 1888 erneuert und verschärft. Bismarck selber hat damals in den Denkwürdigkeiten (II, 291) drei Stufen monarchischer Gesinnung unterschieden. „Ein gewisses Maß der Hingebung wird durch die Gesetze bestimmt, ein größeres durch politische Ueberzeugung; wo es darüber hinausgeht, bedarf es eines persönlichen Gefühls von Gegenseitigkeit . . ." Für sich selber hat er, als „principielle" Grundlage der ganz persönlichen „Treue", die ihn mit Wilhelm I. verknüpft hat, doch einen „überzeugungstreuen Royalismus" in Anspruch genommen. Royalistisch gewirkt hat er, bei aller Opposition und all der Schärfe, die diese bei ihm nun einmal von Natur wegen immer an sich trug, sogar nach 1890. Das Wahrzeichen monarchistischer Ueberzeugungen ist er, auch hier wieder, geblieben. Sein persönliches Empfinden allerdings ist auf diesem Gebiete, welches das seiner praktischen Thätigkeit nächste und zugleich immer das persönlich schwierigste gewesen war, von starken Gegensätzen beeinflußt worden. Er ist sich immer seiner persönlichen und sachlichen Ueberlegenheit bewußt gewesen. er hat Widerstände und Einflüsse bekämpfen müssen, die ihm unberechtigt erschienen; der unvermeidliche Widerspruch zwischen Geburt und Genius wurde ihm bitter fühlbar und hat ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen getrieben. „Ja, wenn man (selber) Landgraf wäre!" (Busch I, 473). Der naive Glaube an die Monarchie hat sich da freilich nicht in ihm behauptet; dazu sah er die Dinge zu persönlich vor sich. Und von rückhaltlosem, theoretischem Legitimismus wird man bei Bismarck wohl für keine Periode seines Lebens, sicherlich für keine Periode seiner activen Staatsmannschaft sprechen können. Dennoch scheint mir aus

Vielem hervorzugehen, daß er die monarchischen Schlagworte, die er natürlich manches Mal tactisch ausnutzte und nach dem Bedürfnisse des politischen Kampfes zuspitzte, doch keineswegs nur als Schlachtruf, als Machtmittel verwendet hat, sondern daß es ihm tiefes Seelenbedürfniß war, ganz königlich, ganz Hohenzollerisch sein zu können. Es ist da außerordentlich schwer, die feinen Nuancen von Absicht und Absichtslosigkeit in seinen Aeußerungen zu treffen. Aber das sieht man, indem er etwa mit Busch redet, wie es ihm lieb war, sich in den achtziger Jahren so ganz rückhaltlos königlich oder kaiserlich äußern zu dürfen: wenn er da immer wieder hervorhebt, daß er sich seinen Herrschern zum Dienste bis auf das Letzte verpflichtet fühlt; wenn er die Reihe aufstellt, daß er erst Royalist, dann Preuße und Deutscher sei — vor einem Hörer, auf den er immerhin wirken wollte, dem er aber doch auch seine zornigen Wallungen, so oft er dem Herrscher grollte, mit aller Rückhaltlosigkeit mitgetheilt hat. Ich habe den Eindruck, daß ihm das preußische Königthum doch mehr als bloß „die gesundeste und kraftvollste Lebensmacht seiner Umwelt" war. Wäre es im Absterben gewesen, so hätte er sich vielleicht von ihm loszulösen vermocht; thatsächlich aber war es zwar die feste Gewalt, mit der er rechnen und von der aus er handeln mußte, aber sein Herz hastete doch auch ganz innerlich daran, und sein Bewußtsein, das die für ihn entscheidenden Dinge sonst so gerne einfach sah, kam eben deshalb gerade hier niemals ganz aus der inneren Gespaltenheit heraus: hier war eben der Boden, in dem die Wurzeln seines Wesens, seines Gefühlslebens steckten.

Ich habe nachzuweisen gesucht, daß auch das Preußenthum in aller seiner historischen Besonderheit stets der Grundton von Bismarck's Art geblieben ist, auch seit den Zeiten seines Eintrittes in ein bewußtes Deutschthum. Daß er dabei Deutscher geworden ist, diese Wandlung wird Niemand bestreiten und Niemand in ihrer Bedeutung verkleinern wollen. Uns bleibt er die menschgewordene Nation. Auch in seinem nationalen Denken, meint Meinecke, sei keine Spur von Doctrin und Theorie gewesen, „nur Lebensmacht und Lebensbeobachtung". Ich wage sein Gefühl in dieser Hinsicht nicht zu bestimmen, vielleicht vermögen es die, die ihm nahe standen. Doctrinär oder sentimental wird auch die nationale Gesinnung in ihm natürlich nicht gewesen sein; aber sollte sie nicht doch sein persönliches Empfinden mit steigender Wärme durchdrungen haben? Er lebte und webte doch in der Schöpfung, die er vollendet hatte; man vermag es sich nicht anders zu denken, als daß sie in seine Ueberzeugungen, in sein ganzes Wesen eingegangen ist.

So kehren, scheint mir, auch in seinem Leben, dem äußeren und auch dem inneren, die allgemeinen Mächte seines Zeitalters, deren für ihn wichtigste wir überschauten, wieder, wenngleich in verschiedener Stärke und Weise. Aus manchen ist er herausgewachsen, andere hielt er in sich fest. Die *Eigenart seiner Stellung* liegt doch wohl vornehmlich, mehr als in seiner Auffassungsweise, in der *Größe* seiner Individualität und in der Art seines *Berufes* begründet. Bismarck hat öfter versichert, daß es für sein Streben immer nur Einen Leitstern gegeben habe: das Wohl der Gesammtheit. Da hat sein eigentliches „Ideal", seine „Ueberzeugung" gelegen; ihr hat er alle anderen, engeren Gefühle und Rücksichten schließlich ein- und untergeordnet.

Er aber hatte nicht über und für diese Gesammtheit zu denken, sondern für sie zu handeln; er war Praktiker: in der Macht, die er zu handhaben hatte, in der staatlichen Macht stellte sich ihm das Gesammtinteresse dar. Und Er hatte sie zu handhaben, nur Er konnte es: er setzt sich selbst und die Gesammtheit, sich selbst und die Sache gleich. Das thun ja alle großen und schöpferischen Menschen; sie vermögen bei sich selber Person und Aufgabe nicht zu trennen; und der Historiker weiß niemals genau zu sagen, was ihrem Wirken den stärkeren Antrieb gibt, das Gebot der Aufgabe, die sie erkennen und ergreifen, oder das Gebot der persönlichen genialen Kraft, die ihre Bethätigung fordert. In Bismarck war beides riesengroß. Die Welt, in der er lebte, war so fest gefügt, daß es für ihn von vornherein selbstverständlich war, daß er seine Kraft nur im Dienste ihrer allgemeinen Gewalten bethätigen konnte, nie im eigenen Dienste; und er hat, mit Bewußtsein, jenen gedient. Aber indem er das that, hat er zugleich geherrscht: er hat keine Möglichkeit eines Auseinanderfalles seiner Bestrebungen und Wünsche und des Gesammtwohles anerkannt. Er haßte die Gegner seiner Krone, seines Staates, seines Volkes mit persönlichem Ingrimm, und er verurtheilte wiederum die Gegner seiner Pläne und seiner Person als Feinde des Ganzen. Mit klarem Bewußtsein von seiner Einzigartigkeit und seinem persönlichen Rechte, und doch mit elementarer Selbstverständlichkeit, mit einer Art grandioser Naivität vollzieht er jene Gleichsetzung; sie erfüllt ihn durchaus. Deshalb ist auch der Ausdruck seines Martyriums im Dienste des öffentlichen Wohles, wie es sein Buch schildert, und der Eindruck dieser Schilderung auf uns so vollkommen echt und so hinreißend. Nur der Genius vermag in Ehrlichkeit so zu empfinden und die Welt von seiner Empfindung zu überzeugen. Es ist eben die Größe, wie sie so hoch über dem Mittelmaße dahin schreitet, die uns naiv erscheint; Naivität hat Heinrich von Treitschke so oft als das Kennzeichen des wahren Genius gefeiert. Sie deutet freilich, wann und wo sie immer auftritt, zugleich aus der Complicirtheit unseres Seelenlebens in das Elementare früherer Jahrhunderte hinauf. Und wie wir ihn vor Augen haben, in seiner Arbeit und in seinem Hause, in der täglichen Welt, der seine tiefste Liebe gehörte, in seinem Verkehr mit Weib und Kind, mit Feld und Wald, in seiner schlichten Naturfreude und seiner unermeßlichen Vertrautheit mit allem Wirklichen und Greifbaren; und daneben in seinem Zorne und seiner Schroffheit, der dahin brausenden Kraft seines gewaltigen Temperamentes — so fühlen wir in ihm den ewig germanischen Zug, wie er auf seinem theuren, niedersächsischen Boden, den er so oft gepriesen hat, die Großen der alten Tage beseelte; so mag man wohl die ungebändigte Naturgewalt der Shakespeare'schen Helden, die Schlichtheit und die Höhe Martin Luther's in ihm wiederfinden; und so hat man die Reihe dieser Ahnen seines Wesens durch den Streit und Stolz unserer Kaiserzeiten bis auf Karl den Großen, ja bis zu den Gestalten unserer alten Volkssage hinauf verfolgt[1]).

[1]) Ich habe hier auf das rein Persönliche, auf sein tägliches Leben, nur eben hindeuten dürfen; ich unterlasse nicht, zu den Eingangs genannten Zeugnissen aus diesem Gebiete die neuen des inzwischen erschienenen Bismarck-Jahrbuches (VI, 3 und 4) anzuführen: die liebenswürdigen Briefe des Fürsten an seinen Sohn Herbert.

Aber ist es deshalb wahr, daß seine Gestalt in unserem Jahrhundert einzigartig und vereinzelt wäre? Die Züge unserer im intensiven Sinne modernen, geistigen Cultur trägt sie nicht, das ist wahr, und es ist fruchtbar, wenn man dies betont. Aber ist denn diese Cultur allein bezeichnend für unsere Zeit? Ist denn das Complicirte, Theoretisch-Bewußte allein modern? Die Männer des praktischen Lebens werden zu einem überwiegend großen Theile, denke ich mir, in Bismarck's Anschauungsweisen ihr eigenes Fleisch und Blut erkennen, nur gesteigert in das Geniale; und ich habe darauf hingewiesen, wie sehr der Aufstieg zu einem neuen Realismus eine der leitenden Bewegungen gerade unseres Jahrhunderts gewesen ist. Allen denen, die diese mächtige Bewegung so breiter Lebensgebiete trägt, gehört Bismarck innerlich zu. Freilich, noch mehr als alle Anderen werden im Besonderen die Standesgenossen des großen Landedelmanns in seiner Art sich wiederfinden; oder wenigstens: der objective Beobachter wird in ihnen, im Landadel die Brücke finden, durch die das eingeborene Wesen dieses Einzelnen mit der Gesammtheit seines Zeitalters am Deutlichsten zusammenhing. Gewiß, der Entwicklung unserer neueren, geistigen und socialen Cultur steht dieser Stand mit einer Fülle alter geschichtlicher Reste gegenüber; das Alte ist im Landadel und ist in seinem größten Sohne stark geblieben: allein dieses Alte haftet zum guten Theile am Boden, in den natürlichen Bedingungen des ländlichen Lebens, die dem Landbewohner gewisse Eigenthümlichkeiten und, sagen wir es nur, auch kostbare Vorzüge früherer Epochen erhalten haben und wohl auch künftig erhalten werden.

Auch da also findet sich Bismarck, so überraschend er uns in Vielem berühren mag, im Zusammenhange eines Standes, breiter, allgemeiner, noch heute lebendiger Erscheinungen. Er ragt persönlich aus diesem Stande heraus. Ist aber der elementare Zug, den wir an ihm beobachtet haben, und der uns historisch anmuthet, nur rein persönlich? Oder ist er nicht am Ende, wie die heroische Naivität, das Erbe jedes Großen, zumal jedes stärksten politischen Genius, auch heute und auch in Zukunft? Hat nicht auch in Männern wie Friedrich II. und Cavour, den Aufgeklärten und Theoretikern, die Wucht der angeborenen Kraft und der praktischen Aufgabe alle Theorie gesprengt, sobald sie handeln und kämpfen mußten? Sind nicht auch da vor der herben Wirklichkeit des Staates und der Macht alle Ueberzeugungen zu Boden gefallen? Sollte nicht das Persönliche, gerade in seinen elementaren Grundkräften, bei den starken handelnden Menschen immer, in jeglicher Epoche, mächtiger sein als das Allgemeine? —

Die „Gedanken und Erinnerungen" haben uns weit hinausgeführt. Und wenn in diesen Betrachtungen neben dem scharf Besonderen an ihm zumal das hervorgehoben worden ist, was Otto von Bismarck mit seinen Zeitgenossen, mit uns gemeinsam ist, so wird das Gefühl sehr Vieler geneigt sein, das Gemeinsame noch weit voller und rückhaltloser zu empfinden. Die wissenschaftliche Reflexion, das wiederhole ich, maßt sich nicht an, hier schon heute alle Fragen zu ergreifen oder gar rund zu lösen. Es ist ihr Recht und ihre Pflicht, sie zu erörtern; wo immer wir dem Gewaltigen tiefer nachfragen, da zeigt er uns packende Räthsel; wie wenige der großen geschichtlichen Gestalten reizt er den

psychologischen, den künstlerischen Trieb — für jetzt und stets einer der vornehmsten Gegenstände der Forschung und der Speculation. Dem Verstorbenen hätte solche Untersuchung schwerlich zugesagt. Und auch uns, die wir ihn so befragen und an ihm deuten, bleibt der große Schatten unverrückt und unverkleinert über unsere Welt gebreitet. Wie immer er, da er lebte, deren Kräfte und Aufgaben in seinem tiefsten Innern angesehen und empfunden haben mag — das ist gewiß, daß sie ihrerseits zu ihm in tausendfältigen engen Beziehungen verharrt, daß er ihr lebendig und gegenwärtig bleibt als Inbegriff einer Epoche, einer Weltanschauung, eines Ideals. Alles Neue muß sich mit ihm auseinander setzen; auch die bereits berufen sich auf ihn, deren Sehnsucht über das von ihm Geschaffene, über die Schranken seines Reiches hinausdrängt, und man kann es ihnen nicht verbieten. So ist auch Martin Luther nicht nur geblieben, was er unmittelbar und zu bestimmten Zeiten war, sondern zugleich ein Quell unendlicher Weiterentwicklung geworden, fortwirkend, selber stets erneuert und stets wachsend durch die Jahrhunderte hin. Wir suchen in Fürst Bismarck die Begrenztheit des Zeitlichen und Persönlichen mit unterscheidender Erkenntniß zu bestimmen: und fühlen doch in ehrfurchtsvollem Schauer um seine Gestalt den Hauch des Weltgeschichtlichen, des menschlich Ewigen wehen.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April 1899.

Mit jedem neuen Jahr begründet sich der Ruf und die Stellung Berlins als der eigentlichen Theaterstadt Deutschlands fester. Die Zahl seiner Bühnen und die Fülle der Theaterstücke, die auf ihnen zur ersten Aufführung gelangen, ist zu groß und zu mannigfaltig, als daß irgend eine andere deutsche Stadt in dieser Hinsicht mit Berlin wetteifern könnte. Mögen auch in einzelnen Darstellungen München und Dresden, Hamburg und Frankfurt am Main Gleichwerthiges oder sogar Besseres bieten, die Gesammtheit der theatralischen Leistungen muß hinter der Berlins zurück bleiben. Mit dem raschen Wechsel des Repertoires verbindet sich eine fein und allseitig nach dem Muster, das die Gesellschaft des Meiningenschen Hoftheaters vor gerade fünfundzwanzig Jahren der Reichshauptstadt gab, ausgebildete Regiekunst und ein Schauspielerpersonal, wie man es so zahlreich und eigenartig nur in Paris wieder findet. Genialische Schauspieler, wie es Theodor Döring und Bogumil Dawison, Marie Seebach und Minona Frieb-Blumauer waren, trifft man vielleicht nicht unter ihnen, aber der gefälligen und charakteristischen Talente sind nicht wenige, und der allgemeine künstlerische Durchschnitt hat sich gehoben. Dies muß immer wieder von Neuem Denen gegenüber betont werden, die im Hinblick auf die Mängel und Schwächen des modernen Theaterbetriebs nicht müde werden, über den Verfall des deutschen Theaters zu klagen und in phantastischen Entwürfen und Hirngespinnsten Abhülfe zu suchen. Wie für die Schule lassen sich auch für die Bühne Reformen nur langsam und allmählich durchführen, sie erwachsen mehr aus den veränderten Bedürfnissen als aus einem revolutionären Vorgehen, das die bisherigen Einrichtungen von Grund aus umwandeln möchte. Mannigfaltigkeit der Darstellungen, eine oft vortreffliche und prächtige Inscenirung, ein gelungenes Zusammenspiel — das sind die Vorzüge der Berliner Bühnen, um nicht allein das schaulustige Publicum, sondern auch aus der Nähe und der Ferne die Theaterdirectoren bei ersten Aufführungen anzuziehen. Dadurch haben die Berliner Theater einen bestimmenden Einfluß auf die übrigen deutschen Bühnen gewonnen. Der Erfolg eines Stückes in Berlin ist ein Freipaß für das ganze deutsche Theater, seine Einrichtung, seine Darstellung wird vorbildlich. Der künstlerische Partikularismus, der in Deutschland berechtigter ist als der politische, sträubt sich vergebens gegen diese Thatsachen, welche die unausbleiblichen Folgen unserer nationalen Entwicklung sind: der dem deutschen Volk eingeborene Trieb und Hang nach Absonderung und Bethätigung des Einzelwillens kann die Wirkung der bestehenden Zustände abschwächen und mildern, aber nicht aufheben.

Das Wachsthum und der zunehmende Wohlstand der Stadt haben die Zahl der Theater vermehrt, und die Fülle der Theater hat mit der erhöhten Nachfrage

die dramatische Dichtung gefördert. Die Gründung von drei neuen Theatern im großen Stil, des Deutschen Theaters 1883, des Lessing- und des Berliner Theaters 1888, hätte der Production unter allen Umständen einen Aufschwung gegeben, auch wenn die neue Richtung unserer Literatur sich nicht mit leidenschaftlicher Energie auf die Bühne geworfen. Dadurch hat sich in den letzten zehn Jahren eine Blüthe unserer dramatischen Dichtung entwickelt, die ihres Gleichen sucht. Den Franzosen fehlen zur Zeit hervorragende Theaterschriftsteller, Augier, Feuillet, Dumas sind todt, Sardou hat sich ausgeschrieben, und was das Bedenklichste ist, die beiden Motive der Ehe und der Halbwelt, von denen die französische Sittenkomödie seit 1850 lebte, sind völlig ausgepreßt. Der Inhalt des französischen Drama's regt uns nicht mehr an, seine Form ist zu einer ausgeblaßten, altmodischen Schablone geworden. Die beiden norwegischen Dichter, die auf unsere Jugend einen so tiefen und verhängnißvollen Einfluß ausgeübt haben, Ibsen und Björnson, sind in ihrer Heimath ohne Nachfolger geblieben und werden auf unseren Bühnen mehr und mehr von unseren Dichtern überflügelt. Ibsen ist fast ganz von den Brettern verschwunden, nur gelegentlich erscheinen noch „Nora" und „Die Gespenster" darauf; ein deutlicher Beweis, daß die Kraft der Anregung, die von ihm ausging, nachläßt. Seine eigenartigsten und bedeutsamsten Schöpfungen „Brand" — Peer Gynt" — „Die Kronprätendenten" und „Kaiser und Galiläer", sind überhaupt bei uns nicht heimisch geworden und liegen abseits von jenem Naturalismus, der in der treuen Wiedergabe der Alltagsnatur die eigentliche Aufgabe der Kunst erblickt. Unsere dramatische Literatur hat sich allmählich sowohl von dem französischen wie von dem nordischen Schema frei gemacht, sie steht in eigenen Schuhen und ist kräftig genug, die an sie gestellten Ansprüche zu befriedigen. Während sie dreißig Jahre lang, von 1850—1880, mit seltenen Ausnahmen, hinter den Anforderungen der Zeit zurück stand und die Behandlung moderner Probleme den Fremden überließ, hat sie jetzt die Führung übernommen. Man darf ihr nachrühmen, daß sie, als Ganzes betrachtet, durch die Vielseitigkeit ihrer Bestrebungen und Versuche, durch die Kühnheit und Originalität ihrer Erfindungen, bald als Märchendichtung, bald als historisches Trauerspiel oder als Sittendrama die dramatische Dichtung der anderen Völker übertrifft. Von unsern vier hervorragenden Theaterdichtern, Wildenbruch, Fulda, Sudermann und Hauptmann, ist jeder ein Charakterkopf, denen weder Franzosen noch Engländer, Spanier oder Italiener ähnliche Talente gegenüber stellen können. Um sie gruppirt sich eine große Anzahl älterer und jüngerer Genossen, die den Bedarf der deutschen Bühne reichlich decken und sie freier als jemals von der Production des Auslandes gemacht haben. Daß unter den hundert Neuigkeiten, die eine Saison auf den Berliner Theatern zur Aufführung bringt, weitaus die meisten flüchtige Erscheinungen ohne Bestand sind, andere nur durch die Darstellung ein gewisses Leben gewinnen und einzig eine Minderheit eine literarische Erwähnung und Würdigung verdient, ist selbstverständlich. Mit den Romanen und Novellen, den musikalischen Compositionen, mit Bildern und Sculpturen ist es nicht anders. Der Markt verlangt eben auch auf künstlerischem Gebiete zuerst und zuletzt Marktwaare, das Ausgezeichnete gehört, ob wenig oder viel hervorgebracht wird, stets zu den Seltenheiten. Man muß zufrieden sein, unter den tausend Bildern unserer modernen Kunstausstellungen ein Dutzend zu finden, die sich dem Gedächtniß einprägen. Den Theaterstücken fällt kein günstigeres Loos. In dieser Uebersicht nun gar kann es sich nur darum handeln, auf die Hauptpunkte hinzuweisen und bei den künstlerisch werthvolleren Schöpfungen eingehender zu verweilen.

Unter den Berliner Theatern nimmt das Schauspielhaus durch seinen königlichen Schutzherrn, sein Alter und seine Traditionen den vornehmsten Rang ein. Zwar hat es seit der Einführung der Theaterfreiheit auf allen Gebieten der dramatischen Kunst, in der Vorführung der classischen Schauspiele wie in der moderner Stücke eine starke Concurrenz zu bestehen, aber es hat in seiner durch

die königliche Freigebigkeit wirthschaftlich gesicherten Lage und in seiner zahlreichen, durch langjähriges Zusammenwirken fest verbundenen und gut abgestimmten Schauspielergesellschaft einen Vorsprung, den die Privattheater bei allen Anstrengungen auf die Dauer nicht einholen können. Ihr Vorzug dagegen besteht in der größeren Bewegungsfreiheit, sie kennen die Rücksichten nicht, die ein Hoftheater zu nehmen hat. Das Schauspielhaus ist in der Wahl seiner Neuigkeiten politisch wie gesellschaftlich beschränkt, Hauptmann's „Weber", Sudermann's „Ehre" verbieten sich von selbst auf seinen Brettern. Dadurch geräth es, bei der Hochfluth des Realismus, hinsichtlich seines Repertoires nothwendig in das Hintertreffen. Nur schwer findet es ein und ein anderes Werk der modernen Richtung für seine besonderen Verhältnisse geeignet. Da aber auch sein Publicum sich nicht beständig von classischer Ambrosia nähren will, setzt ihm die Leitung leichtes Lustspielgebäck vor. Diesmal in zwei Fällen mit Glück. Der heitere Schwank aus dem Berliner Gesellschaftsleben „Auf der Sonnenseite" von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg hat trotz seiner literarischen Nichtigkeit an vielen Abenden das Publicum wenn nicht geistreich, doch behaglich unterhalten. Dem neuen Stück des viel gewandten Schriftstellerpaars fehlt die glückliche, so zündend und so witzig durchgeführte Idee, die der Komödie „Großstadtluft" zu Grunde liegt, und die Gebirgsdecoration und das Touristentreiben, worin sich die andere Komödie „Im weißen Rößl" so idyllisch und ferienfroh bewegt, aber es erhebt auch keine Ansprüche auf besondere Tiefe und Bedeutung, sondern will wie die Lustspiele der alten Schule, von Benedix und Moser, harmlose Menschen eine Weile harmlos belustigen. Ohne Zweideutigkeiten und ohne Rohheiten. Höhere Werthung verdient das Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner, „Das fünfte Rad", das am 18. Februar zum ersten Male gespielt wurde. Nach den großen Erfolgen, die Lubliner mit seinen bei all' ihrer Ueberladung mit Figuren und Motiven im Grunde zierlichen und spannenden Komödien „Die Frau ohne Geist" und „Auf der Brautfahrt" errungen, war eine längere Zeit der Verfinsterung für ihn eingetreten. Er arbeitete zu rasch, und der Wechsel der Bühnen, auf denen er seine Stücke aufführen ließ, war ihnen nicht günstig, da sie ein wohlwollendes Publicum und ein fein und sauber durchgebildetes Gesammtspiel der Künstler, wie beide das Schauspielhaus besitzt, verlangen. Mit seinem neuesten Lustspiel hat er sich durch die liebenswürdig humoristische Figur des Fabrikanten Geering, eines alten Berliners von echtem Schrot und Korn, die frühere Theilnahme der Zuschauer wieder erobert. Es ist eine seiner gelungensten Arbeiten: eine einfache Handlung wird mit Anmuth, Scherz und Natürlichkeit vorgetragen. Geering gilt seiner verbildeten Frau und der von ihr erzogenen Tochter als das fünfte Rad am Wagen, wegen seiner derben Sprache und seiner wenig feinen Umgangsformen. Aber gerade er weiß durch seine Gutmüthigkeit und seinen frischen Humor das Liebesverhältniß zwischen einem jungen Maler und seiner Tochter, das durch die Gespreiztheit und den Hochmuth der Mutter und die thörichte Ziererei Lottchens in die Brüche zu gehen droht, wieder ins Gleiche zu bringen.

Das bedeutendste Werk, welches das Schauspielhaus diesmal, schon im October 1898, vorführte, war die Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda, „Herostrat", eine Dichtung von edlem und kühnem Schwung und hoher Kunst in der sprachlichen Form, die leider bei dem Publicum nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Wie kam Herostrat auf den ruchlosen Gedanken, durch die Zerstörung des Tempels der Artemis in seiner Vaterstadt, der als ein Weltwunder gepriesen wurde, seinem Namen die Unsterblichkeit zu gewinnen? Dies Problem des Ehrgeizes und der Ruhmsucht will der Dichter lösen. Mit richtigem Blick stellt er uns seinen Helden in engster Verbindung mit dem Tempel schon seit seiner Kindheit dar. In einem kleinen Hause neben dem Tempel ist er geboren, alle Gedanken des heranwachsenden Knaben hat die Mutter darauf gelenkt. Im Dienste der Götter soll er sich unsterblichen Ruhm erwerben. Herostrat ist ein Bildhauer, unter den Gesellen

in der Werkstatt des Hegesias der geschickteste in der Nachbildung des alten Götterbildes. Aber er hält sich zu größeren Werken für reif und berufen: ein gewaltiges Bild der Artemis in Gold und Elfenbein, das die hölzerne, morsche Statue ersetzen soll, schwebt ihm vor. Obgleich er die Enkelin seines Meisters Klytia liebt und von ihr vor den anderen Jünglingen begünstigt wird, wirbt er nicht um sie, einzig seinen ehrgeizigen, künstlerischen Träumen hingegeben. Das Glück will ihm wohl. Der Rath beschließt die Herstellung eines neuen Standbildes der Göttin und Herostrat wird mit seiner Ausführung beauftragt. Der vorsichtige Rathsherr Metrodoros lädt indessen zugleich den berühmtesten Bildhauer der Zeit, Praxiteles, nach Ephesos ein, im Fall die Kunst des Herostrat nicht ausreichen sollte. Und diese Voraussicht trifft ein. Herostrat's Können entspricht nicht seinem hochfliegenden Wollen. Alles, was er formt, erscheint ihm kleinlich und nichtig dem Wunderwerk des Tempels und seiner eigenen Idee gegenüber. In ewiger Unzufriedenheit mit sich selbst, zerstört er in der Nacht, was er am Tage geschaffen. Im Denken, Empfinden, in der Lebensführung wie in der Beherrschung der Technik bildet Praxiteles den Gegensatz zu ihm, er nimmt Alles von der hellen und sonnigen Seite, weil seine Hand den Marmor leicht bezwingt und seine Frohnatur ihm alle Herzen wie im Sturm erobert. Auch das Klytia's. Als er aus dem Schiffe gestiegen, ist sie ihm vor allen Jungfrauen aufgefallen. Er begrüßt sie als Artemis, sie möge ihm zum Modell für das Standbild der Göttin dienen. Die Priesterschaft ist empört über diese Entweihung des Heiligen, und Herostrat kann den Gedanken nicht fassen, daß ein schlichtes Marmorbildniß einer Sterblichen als Symbol der großen Göttin im Tempel aufgestellt werden soll. Die Kunde aber, daß Klytia diese Sterbliche sein wird, die Erkenntniß, daß auch sie dem Zauber der genialischen Persönlichkeit des Praxiteles verfallen ist, entflammt ihn zur Raserei, er ergreift den Dolch, um den Nebenbuhler zu tödten. „Thu's," tritt ihm Praxiteles entgegen, „die Hellenen werden sagen, weil Dir die Kraft, mich zu überwinden, gefehlt, habest Du mich ermordet." Und wie den Dolch läßt Herostrat in dem folgenden Act den Hammer sinken, mit dem er das vollendete Werk des Praxiteles zerschlagen wollte: die Schönheit, der Liebreiz und die Hoheit desselben entwaffnen ihn. Nicht die marmorne Artemis des Atheners, sein eigenes starres und lebloses Thonmodell zertrümmert er, in dem Gefühl seines Nichtkönnens. Jetzt glaubt er sich nicht nur von Klytia, die dem Praxiteles nach Athen folgen will, sondern auch von der Göttin, deren eifrigster Diener und Verehrer er gewesen, verlassen und verrathen: er steckt den Tempel in Brand. Praxiteles ist inzwischen auf eiligem Schiff davon gefahren, die verlassene Klytia stürzt sich aus Liebesverzweiflung in das Wasser, und unter dem Ruf: „Ich bin unsterblich!" läßt sich Herostrat zum Tode führen. Daß Fulda in der Charakterentwicklung seines Helden das Motiv der Ruhmsucht durch die Verschmähung seiner Liebe verstärkt, möchte ich nicht tadeln; je mehr Herostrat dem Durchschnitt der Menschen genähert wird, desto begreiflicher wird uns sein ungewöhnliches Verbrechen, desto weiter entfernt er sich von dem pathologischen Gebiet. Lombroso und seine Schule würden ihn vermuthlich unter die Irrsinnigen aus Genie einreihen. Bedenklicher ist es, daß er die Bildsäule des Praxiteles nicht zerschlägt: man sollte meinen, die Zerstörung des einen Kunstwerks müsse ihm so viel bedeuten wie die des andern. Wenn er gewaltsam gehindert würde, seine Unthat gegen das Bildwerk zu vollführen, bliebe ihm nur der Tempel, um an ihm seine Rache zu kühlen. Den theatralischen Eindruck des Tempelbrandes am Ende des vierten Actes schädigt der fünfte Act mit seiner schwächlichen und halbwegs überflüssigen Gerichtsverhandlung. Der freiwillige Tod Klytia's hätte in die große Katastrophe hinein verflochten werden und Herostrat sein Ende mit und in dem Untergang des Tempels finden sollen. Trotz dieser Schwächen der Composition ist dies Trauerspiel in der Tiefe seines Gehalts, in der Würde und dem Glanz seiner rhythmischen Formen, mit seinem grandiosen Hintergrund nicht die anmuthigste und abgerundetste, aber die bisher bedeutsamste Schöpfung des Dichters.

Das eigentliche Theater der Modernen ist auch während dieser Spielzeit das Deutsche Theater unter seinem energischen Director Otto Brahm gewesen. Seit den Tagen der Freien Bühne im Winter von 1889 auf 1890 hat er sich als ein ebenso kluger, wie zielbewußter Bühnenleiter bewiesen. Auch in gefährlichen Zeiten, wo das Publicum den Modernen ganz den Rücken zu kehren drohte, ist er ihrer Sache, die auch seinen Kunstanschauungen entspricht, treu geblieben. Die letzten Schöpfungen Ibsen's, „Baumeister Solneß" — „Klein Eyolf" — „John Gabriel Borkmann", hat freilich auch er nicht in seinem Repertoire auf die Dauer halten können, aber mit den Stücken Gerhart Hauptmann's ist es ihm um so besser gelungen. „Die Weber" — „Die versunkene Glocke" — „Fuhrmann Henschel" verdanken die Breite ihres Erfolges dem Geschick und dem ausharrenden Muthe des Directors, der das anfänglich stutzige und unsichere Publicum durch die häufigen Wiederholungen zu gewinnen und fest zu halten wußte. Das Schauspiel „Fuhrmann Henschel", das zum ersten Male am Sonnabend den 5. November 1898 im Deutschen Theater aufgeführt wurde, ist vom literarischen Standpunkt aus das Zugstück der Saison geworden, es hat ihr gleichsam das Gepräge aufgedrückt, wie der vorjährigen das Trauerspiel „Johannes" von Hermann Sudermann. Jedes neue Werk Hauptmann's bietet uns eine Ueberraschung, er liebt es nicht nur, die Stoffe und den gedanklichen Inhalt, sondern auch die Form seiner Schauspiele beständig zu wechseln. Von „Florian Geyer" zu der „Versunkenen Glocke" war ein eben so großer Sprung, wie von dieser Märchendichtung zu dem „Fuhrmann Henschel", aus der Natursymbolik, der Phantastik und der lyrischen Selbstbetrachtung und Selbstbespiegelung in die gemeinste und alltäglichste Wirklichkeit. Will man die Schauspiele Hauptmann's ordnen, so gehört der „Fuhrmann Henschel" unmittelbar nach dem „socialen" Drama „Vor Sonnenaufgang", seinem Erstlingswerk. Der Boden, die Umgebung, der Dunst, aus dem beide Schauspiele herauswachsen, ist derselbe: nur hat das spätere vor dem früheren den Vorzug der reiferen Kunst. Sowohl in der Entwicklung und Durchführung der Handlung, wie in der Rücksicht auf die Empfindung des Schicklichen. Ueberall ist das Rohe und Unsaubere der Wirklichkeit, das in dem Drama „Vor Sonnenaufgang" auch weniger fein besaitete Naturen verletzte, gemildert und theaterfähig im Sinne eines Iffland'schen Familiengemäldes gemacht. Die Hauptfigur des Schauspiels, der Fuhrmann Henschel, erweckt mit seiner Güte und Treuherzigkeit, mit seinen Gewissensbissen und seiner Reue unsere Theilnahme, wir fühlen den tragischen Conflict in seiner Seele mitleidig nach. Das rein Menschliche, das von seinem besonderen Zustande und seiner Lebenssphäre unabhängig ist, ergreift uns in seinem Schicksal und erhebt die schlichte Handlung über die Niedrigkeit und Dürftigkeit der Umgebung, in der sie sich in einem kleinen schlesischen Badeort in den sechziger Jahren abspielt. Seiner sterbenden eifersüchtigen Frau hat der Fuhrmann das Versprechen gegeben, die Magd Hanne nicht zu heirathen. Nach ihrem Tode vermag er sein Versprechen nicht zu halten, halb bedarf das Kind, das sie ihm zurückgelassen, halb sein Geschäft, da er oft Tage lang von seinem Hause fern ist, der Aufsicht und der Hand einer arbeitsamen, tüchtigen Frau. Als solche hat sich die Magd bewährt, sie ist resolut und forsch, wir sehen sie am Waschfaß hantiren und den Männern befehlen, daß es eine Art hat. Sinnliche Neigung spricht in Henschel's Erwägungen nicht mit, wenigstens vermeidet es der Dichter, sie anzudeuten. Hanne's Erklärung, daß sie fortziehen wolle, weil die Leute über ihr Verhältniß zu ihm Uebles redeten, bringt Henschel's schwankenden Willen zur Entscheidung. Daran, daß Hanne aus einer früheren Liebschaft ein Kind hat, das sie in der Obhut ihres Vaters, eines Trunkenboldes, gelassen, nimmt er keinen Anstoß. Er holt das Kind sogar aus dem Gebirgsdorf und bringt es ihr nach der Heirath, in dem gutmüthigen Glauben, sie dadurch zu erfreuen. Aber Hanne empfindet die Gegenwart des Kindes zugleich als Last und Kränkung: sie ist ein herrschsüchtiges, geiziges und sinnliches Weib. Mit dem Kellner des Gasthofes, in dessen Keller, Hof und Stall die Henschels wohnen,

betrügt sie ihren arglosen Mann. Der Gegensatz ihrer beiden Charaktere verleidet ihm allmählich sein Heim, er sucht das Schenkzimmer des Gasthofes auf. Hier wird ihm nun von den Zechgenossen das wahre Bild seiner Frau vorgehalten, Wahres und Falsches mischen sich in den Beschuldigungen, die ihr sogar den Tod der ersten Frau und ihres Kindes vorwerfen. Diese Reden, die Weigerung Hanne's, sich zu vertheidigen, die Gewißheit, daß er von einer Unwürdigen getäuscht und betrogen worden ist, erschüttern den wackeren, herzenseinfältigen Mann bis in den Grund seiner Seele. Mit unüberwindlicher Gewalt richtet sich sein Gewissen gegen ihn auf. Die Reue über seinen Wortbruch läßt ihn nicht mehr los. Ueberall glaubt er seine verstorbene Frau zu sehen und zu hören. „Einer von uns Beiden muß weichen", sagt er zu Hanne, geht in die Kammer und tödtet sich. Ob mit einem Strick, ob mit einem Messer, überläßt der Dichter der Auslegung der Zuschauer.

Weder dem Stoffe an sich noch den Figuren kann man etwas Eigenartiges nachrühmen. Der schlesische Dialekt, in dem das Stück mit geringen Ausnahmen — einige Nebenpersonen sprechen hochdeutsch — geschrieben ist, erhöht wohl die Naturwahrheit des Vorfalles, wir haben eine Photographie ohne Retouchirung vor uns, vertieft ihn aber in keiner Weise. Der Mangel jeder humoristischen Arabeske läßt das Ganze in seiner Kahlheit und Armuth um so trostloser auf uns wirken. Wie in allen seinen Schöpfungen, die „Versunkene Glocke" nicht ausgeschlossen, offenbart sich auch in diesem Schauspiel die Schilderung des Zuständlichen als die besondere Stärke Hauptmann's, diese Dinge, diese Menschen leben. Bis auf die stickige Luft, in der sie in der Kellerwohnung, in der Wirthsstube athmen, ist Alles anschaulich, greifbar, fühlbar. Dem Wirklichkeitssinn Hauptmann's entgeht keine charakteristische Einzelheit, selbst auf den Topf mit schmorendem Sauerkraut in der Ofenröhre verzichtet er nicht. Die Figuren sind von dem bescheidensten geistigen Durchschnittsmaß, aber die Sicherheit ihrer Zeichnung, die Wahrheit ihres Ausdrucks ergreifen. Der Fuhrmann und die Magd sind Muster der Beobachtung und der lebendigen Wiedergabe. Im wirksamsten Gegensatz stehen seine gutmüthige Schwäche, Langmuth und Bestimmbarkeit zu ihrer klugen Berechnung, ihrer überlegenen Ichsucht. Nichts an ihnen ist übertrieben, in das Schöne oder Häßliche gemalt, sie erscheinen wie Naturprodukte. Die Uebersichtlichkeit und Geschlossenheit der Handlung läßt sie trotz der breiten Schilderung des Nebensächlichen wirksam hervortreten, die Entwicklung ihrer Charaktere vollzieht sich wenigstens zum Theil vor den Augen des Zuschauers, wenn wir uns auch den Eindruck, den Hanne auf den Fuhrmann macht, die Ursachen der Abneigung, die sie den andern Bewohnern des Hauses und des Ortes einflößt, mehr in der Phantasie ausmalen müssen, als sie sichtbar vor uns zu haben, und die tragische Steigerung des Conflictes ist ebenso glücklich durch einfache Mittel vorbereitet wie erschütternd durchgeführt. Diese Vorzüge des Stückes rechtfertigen bei der Werthschätzung, in der die Armenleute, ihr Dasein, ihre Leidenschaften und ihr Geschick in der modernen Dichtkunst und Malerei stehen, den Beifall und Zuspruch, den es gefunden. Eine Erhebung und Vertiefung des Vorfalles, wie ihn vielleicht ein Dichter von Hebbel's Kraft und Tiefsinn versucht hätte, liegt außerhalb Hauptmann's Talent und Kunstrichtung: indem er die Natur nach Möglichkeit rein und ohne Zuthat abschreibt, glaubt er seine Aufgabe erfüllt zu haben. Für ihn wie für einen großen Theil des Publicums hat die Wahrheit aus der Dichtung die Schönheit, die Wirklichkeit die Phantasie verdrängt. Das Merkwürdige für den Beobachter ist nur die Thatsache, daß zwei Seelen dicht neben einander in der Brust des Dichters und des Publicums wohnen, deren eine „Hannele's Himmelfahrt" und „Die versunkene Glocke", deren zweite „Vor Sonnenaufgang" und den „Fuhrmann Henschel" erschafft und bejubelt — nicht in langen Zwischenräumen, etwa in der Entwicklung des Lebens, sondern von einem Jahre zum andern, wie man Handschuhe wechselt.

Während Niemand Hauptmann einen Vorwurf aus diesem Spaziergang zwischen Romantik und Alltagsnüchternheit, zwischen Rautendelein und Hanne Schäl macht, wiesen nicht Wenige Hermann Sudermann in die Sphäre der modernen Gesellschaft zurück, als er in dem dramatischen Gedichte „Die drei Reiherfedern", das am Sonnabend den 21. Januar zur ersten Aufführung im Deutschen Theater gelangte, sie in das Märchenland führen wollte. Eine Mahnung, deren Berechtigung um so zweifelhafter ist, je besser der Dichter den Ton und die Stimmung eines phantastisch düstern Wintermärchens in seinem Werk getroffen hat. In der künstlerischen Form, es ist in gereimten Versen geschrieben, und in seiner gedanklichen Bedeutung überragt Sudermann's dramatisches Gedicht durchaus Hauptmann's „Fuhrmann Henschel", aber eine eigene Unklarheit brütet darüber und erschwert den Einblick in die Charaktere und das Verständniß der Vorgänge, die zwischen Wirklichkeit und Symbolik hin und her schwanken. Ein junger Prinz Witte ist von seinem gewaltthätigen Stiefbruder Widwolf aus seinem Erbe, dem Herzogthume Gotland, vertrieben worden und mit seinem treuen Knecht Hans Lorbaß über die Ostsee nach Samland, dem Bernsteinlande, geflüchtet. Dort in den Dünen begegnet er der Begräbnißfrau, die den von den Wellen an den Strand geworfenen Leichen der Schiffbrüchigen das Grab schaufelt — einem geheimnißvollen Wesen zwischen Norne und Zauberin. Dem Jüngling fliegen die Wünsche hoch, er begehrt das schönste Weib zur Braut, und die Begräbnißfrau trägt ihm auf, ihr drei Reiherfedern zu bringen, von einem wilden Reiher, der auf einer Insel im Nordlandsmeer als Gott verehrt wird. Dann will sie ihm die Zaubermacht kund thun, durch die er die Schöne finden und binden kann. Während Hans Lorbaß als Gehülfe bei der Begräbnißfrau zurück bleibt, zieht der Prinz auf das Abenteuer aus. Noch ehe er aber heimkehrt, landet der Herzog Widwolf an Samlands Küste mit seinen Mannen, um die Hand der verwittweten Königin zu werben, die sie dem versprochen hat, der ihre anderen Freier im Kampfe besiegt. Als der Prinz nun mit den drei Reiherfedern am Helm erscheint, räth ihm Lorbaß vergebens, sich nicht auf die Zaubereien der Begräbnißfrau einzulassen. „Wer seiner Sehnsucht nachläuft, muß daran sterben," sagt er mit seinem trockenen Verstande und seiner ganz auf das Nächste gerichteten Willenskraft. Witte indessen will die Bedeutung der drei Reiherfedern wissen, die Beziehung, in der sie zu dem schönsten Weibe stehen. „Wirfst Du die erste ins Feuer," entgegnet die Begräbnißfrau, „so wirst Du im Dämmer ihr Bildniß schauen. Verbrennst Du die zweite Feder einsam in schweigender Gluth, muß sie nachtwandelnd vor Dir erscheinen. Und bis die dritte in Flammen verloht, reckst Du nach ihr die sehnenden Hände: der dritten Vernichtung bringt ihr den Tod, drum hüte sie wohl und denk' an das Ende." Die erste Feder wird verbrannt — eine weibliche Riesengestalt gleitet am Horizont über das Meer in dunklen Umrissen dahin: es ist die Chimäre, die der sehnsuchtkranke, bethörte Prinz rastlos verfolgen wird. In der Burg der Königin von Samland halten Witte und Lorbaß Rast. Das Volk, die Räthe, die Fürstin sind in Sorge und Schrecken: dem wilden Widwolf will sich keiner der vielen Freier zum Kampfe stellen, alle haben den Hof verlassen. Die Königin fürchtet sich vor dem frechen, ungebärdigen Mann und bittet den Prinzen, ihr Ritter zu sein. Nur wider Willen läßt er sich dazu bewegen. Er wird im Zweikampf besiegt und liegt verwundet am Boden, als Lorbaß mit einem Volkshaufen in die Schranken bricht und den Herzog und seine Mannen von dannen jagt. Trotz ihres Schwures, daß sie dem Sieger angehören wolle, vermählt sich die Königin mit dem besiegten Prinzen. Sie heilt seine Wunden und umgibt ihn mit zarter Liebe und Hingebung, aber sie kann ihn nicht glücklich machen und den Drang in die Ferne, die Sehnsucht nach dem schönsten Weibe nicht aus seinem Herzen verbannen. Witte hat Gründe genug zum Mißmuth und zur Selbstquälerei. Er fühlt, daß er nur zu Unrecht der Gemahl der Königin, nur zum Schein der Fürst des Landes ist. Der junge Sohn der Königin aus ihrer ersten Ehe ist der eigentliche Besitzer des Thrones, und Witte betrachtet ihn mit zweifelnder, aus

Neigung und Haß gemischter Empfindung. Um sich aus diesem Zustand der Verdrossenheit und des Kleinmuths zu erretten, verbrennt er die zweite Feder. Mit geschlossenen Augen tritt die Königin in das Gemach. „Du hast mich gerufen," sagt sie sanft. Er aber sieht in ihrem Kommen die Sorge einer eifersüchtigen Frau, die ihn stets unter ihrer Obhut halten will. Die Vision, nach der er schmachtete, ist zerstört worden, doppelt schwer empfindet er darum den Druck der Ehefessel und stürzt sich, um sich zu betäuben, in ein wüstes Genußleben. Darüber hat der Herzog Widwolf ein neues Heer gesammelt und erscheint sturmdrohend vor der Burg. Doch Witte ist nicht zum Widerstand zu bewegen. In seinen Thurm eingeschlossen will er das Unvermeidliche thatlos erwarten. Ja, wenn das Kind nicht wäre! wenn ich in dieser Stunde für eigenes Ernten stritte! wirft er gegenüber Hans Lorbaß' Drängen hin. Und der treue Diener sieht darin eine Art Befehl, das Kind zu tödten. Aber die Unschuld und Arglosigkeit des Knaben lähmen den Arm, den er schon zum Mordstreich erhoben: er trägt das Kind zur Mutter. Bei diesem Anblick athmet Witte wie von einem Alpdruck erleichtert auf. Das Wunder, das er erwartet, ist geschehen. Er stürzt seinem Stiefbruder entgegen und tödtet ihn. Jetzt ist er der rechtmäßige Gemahl der Bernsteinkönigin und Herrscher. Alle huldigen ihm. Allein seines Bleibens ist nicht im Lande. Er nimmt Abschied von der Königin und zieht mit Hans Lorbaß, die letzte Reiherfeder auf der Brust, nach Süden, das schönste Weib suchend. Zerschlagen, verlumpt und verlottert, Wegelagerern ähnlich, kehren beide nach fünfzehn Jahren zurück. Ein Fischer erkennt sie am Strand und meldet ihre Ankunft der Königin, die mit ihrem Sohn und ihren Räthen herbei eilt, sie zu empfangen. Witte ist gerührt und ergriffen und wendet sich dennoch ab. „Nein, locke mich nicht," sagt er zu der Königin, „ich bin es nicht werth, mich hat das Leben verhetzt und verheert." Die Reiherfeder reißt er aus seinem Wams: „Wenn sie in Flammen verloht, dann sinkt ein unseliges Weib in den Tod, das Weib, dessen Schatten einst drüben entschwand, das Weib, das ich suchte und niemals fand. Schaut her — so thu' ich die Sehnsucht von mir ab!" Wie er die Feder in das Feuer wirft, bricht die Königin sterbend mit den Worten: „Ich bin doch dein Glück gewesen bis in den Tod!" zusammen. „Du warst's?" ruft Witte, stürzt sich über die Leiche und stirbt. Aus dem Grabe steigt die Begräbnißfrau: „Leget sie in weiße Linnen, tragt sie in mein dunkles Haus, dann geht nachdenksam von hinnen, denn mein Werk ist aus." „Meines," beschließt Hans Lorbaß das Stück, „muß nun beginnen": er will Witte's Erbe antreten und nach Gotland hinüber, das eine rächende, rettende Hand, das Gewaltthat und Recht braucht.

Die Dichtung entbehrt, wie schon der Umriß der Fabel zeigt, zu sehr der Klarheit und Bestimmtheit der Vorgänge, der Durchsichtigkeit der Charaktere, um leicht einem Theaterpublicum einzugehen: der Dichter selbst wünschte, daß es, durch die Lectüre vorbereitet, einer Aufführung beiwohnte. Was Sudermann vorschwebte, ist leicht erkennbar: die Sehnsucht des Jünglings nach einem Ideal, die ihn in die Ferne treibt, der das Erreichte niemals genügt, will er darstellen. In dem Besitz eines liebenden Weibes, sucht er nach einem liebenswürdigeren und schöneren, der Ruhm, den er erworben, erfüllt ihn mit der Begierde nach einem größeren. So bringt er das Leben auf der Jagd nach dem Glücke hin, ohne es je zu erjagen, weil seiner Unruhe jeder friedliche Zustand zur Last wird, um zu spät zu erkennen, daß eben dieser Friede das Glück war. Dem rastlos umhergetriebenen, problematischen Helden, der einem Phantasiegebilde nachläuft, tritt der auf die Wirklichkeit und den Augenblick gestellte Mann der entschlossenen That gegenüber, der stets das Richtige erkennt, dem Wollen und Handeln in einander überfließen. Die drei Reiherfedern, die Begräbnißfrau, die Zaubersprüche sind schmückende phantastische Zuthaten. So weit ist Alles klar und übersichtlich. Witte auf seinem Zuge nach dem Ideal will sich in dem Bernsteinlande nicht festhalten lassen, er erträgt gelassen die Beleidigung seines Stiefbruders und greift nur widerwillig zum Schwert, um

für die Königin zu kämpfen. Warum aber wird er besiegt? Warum quält er sich zwei Acte lang in peinlichen Verhältnissen, wo ihn doch Alles auf der Stelle fortreiben müßte? Zugegeben, daß die Königin das ideale Weib war, das er suchte, wie konnte der besiegte Mann ihren Anblick ertragen? Nicht die Sehnsucht allein, Scham und Trotz wiesen ihn nach dem unglücklichen Zweikampf aus dem Bernsteinlande. Von all' seinen Fahrten und Abenteuern hören und sehen wir nichts. So gut wie Witte und Hans Lorbaß als Strolche zurückkehren, könnten sie als siegreiche Helden heimkommen. Es fehlt den Vorgängen der Zwang und der Zusammenhang der Dinge, sie entspringen nicht aus dem Gedanken, der die Grundlage der Dichtung bildete. Wenn das „göttliche Weib" der Gegenstand der Sehnsucht Witte's ist, so mußte ihn der Dichter noch mit anderen Frauen in Verbindung bringen als einzig mit der blassen, blumenhaften Königin, die überdies eine Wittwe ist; wir, das Publicum, mußten durch die Vergleichung überzeugt werden, daß die Königin in der That Witte's Glück war. Sonst erscheint sie uns als Last und Hemmniß für ihn. Ich glaube, Sudermann würde seine Ideen reiner, verständlicher und ergreifender entwickelt haben, wenn er nicht einen nordischen Königssohn mit dem Stich in das Tyrannische, sondern einen Minnesänger zum Träger derselben gemacht hätte; dem ständen wenigstens die Sehnsucht nach dem Weibe und die lyrischen Ergüsse noch einmal so gut zu Gesicht. Dem schönen Schwunge der Dichtung, der meisterhaften Darstellung des phantastischen Elements in dem ersten und letzten Act, dem poetischen Tiefsinn des Vorwurfs folgt der Leser mit Theilnahme und Genuß, aber die Frostigkeit und Unklarheit, die nicht genügend begründeten Stimmungswandlungen der mittleren Acte schwächen auch bei der Lectüre diesen Eindruck, wie sie es bei der Aufführung im Theater thaten.

Neben Hauptmann und Sudermann fehlte auch Ludwig Fulda dem Deutschen Theater nicht. Aber er kam diesmal nicht mit einer originalen Dichtung, sondern mit einer Uebersetzung. Im Theater der Porte St. Martin zu Paris hat seit dem Herbst 1897 eine romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmund Rostand, „Cyrano von Bergerac" hunderte von Aufführungen erlebt, und trotz des ausgesprochenen französischen Charakters in Form und Inhalt hat die vortreffliche Uebertragung Fulda's auch im Deutschen Theater einen großen Erfolg gehabt. Seit dem October 1898 unterhält „Cyrano von Bergerac" mit der Buntheit seiner Bilder, mit der sympathischen Persönlichkeit des Helden, der zugleich ein Dichter und ein Held ist, bis in den Ausgang der Saison das Publicum. Es ist eben Theaterblut in dem Stück. Ueber Rostand's erstes Lustspiel, „Die Romantischen", das von Fulda der deutschen Bühne vor einigen Jahren zugeführt wurde, ist „Cyrano von Bergerac" ein Fortschritt in Frische, Natürlichkeit und Abwechselung. Aber eine Erneuerung der französischen dramatischen Kunst, deren Triebkraft mehr und mehr nachgelassen hat, ist es nicht, es weist uns im Gegentheil in die Vergangenheit. An Victor Hugo's „Hernani" und „Marion Delorme", an des älteren Dumas' Jugenddramen „Heinrich III. und sein Hof" und „Christine von Schweden" erinnern Form und Aufbau der romantischen Komödie, eines echten Mantel- und Degenstücks. Jeder der fünf Acte bildet ein abgeschlossenes Bild für sich, nur ein dünner Faden der Handlung leitet von dem einen zum andern hinüber, der letzte, der fünfzehn Jahre später spielt, läßt noch überdies den Helden an einem Unfall sterben, der mit der Fabel in keiner Verbindung steht. Die reiche malerische Ausführung des einzelnen Bildes, das mit einer außerordentlichen Treffsicherheit in dem glänzenden Localcolorit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vor uns hingestellt ist, das Feuer, der Witz, die vornehme Gesinnung, die entsagende Liebe Cyrano's verleihen dem Ganzen den bestechenden Reiz. Eine Theatervorstellung im alten Hôtel de Bourgogne im Jahre 1640; eine Garküche in dem damaligen Paris, wo sich Poeten und Officiere, hohe Herren und Verliebte ein Stelldichein geben; ein Platz in dem Marais-Viertel, bei dem ehemaligen Königsplatz, der jetzt Platz der Vogesen heißt, mit der altmodischen Statue

Ludwig's XIII., wo Victor Hugo's Marion Delorme und in Rostand's Komödie die Muhme Cyrano's wohnt; eine französische Schanze vor Arras, das von seiner spanischen Besatzung hartnäckig vertheidigt wird; ein Klostergarten der Nonnen vom Orden des heiligen Kreuzes — das gibt den Hintergrund und bis zu einem gewissen Grade auch den Inhalt für den einzelnen Act ab. Rostand's Held, Cyrano von Bergerac, ist eine Groteskfigur der französischen Literaturgeschichte, ein geistreicher Mensch, dessen Lustspiel „Der gefoppte Pedant" zu benutzen, Molière nicht verschmähte. Er hat ein Trauerspiel „Agrippina", eine phantastische Reise nach dem Mond, eine politische Satire zu Gunsten Mazarin's gegen die Fronde, eine Reihe von Briefen in dem damals beliebten, halb schwülstigen, halb burlesken Stil geschrieben — Alles nicht ohne Geist, Phantasie und Anmuth, aber ohne nachhaltige Wirkung. Dabei war er ein tapferer Soldat und ein unermüdlicher Duellant. Seiner langen Nase wegen, die sein Gesicht entstellte, soll er hunderte von Zweikämpfen bestanden haben, denn jede leiseste Anspielung darauf beantwortete er mit einer Herausforderung. Dem Schauspieler Montfleury verbot er einmal, die Bühne zu betreten, und setzte vor dem versammelten Publicum seinen Willen durch. Einen Freund, der sich durch ein Spottgedicht die Rache eines hohen Herrn zugezogen hatte, soll er von einem gegen ihn ausgesandten Haufen bewaffneter Banditen befreit haben. Alle diese Abenteuer und Züge aus dem Leben Cyrano's hat Rostand geschickt in seine Fabel verwebt und hier und dort eine Stelle aus seinen Schriften eingeflochten. Durch ein ebenso zartes wie romantisches Liebesverhältniß empfiehlt er ihn unserer Theilnahme. Cyrano betet seine schöne Cousine Magdalena Robin an, die in dem Kreise der schöngeistigen Pariser Damen den Namen Roxane führt, aber er wagt es nicht, bei seiner grotesken Häßlichkeit ihr seine Liebe zu gestehen. Als sie ihm durch ihre Duenna ein Stelldichein in der Garküche Ragueneau's, der ein ausgezeichneter Kuchenbäcker und ein schlechter Poet ist, ankündigen läßt, ist er trunken vor Glück, aber er fällt aus allen Himmeln bei ihrem Geständniß, daß sie in den jungen Baron Christian von Neuvillette verliebt ist; sie hat den theuren Vetter nur sprechen wollen, um den Geliebten, der eben in Cyrano's Compagnie eingetreten ist, seiner Freundschaft und seinem Schutze zu empfehlen. In heldenmüthiger Selbstüberwindung entsagt er jeder Hoffnung, Roxane's Huld zu erwerben, und schließt mit Christian einen Freundschaftsbund. Da Christian wohl ein tapferer und schöner Officier, aber kein beredter, geistreicher Mann ist, wie die feine und ein wenig gezierte Roxane ihn sich wünscht, schreibt ihm Cyrano die Liebesbriefe und führt im Dunkel der Nacht in seinem Namen unter Roxanens Balcon ein sentimentales Liebesgespräch. Cyrano ist es, der den Liebenden die Gelegenheit verschafft, sich heimlich trauen zu lassen, indem er den Grafen Guiche, welcher der schönen Roxane nachstellt, durch eine schnurrige Geschichte von dem Eintritt in ihr Haus abhält, bis die Trauung vollzogen ist; er schreibt aus dem Kriegslager die Briefe, die Christian's junge Frau so entzücken, daß sie Paris verläßt und zu dem Heere eilt. Jetzt aber will Christian dies Opfer nicht länger annehmen, die Lüge, das Spiel mit der fremden Leidenschaft quälen ihn, er ahnt, daß Cyrano Roxane liebt und unbewußt von ihr wieder geliebt wird, er stürzt dem Feind entgegen und fällt. Cyrano aber läßt sich erst nach fünfzehn Jahren sterbend in dem Garten des Klosters, in das sich Roxane nach dem Tode ihres Gatten zurückgezogen hat, sein Geheimniß entreißen. Rostand ist der Geschichte treu geblieben und hat nicht versucht, die Thatsache, daß Cyrano eines Abends durch ein Holzscheit, das ihm aus einem Fenster auf den Kopf fiel oder geworfen wurde, eine lebensgefährliche Wunde erlitt und nach einigen Monaten an dieser Verletzung starb, mit der Handlung seines Schauspiels enger zu verknüpfen. So verlöscht das Ganze nach dem brausenden Leben der vier ersten Acte wie eine matt brennende Lampe durch einen zufälligen Windstoß. Der Gegensatz zwischen dem Schlachtlärm in der Schanze vor Arras und der friedlichen Herbststille des Klostergartens mochte den Dichter anziehen, aber die rechte Wirkung bleibt

doch aus, weil der Tod Cyrano's unmotivirt für uns eintritt und die Täuschung Roxanen's fünfzehn Jahre lang allzu unwahrscheinlich berührt. Den Zuschauer fesselt die romantische Wunderlichkeit der Komödie, die Verbindung des Schwungvollen und des Grotesken und die Verständlichkeit einer Handlung, die ihn vom Beginn bis zum Ende unterhält und trotz ihrer Eigenartigkeit ihm keine Räthsel aufgibt. Ludwig Fulda's Uebersetzung bewahrt alle Feinheiten, das Feuer und den Schmelz des Originals, ohne unserer Sprache und Reimkunst den geringsten Zwang anzuthun.

So wenig wie zu den Natürlichkeiten des „Fuhrmann Henschel" stimmt freilich die Rostand'sche Romantik mit Federhut und italienischer Halskrause zu der Küchenkomödie Georg Hirschfeld's „Pauline", die am 18. Februar zum ersten Male aufgeführt wurde. Aus seinen früheren Stücken „Die Mütter" und „Agnes Jordan" kennen wir als das eigentliche Gebiet Georg Hirschfeld's die Schilderung und die Charakteristik des kleinen Berliner Bürgerstandes. Diesmal führt er uns in die Küche; Pauline, seine Heldin, dient als Köchin und „Mädchen für Alles" bei einem jung verheiratheten Paar. Der winzige Stoff ist durchaus possenhaft behandelt, Alles in das Derbe und Grelle gemalt. Eine Prügelei auf dem Tanzboden, anhebend von zwei eifersüchtigen Liebhabern Paulinens und allmählich alle übrigen Gäste ergreifend, bildet im dritten Act den Höhepunkt und die Katastrophe der Handlung. Die alte Mutter des leichtfertigen Mädchens, die aus ihrem Dorfe auf die Bitte eines der Freiwerber, eines ehrlichen Schlossers, nach der Hauptstadt kommt, um der Tochter den Kopf zurecht zu setzen, bringt schließlich das zerrüttete Liebesverhältniß wieder in Ordnung. Denn Pauline ist im Grunde ein gutes und in ihrer Sphäre anständiges Geschöpf. Die Mutter schickt sie zwar ärgerlich über ihre Dazwischenkunft heim, aber die Reden der Alten klingen doch in ihr nach, sie gibt dem Schlosser ihr Jawort und läßt sich von ihrer Herrschaft beglückwünschen. Das Ganze natürlich im reinsten Berliner Dialekt. Nichts an den Menschen und Zuständen ist unecht oder schief, überall eine sichere Beobachtung, eine photographische Treue der Wiedergabe, aber zugleich eine Breite und Oede der Ausführung, die ermüden. Drei Acte Küchendunst fallen uns ebenso auf die Nerven wie die niederländischen Bilder, auf denen das Zahnausreißen in Lebensgröße dargestellt wird. Es ist ein Hauptfehler der naturalistischen Schule, daß sie weder in der Dichtung noch in der Malerei das richtige Augenmaß für die Dinge hat und Figuren, die auf dem zweiten Plan in Verkürzung vortrefflich wirken, gewaltsam in den Vordergrund schiebt. Einen gefälligeren und zugleich tieferen Eindruck machte am 8. April die erste Aufführung eines Schauspiels in drei Acten von Max Dreyer, „Hans". Im Mittelpunkt der Handlung steht ein eigenthümlicher, herb jungfräulicher Mädchencharakter: Johanna ist von ihrem Vater, dem Professor Hartog, ganz als Knabe in strengen naturwissenschaftlichen Studien erzogen worden; nicht Johanna, Hans wird sie gerufen. Auf der einsamen Nordsee-Insel ist sie sein getreuer Gehülfe in der Leitung der biologischen Anstalt. Allen wärmeren Empfindungen scheinbar unzugänglich, weist sie die Geständnisse einer Jugendfreundin, die nach einer unglücklichen Liebesgeschichte leiblich und seelisch Trost und Heilung auf der Insel sucht, zurück. Eine Empörung regt sich in ihr, als sie merkt, daß in dem Herzen ihres Vaters eine Neigung für die Freundin erwacht und bei dieser Erwiderung findet. Ein tragischer Bruch droht, der aber abgewandt wird, als „Hans" selber ihr Herz entdeckt. In der Liebe zu ihrem Jugendfreunde erwacht ihre Weiblichkeit, und Zartheit und Mitleid verdrängen die frühere Härte und Kälte. Durch den anschaulich und frisch geschilderten Hintergrund hob sich die Figur der Heldin noch einmal so lebenswahr und bedeutsam hervor. Die gesunde Empfindung, die wie der Seewind erquickend durch das Schauspiel weht, stand in merkwürdigem Gegensatz zu den beiden dramatischen Versuchen eines jungen Wiener Schriftstellers Hugo von Hofmannsthal: „Die Hochzeit der Sobeide" und „Der Abenteurer". Bei Dreyer Alles feste Form und plastische Rundung, hier Alles

Geflimmer, Farbenglanz und Stimmungsschwelgerei. Hofmannsthal's Stärke liegt ganz im Lyrischen: man kann die orientalischen Schilderungen und Schwärmereien, die öfters an Victor Hugo's „orientalische" Dichtungen erinnern, bis zu einem gewissen Punkt als Märchen gelten lassen; völlig ungeeignet aber ist des Dichters Talent, Casanova, diesen Liebes- und Lebensrealisten, und das Venedig des achtzehnten Jahrhunderts in dem „Abenteurer" auf die Bühne zu führen.

Auch das Lessing-Theater thut seine Pforten entgegenkommend der neuen Kunst auf. Seit dem September des vergangenen Jahres ist Oscar Blumenthal, der es zehn Jahre erfolgreich geleitet hat, dem wir die Einführung Sudermann's auf die deutsche Bühne danken, von der Direction zurückgetreten. Otto Neumann-Hofer hat sie übernommen; als Kritiker des „Berliner Tageblatts" ist er ein eifriger Verfechter der realistischen Richtung gewesen und sucht ihr auch in seiner neuen Stellung den Kampf ums Dasein nach Möglichkeit zu erleichtern. An Fleiß und Eifer hat er es nicht fehlen lassen, aber keine der vielen Neuigkeiten, die er dem Publicum dargeboten, hat sich zugkräftiger erwiesen. Max Halbe ist mit zwei Schauspielen, „Der Eroberer" und „Die Heimathlosen", nach einander gescheitert. Der Beifall, den sich Halbe's Erstlingswerk „Jugend" durch die vortreffliche Schilderung der Verhältnisse auf dem platten Lande Westpreußens und den warmen und wahren Ausdruck erwachender Liebesleidenschaft erworben hat, ist ihm insofern nicht günstig gewesen, als er ihn offenbar über die Grenzen seines Talents täuschte. Der Sprung aus der modernen Wirklichkeit in die italienische Renaissance war zu groß für ihn. Handlung und Figuren erschienen nur in Umrissen, der Nietzsche'sche „Uebermensch" in dem „Eroberer" mit seinen Liebschaften und Tyrannenthaten wurde nicht ernst genommen, und es erfolgte einer jener aus Schabernack und Uebermuth, aus Unwillen und Schadenfreude gemischten Ausbrüche des Publicums, die nachher, und vielleicht mit Recht, als ungebührlich verurtheilt werden. Während des Tumults indessen ist sich keiner einer Schuld bewußt, im Theatersaal steht der Einzelne unter dem Druck und Zwang der Masse, und seine Stimmung unter dem Einfluß der allgemeinen Stimmung. Halbe war verständig genug, sich den Lärm nicht tragisch zu Herzen gehen zu lassen und mit einem neuen Stück, „Die Heimathlosen", eine Revanche für seine Niederlage zu suchen. Hier in einer Berliner internationalen Pension bewegte er sich freier und sicherer. Aber die Fabel — ein junges, abenteuerlustiges Mädchen aus der Provinz fällt einem gewissenlosen Wüstling zum Opfer — entbehrte nicht nur der Originalität, sondern auch der feineren Charakteristik; es war Schablonenarbeit. Denn so jung sie ist, hat doch die moderne Schule schon ihre bestimmten Vorwürfe, Hintergründe, ihre immer wiederkehrenden Figuren. Die freie Liebe und das Theaterleben sind eine solche Schablone, besonders für die Wiener Dichter Arthur Schnitzler und Hermann Bahr. Auf den Berliner Bühnen hat Schnitzler mit dem Schauspiel „Liebelei" festen Fuß gefaßt, doch ist er der Gunst des Publicums noch keineswegs sicher. Sein neues Stück „Das Vermächtniß" fand keine Zustimmung. Hermann Bahr ist in Wien einer der Vorkämpfer der Moderne. Man kann seiner Komödie in vier Akten „Der Star", die am 12. November 1898 zur Darstellung kam, nachrühmen, daß sie ihren Titel „ein Wiener Stück" zu Ehren bringt. Sie ist ganz erfüllt von der Wiener Theateratmosphäre, dem Theaterklatsch und Geschwätz, der Ueberschätzung der Theaterdamen, der boshaften Neugierde, mit der ihre Privatverhältnisse belauert und in die Oeffentlichkeit gezerrt werden. Einer Schauspielerin, einem „Star", Lona Ladinser, fällt es ein, sich in einen jungen Poeten Leopold Wisinger ernsthaft zu verlieben. Er macht ihr am Tage nach dem Durchfall seines Stückes die Aufwartung, um sie zu bitten, noch einmal in dem Stück zu spielen, vielleicht fände es bei der Wiederholung Gnade bei den Zuschauern. Er ist ein kleiner Beamter, stammt aus schlicht bürgerlichen Verhältnissen und fühlt sich in dem Boudoir Lona's gleichsam in eine poetische Welt versetzt, sie entzückt seine Unbeholfenheit, seine Naivetät, seine Bewunderung ihrer Schönheit. Eine

Liebschaft knüpft sich an, die Verlobung wird geschlossen, bis beide die Unverträglichkeit ihrer Stellungen, ihrer Charaktere, ihrer Lebensgewohnheiten erkennen und wieder aus einander gehen, Lona in die Coulissenwelt, Wisinger in die bürgerliche Ehrbarkeit und Langweiligkeit mit einem reichen Bürgermädchen, das ihn heirathen wird. Alles ist auch hier auf die Schilderung des Zuständlichen und die breite Ausführung des Nebensächlichen gestellt. In der Ausmalung der wechselnden Stimmungen verliert sich die straffe Führung der Handlung und die dramatische Steigerung. Mit virtuosem Pinsel ist ein Festmahl bei Lona dargestellt, so greifbar, daß wir daran Theil zu nehmen glauben. Die wahren dramatischen Dichter wissen mit wenigen Strichen und Farben eine bestimmte Umgebung und Situation zu schildern, unsere modernen finden kein Ende, weil sie viel mehr Decorationsmaler als Dichter sind und ihre Beobachtung weit ihre Phantasie überwiegt. Im Vergleich zu diesen dramatischen Mollusken ist das Volksstück von Karlweis „Das liebe Ich", das am 13. Januar aufgeführt wurde, von ungleich festerem Gefüge, eine Mischung aus Raimund und Anzengruber, das leider zu tief in der moralischen Tendenz stecken bleibt — es handelt sich um die Bekehrung eines Egoisten zum Menschenfreunde — um eine volle Wirkung ausüben zu können.

Das Berliner Theater hat unter der tüchtigen und einsichtigen Leitung seines Directors Alois Prasch beinahe in jeder Woche der Spielzeit eine Neuigkeit auf die Bühne gebracht. Ausländische und heimische Arbeiten, von verschiedenem Werthe, wechselnd in Form und Inhalt, aber meist von kurzer Lebensdauer. Eine französische Komödie, „Zaza", das Leben und die Abenteuer einer Volkssängerin schildernd, hat sich durch die Keckheit ihrer Scenen und das glückliche Spiel einer trefflichen, im Heiteren wie im Ernste gleich ausdrucksvollen Schauspielerin, der Frau Prasch-Grevenberg, am längsten in der Gunst des Publicums erhalten, ohne dieselbe durch literarische Bedeutung zu verdienen. Höher stand darin ein dänisches Schauspiel von Edgar Hoyer, „Familie Jensen", dessen Heldin ebenfalls im Theater- und Artistentreiben sich tummelt und „mit ihren Beinen", wie sie sagt, ihre verkommene Familie ernährt. Der Stoff war tiefer gefaßt, die Betrachtung schärfer, allein es fehlte dem Werke die leichtfertige Anmuth und die Verve der flotten französischen Komödie. Die lebhafteste Theilnahme in diesem Theater erweckte die erste Aufführung eines Trauerspiels von Ernst von Wildenbruch, „Gewitternacht", am 31. Januar. Unter unsern ersten Dramatikern ist Wildenbruch der Einzige, der mit Hingebung und Ausdauer das historische Drama pflegt. Seine schönsten Erfolge hat er auf diesem Gebiete errungen. „Die Karolinger" — „Das neue Gebot" — „Harold" — „Die Quitzows" — „Der neue Herr" — „Heinrich und Heinrich's Geschlecht" bewähren immer von Neuem, so oft sie erscheinen, ihre Wirkung und Kraft. In der Mannigfaltigkeit seiner Dichtung, in dem Schwung seiner Sprache, in der Beherrschung der Bühne und dem Tiefsinn, mit dem er die in den Menschen und Begebenheiten sich verkörpernden Ideen erkennt, gilt er mit Recht als der Nachfolger Schiller's. In seinem lebhaften patriotischen Gefühl wählt er seine Stoffe mit Vorliebe aus der deutschen Geschichte und begegnet so häufig politischen und religiösen Gegensätzen, die seinen Dichtungen mehr als eine Bühne verschließen, und höfischen Vorurtheilen, die sie einengen. Sein neuestes Trauerspiel leidet merklich darunter. Die beiden schlesischen Kriege geben den Hintergrund ab. Der Verkommenheit und Vaterlandslosigkeit des sächsischen Hofes müßte die Heldengestalt Friedrich's II. persönlich gegenüber gestellt werden, nicht nur um den Zwiespalt in der Seele der Hauptfigur des Dramas auszugleichen, sondern auch um die Zuschauer von dem dumpfen Druck des Peinlichen zu befreien, mit dem die Schilderung widerwärtiger Verhältnisse sie belastet. Wie die Erscheinung des Fortinbras am Ende des „Hamlet" wirkt. Aber das Verbot, die preußischen Könige auf die Bühne zu bringen, hat das Auftreten Friedrich's verhindert: der Dichter muß den deutschen König, nach dem die Besten

sich sehnen, den sie in Friedrich bewundern, obgleich er ihnen als ein Feind ihres Kriegsherrn gegenüber steht, unsichtbar über seiner Dichtung schweben lassen und sie von vornherein um ihren stärksten dramatischen Effect verkürzen. Das Schicksal eines jugendlichen Geschwisterpaares bildet den Inhalt des Trauerspiels. Georg von Waltram, ein protestantischer schlesischer Edelmann, hat die ersten Regierungshandlungen Friedrich's jubelnd begrüßt, aber die Kriegserklärung des Königs gegen Maria Theresia, der Ueberfall Schlesiens durch das preußische Heer haben seine Stimmung von Grund aus geändert, er sieht in seiner idealischen Hochherzigkeit darin Rechtsbruch und schnöde Gewaltthat. Das Bild Friedrich's hat bisher die Diele seines Hauses geschmückt, er läßt es, sehr gegen den Willen seiner Knechte und Mägde, die bei ihrem evangelischen Bekenntniß den Sieg des Königs wünschen und hoffen, herunter nehmen und durch das Bild Maria Theresia's ersetzen. Mitten in dieser lebhaft und anschaulich geschilderten Scene, deren Spannung noch durch die Nachricht gesteigert wird, daß wenige Meilen von dem Gutshofe die Preußen und Oesterreicher zur Schlacht gegen einander rücken, kömmt unerwartet Waltram's Schwester im Hause an, aus Petersburg, wo sie am Hofe ein Jahr unter dem Schutz ihres Oheims, des Grafen Münnich, als Hofdame einer Großfürstin, gelebt. Dort hat Charlotte einen preußischen Officier Winterfeld, einen Abgesandten Friedrich's an die Kaiserin, kennen und lieben gelernt; ihn zu heirathen hat sie Petersburg verlassen; der sächsische Graf von Rynar hat sie begleitet. In das Wiedersehen der Geschwister dröhnt von fernher der Kanonendonner der Schlacht von Mollwitz herein. Bote auf Bote meldet das Auf und Ab, die Wechselfälle des Kampfes, bis der Eintritt Winterfeld's den Sieg der Preußen unter dem laut ausbrechenden Jubel der Knechte und Mägde verkündigt. Aber Georg verweigert dem preußischen Officier die Hand seiner Schwester. Er will nicht länger 'der Unterthan des Königs sein', der ihm als Usurpator gilt. Er wird sein Gut verkaufen und nach Dresden gehen, um in die Dienste des sächsischen Kurfürsten zu treten. Seine Schwester nimmt er mit sich, zur Genugthuung Rynar's, der leidenschaftlich in das schöne Mädchen verliebt ist. In der dramatischen Bewegung und Steigerung der Scenen ist dieser erste Act trefflich gelungen. Er führt uns in die politischen Gegensätze der Zeit lebendig ein und zeigt ihren Einfluß auf die Gesinnungen und Geschicke der Menschen. Wie durch Georg's Seele geht der Zwiespalt durch das Herz des deutschen Volkes. Georg ist an seinem Ideal irre geworden, weil er nicht zugeben will, daß die alten, brüchigen Zustände nur gewaltsam beseitigt werden können, weil der Charakter des Königs sich anders entwickelt, als er es gewünscht. Während er moralisch im Rechte zu sein glaubt, wenn er Charlotte von Winterfeld trennt, beschwört er mit seinem Trotz das kommende Unheil herauf. Leider krankt schon dieser erste Act an dem Gebrechen der ganzen Dichtung: sie ist für die Darstellung zu umfangreich ausgefallen, und die Nothwendigkeit, zu kürzen, erzeugt bei dem Verwischen vieler Fäden, Einschläge und Motive eine Unklarheit, die sich, je weiter die Handlung fortschreitet, durch das immer stärkere Zusammenziehen der Scenen vergrößert. Der zweite Act spielt in Dresden. An dem sittenlosen, in Nichtigkeiten und Lüsten aufgehenden Hofe, bei der Willensschwäche des Kurfürsten Friedrich August und der jämmerlichen Mißwirthschaft des Ministers Brühl, dessen Verschwendung das Volk aussaugt, ist die einzige entschlossene und bedeutende Persönlichkeit die Kurfürstin Maria Josepha, eine habsburgische Prinzessin, sittenrein, streng katholisch und eine geschworene Feindin des preußischen Königs. In dem gemeinsamen Haß gegen ihn finden Waltram und die Fürstin sich zusammen. Auf ihre Verwendung erhält er eine Majorsstellung in der sächsischen Armee, seine Schwester verspricht sie unter ihren Schutz zu nehmen: eine übermächtige Leidenschaft, die mehr für eine Frau der italienischen Renaissance als für eine Dame des sächsischen Rococo paßt, ergreift sie plötzlich für den Mann, den seine Ritterlichkeit, seine trotzige Energie so sehr zu seinen Gunsten von den Kammerherren und Höflingen unterscheiden. In

seiner Knappheit erzielte der dritte Act, der am Abend vor der Schlacht bei Hohenfriedberg in dem Schulhause zu Pilgramshain bei Striegau sich zuträgt, den lebhaftesten Beifall. Ein Genrebild aus dem Soldatenleben, mit dem ganzen Schwunge Wildenbruch's vorgetragen. Im Mittelpunkt steht der sächsische Oberst von Schönberg, ein deutscher Patriot, die Politik und die Nichtswürdigkeit Brühl's verfluchend, im Herzen gut Fritzisch und doch bereit, bis zum letzten Blutstropfen gegen ihn zu kämpfen, da es ihm sein Kriegsherr befiehlt. Unter dem Rufe: „Es lebe der deutsche König!" führt er seine Reiter gegen die anrückenden Preußen. In den zwei letzten Acten bringt uns der Dichter wieder an den Hof nach Dresden zurück, aber die Fülle der sich überstürzenden Ereignisse, die nicht immer ausreichende Motivirung der einzelnen Vorfälle zerstreuen und verwirren unsere Stimmung gerade da, wo sie zusammengehalten und vertieft werden müßte. In einem Rausch der Leidenschaft und der Spielwuth, auf das Gerücht hin, daß Winterfeld in der Schlacht geblieben, wird Charlotte das Opfer der Verführungskünste Rynar's, und stürzt sich von dem Balcon des Schlosses, als der Todtgeglaubte vor sie hintritt. Zu spät erkennt Waltram, in welchem Sumpf er ahnungslos die Schwester zurückgelassen hat, als er in den Krieg aufbrach; der unversöhnliche Haß der Kurfürstin gegen Friedrich, ihre diplomatischen Ränke und Machenschaften, ihn zu verderben, ihr Einverständniß mit der Marquise von Pompadour empören sein patriotisches Gefühl; er verräth Winterfeld ihr Geheimniß und erschießt sich. Die Schwäche der Wildenbruch'schen Dichtung liegt in ihrer allzu großen Ueberladung mit Begebenheiten, Stimmungswechseln und Episoden. Neben den Helden durfte keine Schwester gestellt werden, die unsere Theilnahme in gleichem Maße wie er in Anspruch nimmt, wie er aus einer Stimmung in die andere stürzt. Die Charakterentwicklung, das Schicksal Waltram's reichte für das Trauerspiel völlig aus. An dem einen Opfer des Zwiespalts, der durch König Friedrich in die deutsche Welt gekommen, sollte es der Dichter genug sein lassen. Durch diese Beschränkung würde die Handlung an Einfachheit und Uebersichtlichkeit gewonnen haben, die Uebergänge hätten feiner und psychologisch reicher entwickelt werden können, und der Verzicht auf die romantische Geschichte Charlottens ließe die historische Tragik des Stoffes um so reiner hervor treten.

Auch das Neue Theater, das während dieser Spielzeit unter Leitung der Frau Nuscha Butze stand, hat es an Fleiß und Mannigfaltigkeit seiner Darbietungen nicht fehlen lassen, aber nur eine einzige seiner Neuigkeiten hat eine längere Lebensdauer bewahrt. Hundertundfünfzigmal ist das Lustspiel „Hofgunst" von Thilo von Trotha aufgeführt worden: ein Stück ohne tieferen Gehalt, aber voll theatralischen Geschicks und fröhlicher Munterkeit in der Vorführung des Dichtens und Trachtens an einem kleinen Hofe. Trotz aller politischen Umwälzungen hat das deutsche Theaterpublicum das Interesse an der Kleinstaaterei auf der Bühne nicht verloren. Einen höheren Flug nahm das Belle-Alliance-Theater, dem leider seine beschränkten Räumlichkeiten und der Mangel eines ausreichenden Kapitals die Entwicklung zu einem Volkstheater nicht erlauben. Wie es in der vorjährigen Spielzeit nicht davor zurückschreckte, Ibsen's gewaltigste Tragödie, „Kaiser und Galiläer", aufzuführen, hat es sich in dieser an Christian Grabbe's originalstes Schauspiel „Die hundert Tage" gewagt. Mit diesem bisher für unnahbar gehaltenen Stück, das vortrefflich eingerichtet war, riß es das Publicum hin und gewann in einer langen Reihe von Wiederholungen immer neue Zuschauer: ein deutlicher Beweis, welchen Erfolg eine größere Bühne mit reicheren Mitteln erzielen würde, wenn sie sich zu einer Bearbeitung und Darstellung dieser Dichtung entschlösse. Im Original freilich ist Christian Grabbe nicht zu spielen, die Forderungen, die er an die Bühne stellt, sind auch heute noch nicht zu erfüllen. Auch die moderne Bühnentechnik könnte keine Batterien auffahren und Schwadronen galoppiren lassen. Aber wie weit werden diese Ungeheuerlichkeiten und die Geschmacklosigkeiten, in die er gelegentlich verfällt, von dem

poetischen Gehalt, der kühnen Charakteristik der Gestalten, der theatralischen Kunst dieser Dichtungen überboten. Hier liegt ein Schatz, den zu heben und für die Bühne nutzbar zu machen, wohl der Mühe lohnt. Das Schiller-Theater ist in seinen verdienstlichen Bestrebungen, für ein geringes Eintrittsgeld unsere classischen Dramen den breiteren Volksschichten in guter Darstellung zu zeigen, auch in dieser Spielzeit von Erfolg begünstigt worden. So aussichtslos Manchem das Unternehmen in seinen Anfängen erschien, nimmt es doch jetzt, dank der Tüchtigkeit und Ausdauer seines kunstverständigen Directors, Raphael Löwenfeld, einen festen Platz in unserem Theaterleben ein und kommt in seinem Repertoire wie in seinem Spiel und seiner Inscenirung dem Ziel eines echten Volkstheaters immer näher. Sein Gegenüber, das Residenz-Theater, ist der französischen Dramatik treu geblieben, die mit wenigen Ausnahmen leider in den letzten Jahren fast ganz in die Posse herabgesunken ist, und hat mit dem Scherz „Der Schlafwagen-Controleur" einen Treffer gezogen. Zu all' diesen ständigen theatralischen Vergnügungen an jedem Abend gesellen sich immer mehr Mittagsvorstellungen an den Sonntagen, sei es zu wohlthätigen Zwecken, sei es, um literarischen Feinschmeckern ein besonderes Gericht darzubieten. Der eine Verein führt Aristophanes, der andere Maeterlinck auf. Die politischen und literarischen satirischen Komödien des großen athenischen Dichters setzen zu viel Wissen und zu viel Phantasie zu ihrem Genuß voraus, um auf ein naives Publicum einen tieferen Eindruck ausüben zu können, und das phantastische Märchenspiel Maeterlinck's, „Pelleas und Melisande", entbehrt so sehr des Theater-Fleisches und -Blutes, ist so durchaus Duft und Geflimmer, Stimmung und Schemen, daß Maximilian Harden erst mit einem lebhaften und geistreichen Vortrag die Zuschauer vor Beginn des Spiels in Neugier und Spannung versetzen mußte. Maeterlinck's Schauspiele gehören auf ein Marionettentheater; was gesprochen wird, muß aus einer gewissen Entfernung und wie verschleiert zu uns tönen, die Figuren dürfen nicht in allzu fester Körperlichkeit vor uns hintreten, weil sie sonst den Reiz des Schattenhaften und Geisterartigen verlieren, der ihr Wesen und für sensitive Gemüther ihre Anziehungskraft ausmacht: in richtiger Erkenntniß seiner Kunst hat Maeterlinck selbst einem seiner Bücher den Titel „Drei kleine Dramen für Marionetten" gegeben. Man sieht aus dieser Uebersicht, wie reich das Angebot und wie schwer unter Umständen die Wahl des Vergnügens ist. Für die Befriedigung jeglichen Geschmacks ist gesorgt, die Alten wie die Jungen finden ihr Genüge, Einseitigkeit ist der letzte Vorwurf, den man der Theaterstadt Berlin machen dürfte. Vielleicht ist sie in der Aufnahme des Minderwerthigen zu weitherzig, aber das Theater gleicht einer Lotterie, viele Nieten sind nöthig, damit ein großes Loos gezogen werden kann.

Karl Frenzel.

Ludwig Bamberger.

[Nachdruck untersagt.]

Zum letzten Male habe ich ihn am Nachmittag des 8. März gesehen, auf der sonnigen Seite der Thiergartenstraße, wo er um diese Zeit gern spazieren ging. Es war nicht mehr der elastische Schritt, mit dem er sonst daher kam, dem Begegnenden schon aus einiger Entfernung freundlich zuwinkend. Seine zarte, schlanke Gestalt war gebeugt, sein schmales, durchgeistigtes Gesicht trug die Spuren des Leidens, sein Gang war langsam, und er stützte sich beim Gehen auf einen Stock. Von dem Anfall, der ihn das Jahr zuvor betroffen, hat er sich nie wieder ganz erholt, wenngleich — namentlich in den letzen Monaten — Tage, Stunden waren, in denen er, der die Mitte der Siebzig bereits überschritten hatte, sich mit all' der früheren Lebendigkeit unterhielt. Aeußerlich wohl machte Bamberger den Eindruck des alten Mannes, sein Inneres hat einen Hauch der Jugend, die Theilnahme für das, was in der Welt sich begab, die Wärme der Empfindung für das, was rings um ihn vorging, und selbst eine gewisse Lebensfreudigkeit nie verloren. Niemals auch hat er sich über die Gebrechen des Alters beklagt; mit der Ruhe des Philosophen nahm er hin, was allen Sterblichen insgemein, dem einen eher, dem anderen später beschieden ist. Sein Humor verließ ihn nicht, ob er gleich manchmal wie von einem leisen Wehmuthsflore verschleiert schien. Aber noch einmal, vor dem baldigen Erlöschen, sollte Alles, was für die Erscheinung Bamberger's in seinen besten Tagen charakteristisch, — Alles, was an sittlicher Kraft und geistiger Potenz in ihm war, noch einmal mächtig in ihm emporlodern. Der todte Gegner rief noch einmal den alten Kämpfer in ihm wach, der seine zierliche, aber scharfe Klinge mit solcher Meisterschaft zu führen wußte. Selbst Diejenigen — und es wird die Mehrzahl sein — die mit der Tendenz seines „Bismarck posthumus" keineswegs überall einverstanden sind, werden die gedrängte Fülle des Inhalts, den Reiz und die Frische der Darstellung nicht verkennen, in der diese letzte Schrift keiner seiner ersten nachsteht. Sie war auch der Gegenstand unseres Gesprächs an jenem Nachmittag. Ich erzählte ihm von dem Aufsatze des Professors Marcks im Aprilheft und verschwieg dem Freunde nicht, daß auch seine Bismarck-Schrift darin erwähnt sei, natürlich vom Standpunkte des Verfassers aus, der von dem seinen so beträchtlich abwich. Als praktischer Politiker und auch als politischer Schriftsteller kannte Bamberger, obwohl persönliche Gehässigkeiten ihm fern lagen, keine andere Rücksicht als die für die Sache; doch schon auf dem Grenzgebiet, wo Politik und eigentliche Literatur einander berühren, war er von weitgehender Toleranz und war es noch mehr denen gegenüber, die seine literarische Thätigkeit kritisirten. Ein eclatanter Beweis dafür liegt mir in einem Artikel vor, den Lady Blennerhassett über seine politischen Schriften in der „Rundschau" schrieb (1895, Bd. LXXXV, S. 155 ff.), und der, auf ausdrücklichen Wunsch der Verfasserin, vor der Publication von Bamberger gelesen werden sollte. Der Aufsatz, namentlich in der Bismarck-Frage wenn von einer solchen die Rede sein darf), bewegte sich genau in den Linien, die

auch Professor Marcks inne gehalten hat, und der politische Mensch in Bamberger mag bei der Lectüre wohl stellenweise recht unwillig geworden sein: aber der Schriftsteller gab sein „placet". Der Artikel ward gedruckt und so wenig in unserem Verhältnisse dadurch geändert, daß Bamberger in der Folge vielmehr noch einige Aufsätze für die „Rundschau" schrieb. (Der letzte: „Dr. Wilhelm Cahn's Pariser Gedenkblätter" erschien im März 1898.)

Am Abend des 8. März hatte Bamberger noch auf ein Stündchen zu uns herüber kommen wollen; ich wußte schon, noch eh' ich ihn sah, daß dies nicht der Fall sein könnte. „Liebe Freundin", hatte er meiner Frau geschrieben, „ich bin seit etlichen Tagen besonders schlecht zu Fuß und wage mich nicht auf die aspera, die zu Ihren astra führen. Pardon und herzlichen Dank. Ihr L. Bamberger." Wohl sprach er die Hoffnung aus, am folgenden Sonntag das Versäumte nachholen zu können; aber als der Sonntag kam, ruhte er bereits auf dem Lager, das er lebend nicht mehr verlassen sollte, und als der Freitag kam, standen wir in den Räumen, in denen wir so oft froh mit ihm gewesen, an seinem Sarge.

Zum ersten Male habe ich Ludwig Bamberger gegen Ende des Jahres 1866, des großen Jahres, das auch für ihn das entscheidende war, in Paris gesehen. Er stand damals noch an der Spitze des Bankhauses Bischoffsheim & Goldschmidt, und hier auch, in seinem Arbeitscabinet, empfing er mich. Sein süddeutscher Landsmann und unser gemeinsamer Freund, Dr. H. B. Oppenheim, der schon seit Anfang der sechziger Jahre wieder in Berlin war, hatte mir ein Schreiben an ihn mitgegeben. Auch Oppenheim hatte zehn Jahre lang als politischer Flüchtling in Paris gelebt; aber da sein Vergehen nur darin bestand, während des badischen Aufstandes das amtliche Organ der provisorischen Regierung redigirt zu haben, gestattete ihm der Erlaß der Amnestie beim Beginn der sog. neuen Aera die Rückkehr nach Deutschland. Anders Bamberger, der wegen activer Theilnahme an der Pfälzer Erhebung zum Tode verurtheilt worden war. Schon als fünfundzwanzigjähriger Jüngling, in den „Flitterwochen der Preßfreiheit", hatte er sich, als Redacteur der „Mainzer Zeitung" die literarischen Sporen verdient; die Leitartikel, die er in den Monaten März bis Mai 1848 einen Tag um den anderen schrieb, machten ungeheures Aufsehen, und die Auswahl daraus, die Bamberger im dritten Bande seiner „Gesammelten Schriften" [1]) mittheilt, geben heute noch ein ungemein lebhaftes Stimmungsbild jener Epoche des Vorparlaments und der ersten Tagungen der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche. „Die politische Tendenz," so sagt Bamberger in der Vorbemerkung vom Jahre 1894, „galt auch damals schon vor Allem der deutschen Einheit, allerdings nicht mit der preußischen Spitze, denn das Preußische war uns besonders antipathisch, und die Demokratie war großdeutsch. Die Einheit konnte ich mir nicht anders vorstellen als mit Beseitigung der Fürsten." Im folgenden Jahre ging Bamberger wirklich unter die Freischärler, die, das Banner der Revolution in der Pfalz entfaltend, für die deutsche Republik gegen die preußischen Truppen fochten; aber wie kläglich dieser Versuch auslief, hat Bamberger selbst mit rühmlicher Offenheit, kurz nachdem Alles vorüber war, im Juli 1849, geschildert (Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 59 ff.). Seines Bleibens war nun nicht länger in Deutschland; er begab sich zunächst in die Schweiz und von da nach Paris, wo es galt, sich eine neue Existenz zu schaffen. Der thatkräftige junge Mann, der so Vieles schon erlebt, verzagte nicht; er entsagte der Literatur und trat in das Bankhaus, in dem er es bald zu verdientem Ansehen und allmählich zu leitender Stellung brachte. Wenn man den Lebenslauf Bamberger's überblickt, so wird man begreifen, wie wichtig diese praktische Beschäftigung im Finanzfach, dieses Dienen von der Pike auf für ihn ward, dessen Name dereinst sich dauernd verknüpfen sollte mit der deutschen Währungsreform und Bankgesetzgebung. Aber auch in jeder

[1]) Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Fünf Bände. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894—1898.

anderen Hinsicht hat der Pariser Aufenthalt seine Weiterentwicklung vortheilhaft beeinflußt, seine politischen Anschauungen gereift, seinen geistigen Horizont erweitert, ihn im besten Sinne des Wortes zum Weltmann gemacht, der darum niemals aufgehört hat, ein guter Deutscher zu sein. Es ist Etwas im linksrheinischen Deutschen, das ihn für französisches Wesen empfänglicher macht, als wir Anderen es sind; und auch Bamberger, wiewohl er in einem seiner glänzendsten Artikel die „Französelei am Rheine" (Gesammelte Schriften, Bd. I, S. 126 ff.) durchaus als das charakterisirt, was sie war, hat doch von den feinen Formen der französischen Gesellschaft und der französischen Literatur viel gelernt.

Die fünfziger Jahre, diese trübsten in der neueren Geschichte Preußens und Deutschlands, neigten sich ihrem Ende zu, als mit der Uebernahme der Regentschaft durch den nachmaligen König Wilhelm I. und dem italienischen Krieg zuerst wieder ein freierer Luftzug durch die dumpfe Atmosphäre ging. Dies auch war der Augenblick, wo Bamberger aufs Neue zur Feder griff. Man erinnert sich der gespannten Situation des Jahres 1859, als Frankreich zur Befreiung Italiens den Krieg gegen Oesterreich führte. Die Strömung in ganz Süddeutschland und den nach Oesterreich gravitirenden Mittel- und Kleinstaaten Norddeutschlands ging stark gegen Frankreich und Preußen, dessen Regent zwar mobil machte, sich aber weigerte, den Befehl als Bundesfeldherr und nicht im Namen Preußens als selbständiger Großmacht zu übernehmen. Da erschien eine anonyme Brochure unter dem Titel: „Juchhe nach Italien", die, da sie in Deutschland keinen Verleger hatte finden können, heimlich in Frankfurt a. M. gedruckt und von Bern aus versandt worden war. Ihr Verfasser war Ludwig Bamberger, und diese Flugschrift, wie es in der Vorbemerkung zu dem Neudruck heißt (Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 161), „die erste Arbeit, mit welcher ich in Paris, während ich im Geschäftsleben stand, zur politischen Schriftstellerei zurückkehrte, nachdem ich gerade zehn Jahre vorher meine Erinnerungen aus der Pfälzer Erhebung veröffentlicht hatte." In diesen zehn Jahren hatte Bamberger nicht aufgehört, den Geschicken des Vaterlandes zu folgen; und es war ihm, schreibt er, „sofort klar, daß mit diesem Ereigniß eine neue Aera der europäischen Politik beginne, und daß der Erlösung Italiens die Deutschlands folgen müsse." Wohl mußten sieben Jahre noch vergehen, es mußte erst der von der Vorsehung bestimmte Mann erscheinen, ehe das große Werk in Angriff genommen und in drei Kriegen vollendet werden konnte. Doch von seinem ersten Auftreten an hat Bamberger die Bedeutung Bismarck's erkannt, und er auch ist der Erste gewesen, der sie den Franzosen verständlich zu machen suchte.

Nicht lange vor unserem Begegnen in Paris hatte Bamberger nach siebzehnjährigem Exil zum ersten Male wieder deutschen Boden betreten und seine heimathliche Stadt Mainz besucht. Die Formalitäten der ihn betreffenden Amnestie waren zwar noch keineswegs erledigt; aber in dem neuen Deutschland, das jetzt in Wirklichkeit erstanden, belästigte Niemand mehr Denjenigen, der einst für das Traumbild sein Leben in die Schanze geschlagen hatte. Wie auch hätte das Reich jemals wirklich werden können ohne solchen Traum und solche Männer? Einige stille Wochen, die Bamberger in Ems verbrachte, benutzte er, um eine Reihe von Artikeln für die in Düsseldorf erscheinende „Rheinische Zeitung" zu schreiben, deren Redacteur der Westphale Dr. Becker war, der bekannte „rothe Becker", der 1848 dem Stabe der alten Zeitung gleichen Namens in Köln unter Marx angehört, im Communistenproceß 1849 verurtheilt, lange Jahre auf der Festung gesessen hatte und 1885 sein Leben als Oberbürgermeister von Köln und Mitglied des Herrenhauses beschloß. In diesen Artikeln, welche demnächst gesammelt unter dem Titel „Alte Parteien und neue Zustände" bei Franz Duncker in Berlin herausgegeben wurden (Gesammelte Schriften, Bd. II, S. 291 ff.), vertrat Bamberger den Anschluß Deutschlands an das siegreiche Preußen, während die süddeutsche Demokratie, aus deren Reihen er hervorgegangen war, die preußische Hegemonie mit der äußersten Heftigkeit bekämpfte. Nicht umsonst waren die Jahre der Verbannung an ihm

dahin gegangen, und obwohl er auf dem Grunde seines Wesens niemals aufgehört hat, der alte Demokrat zu sein, hatte er doch inzwischen erfahren, daß es mit der Negation allein nicht gethan sei, und schloß sich darum, als er, ein Aelterer und Reiferer, wieder in die deutsche Politik eintrat, derjenigen Partei an, die national und liberal zugleich, das erstrebte, was positiv erreichbar war. Diese nationalliberale Partei umschloß damals die besten politischen Köpfe und Kräfte Deutschlands, sie hat den Anschluß der annectirten Staaten an Preußen wesentlich erleichtert, und sie war es vornehmlich, auf die Bismarck sich stützte. Von den späteren Wandlungen und inneren Veränderungen dieser Partei hier zu sprechen, ist unnöthig; man weiß, daß die Spaltung 1880 erfolgte, man weiß aber auch, daß die Zeit, während der Bamberger einer der Führer der Nationalliberalen war, die Zeit ist, in die seine beiden großen und unvergänglichen positiven Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Münzreform und Bankgesetzgebung fallen. Aber wenn er auch, wie 1866 von den Exilsgenossen und süddeutschen Freunden, sich vierzehn Jahre später von denen trennte, mit denen zusammen er sein eigentliches politisches Lebenswerk vollbracht, so blieb doch kein Rest von Bitterkeit zurück. Es war in ihm ein solcher Fonds von Humanität, daß selbst die politischen Strömungen, und wenn sie noch so hoch gingen, ihr nichts anhaben konnten. Niemals riß ihn die politische Leidenschaft so weit hin, die Formen der guten Gesellschaft zu verletzen; immer blieb er höflich, immer urban; und man darf, trotz der männlichen Entschiedenheit, mit der Bamberger seine Ueberzeugung vertrat, von ihm sagen, daß er wohl Gegner gehabt habe, aber keine Feinde. Auch im Verhalten zum größten seiner Gegner ist er immer der gleiche geblieben. In dieser Hinsicht ist es interessant, seine Bismarck-Schrift vom Jahre 1867 (Monsieur de Bismarck. Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 337 ff.) mit seiner letzten vom Jahre 1899[1]) zu vergleichen. Jene, wie wir aus der Vorbemerkung ersehen, hatte er geschrieben, um den gebildeten Franzosen eine andere als die damals unter ihnen stereotype Auffassung von dem Inhalt der großen Ereignisse jener Zeit zu geben, ihnen zu zeigen, daß der preußische Minister von Bismarck etwas mehr sei als das „Prototyp eines einzig und allein auf reactionären Absolutismus versessenen Junkers". Wiewohl Bamberger in seinem „Bismarck posthumus" (p. 32) sagt, daß die Besiegung Oesterreichs durch Preußen, die vorbereitende Strategie und die Ausführung in der Ministerperiode von 1862 bis 1866 das wahre Meisterstück von Bismarck's Genialität gewesen sei, so war er doch immer erst derjenige, von dem es in jener französischen Schrift heißt: „Rien ne nous oblige à penser qu'il ait dit son dernier mot" (p. 442). Schon damals konnte der Demokrat in Bamberger sich nicht recht zu dem Aristokraten in Bismarck stellen, „qui se sert du progrès non pas par instinct libéral, mais par instinct politique" (p. 443). Zweiunddreißig Jahre liegen zwischen diesem Schlußsatz der französischen Bismarck-Schrift und jener Stelle der deutschen: „In der Hauptsache steht die Größe seiner Persönlichkeit nicht auf dem Postament psychologischer Werthschätzung, sondern vollzogener Thatsachen." Als er seine Brochure 1867 schrieb, hatte Bamberger Bismarck noch nie gesehen. (Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 339.) Später, seit dem Zollparlament vorübergehend und seit 1871 dauernd in Berlin, ist er vielfach in ganz nahe persönliche Beziehungen zu dem leitenden Staatsmanne getreten. Im Jahre 1870, als unsere Heere vor Paris lagen, berief Bismarck ihn, der sein „Babel an der Seine" so gründlich kannte, zu sich ins Hauptquartier; und gleichfalls auf dessen Wunsch errichtete Bamberger dort, in Versailles, und hierauf auch in Straßburg ein Preßorgan. Mannigfache Begegnungen mit Bismarck erwähnt er in seiner letzten Schrift; oft haben beide mit einander in ungezwungener Weise verkehrt, und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, einer dieser Unterhaltungen zu lauschen, von denen uns Bamberger einige Bruchstücke gibt. Er

[1]) Bismarck posthumus. Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation". Drittes und viertes Tausend. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1899.

nennt Bismarck „einen Erzähler von unvergleichlichem Zauber“ (S. 10); aber auch er war ein „causeur“ ersten Ranges, niemals witzelnd, immer witzig, voll Anekdoten und guter Geschichten, deren er eine bei jeder Gelegenheit parat hatte. In diesem Punkte müssen die beiden sonst so heterogenen Naturen einander angezogen und verstanden haben, obwohl bei Bismarck der Witz immer mehr ins Kaustische, der Humor ins Sarkastische ging, wie wenn z. B. an einem der Samstags-Abende im Bundeskanzlerpalais, als ein hoher Staatsbeamter mit ehrfurchtsvoller Verbeugung vorüberschritt, auf Bamberger's Frage, ob das nicht der Staatssecretär von Thile sei, der Fürst dem neben ihm im Sopha Sitzenden leise zur Antwort gab: „Ich hab' es schaudernd selbst erfahren“ (S. 20). Oder ein ander Mal, im Jahre 1877, als das, was Bamberger seinerseits die „Demissionscomödie“ nannte, auf dem Höhepunkt stand und beide sich auf der Straße trafen. „Wir blieben eine kurze Weile im Gespräch zusammenstehen. Ich erwähnte, daß ich auf dem Wege ins Theater sei. Wie man an Vergnügungen denken könne in einem Augenblick, wo solch' eine Katastrophe spiele!“ (S. 24.) Und diesmal, meint Bamberger, sei Bismarck im Ernst gewesen. Sehr hübsch ist auch die folgende Geschichte von Bismarck, die wieder einmal von der bildlichen Kraft seiner Rede Zeugniß gibt. „Wir sprachen von seinem Kampf gegen Oesterreich, 1866. Es ging mir dabei, sagte er, wie damals, als ich meinen Reitknecht aus dem Wasser zog. In einem Moment fühlte ich mich so krampfhaft von ihm umklammert, daß er mich mit in die Tiefe zu ziehen drohte. Er oder ich, sagte ich mir und drückte ihm die Kehle so fest zu, daß er bewußtlos und kraftlos wurde.“ (S. 14.) — Doch nicht nur zur leichteren Conversation, auch in wichtigeren Angelegenheiten ist Bamberger in diesen ersten Jahren oft von Bismarck zu vertraulichen Berathungen herangezogen worden. Eine solche Besprechung unter vier Augen fand Statt, als es sich um das Project eines Reichseisenbahnwesens handelte (S. 21). Seit Ende der siebziger Jahre, dem Auftauchen der neuen Zoll- und Wirthschaftspolitik, und vollends seitdem Bamberger mit der Secession des Jahres 1880 sich von den Nationalliberalen getrennt hatte, scheinen alle persönlichen Berührungen aufgehört zu haben.

Im Parlamente jedoch behauptete Bamberger seine Stellung. Er war keiner von Denen, die sich gern reden hören; er ergriff das Wort nur, wenn es den wirklich großen und vitalen Interessen der Wirthschaftspolitik in ihrem weitesten Umfange galt, dann aber immer gleich stark in Angriff und Abwehr. Er besaß, wie nicht Viele, das Ohr des Reichstags, den er durch seine stets bereite Schlagfertigkeit, seine geistreichen Einfälle, seine witzigen Aperçus auch da noch zu fesseln verstand, als er ihn schon längst nicht mehr für, sondern gegen sich hatte und, wohl wissend, daß die siegreiche Sache den Göttern gefiele, doch nicht aufhörte, der Cato zu sein, der für die besiegte einstand. Seine Reden waren, wie seine Gespräche, fein pointirt, und seine Beredtsamkeit von der Art, daß sie, wenngleich Pathos seiner Natur fremd war, doch mächtige Wirkungen auch auf große Hörermassen auszuüben vermochte, sie bald zu tiefer Bewegung und bald zu stürmischer Heiterkeit hinriß. Seine erste uns erhaltene öffentliche Rede war diejenige vom 27. Februar 1868, in der er sich um das Mandat seiner Vaterstadt Mainz zum Deutschen Zollparlament bewarb. Der Wahlkampf war einer der heftigsten, die jemals ausgefochten worden. „Wie viele Reden ich in diesen Tagen gehalten habe, weiß ich nicht mehr,“ sagt Bamberger in der Vorbemerkung zum Wiederabdruck jener Candidatenrede (Gesammelte Schriften, Bd. IV, S. 15); „manchmal drei an einem Tage.“ Gegen sich hatte Bamberger nicht nur die um den Bischof von Ketteler geeinigten Ultramontanen, sondern auch die süddeutschen Demokraten, die sich beide der ganzen Gunst der Darmstädter Regierung unter dem Minister von Dalwigk erfreuten; aber für ihn waren der Kern der wohlhabenden städtischen Kaufmannschaft und Industrie, sowie der protestantische Theil der ländlichen Bevölkerung, und er siegte. Fünfundzwanzig Jahre lang seit jenem Tage, zuerst im Zoll- und dann im Vollparlament ist Bamberger Mitglied desselben gewesen und neunzehn Jahre davon

ununterbrochen als Vertreter des Wahlkreises Alzey-Bingen. Es bestand ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen ihm und seinen Wählern, und wie etwas Heiliges hat er die übernommene Pflicht bis zuletzt gehalten. Erst seine mit dem herannahenden Alter immer mehr der Schonung bedürftige Gesundheit konnte ihn an die Niederlegung seines Mandats denken lassen; aber auch da noch machte er es beinah wie der ältere Pitt, Lord Chatham, der sich einmal, um bei einer für die Ehre des Vaterlandes entscheidenden Verhandlung nicht zu fehlen, vom Krankenlager ins Oberhaus tragen ließ. Bamberger hatte um diese Zeit einen Bluterguß ins Auge erlitten — das erste Vorzeichen des Schlaganfalls, der nachmals verhängnißvoll für ihn werden sollte; seine Freunde waren besorgt um ihn, und eine Consultation bei dem berühmten Augenarzt Prof. Schweigger fand statt. Als ich hinüber ging, um mich nach dem Ergebniß derselben zu erkundigen, ließ sich Bamberger eben Hut und Ueberzieher von seinem Diener reichen. „Wie," rief ich, „Sie wollen heute ausgehen?" — „In den Reichstag," erwiderte er. Er wußte, daß es einen Sturmlauf gegen die Goldwährung abzuschlagen galt. An jenem Tage — es war der 14. März 1893 — hielt er die große Rede, in der er noch einmal den Kampf aufnahm und als Sieger das Feld verließ. Es war seine letzte. Denn wenige Monate später, bei Beginn der Neuwahlen zum Reichstag, im Mai 1893, richtete er ein Schreiben an seine Wähler, in dem er erklärte, daß er ein Mandat nicht mehr annehmen könne. Der wegen der Caprivi'schen Militärvorlage über die Fraction hereingebrochene Zwiespalt (in Folge dessen die Freisinnige Vereinigung sich von der Freisinnigen Volkspartei trennte) stelle ihn vor Aufgaben, denen er bei dem jetzigen Stande seines Befindens nicht mehr gewachsen sei. „In der ganzen langen Zeit," heißt es dann weiter, „während der ich die Ehre hatte, dem Reichstag als Mitglied anzugehören, habe ich nur in den dringendsten Fällen ganz selten gefehlt, weil ich der Ansicht war, daß ein Mandat nicht bloß der äußeren Ehre halber ertheilt werde, sondern im strengsten Sinne des Wortes als die Erfüllung einer ernsten Dienstpflicht aufzufassen sei. Mit dem stillen Vorbehalt, in der Zukunft von diesem Grundsatz abzuweichen, kann ich ein Mandat nach meiner Ueberzeugung nicht annehmen, jetzt weniger als jemals. Wie schwer es mir wird, dieses letzte Wort auszusprechen, mögen Sie ermessen. Es bedeutet für mich nicht nur der Abschied von der parlamentarischen, sondern von der activen politischen Laufbahn überhaupt, aber, was noch viel mehr ist, die Trennung von einer Wählerschaft, mit der ich von Jugend auf durch die innigsten Bande des gegenseitigen Vertrauens und der Sympathie verbunden gewesen bin, und mit der ich im Geiste verbunden zu bleiben hoffe, so lange ich lebe."

Sein siebzigster Geburtstag, 22. Juli 1893, wurde von seinen persönlichen und politischen Freunden fern und nah gefeiert. Die Volkswirthschaftliche Gesellschaft zu Berlin und der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit verehrten ihm eine silberne tabula votiva, und dreiundzwanzig Handelskammern sandten ihm eine Adresse, deren Umschlag die Wappen ihrer Städte in Gold, Silber und Emaille schmückten. Eine Deputation der Partei, der er so lange angehört und so treu gedient, begab sich, um ihn zu beglückwünschen, nach Interlaken, wo Bamberger seit einigen Jahren sich einen reizenden Landsitz geschaffen hatte. Das kleine Châlet, das er sich hier erworben, als er nach dem Tode seiner Gemahlin Wochen der Trauer und Einsamkeit in diesen Bergen verlebt, hatte er im Laufe der Zeit ausbauen lassen, den Garten zu einem Park erweitert, mit schönen Baumgruppen, weiten Rasenflächen, einem Treibhaus und Blumenbeeten ringsum. Denn die Blumen liebte Bamberger über Alles. Hier, im Schatten der Jungfrau, deren silberne Kuppel man durch das dichte Grün schimmern sah, hinter dem alten Kloster, dessen Kreuzgänge noch wohl erhalten sind, während seine Capelle jetzt allen Confessionen zur Andacht dient, in einer nie gestörten Stille hat Bamberger regelmäßig jeden Sommer, auch seinen letzten noch, zugebracht. Es war eine Stätte der Gastfreundschaft, in deren Ausübung Bamberger sich recht wie ein country-gentleman

fühlte. Man kannte, man ehrte ihn allgemein in Interlaken; man war stolz darauf, ihn zu seinen Mitbürgern zählen zu dürfen, und auch hier waren seine Bediensteten, ein Gärtnerpaar, das während seiner Abwesenheit das kleine Besitzthum in Stand hielt, ihrem gütigen, menschenfreundlichen Herrn mit großer Anhänglichkeit ergeben. Es war rührend, sie von ihm sprechen zu hören, zu sehen, mit welcher Freudigkeit sie Alles für seinen Empfang vorbereiteten, wenn die Tage nahten, an denen er mit seinem ganzen Berliner Haushalt hierher übersiedelte. Sie alle waren alt geworden mit ihm; sein Diener hatte bereits im vorvergangenen Jahre das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum gefeiert. Neben seinem eminenten Scharfsinn, den Jeder bemerken konnte, besaß Bamberger ein tiefes Gemüth, das nur den Wenigen bekannt war, weil er es nicht auf der Oberfläche trug. Er kannte die Menschen, aber nicht, um sie zu verachten, sondern nur, um sie besser zu verstehen; und wie viel Wohlthaten er im Verborgenen geübt, das machten die über seinem Grabe gehäuften Kränze offenbar, die davon sprachen. Sein Leben war ein glückliches, sich immer mehr abklärendes, und Alles, was ihn umgab, stimmte harmonisch damit zusammen. Gewiß hat Niemand sein Haus in der Margarethenstraße zu Berlin betreten, ohne von einer solchen Empfindung anheimelnd berührt worden zu sein. Diese ganze Gegend, mit dem Thiergarten zur einen und dem Matthäikirchplatz zur andern Seite, hat immer noch etwas Trauliches, Enges, das Nachbarschaftsgefühl Begünstigendes, und Bamberger liebte sie ebenso sehr, als er in ihr allgemein beliebt war. Er pflegte sie unsere „cathedral close" zu nennen, nach dem eingefriedeten Gebiet der englischen Cathedralen, in welchem die geistlichen Herren wohnen. Sein Haus selbst, das er seit Mitte der siebziger Jahre bewohnt, eines der äußerst seltenen in Berlin mit nur einem Stockwerk, war ein kleines Schmuckkästchen, ganz angepaßt dem ästhetisch gebildeten Manne, der seinen wahren Genuß in der geistigen Arbeit und einer angeregten Geselligkeit fand. Welch' unvergeßliche Abende waren das in seinem Salon, dessen bequeme Möbel alle noch an die Avenue Montaigne von Paris erinnerten! Kam man am Tage, so traf man ihn unfehlbar am Schreibtisch, in diesem über die Hälfte des ersten Stockes einnehmenden Bibliothekzimmer, mit Büchern an allen Wänden bis zur Decke, mit Photographien von Freunden und Freundinnen auf den Consolen, mit dem Bilde Moritz Hartmann's, dem großen Porträt Döllinger's von Lenbach und auch hier mit Blumen überall. Schlug es halb eins, so erschien der alte Diener, und man begab sich zum Frühstück in das Eckchen des Speisezimmers, aus dessen breitem Fenster der Blick ins Grüne ging.

Als Bamberger dieses Haus bezog, waren dieser Theil der Margarethen- und der anstoßende der Matthäikirchstraße noch ganz und gar Gartenstraßen. Wohin man sah, blickte man auf wallende Baumwipfel, die mit denen des Thiergartens sich zu einer einzigen Laubmasse vereinten, kaum unterbrochen hier und da durch das niedrige Dach eines Hauses aus der alten Zeit. Jetzt ist einer nach dem andern dieser Gärten verschwunden, moderne Villen stehen, wo sonst das Sonnenlicht in den Blättern gespielt, und ganz nahe schon war dieses Werk der Zerstörung und des Wiederaufbaues an Bamberger's Haus herangerückt. Er trug sich bereits mit der Sorge, was werden solle, wenn der Lärm und der Staub in seine friedliche Wohnung eindringen würden. Dies ist ihm erspart worden. Bald wird auch sein Haus nicht mehr sein; aber in unseren Herzen wird dies Alles fortleben.

Brauchen wir die Leser der „Rundschau" daran zu erinnern, daß sie Bamberger's Mitwirkung gleich im Anfang einige jener Beiträge verdankt, die für ihren Rang in der Publicistik und ihre ganze Zukunft entscheidend geworden sind? Schon in unserem vierten Hefte (Januar 1875), drei Monate vor dem Erlaß des Bankgesetzes (14. März 1875) und der Begründung der Reichsbank bereitete Bamberger auf diese großartige, in das gesammte Wirthschaftsleben der Nation so tief eingreifende Schöpfung vor in dem Aufsatz: „Zur Embryologie des Bankgesetzes",

und im Märzheft folgte dann der andere „Zur Geburt des Bankgesetzes", in welchem er sagen konnte: „Mit dem Bankgesetz ist der dreifache Kreis geschlossen, in dem das Geldsystem des Deutschen Reiches ruhen und sich entwickeln soll. Es vollendete im Januar 1875, was die Goldwährung und die Münzeinheit durch die Gesetze vom 4. December 1871 und vom 23. Juni 1873 begonnen und fortgesetzt hatten." Freilich fehlte zu diesem Bau noch das Wichtigste, der Theil der Ausführung, der erst mit der vollen Goldwährung ins Leben treten und seinen Ausdruck finden konnte; auch hier war es wieder die „Rundschau", in welcher Bamberger (November 1876) „Die Entthronung eines Weltherrschers" (des Silbers) verkündete, und Diejenigen, welche an der ausreichenden Menge des edelsten der Metalle zweifelten, durch den Aufsatz über „Das Gold der Zukunft" (October 1877) beruhigte. Diese vier wahrhaft monumentalen Aufsätze geben zugleich den kurzen Auszug und Inbegriff dessen, was als das eigentliche Lebenswerk Bamberger's auf dem wirthschaftspolitischen Gebiete betrachtet werden darf. Einer anderen und in einem ganz anderen Sinne noch unser inneres politisches Leben erschütternden Bewegung gegenüber nahm er Stellung in dem Aufsatz: „Deutschland und der Socialismus" (Februar- und Märzheft 1878); mehr persönlicher Natur waren der Nachruf voll echter Herzenswärme, den er (December 1884) seinem Freunde, unserem unersetzten Mitarbeiter Karl Hillebrand, und die Würdigung, die er dem französischen Historiker Arthur Chuquet als einem „Meister objectiver Geschichtschreibung" (1892) gewidmet hat[1]); all' diese Beiträge werden uns ebenso unvergessen bleiben, wie das mächtige Geleitwort, das er in der „National-Zeitung" (1. Februar 1877) der „Deutschen Rundschau" auf ihren Weg mitgegeben.

Wie wir erfahren, dürfen wir aus Bamberger's literarischem Nachlaß Memoiren, vielleicht auch Tagebücher erwarten; und heute schon wissen wir mit Bestimmtheit, daß er seinen Biographen finden wird. Was er einst (1884) in seiner Trauerrede auf Eduard Lasker[2]) gesagt hat, das möchten wir nun auf ihn selbst anwenden: „Wer jene größte Bitterniß im menschlichen Leben gekostet hat, daß der schwere Augenblick über ihn kam, da er zum letzten Male das Antlitz eines geliebten Menschen in sich aufzunehmen verlangte, wer jenes tiefschmerzliche Sehnen kennt, mit dem wir noch einmal in unser Auge die Züge eines Theuern, den uns der unerbittliche Tod entführt, festzusaugen verlangen, der weiß auch . . . daß dann von Neuem der Wunsch, die Sehnsucht entsteht, uns ein festes Bild zu machen von den Zügen, die uns der Tod entrissen hat."

J. R.

---

[1]) Die genannten Aufsätze finden sich wieder abgedruckt in den „Gesammelten Schriften", Bd. IV, S. 251—438: der Aufsatz über Hillebrand Bd. II, S. 137 ff., und über Chuquet das., S. 263 ff. „Deutschland und der Socialismus" ist in den „Gesammelten Schriften" nicht aufgenommen.

[2]) Gesammelte Schriften, Bd. II, S. 87.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Die Verwicklungen auf Samoa haben in Bezug auf das gute Einvernehmen der drei am Condominium betheiligten Großmächte Besorgnisse hervorgerufen. Der Rechtsboden, auf dem die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Deutschland bleiben müssen, ist die auf der Berliner Conferenz im Jahre 1889 vereinbarte Generalacte über Samoa, durch die das Condominium der drei Mächte festgesetzt wurde. Allerdings birgt diese Samoa-Acte selbst die Keime für Conflicte, da es ungemein schwierig ist, nicht bloß die Einigkeit unter den drei Consuln, dem Oberrichter und dem Chef der Municipalverwaltung aufrecht zu erhalten, sondern auch die unruhige eingeborene Bevölkerung zu zügeln, die stets von Neuem die „Königsfrage" aufwirft und in gewaltsamer Weise zu lösen versucht. Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, hatte denn auch sicherlich den besten Ausweg aus diesem Labyrinthe gefunden, als er eine „reinliche Scheidung" in Vorschlag brachte, unter der sowohl eine Theilung der Inseln unter die betheiligten Mächte als auch eine genauere Abgrenzung der verschiedenen Interessensphären verstanden werden konnte. Da nun in der Samoa-Acte selbst Einstimmigkeit der zum Condominium berechtigten Mächte festgesetzt ist, bedarf auch jede Neuordnung der Verhältnisse auf den Inseln dieser Uebereinstimmung, so daß nicht etwa Beschlüsse, die von den Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien gefaßt würden, Deutschland verpflichten könnten.

Auch die jüngsten Wirren auf Samoa wurden durch die Königsfrage hervorgerufen. Im Einklange mit dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit der Bevölkerung hatten die drei Consuln als die berufenen Vertreter der drei Mächte Mataafa als König anerkannt, während der amerikanische Oberrichter Chambers eine abweichende Haltung beobachtete. Zur Orientirung erinnern wir hier daran, daß es vor mehreren Jahren, nach dem Tode des früheren Königs Tamasese, die Amerikaner waren, die den zuvor von ihrem eigenen Consul und den Vertretern Deutschlands und Englands am 10. December 1889 als König proclamirten Malietoa veranlassen wollten, zu Gunsten Mataafa's abzudanken.

Wiederum war es jüngst die deutsche Regierung, die das Beispiel maßvoller Besonnenheit gab, indem sie den Vorschlag machte, durch eine von den drei Mächten zu ernennende Commission sämmtliche in Betracht kommende Verhältnisse klar stellen zu lassen. Da die Vertreter der drei Mächte mit Einschluß des Oberrichters und des Chefs der Municipalverwaltung sich der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatten, Ruhe und Ordnung auf den Samoa-Inseln aufrecht zu erhalten, mußte es sich in der That empfehlen, eine provisorische Instanz zu schaffen, die mit den Befugnissen der bisher von diesen Mächten eingesetzten Behörden betraut und zugleich ermächtigt wurde, eine Reform vorzubereiten. Auch entsprach es lediglich dem Geiste der Samoa-Acte, daß von deutscher Seite mit dem Vorschlage einer solchen Commission der andere verknüpft wurde, daß Einstimmigkeit der Beschlüsse erforderlich sei. Die

Regierung der Vereinigten Staaten stimmte den deutschen Vorschlägen unverzüglich zu. Da inzwischen auch die englische Regierung, nachdem sie zunächst einige Einwendungen gegen die Bedingung der Einstimmigkeit der Beschlüsse erhoben, die deutschen Vorschläge angenommen hatte, durfte erwartet werden, daß es nunmehr gelingen würde, eine angemessene Lösung der Samoa-Frage zu finden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat selbst nicht unterlassen, seinem Bedauern über die Vorgänge, die sich im März auf Samoa abspielten, Ausdruck zu verleihen. Die deutsche Forderung, daß die Verantwortlichkeiten für diese Vorgänge festgestellt werden, erscheint somit berechtigt. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß die am 4. Januar d. J. von den Consuln eingesetzte provisorische Regierung vertrieben und Mataafa durch Malietoa Tanu ersetzt worden ist. Die Proclamation des amerikanischen Admirals Kautz, in der erklärt wurde, daß die Regierung Mataafa's gegen den Berliner Vertrag verstieße und nicht anerkannt werden könnte, widersprach durchaus dem klaren Wortlaute dieses Vertrages, dem Beschlusse der drei Consuln und den Instructionen der betheiligten Regierungen.

Sollte die Untersuchung ergeben, daß Admiral Kautz seine Instructionen überschritten hat, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten nicht umhin können, eine angemessene Rectification eintreten zu lassen, zumal die weiteren bedauernswerthen Vorgänge auf Samoa, insbesondere das Eingreifen englischer und amerikanischer Kriegsschiffe, im engen Zusammenhange mit dem eigenmächtigen Vorgehen des amerikanischen Admirals stehen. Ein von deutscher Seite erlassenes Communiqué betonte mit Recht, daß durch das Bombardement von Apia der endgültigen Regelung der samoanischen Angelegenheiten nicht vorgegriffen werden konnte, da diese nach der Samoa-Acte nur auf Grund einstimmiger Beschlüsse der drei Mächte erfolgen darf. An diesem Standpunkte wird die deutsche Regierung unbedingt festhalten, indem sie jede Einsetzung einer neuen Regierung für Samoa, die sich ohne ihre Zustimmung vollziehen würde, als eine Verletzung der Samoa-Acte betrachtet. Da die deutschen Botschafter in London und Washington in diesem Sinne mit Instructionen versehen sind, darf in zuversichtlicher Weise erwartet werden, daß die deutsche Auffassung mit allem Nachdrucke vertreten werden wird. Durchaus gebilligt werden muß, daß der Commandant des deutschen Kriegsschiffes sich nur dann für berufen erachtete, in Action zu treten, wenn das Leben oder das Eigenthum von Deutschen zu schützen wäre oder falls der amerikanische Oberrichter Haftbefehle gegen deutsche Staatsbürger erlassen sollte.

Sehr bedauerlich war der neue Zwischenfall auf Samoa vom 1. April. Daß englische und amerikanische Officiere und Mannschaften von den Leuten Mataafa's getödtet wurden, nachdem eine gemischte britisch-amerikanische Truppe von hundertundfünf Mann in einen Hinterhalt gerathen war, mußte allgemeines Mitgefühl erregen. Andererseits wird durch die Thatsache, daß die Truppe sich nach dem Strande zurück zu ziehen gezwungen war, erhärtet, wie gefährlich es ist, auf Samoa einen König anzuerkennen, hinter dem nicht die große Mehrheit der Eingeborenen steht. Auch stimmen zuverlässige Nachrichten darin überein, daß etwa sieben Achtel der Eingeborenen sich zu Gunsten des Königs Mataafa erklären würden. Die Stellung der deutschen Regierung ist also sowohl in rechtlicher als auch in thatsächlicher Hinsicht nicht anfechtbar. In rechtlicher Beziehung kann kein Zweifel darüber bestehen, daß nur durch einstimmige Beschlüsse der drei Großmächte Veränderungen auf dem Königsthrone gültig vollzogen werden können. Die factischen Verhältnisse haben andererseits gezeigt, daß die Stellung der Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens auf Samoa bedenklich wäre, falls sie im Gegensatze zu der großen Mehrheit der eingeborenen Bevölkerung einen von dieser nicht gewollten Prätendenten auf dem Königsthrone gewaltsam erhalten wollten. Immer neue Ruhestörungen würden die Folge eines solchen Vorgehens sein. Um so nothwendiger erscheint daher ein Zusammengehen aller betheiligten Großmächte. Die deutsche Regierung wird zugleich nicht ermangeln, auch die

Verantwortlichkeit ihrer Agenten fest zu stellen, gerade wie sie sich für berechtigt erachten muß, prüfen zu lassen, ob diejenigen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens den Boden der Vertragsmäßigkeit nicht verlassen haben.

Als eine Friedensbürgschaft darf im Gegensatze zu den Vorgängen auf Samoa die am 21. März unterzeichnete Erklärung über die Abgrenzung der französischen und der englischen Interessensphäre in Afrika angesehen werden. Allerdings wird in der französischen Presse betont, daß die „ägyptische Frage" nach wie vor ihrer Lösung harre. Francis Charmes, einer der besten Kenner der französischen Colonialpolitik, führte jedoch in einem: „L'arrangement anglo-français, l'Italie et la Porte" betitelten Aufsatze aus, daß das afrikanische Gebiet Frankreichs nunmehr als „complet et achevé" gelten dürfe. Als erfreuliches Ergebniß der Erklärung vom 21. März bezeichnet Francis Charmes, daß Frankreich jetzt in der Lage sei, eine ununterbrochene Verbindung zwischen seinen afrikanischen Besitzungen im Norden und im Süden herzustellen, sowie die Gesammtheit dieser Besitzungen gegen Ueberraschungen und Einfälle von Osten her zu schützen.

Da in deutschen Colonialkreisen unmittelbar, nachdem die Abschließung des französisch-englischen Abkommens bekannt geworden war, Besorgnisse auftauchten, deutsche Interessen könnten dadurch verletzt werden, sei darauf hingewiesen, daß Großbritannien und Frankreich in dieser Erklärung sich nur verpflichteten, in den abgegrenzten Gebieten die wechselseitigen Rechte anzuerkennen, ohne daß jedoch dadurch die wohlerworbenen Rechte Dritter geschädigt werden dürften. Die französisch-englische Erklärung verpflichtet also nur die beiden Mächte, die sie unterzeichneten. Charakteristisch ist nun, daß Widerspruch sich insbesondere in Italien und in der Türkei geltend machte, und gerade diesen zu entkräften, hat sich Francis Charmes, der früher in der französischen Regierung eine hervorragende Stellung bekleidete, zur Aufgabe gestellt. Die Besorgnisse, die in Italien gehegt werden und noch nicht vollständig beseitigt sind, knüpften daran an, daß Frankreich, da es auf Grund der Erklärung vom 21. März das Hinterland von Tripolis zugewiesen erhalten habe, dieses der ottomanischen Pforte unterworfene Gebiet später einmal in Besitz nehmen könnte. Seitdem nun aber Frankreich das Protectorat über Tunesien proclamirt, herrscht in Bezug auf das benachbarte Tripolis jenseits der Alpen eine stark ausgeprägte Empfindlichkeit, die soeben wieder trotz des unlängst zwischen Frankreich und Italien abgeschlossenen Handelsabkommens zum deutlichen Ausdrucke gelangt ist.

Als ein bemerkenswerthes Zugeständniß von Seiten eines der hervorragendsten französischen Colonialpolitiker muß es daher bezeichnet werden, wenn Francis Charmes ausdrücklich betont, daß die französische Republik keinen Anspruch auf Tripolis erhebe. „Wenn unmöglicher Weise," fügt der französische Politiker hinzu, „die Pforte uns Tripolis anbieten wollte, so würden wir aus Rücksicht für Italien dieses Geschenk zurückweisen. Es annehmen hieße unsere allgemeine Politik schädigen. Der einzige Wunsch, den wir hegten, ist, stets gute Nachbarn zu haben; dieser Wunsch ist heute erfüllt und würde es, wie wir nicht bezweifeln, noch mehr sein, wenn im Verlaufe der Zeit die Hoffnungen Italiens verwirklicht würden."

Diese besonnene Auffassung kann in Italien nur Befriedigung erregen, obgleich Francis Charmes nicht mehr befugt ist, im Namen der französischen Regierung zu sprechen. Durchaus zutreffend ist auch die Beweisführung, wonach in der englisch-französischen Erklärung keineswegs über das Hinterland von Tripolis verfügt werde. Als solches bezeichnet vielmehr Francis Charmes das in Wirklichkeit allerdings noch zu Tripolis gehörende Kaimakamat Fezzan; nur wird hervorgehoben, daß sogar das Hinterland dieses Hinterlandes in der englisch-französischen Erklärung nicht berührt werde. Hiernach würde also jeder Einspruch von Seiten der Pforte und Italiens hinfällig, wo es vielmehr den besten Eindruck machen muß, daß von angesehenen französischen Politikern der freilich zunächst ideelle Anspruch Italiens auf Tripolis anerkannt wird. Nur dürfte es nicht an Skeptikern fehlen, die daran erinnern, daß die französische Regierung vor Jahren auch feierlich alle Anwande-

lungen, Tunesien zu annectiren, in Abrede stellte, bis plötzlich die sagenhaften Krumirs auftauchten, ein problematischer Stamm, durch den die Bevölkerung Algeriens in einer Weise beunruhigt worden sein sollte, daß das französische Protectorat über Tunesien sich als gebieterische Nothwendigkeit erwies.

In Deutschland kann es nur Befriedigung erwecken, wenn die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien durchaus freundlich bleiben. Dies wird auch neuerdings wieder aus Anlaß des französisch-italienischen Handelsabkommens vom „Popolo Romano" hervorgehoben, indem er sagt, daß es dem Bundesgenossen Deutschland erwünscht sein müßte, wenn die wirthschaftliche Thätigkeit Italiens eine Steigerung erführe. Sollte es daher dem früheren italienischen Schatzminister Luzzatti gelingen, in Paris weitere wirthschaftliche Vortheile für sein Vaterland zu erlangen, so wäre damit zugleich dem Weltfrieden gedient.

Neben solchen Erfolgen in der äußeren Politik Frankreichs fehlte es auch in der inneren wenigstens nicht an einem Lichtblick. Wie eine Idylle inmitten der Zwistigkeiten, durch die das Land gleichsam gespalten wird, erschien die Reise des Präsidenten der Republik Loubet nach seiner Heimath im südlichen Frankreich. Schlicht und einfach, wie der Nachfolger Felix Faure's sich von Anfang an gezeigt, wollte er auch seine erste Reise nach der Wahl zum Chef der Executivgewalt unternehmen. Von selbst bot sich die Parallele zwischen der Rückkehr Loubet's von Versailles nach Paris am Tage seiner Ernennung und der jüngsten Fahrt nach Montélimar dar. Damals boten Paul Déroulède und Genossen ihre neuboulangistischen Mannschaften auf, um den neu gewählten Präsidenten der Republik mit Schmährufen zu empfangen, jetzt dagegen wurde er von der Bevölkerung im Süden mit Enthusiasmus begrüßt. Diese Begeisterung spiegelte keineswegs Uebertreibungen im Stile Tartarin's von Tarascon wider; vielmehr berichten auch die aus Paris entsendeten Mitarbeiter der hauptstädtischen Blätter, indem sie die gewohnte Skepsis verleugnen, über „un incident sensationnel de ce voyage de famille", einen Zwischenfall, der dem Präsidenten der Republik alle Herzen gewinnen mußte. Allerdings setzte sich Emile Loubet bei dieser Reise nach Montélimar, die vor Allem seiner hoch betagten Mutter galt, über alle Vorschriften des „protocole" hinweg, das gerade in der französischen Republik die Fragen der Etiquette mit besonderer Strenge regelt. Anstatt nun unmittelbar zur Unterpräfectur zu fahren, ließ der Präsident der Republik beim Einzuge in Montélimar den Wagen vor der Tribüne halten, auf der seine Mutter saß, sprang aus dem Gefährt und eilte dann die Stufen hinauf zur Estrade, wo er die alte Frau umarmte und küßte. „Wenigstens bist Du nicht krank," meinte diese, ebenso humorvoll und gerührt, unter Thränen lächelnd, und der gewissenhafte Chronist fügt hinzu: „Diese Seelenregung wird dem neuen Präsidenten der Republik viele Herzen gewinnen."

Nur durfte sich Emile Loubet nicht lange dieses Osterfriedens erfreuen. Als er am 8. April nach Paris zurückkehrte, fand er, daß sich die Erregtheit der öffentlichen Meinung aus Anlaß der vom „Figaro" veröffentlichten Aussagen vor der Criminalkammer des Cassationshofes noch gesteigert hatte. Im Interesse der Wahrheit, die sich, wie Zola in seiner Philippika: „J'accuse" angekündigt, schließlich doch Bahn brechen muß, verdient es volle Anerkennung, daß der „Figaro" das von dem höchsten französischen Gerichtshofe gewonnene Material in der Revisionsangelegenheit unverkürzt veröffentlicht. Alle die Helfer Esterhazy's müssen Revue passiren, die Generale, die sich für seine Schuldlosigkeit verbürgten und der frühere Kriegsminister Cavaignac, der zuerst die Fälschung des später von ihm selbst entlarvten Oberstlieutenants Henry für ein unanfechtbares Actenstück erachtet hatte, jetzt aber auf Grund von wenig stichhaltigen Deductionen die Schuld des Capitäns Dreyfus für „mathematisch" bewiesen hält.

Noch seltsamer ist die Rolle, die General Roget als Belastungszeuge spielte, obgleich er zugab, daß er unmittelbar an dem Dreyfus-Processe gar nicht betheiligt war, vielmehr erst einige Jahre später den Fall aus den Acten studirte. Sein

Verhalten ist aber deshalb bezeichnend, weil Paul Déroulède sich gerade an diesen General mit dem Verlangen wendete, er sollte mit seinen Truppen anstatt in die Kaserne nach dem Elysée-Palaste marschiren, um die Republik zu stürzen. General Roget war also die Persönlichkeit, der der Leiter der Patriotenliga am ehesten zutraute, daß sie ihn bei seinem Handstreiche unterstützen würde, wegen dessen er nunmehr vor den Senat als Staatsgerichtshof gestellt werden soll.

Die Aussage des Generals Roget vor der Criminalkammer des Cassationshofes hat sich inzwischen als ein ganzes Gewebe von Unrichtigkeiten erwiesen; von allen Seiten kommen wohl begründete Entgegnungen. Geradezu vernichtend war jedoch das sachverständige Gutachten des Commandanten Hartmann, eines activen Artillerieofficiers, der haarscharf im Gegensatze zu den Ausführungen des Generals Roget den Beweis erbrachte, daß der Schreiber des „Bordereau", auf das hin Capitän Dreyfus im Jahre 1894 verurtheilt worden, kein Artillerieofficier sein könne. Wohl aber war Esterhazy in der Lage, dieses Schriftstück zu verfassen, wie vom Commandanten Hartmann ebenfalls in überzeugender Weise erhärtet wurde.

Daß die Generale des großen französischen Generalstabes einen Esterhazy zu schützen bemüht waren, daß dessen Action von seinen hohen Gönnern gelenkt wurde, daß der Militärgouverneur von Paris, General Zurlinden, für ihn, als der Zusammenbruch seiner militärischen Existenz unvermeidlich war, eine mildere Strafe zu erwirken versuchte, das sind Thatsachen, die deutlich erkennen lassen, welche Persönlichkeiten in der Dreyfus-Angelegenheit hinter den Coulissen thätig waren und es wohl noch sind. Die Drohbriefe, die Esterhazy an den früheren Präsidenten der Republik, Felix Faure, richtete, ergänzen das Charakterbild des Mannes, der unter Anderem zu schreiben wagte: „Sollte mir der Schmerz bereitet werden, daß ich von dem höchsten Beamten meines Landes nicht gehört würde, so habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit mein Appell zu dem Chef meines Wappens, dem Suzerän der Familie Esterhazy, dem deutschen Kaiser, gelange." Welche Vorstellungen müssen Esterhazy und dessen Hintermänner von der Urtheilskraft Félix Faure's gehegt haben, wenn ihm im Ernste zugemuthet wurde, daß er solchen abgeschmackten Drohungen Bedeutung beimessen konnte! Versichert Esterhazy doch sogar in einem anderen Briefe, er besitze ein Document, dessen Veröffentlichung Frankreich zwingen würde, sich zu erniedrigen oder einen Krieg zu führen. Und es fehlt nicht an Anzeichen, daß ein anderer „Vertrauensmann" des großen französischen Generalstabes, der Oberstlieutenant du Paty du Clam, diese Briefe zum Theil wenigstens vorher gekannt, ja sogar dictirt habe.

Ständen nicht die republikanischen Einrichtungen Frankreichs auf dem Spiele, handelte es sich nicht um die Freiheit von Unschuldigen, wie Oberstlieutenant Picquart und Capitän Dreyfus, so müßten die Veröffentlichungen des „Figaro" den Spott der gesammten civilisirten Welt herausfordern. Allerdings fehlt es auch hier nicht an versöhnenden Momenten. Nicht nur, daß Emile Zola, Scheurer-Kestner und zahlreiche andere Persönlichkeiten, von denen insbesondere die Nachkommen alter Hugenottenfamilien genannt zu werden verdienen, unter schweren Opfern für Recht und Gesetzlichkeit eintreten. Vielmehr zeigen Beispiele wie das des Oberstlieutenants Picquart, des Commandanten Hartmann und des Hauptmanns Freystädter, von denen dieser am Kriegsgericht von 1894 als Richter Theil nahm und nunmehr seinen Irrthum bekennt, daß es auch in militärischen Kreisen Frankreichs nicht an Solchen mangelt, die sich durch die Generale des großen Generalstabes nicht einschüchtern lassen. Dem neuen Präsidenten der Republik darf auch das Vertrauen geschenkt werden, daß er der Entscheidung des höchsten französischen Gerichtshofes Achtung zu verschaffen wissen wird.

Literarische Rundschau.

Die Anfänge der slawischen Bewegung in Oesterreich-Ungarn.

[Nachdruck untersagt.]

Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslawen. Veröffentlicht von V. Jagić (von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegeben). Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1898.

Wenn gemeinhin angenommen wird, das sogenannte Nationalitätsprincip sei auf Napoleon III. und auf dessen Eintreten für die Selbständigkeit Italiens zurückzuführen, so beruht das auf grobem Irrthum, besten Falls auf handgreiflicher Verwechselung zwischen Ursache und Wirkung. Geschichtlicher Betrachtung kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß der Ursprung dieses sogenannten Princips in das Alterthum zurückreicht, während desselben vorherrschte und dem Mittelalter keineswegs unbekannt gewesen ist. „Modern" können Bewußtsein und Verschärfung der nationalen Gegensätze höchstens mit Rücksicht darauf genannt werden, daß diese Gegensätzlichkeit Jahrhunderte lang gebunden, beziehentlich auf einzelne Lebensgebiete beschränkt geblieben war. Und zwar im Mittelalter durch die Vorherrschaft der katholischen Kirche, welche die nationalen Verschiedenheiten durch Erneuerung des römischen Reiches und Constituirung der Civitas Dei in eine höhere Einheit zusammengefaßt hatte, während des 18. Jahrhunderts kraft der Ideen der Aufklärung und des Kosmopolitismus. Der von den Philosophen dieser Periode verkündigte, von den Classikern unserer Literatur anerkannte Gedanke des allgemeinen Menschenthums verlor die frühere Bedeutung erst mit dem Zusammenbruch der Napoleonischen Gewaltherrschaft und des dieser zu Grunde liegenden politischen Rationalismus. Dem darauf folgenden Zeitalter der Freiheitskriege, der Restauration und Romantik gehörte das Wiedererwachen des geschichtlichen und nationalen Bewußtseins an, dessen Vorherrschaft sich seitdem in aufsteigender Linie bewegt hat.

Ursprung, Entwicklungsgang und Schwankungen dieses noch heute nicht zum Abschluß gelangten Processes sind zu verschlungen und vielgestaltig gewesen, als daß sie bei Gelegenheit der Besprechung eines einzelnen Buches erörtert werden dürften. Für uns kommt überhaupt nur der Antheil in Betracht, welchen die wissenschaftliche, speciell die sprachgeschichtliche und historische Forschung an dem Wiedererwachen und der Ausgestaltung des nationalen Bewußtseins der europäischen Culturvölker gehabt hat. Dieser Antheil ist unvergleichlich größer gewesen als die Meisten von uns wissen, ja in gewissem Sinne größer und wichtiger als *der* Einfluß, welchen politische Vorgänge und politische Menschen auf den Gang der Sache geübt haben. Daß Spanier, Deutsche u. s. w. sich auf ihr Volksthum besannen und dasselbe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zur Anerkennung brachten, ist allerdings unter dem Einfluß politischer Motive geschehen und als

Reaction gegen den Druck der korsischen Gewaltherrschaft anzusehen; daß diese Bewegung sich von Land zu Land fortsetzte, daß sie ihre nächste Ursache überlebte und alsbald Völker und Völkersplitter ergriff, die von der französischen Vergewaltigung gar nicht oder nur mittelbar berührt worden waren — das ist auf Motive ganz anderer Art, vornehmlich aber auf die Einwirkungen des wissenschaftlichen Kampfes gegen den Kosmopolitismus und die Anschauungen des Aufklärungszeitalters zurückzuführen, der um die Wende des Jahrhunderts seinen Anfang nahm.

Unter den Männern, die diesen Kampf begannen und mit wahrhaft unvergleichlichem Erfolge fort- und durchführten, haben Deutsche bekanntlich die ersten Stellen eingenommen. Von unseren Humboldt, Bopp und Grimm ist nicht nur das Fundament der vergleichenden Sprachwissenschaft gelegt, sondern der Anlaß zu der großen volks- und sprachgeschichtlichen Arbeit gegeben worden, welche seit acht Decennien in allen europäischen Ländern getrieben, und zwar nach deutscher Methode und nach deutschen Mustern getrieben wird. Zieht man den engen Zusammenhang in Betracht, in welchem diese wissenschaftliche Arbeit mit den politischen und nationalen Aspirationen der neueren Zeit gestanden hat, so wird man behaupten können, daß der Meister unserer Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, zu den einflußreichsten politischen Männern des Jahrhunderts gezählt habe, und daß die von ihm geübten Wirkungen auf das Staaten- und Völkerleben diejenigen seiner ex professo politisirenden und liberalisirenden Zeitgenossen, der Rotteck, Welcker und Genossen, weit übertroffen haben. Denn wer vermöchte zu bestreiten, daß die nationalen Ideen in der heutigen Welt und namentlich bei den slawischen und scandinavischen Völkern eine ganz andere Rolle spielen als die liberalen Doctrinen, welche weiland von Deutschland und Frankreich aus in Kurs gesetzt worden, und wer wüßte nicht, daß allenthalben der politischen „Renaissance" des Volksthums eine wissenschaftliche und literarische vorher gegangen ist?

Mit ganz besonderer Deutlichkeit erhellt der Umfang des deutschen, bez. Grimm'schen Einflusses aus der Geschichte der nationalen Bestrebungen unter den Slawen, speciell den Westslawen und ihren Führern, den Czechen. Durch den Sieg der Gegenreformation des 17. Jahrhunderts schien das Geschick dieser Volkstrümmer besiegelt worden zu sein — den tiefsten Stand des nationalen Bewußtseins und der nationalen Bildung derselben aber hatte die Mitte des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Von den ein bestimmtes Volksthum restituirenden Elementen schien den slawischen Bewohnern Westösterreichs damals nur eines geblieben zu sein, die Sprache, und auch dieses Element nur innerhalb eng gezogener Grenzen. Lateinisches Kirchenthum hatte die vornehmlichste Substanz der geistigen Bedürfnisse des bestconservirten dieser Völker, des czechischen, gebildet, — in deutsch-römische Rechtsbegriffe hatten sie sich seit Jahrhunderten hineingelebt, und mindestens die Hälfte dessen, was sie lasen, bestand aus Nachbildungen oder Uebersetzungen ausländischer, großen Theils deutscher Producte[1]). „Was war da übrig geblieben, als etwa Volkslieder, ländliche Hochzeitsgebräuche, ein eigenthümlicher Pflug, Bespann oder Dreschflegel" —[2]) und der auf die unteren Classen beschränkte Gebrauch der einheimischen Sprache? War es damit doch so weit gekommen, daß die wissenschaftlichen Begründer und Erwecker der sogenannten slawischen Renaissance fast ausnahmslos als deutsche Schriftsteller debütirten, daß die großen slawischen Gelehrten Kopitar und Miklositsch überhaupt nie anders als deutsch und lateinisch schrieben, und daß sie auf dieselben Idiome, um deren Erforschung sie unvergleichliche Verdienste erwarben, als auf „Volkssprachen" herabgesehen. So lange katholisches

[1] Vergl. Geschichte der slawischen Literaturen von Pypin und Spassowitsch. Bd. II, zweite Hälfte, S. 177 ff. und 191 ff. (deutsche Ausgabe von Pech). Leipzig, Brockhaus. 1884.

[2]) A. a. O. S. 173 ff.

Kirchenthum und Jesuitismus die österreichischen Länder beherrschten, waren Sprache und Literatur der Czechen ja systematisch niedergehalten und geschädigt worden, weil sie mit der hussitischen und protestantischen Vergangenheit in Zusammenhang gestanden hatten, und weil jede Erinnerung an diese ausgerottet werden sollte.

Von der freieren Bewegung, welche Josef's II. aufgeklärtes, wenn gleich volksthümlichen Strebungen wenig günstiges Regiment verstattete, wurde Seitens slawischer Schriftsteller und Literaturfreunde alsbald zur Wiederbelebung des nationalen Schriftthums Gebrauch gemacht, zunächst aber doch nur in aufklärerisch-populärem und in abstract gelehrtem Sinne. Mindestens mit einem Fuße haben die älteren slawischen und czechischen Forscher in dieser Periode und deren Auffassungen gestanden. Daß sie und ihre Nachfolger bei der bloßen Gelehrsamkeit nicht stehen blieben, und daß sie ihre zunächst sprachgeschichtlich gemeinten Studien auf alle Gebiete des nationalen Lebens ausdehnten, Literatur-, Staats- und Volksgeschichte in den Bereich derselben zogen und zugleich mit dem Sinne für die Vergangenheit ihres Volksthums die Theilnahme an der Gegenwart und Zukunft desselben zu beleben suchten — das ist nachweislich auf Einfluß und Beispiel der großen Germanisten ihrer Zeit und insbesondere Grimm's zurückzuführen. Die ausgezeichnetesten dieser slawischen Gelehrten, namentlich Miklositsch, haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie dem großen deutschen Meister die hauptsächlichsten Anregungen zu danken gehabt, und daß ihr Volksthum mindestens in diesem Sinne dem deutschen verpflichtet gewesen sei. Sie selbst und ihre Schüler verfuhren genau nach der Methode, der wir die Erneuerung unserer Sprach- und Volksgeschichte zu danken gehabt haben. Nach Aufrichtung der Grundpfeiler für die Feststellung der Sprachgeschichte und Sprachentwicklung wurde zur Auffindung und Ausdeutung alter Literaturdenkmäler und Weisthümer, nationaler Epen, Volkslieder, Sagen und Märchen übergegangen, den Ueberresten altväterlichen Volksbrauchs Aufmerksamkeit zugewendet und der auf solche Weise zu Tage geförderte Stoff wissenschaftlich gesichtet und systematisch zusammengefügt. Der breite Raum, der dabei der linguistischen Forschung gelassen worden war, brachte mit sich, daß auf die Nachweisung des Zusammenhangs und der ursprünglichen Einheit der einzelnen slawischen Rassen und Idiome besonderes Gewicht gelegt, und daß den Wegen nachgegangen wurde, auf welchen die Einzelentwicklungen sich vollzogen hatten. Erst nachdem auf solche Weise die Grundlagen eines wissenschaftlichen Panslawismus gelegt worden war, griff die Bewegung auf das politische Gebiet hinüber und machten sich nativistische und agitatorische Tendenzen geltend, an welche die Väter der Sache nicht nur nicht gedacht, sondern die sie mit größerer und geringerer Entschiedenheit perhorrescirt hatten. Dobrowsky, dem das Czechenthum die bahnbrechenden „Institutiones linguae slavicae“ zu danken hat, war als Gelehrter, wie als katholischer Priester und guter Oesterreicher aller Politikasterei und allem, was nach Nationalismus und Panslawismus schmeckte, vollständig fremd, Kopitar, der Verfasser der Grammatik der slawischen Sprache in Kärnten, Krain und Steyermark (1808), der berühmten Glagolita Cloziana und der ersten Ausgabe der Freisinger Chronik, so ausgesprochener Gegner des Ostslawen- und Russenthums und so bitterer Spötter über die czechische Großmannssucht, daß er für einen Feind desselben Slawenthums ausgegeben werden konnte, zu dessen wissenschaftlichen Erneuerern er zählte, und dem er die größten Dienste erwiesen hatte.

Miklositsch, der gesammtslawische Grammatiker und eigentliche Meister der Schüler, legte das ihm übertragene slawische Reichstagsmandat nieder, als seine Landsleute antihabsburgische Politik zu treiben begannen, und starb als Professor und Rector der deutschen Universität Wien. Bekannt ist, daß diese Männer in dem historisch gewordenen Streite über die Königinhofer Handschrift auf der Seite der Bestreiter der Echtheit des Hanka'schen „Fundes“ standen, bez. ein so feindliches Schweigen über die großen Streitfragen beobachteten, daß sie den czechischen Fanatikern für Verräther an der slawischen Sache galten: von der

sogenannten Grünhofer Handschrift und den übrigen „Spuriis“ der Prager Pseudowissenschaft durfte diesen wahren Gelehrten nicht ein Mal geredet werden!

Die nämliche Unbefangenheit und Sachlichkeit bewiesen — den einzigen Pogodin ausgenommen — die gleichzeitigen russischen Forscher auf dem Gebiete der altslawischen Geschichts- und Sprachforschung. Zwischen ihnen und den österreichischen Fachgenossen bestanden seit den ersten Decennien unseres Jahrhunderts Beziehungen, die beständigen Fortgang nahmen und u. A. dazu führten, daß während der ersten Regierungsjahre des Kaisers Nikolaus von Rußland ernstlich davon die Rede war, drei der bekanntesten czechischen Gelehrten, die Herren Hanka, Schaffarik und Tschelachowski, nach Rußland zu ziehen und mit Lehrämtern in Petersburg und Moskau zu betrauen. In der vorliegenden, auf Veranlassung der Petersburger Akademie der Wissenschaften von Professor Jagič veranstalteten Sammlung von Briefen älterer slawischer Gelehrten nimmt die auf diese Berufungen bezügliche amtliche und außeramtliche Correspondenz einen ziemlich breiten Raum ein. Nach Spuren dafür, daß politische oder nationalistische Tendenzen bei den bezüglichen Verhandlungen auch nur *gestreift* worden, wird man aber sich vergeblich umsehen — kaum daß Velleitäten des Panslawismus berührt wurden. Den Mittelsmann zwischen den Oesterreichern und dem Petersburger Unterrichtsminister gab ein in Rußland geborener Deutscher von vollendeter politischer und nationaler Indifferenz, der Akademiker Peter *von Köppen* ab. Der bedeutendste slawische Gelehrte Petersburgs und gelegentliche Correspondent Kopitar's. *Wostokow* war gleichfalls Deutscher, hieß eigentlich *Osteneck* (Osten, russisch Wostok) und war ein Mann, dem *Victor Hehn* bei seinem Ableben (1864) das Zeugniß ausstellte, er habe sein auf 82 gebrachtes, aller Eitelkeit abgewandtes und musterhaftes Leben ausschließlich der Wissenschaft gewidmet. In den Briefen Köppen's, seinen amtlichen Berichten u. s. w. (a. a. O. S. 373—431) findet sich nicht eine Zeile, die von etwas Anderem als von der Sache selbst und deren wissenschaftlicher Bedeutung handelte. Daraus mag sich erklären, daß die drei für russische Lehrstühle in Aussicht genommenen österreichischen Slawen sowohl in ihren nach Petersburg gerichteten Briefen, als in den Correspondenzen mit einheimischen Fachgenossen eine Zurückhaltung beobachteten, die ihnen sonst nicht eigenthümlich war, und die sie namentlich in späteren Jahren vollständig verleugneten. Hanka's agitatorische Gewissenlosigkeit und Schaffarik's nationalistische Befangenheit und Einseitigkeit sind ebenso bekannt wie Tschelachowski's panslawistischer Eifer. Von den Meistern, zu deren Füßen sie gesessen, waren diese in das politische Getriebe gezogenen Männer dadurch nicht nur verschieden, daß ihre wissenschaftliche Thätigkeit im Dienste nationalistischer Tendenzen stand, sondern zugleich dadurch, daß sie Lebensstellungen einnahmen, die sie in ein nicht immer sauberes Parteitreiben verwickelten. Erhebliche Mitschuld daran haben freilich ihre Gegner, besonders die magyarischen, getragen, deren blinde Slawen-, bez. Slowakenfeindschaft bereits in Tagen leidlichen nationalen Friedens der österreichischen Staaten zu gegründeten Beschwerden Veranlassung bot[1]). Sieht man von einzelnen versteckt *russenfeindlichen* Bestrebungen Kopitar's ab, so ist das Einzige in der vorliegenden Sammlung abgedruckte Actenstück, welches das politische Gebiet berührt, und dem panslawistische Tendenzen beigelegt werden *könnten*, ein Brief Tomaschek's an Köppen, in welchem dieser nordungarische Slowake unter bitteren Klagen über die „madjarischen“ Bedrücker um einen Vorschuß „der großmüthigen Russen“ behufs Begründung eines protestantisch-slowakischen Schullehrerseminars bittet — beiläufig bemerkt, *ohne* Erhörung zu finden.

So lagen die Dinge vor wenig mehr als einem Menschenalter. Um die politische Unschuld des österreichischen, wie des außerösterreichischen Slawenthums ist es seitdem längst geschehen. Auf die Generation der Schaffarik und Hanka (der

[1]) Vergl. *Zschokke's* Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Aarau 1817—1823. Jahrgang 1822.

bekanntlich auch Franz Palazky angehörte) folgte ein Geschlecht von Agitatoren, das wegen seines Zusammenhangs mit dem böhmischen Adel mindestens mit einem Fuße auf historischem, in diesem Sinne österreichischem Boden stand. „Mit Euren ewigen politischen Tendenzen," durfte der greise Schaffarik noch im Sommer 1857 dem russischen Slawophilen Koschelew sagen, „schadet Ihr Russen Euch selbst, uns und unserer gemeinsamen Sache. Hanka ist der einzige russische Czeche unter uns — die Uebrigen wollen czechische Czechen sein." Auf die Generation, von der das behauptet werden könnte, sehen das heutige Czechenthum und dessen Verbündete nur noch mit Mitleiden und Verachtung herab. Sie haben das wissenschaftliche Feigenblatt, das ihre Vorgänger trugen, längst abgeworfen und kennen keine andere Rücksicht und keine andere Sprache, als diejenige des Rassenfanatismus. — Eben darum ist es am Platze, auf die völlig anders gearteten Anfänge der slawisch-nationalen Bewegung hinzuweisen und an den Zusammenhang zu erinnern, in welchem derselbe mit der wissenschaftlichen Erneuerung des deutschen Volksthums und seiner Geschichte gestanden hat. Wie die Dinge ihrer Zeit wirklich gelegen, geht aus den von Professor Jagič veröffentlichten Briefen der ersten westslawischen Gelehrtengeneration mit unwidersprechlicher Deutlichkeit hervor. Schon aus diesem Grunde verdient die vorliegende Publication Aufmerksamkeit und Theilnahme Aller, die gewohnt sind, die Dinge im Zusammenhang zu verfolgen und über Entstehung und Werdegang politischer Erscheinungen Rechenschaft zu verlangen. Vorrede und Erläuterungen des Jagič'schen Werkes sind allerdings in russischer Sprache abgefaßt, ebenso ein Theil der mitgetheilten Briefe — immerhin aber prävalirt der deutsche Text. Und wie sollte das anders sein bei Männern, deren Bildungssubstanz und Bildungsgang wesentlich deutsch gewesen war, deren Arbeiten auf Errungenschaften der deutschen Wissenschaft fußten, und die, auch wenn sie slawische Eiferer vom Schlage Schaffarik's waren, anerkennen mußten, daß „Jacob Grimm ein Riese sei, ein Adler, bei dessen Studium man den Muth verliert und von Gram verzehrt wird, ihm nicht nacheifern, nicht nachfliegen zu können" (Schaffarik an P. v. Köppen, Prag, 23. Mai 1836 a. a. S. 445).

Ob dergleichen in dem heutigen Prag wohl noch gedacht, bez. gesagt werden könnte? Oder ob es von der großen geistigen Bewegung, der wir ein gut Theil unserer nationalen Ermannung verdanken, im Hinblick auf das Los der Deutschen des östlichen Europa immerdar wird heißen müssen: „Sic vos non vobis"?

Ein neues Buch über Italien.

[Nachdruck untersagt.]

Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Von P. T. Fischer. Berlin, Julius Springer. 1899.

Innerhalb unserer bis zur Unförmlichkeit angeschwollenen Italien-Literatur nimmt das vorliegende Buch eine Ausnahmestellueng ein. Der Verfasser desselben hat sich durch die Absicht leiten lassen, für diejenign Freunde Italiens zu schreiben, „welche sich nicht ausschließlich für die Geschichte, die Kunstwerke und die Naturschönheiten Italiens interessiren, sondern die sich auch über die dort bestehenden politischen, wirthschaftlichen und socialen Zustände ein Urtheil bilden wollen." Auch wenn dieses Gebiet bisher nicht so unbearbeitet geblieben wäre, wie thatsächlich

[1]) Vergl. Die Memoiren A. J. Koschelew's (russisch). S. 108. Berlin 1884.

der Fall ist, würde das Fischer'sche Buch willkommen sein. Der Verfasser weiß, worauf es für sein Buch und für die Leser desselben ankommt; als hoher Staatsbeamter richtet er sich auf die für eine Urtheilsbildung entscheidenden Materien und auf die zur Erforschung derselben erforderlichen Quellen — als Mann von guter Bildung weiß er, daß es nicht nur richtige Benutzung statistischen Materials und officieller Berichte, sondern ebenso auch die gehörige Abschätzung gewisser Imponderabilien gilt, die in allen menschlichen Verhältnissen eine entscheidende Rolle spielen. Dem erfahrenen politischen Praktiker hat endlich nahe gelegen, mit formulirten Urtheilen möglichst zurück zu halten und dem Leser die Möglichkeit zu bieten, sich über den vor ihm ausgebreiteten Stoff selbst eine Meinung zu bilden. Rücksichtlich der Art, in welcher das geschehen, ist in Betracht kommend gewesen, daß der Verfasser ein Freund Italiens ist, der sich vornehmlich an die Freunde des von ihm beschriebenen Landes und Volkes wendet und demgemäß bei den Lichtseiten neu-italienischer Entwicklung mit einiger Vorliebe verweilt. Für Deutsche versteht sich das eigentlich von selbst. Nimmt das schöne Land „jenseits der Berge" doch von Alters her die Stellung einer stillen Liebe unserer Gebildeten ein, ohne daß die Verschiedenheit des politischen oder religiösen Standpunktes dabei einen wesentlichen Unterschied machte. Die Einen bleiben, wenn sie an Italien denken oder von Italien reden, bei der Antike stehen, deren Herrlichkeiten sie mit der Seele suchen — für Andere bildet die Bedeutung, welche die ewige Stadt für die religiöse Bildung der Menschheit gehabt hat, den maßgebenden Gesichtspunkt; Dritte gedenken der Analogien zwischen den politischen Geschicken unseres Vaterlandes und seiner südlichen Nachbarn — dem „herrlichen Volke Cavour's", wie Treitschke einmal gesagt hat. Gustav Nicolai[1]), der „königlich preußische Divisionsauditeur" und Entdecker des pulex giganteus Nicolaji, und Bogumil Goltz[2]), der geistreiche Querkopf, sind unseres Wissens die einzigen in der neueren italienischen Literatur zum Wort gelangten Vertreter des göttlichen Philisteriums gewesen, welche noch die Behauptung gewagt haben, „daß sich in diesem Lande kein edler, gemüthvoller, gebildeter und reinlicher Mensch wohl fühlen könne."

Demnach läßt sich behaupten, daß das Fischer'sche Buch den Bedürfnissen und den Stimmungen der deutschen Leserwelt in gleicher Weise entgegen kommt. „Was eine lange, weite Strecke im Leben auseinander stand", d. h. Namen, Zahlen und Verfassungsparagraphen, die sonst mühsam zusammen gesucht werden müßten, und geschichtliche Daten, rücksichtlich welcher man auf trockene und schwer zugängliche Quellenwerke angewiesen war, finden sich hier unter der Decke eines geschmackvoll angeordneten und leicht lesbaren Buches zusammen. Die künstlerischen und die religiösen allein ausgenommen, sind alle Gebiete des öffentlichen Lebens gleich eingehend berücksichtigt und vielfach Auskünfte herangezogen worden, wie sie nur einem Manne zugänglich waren, dessen hervorragende Stellung Anknüpfungen mit den sog. „bestunterrichteten" Kreisen möglich machte. Damit mag zusammenhängen, daß die Organisationen der verschiedenen Verwaltungszweige ausführlicher erörtert werden als die mit Hülfe derselben erzielten Resultate. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird freilich darüber ins Klare zu kommen wissen, wo die Zustände und Einrichtungen Italiens auch nach Meinung des Verfassers zu wünschen übrig lassen, wo die erzielten Fortschritte als Bürgschaften gedeihlicher Weiterentwicklung anzusehen sind, und wo Schäden vorliegen, welche Umgestaltungen von Grund aus zu erfordern scheinen. Am deutlichsten spricht der Verfasser sich über den eigentlich entscheidenden Punkt, nämlich über die Frage nach der Auskömmlichkeit des parlamentarischen Systems, des mit diesem zusammenhängenden Centralismus

[1]) Gustav Nicolai, „Italien, wie es wirklich ist". Dieser Italienfahrer hatte es volle zwei Monate in dem Lande jenseits der Alpen ausgehalten, die Sehnsucht nach Pankow aber selbst in Venedig nicht überwinden können.

[2]) B. Goltz, „Der Mensch und die Leute". Berlin 1858.

und des parlamentarischen Uebergreifens in die Verwaltung aus, indessen man sich nach Urtheilen über bestimmte Personen und die von diesen geübten Wirkungen vergeblich umsieht. Wenn es am Schluß des einen und des anderen Capitels heißt, daß für das organisatorische Talent tüchtiger Fachminister weiter Spielraum bleibe, daß die Bedenklichkeit dieser oder jener Erscheinung „von weit blickenden und patriotischen Politikern übereinstimmend anerkannt werde", daß „der Krone noch schwere, aber verlockende Aufgaben zur Lösung übrig blieben, „so kann die wahre Meinung des klar und nüchtern urtheilenden Beobachters gleichwohl nicht zweifelhaft sein. Den Ernst dieser Hinweisungen aber muß es erhöhen, daß dieselben ausnahmslos in freundschaftlichem Tone gehalten sind, und daß der Verfasser aus seiner wesentlich optimistischen Auffassung der italienischen Dinge kein Hehl macht. Mit besonderer Deutlichkeit tritt diese Auffassung an einer äußerlichen wenig bemerkbaren, aber für den aufmerksamen Leser schwer wiegenden Stelle zu Tage, in der Behauptung nämlich, „daß die Verschiedenheit zwischen Nord- und Süditalienern weitaus überschätzt werde, und daß die Uebereinstimmung der körperlichen und geistigen Veranlagungen zwischen den Bewohnern aller Theile des Landes die Verschiedenheiten überwögen" (S. 342). Hätte der Verfasser in diesem Punkte Recht, so brauchte um die Zukunft Italiens überhaupt nicht gesorgt zu werden: seine Hoffnungen für dieselbe würden dann nahezu uneingeschränkt begründet sein. In Italien selbst wird bekanntlich vielfach anders geurtheilt, und die Verschiedenheit der Cultur zwischen dem Norden, dem Süden und den Inseln (auf welche Fürst Bismarck bei Beurtheilung der Cavour'schen Politik besonderes Gewicht legte) als größtes, bisher nicht überwundenes und vielleicht unüberwindliches Hinderniß einer gedeihlichen Ausgestaltung des italienischen Staatswesens angesehen. Daß bei dieser ungünstigen Beurtheilung landsmannschaftliche Eifersüchteleien mitsprechen, und daß von dem Einzelnen nicht ohne Weiteres auf das Ganze geschlossen werden darf, versteht sich von selbst. Immerhin bleibt übrig, daß Personen, die dauernd unter Süditalienern gelebt und mit denselben beruflich zu thun gehabt haben, die zwischen den beiden Landeshälften bestehende Cultur und sittliche Disrepanz nur da in Abrede stellen, wo sie über die gesammte Rasse und deren Zukunft ungünstig urtheilen. Daß einzelne auf die Volkswohlfahrt bezügliche Gesetze für gewisse Landestheile, z. B. für die ferner abliegenden Gegenden Siciliens und Sardiniens, auf dem Papier geblieben seien, wird übrigens auch von dem Verfasser anerkannt. Es hätte hinzugefügt werden können, daß die Verwaltung und insbesondere diejenige der Verkehrsanstalten in diesen Landschaften überhaupt einen andern Charakter trägt als in Ober- und Mittelitalien, und daß Postwesen, Schiffahrtsbetrieb, Gesundheitspflege u. s. w. hier an Uebelständen leiden, welche dem Lombarden, Piemontesen und Toskaner grade so unerträglich erscheinen, wie dem hieher verschlagenen Deutschen, Schweizer, Engländer oder Franzosen. Was wäre nicht allein von der allmächtigen Schiffahrtsgesellschaft Florio-Rubbatino, deren Einflüssen und Verwaltungsgrundsätzen zu sagen gewesen?

Doch das Alles nur beiläufig. Welchem Buch könnten nicht Fragezeichen angehängt, welchem generell gehaltenen Urtheile nicht Hinweisungen auf die Ausnahmen hinzugefügt werden? Als Mann, der den Umfang der übernommenen Aufgabe übersieht, hat der Verfasser das selbst gewußt, sich auf Einwendungen gegen seinen „Optimismus" im Voraus eingerichtet und dabei angedeutet, daß er häufig genug in der Lage gewesen sei, den Pessimismus italienischer Freunde bekämpfen zu müssen. Er schließt seine Vorrede mit dem bekannten Worte, das Horaz an den Ausgang der sechsten Epistel (Ad Numicium) seines ersten Buchs gesetzt hat.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti: si non his utere mecum[1]).

[1]) „— Wenn Bessres Du kennest als dieses,
Theil' wohlwollend es mit: wenn nicht, so nütze mit mir dies."

An den zweiten Satz dieser Mahnung wird der Leser sich um so uneingeschränkter halten dürfen, als es kein dem modernen Italien und seinen Einrichtungen gewidmetes deutsches Buch geben dürfte, das den umfangreichen, aus einer Fülle soliden Materials gewonnenen Stoff in gleich knapper Form und gleich ansprechender Zusammenfassung darzubieten vermocht hätte. An Büchern, welche bei der ästhetischen Seite italienischen Lebens stehen bleiben, haben wir längst mehr als genug.

— r —

Busch und Schweninger: Ein Nachtrag zur Bismarck-Literatur.

[Nachdruck untersagt.]

1. Tagebuchblätter. Von Moritz Busch. Drei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1899.
2. Dem Andenken Bismarck's. Zum 1. April 1899. Von Ernst Schweninger. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Ich muß meinen beiden Artikeln einen Nachtrag folgen lassen. Die deutsche Ausgabe der Busch'schen Tagebücher, die ich für meinen ersten Artikel theilweise in den Fahnen, für den zweiten in den Aushängebogen hatte benutzen können, ist Ende März erschienen. Ich habe meine Meinung über den Verfasser und sein Werk ausführlich gesagt und habe dem sachlich hier nichts hinzuzusetzen. Ich mache noch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Tagebücher außer der Wiedergabe von Gesprächen, Acten und publicistischen Aufsätzen lebendige und anziehende Bilder von den verschiedenen Wohnorten des Kanzlers darbieten. Es sind ihnen überdies (im dritten Bande) Aufzeichnungen Bucher's von autobiographisch-polemischem Inhalte (Verhältniß zu Lassalle u. A.) beigegeben, die jener Busch überlassen hatte, und ferner Erinnerungen und Tagebücher Busch's aus den sechziger Jahren, d. h. aus seinem Leipziger Freundeskreise (Freytag, Mathy u. A.) und aus dem Dänischen und dem Deutschen Kriege. Man liest sie gern und sieht sie gern vereinigt; näher auf sie einzugehen, habe ich hier keinen Anlaß. Hier kommt es mir nur darauf an, festzustellen, wie sich die deutsche Ausgabe zur englischen verhält. Die deutsche gibt den Originaltext Busch's: schon das macht sie werthvoller. Beide sind sie nicht unbedingt vollständig; der englische Uebersetzer hat mancherlei, hauptsächlich, so viel ich sehe, Publicistisches und Persönliches weggelassen, das nun hier nachgetragen wird; der deutsche Herausgeber hat von den persönlichen Mittheilungen und Ausfällen, von dem Klatsch aus und über Bismarck's Umgebungen allerhand ganz gestrichen, manches wohl auch im Ausdrucke gemildert. So weit ich es controliren konnte, ist nichts weggelassen worden, was wirklichen Werth besaß. Wer aus irgend welchen Gründen an gewissen Schärfen der Rede und an jenen Klatschereien Antheil nimmt, muß den englischen Text immer hinzuziehen, der allgemeine Leser verliert daran nichts. Für wissenschaftliche Zwecke allerdings ist es ein für alle Male nothwendig, beide Ausgaben zu befragen. Im Ganzen kann ich die Redactionsarbeit der deutschen Herausgeber — Namen sind nicht genannt, offenbar haben der Verleger und ein Historiker[1]) zusammen gearbeitet — nur billigen. Daß nach dem Erscheinen des englischen Werkes das deutsche Original auch erschiene, war doch lediglich zu wünschen, sein Inhalt wird es vor jedem Unbefangenen rechtfertigen; Alles konnte nicht gut abgedruckt werden, und, wie gesagt, es that auch nicht Noth;

[1]) So ist es in der That gewesen, wie ich jetzt, bei der Druckrevision, noch nachtragen darf. Der Historiker ist der Leipziger Rector Professor Otto Kaemmel: ein Mann, der dem Fürsten Bismarck seit vielen Jahren seine Treue erwiesen hat. Man darf seine Mitarbeit wie die Anzeige Georg Kaufmann's (Literarisches Centralblatt 1898, Nr. 46) für Busch anführen. Busch selber ist bekanntlich seit Langem schwerkrank und arbeitsunfähig.

ob noch mehr hätte gestrichen werden können, darauf hin habe ich, offen gestanden, nicht gelesen. Ich hatte dem Buche gegenüber von vornherein wenig censorische Neigungen und fand nur, daß die Streichungen, die man nun einmal vornahm, keinen Schaden stifteten. Vielen aber werden sie wohlthätig sein. Nur Eine Weglassung, zu der sich der Verleger offenbar aus Vorsicht (man mag ahnen, vor wem) entschlossen hat, muß ich mißbilligen, nicht im Sinne persönlichen Tadels, aber im Sinne sachlichen Bedauerns. Die Friedrichsruher Acten, die Busch sich abgeschrieben hatte, und die in der englischen Ausgabe stehen, sind nur zum kleinen Theile wiederholt, diejenigen über die 1879er auswärtige Krise nicht im Wortlaute, sondern nur in der Form eines kurzen referirenden Aufsatzes gegeben, viele ganz und gar weggelassen worden. Daß hier etwas zu wünschen bleibt, liegt auf der Hand. Die englische Uebersetzung dieser Stücke ist nun einmal veröffentlicht; Geheimnisse also bestehen nicht mehr; in die Uebersetzung können sich dagegen Mißverständnisse eingeschlichen haben. Da scheint es denn beinah selbstverständlich, daß uns nun die correcte deutsche Form dieser eben doch bereits bekannten Urkunden geboten werde, mindestens nach Busch's Abschriften, womöglich nach den Originalen. Soeben hat Kohl erfreulicher Weise in seinem „Wegweiser" einige wichtige neue Briefe zur Geschichte jener Krisis abgedruckt. Ich wünsche lebhaft, daß dies Beispiel für die reiche Anzahl der hier in Frage stehenden fruchtbar werden möge!

Zuletzt noch ein Hinweis auf die große und werthvolle Arbeit, die der fachmännische Herausgeber Busch's in seinen Anmerkungen geleistet hat: sie dient gelegentlich in dankenswerther Weise der allgemeineren historischen Kritik, hauptsächlich aber der Erläuterung und der Bestätigung der Angaben des Tagebuchs, und ist ganz besonders für das Kriegsjahr sehr ertragreich gewesen. Die Zuverlässigkeit Busch's — ich wies schon früher darauf hin — wird durch die übrigen, verwandten Quellen lediglich bekräftigt. Insbesondere haben die Herausgeber die Parallelstellen aus den „Gedanken und Erinnerungen" überall angemerkt und sie in einer besonderen Tabelle, die den Registern angefügt ist, aufgereiht; vielleicht ließe sie sich im Einzelnen noch ein wenig vervollständigen, jedenfalls wirkt sie überzeugend: die Uebereinstimmung des Bismarck'schen Buches mit den Tagebüchern ist in der That erstaunlich groß. —

Eine werthvolle Bestätigung der — von mir im Aprilheft reichlich ausgenutzten — Angaben des Tagebuches über die Entstehung der „Gedanken und Erinnerungen" bildet auch der 1. Abschnitt des Schweninger'schen Heftes. Einiges wird näher ausgeführt, der Antheil des Arztes — den Manche als unglaubhaft und anstößig verworfen hatten — an dem Zustandekommen des Buches, als einer heilsamen Beschäftigung für den entlassenen Staatsmann, wird ausdrücklich beschrieben; aus Busch ergibt sich übrigens, daß Bismarck bereits lange vor Schweninger's Eintritt in seine Kreise für den Fall seines Rücktritts von Memoiren gesprochen hatte. Die schweren Anfänge des Werkes, die Bucher so viele Seufzer abgepreßt haben, schildert Schweninger in drastischem Bilde, er zeichnet und begründet Bismarck's Unlust wie Bucher's Verdrossenheit auf das Anschaulichste. Der 2. Abschnitt, „Einiges über Bismarck's Leiden", wirft in einem halb plaudernden Berichte auf Grund von Bismarck's Briefen und Denkwürdigkeiten und späterhin von eigenen Erinnerungen des Verfassers einen interessanten Rückblick auf Lebensweise und Krankheitsgeschichte des Fürsten, wobei die Nikolsburger Krise von 1866 stark unterstrichen wird, und erzählt eingehender die letzte Erkrankung und den Tod. Alles in warmer, lebendiger, fesselnder Darstellung; Schweninger theilt mit, daß er von 1883 ab Aufzeichnungen besitze, die seit 1888 zahlreicher werden. Wie Vieles muß er zu verkündigen haben! Ich hoffe, daß diese Skizze, die man mit Vergnügen hinnimmt, doch nur die Anweisung auf eine nahe Zukunft gewesen ist, und daß das Eigenste, das seine Schätze spenden können, uns noch bevorsteht.

Erich Marcks.

γ. **Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften.** Von Otto Seeck. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1898.

Die Mehrzahl der in dieser Sammlung vereinten Aufsätze hat der Verfasser zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht, so den Hauptbestandtheil derselben, welcher ihr den Titel gibt und die Entstehung der antiken bezw. griechischen Geschichtschreibung von den Rhapsoden bis herab auf Thukydides vorführt. Andere Aufsätze handeln von der Entstehung des trojanischen Sagenkreises, von Maximinus, „dem ersten Barbaren auf dem römischen Kaiserthron", von der Entstehung des Geldes und der Frau im römischen Recht. Hieran schließen sich fünf Abschnitte über „Zeitphrasen", die sich über gewisse weit verbreitete Meinungen der Gegenwart kritisch äußern, über unser Epigonenthum, über Individualität und Volksthümlichkeit, über Künstler und Gelehrte, über den Specialismus und die Museen. Diese Ansichten haben in dem Buche „Rembrandt als Erzieher", das seiner Zeit so großes Aufsehen erregte, ihren Niederschlag gefunden, und die Leser der „Deutschen Rundschau" werden sich wohl noch mit Vergnügen erinnern, wie scharf und geistvoll sie der Greifswalder Professor bekämpft hat. Das Buch, an welches diese Ausführungen sich knüpfen, ist heute so gut wie vergessen, aber die Kritik Seeck's hat einen selbständigen Werth, und man darf ihr aufs Neue darum einen aufmerksamen Leserkreis wünschen. Aus dem Herzen geschrieben wird Vielen der Satz sein: „Man hüte sich, leichtsinnig von unserem Epigonenthum zu reden, und raube der Jugend nicht durch dieses niederdrückende Wort die frohe Zuversicht, daß sie es noch weiter bringen könne als unseren großen Vätern vergönnt war."

βλ. **A Life of William Shakespeare.** By Sidney Lee. London, Smith, Elder & Co. 1898.

Ein neues Leben Shakespeare's — was kann es Neues bringen? fragt man wohl, der unübersehbaren biographischen Literatur über Denjenigen gedenkend, dessen Lebensschicksale so viele Räthsel und Lücken bieten, daß jede Hoffnung, die einen zu lösen und die andern auszufüllen, aufgegeben werden muß. Niemand weiß das besser als der gelehrte Verfasser selbst. Seiner Arbeit liegt der Artikel über Shakespeare im „Dictionary of National Biography" zu Grunde, der 1897 im 51. Band des monumentalen Werkes erschien. Wie dort, so hier will Sidney Lee nur Bewiesenes und unumstößlich feststehende Daten geben, alle ästhetische Kritik, von der genug und übergenug vorliegt, vermeiden und nur den Charakter der einzelnen Werke feststellen. Während achtzehn Jahren hat er das Zeitalter Elisabeth's und dessen Literatur studirt. Sein Buch bezweckt, alles actenmäßig und authentisch Sichere zu geben, ein Handbuch der Shakespearekunde zu sein. Er verweist auf seine Behandlung des „Kaufmanns von Venedig" und der „Verlorenen Liebesmüh", der Beziehungen zwischen den Werken des Dichters und der Heimath desselben, auf seine Verbindungen mit Ben Jonson und die Knaben-Schauspieler von 1601, auf die Umstände, die zur Veröffentlichung des ersten Folio führten, und auf die Geschichte von des Dichters Bildnissen, um die Methode zu erklären, kraft welcher es ihm gelungen ist, dunkle Punkte aufzuklären und zweifelhafte Fragen zu beantworten. Aber er warnt seine Leser, daß er keine Ueberraschungen zu bieten habe, wenn er auch manches Neue zu Tage gefördert. Bezeichnend für die Auffassung von Sidney Lee ist vor Allem seine Erklärung der Sonette. Er weist, in Bezug auf diese, jede autobiographische Interpretation entschieden zurück, und zwar deswegen, weil das Studium der damals so verbreiteten Literatur der Sonette, wie sie von zeitgenössischen Kritikern und Lesern verstanden wurden, ihm die Ueberzeugung brachte, daß Persönliches dabei überhaupt nicht in Betracht kam. Er hat diese Theorie durch eingehende Darstellung von Shakespeare's Beziehungen zu den Earls von Southampton und Pembroke begründet. Die Aufstellung des letzteren als Helden der Sonette verweist Sidney Lee ins Reich der Fabel. Die objective Einfachheit, mit welcher er sein gründliches Wissen verwerthet, dürfte allein schon hinreichen, ihm Theilnahme zu sichern.

β. **Voltaire.** Eine Biographie von Dr. Käthe Schirmacher. Leipzig, O. R. Reisland. 1898.

Das Buch ist sehr anregend und fesselnd geschrieben. Es gibt ein abgerundetes, wohlgelungenes und äußerst lebensvolles Bild des Menschen wie des großen Schriftstellers und Vorkämpfers Voltaire: es schildert uns seinen Lebensgang, die Entwicklung seiner geistigen Persönlichkeit, seine rastlose Thatkraft und umfassende Wirksamkeit, seine Bedeutung für die verschiedensten Gebiete der Cultur. Es übergeht seine Schwächen und Fehler nicht, aber es lehrt uns zugleich, in dem großen Spötter den liebenswürdigen und gütigen Menschen kennen, in dem rücksichtslosen und oft boshaften Feind seiner Feinde den treuen, opferfähigen Freund, in dem schonungslosen Gegner der Kirche den Bekämpfer des Vorurtheils und des Aberglauben, den unerschrockenen Anwalt des unterdrückten Rechtes, den Vertheidiger der Calas und Sirvens, den kühnen Verfechter der Geistesfreiheit, der Toleranz und Menschlichkeit: es läßt uns die Vielseitigkeit, den sprühenden Geist, die staunenswerthe Arbeitskraft des seltenen Mannes bewundern, und es zeigt uns endlich den „Patriarchen von Ferney" unermüdlich und väterlich besorgt für das Wohl der Seinen und für die wirthschaftliche Hebung der ländlichen Bevölkerung im pays de Gex, als deren Schutzherrn er sich fühlte. Aber nicht nur Voltaire selbst, auch die Welt, in der er lebte und wirkte, die Umgebung, aus der er hervorgegangen, und die Menschen, mit denen er in Berührung gekommen, das Jahrhundert, dessen vielseitigster Vertreter er war, und dem er in mehr als einer Richtung den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, führt uns die Verfasserin zwar nur in großen Zügen, aber lebendig und an-

schaulich vor. Auch schickt sie ihrem Leben Voltaire's als Einleitung eine kurze, jedoch sehr instructive, bei aller Knappheit einen guten Ueberblick gebende Darstellung der politischen, wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des französischen ancien régime voraus. So weiß sie dem Leser in sehr glücklicher Weise das Verständniß einer hochinteressanten Zeit und einer großen und machtvollen Persönlichkeit, unter deren nachwirkendem Einfluß wir alle noch bewußt oder unbewußt stehen, zu erschließen.

γ. **Ignaz von Döllinger.** Sein Leben, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Erster Band. München, C. H. Beck. 1899.

Das lange erwartete Werk über Döllinger aus der Feder seines Amts- und Gesinnungsgenossen, Professors J. Friedrich an der Münchener Universität, wird in insgesammt drei Bänden im Laufe des Jahres 1899 erscheinen: der erste Band liegt bereits vor und umfaßt die Jahre 1799—1837. Derjenige Döllinger, welcher in der Geschichte fortleben wird, tritt uns hier nicht entgegen, und er wird auch im zweiten Bande noch kaum sichtbar werden; was wir hier erhalten, ist im Wesentlichen der Döllinger der Ultramontanen, Derjenige, wie sie möchten, daß er immer geblieben wäre, der Vorkämpfer der Kirche gegen den Staat, der schneidige Gegner der Reformation, des protestantischen Princips. Nur an der kühlen Haltung gegenüber dem Jesuitenorden, „dessen die Kirche anderthalb tausend Jahre zu entbehren gewußt hat," in den einzutreten er seinen Schüler Haneberg abhielt, und an der Betonung des Satzes, daß zwar die inneren Kräfte der Kirche befreit und wirksam gemacht werden müssen, aber alle Einmischung in das weltliche und politische Gebiet vermieden werden soll, erkennt man die Fäden, die von dem Döllinger der ersten Periode zu dem der zweiten hinüberführen (S. 273 ff., 432 ff.). Indem wir uns vorbehalten, nach dem Erscheinen der beiden übrigen Bände ein Gesammturtheil über das Werk abzugeben, stehen wir schon heute nicht an, zu sagen, daß es eine äußerst werthvolle Gabe zu werden verspricht. Es ist ja wahr, was gelegentlich in tadelndem Tone gesagt worden ist, daß Friedrich mit großer Ausführlichkeit erzählt und 506 Seiten über das erste, inhaltlich kürzeste Drittel eines erst später zu fast tragischer Höhe sich erhebenden Lebens etwas viel scheinen können. Aber Alles, was Friedrich uns zu sagen hat, ist doch so interessant, führt in eine der wichtigsten Bewegungen des Jahrhunderts so genau ein, daß es uns wenigstens durchaus nicht ermüdet hat: auch die langen Auszüge aus Artikeln, die Döllinger in verschiedenen Zeitschriften erscheinen ließ, möchten wir nicht missen, um so weniger, als sie sonst doch recht schwer erreichbar wären.

βλ. **Glimpses of modern German Culture.** By Kuno Francke. New York, Dodd Mead and Co. 1898.

Der gelehrte Verfasser, Professor der Harvard University U. St., nennt Deutschland in seinen „Streiflichtern auf die moderne deutsche Cultur" das classische Land der moralischen Contraste. Nirgends anders, sagt er, tobe der Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, zwischen überlieferten Glaubenssätzen und persönlichen Ueberzeugungen, zwischen Autokratie und Freiheit heftiger und bitterer unter den Parteien als in deutschen Landen, die Schärfe der Gegensätze bedinge den Werth der Vertheidigungsmittel. Die Arbeiterbewegung erscheint dem amerikanischen Beobachter von der Gluth religiöser Glaubensfreudigkeit in den endlichen Sieg ihrer Sache getragen: in den Paradoxen von Friedrich Nietzsche erkennt er das Ergebniß der sich widerstreitenden Gefühle, die, bis zur Siedhitze hysterischer Apotheosen und wilder Zerstörungslust gesteigert, das Licht überschwellenden Lebens in der Umnachtung auslöschten. Die Träger der Bewegung in Kunst und Literatur bringen den Contrast der einander feindlichen Ideale zum Ausdruck, die um Herrschaft über das Herz des Volkes ringen. In diesem Sinne gelesen, schlingt sich ein einheitliches Band um die verschiedenen Studien, in welchen Kuno Francke seine in Deutschland gesammelten Erfahrungen niedergelegt hat. Sie eröffnet „der Leibnitz-Tag der Berliner Akademie der Wissenschaften", eine Erinnerung an das Gedenkfest vom Juli 1895, die in ihrer knappen Form die ursprüngliche Bestimmung verräth. Professor Francke hat die meisten dieser Studien für Zeitungen geschrieben. Es gelingt ihm in Folge dessen ungleich besser, über Gerhard Hauptmann's „Versunkene Glocke", Wildenbruch's „König Heinrich", Johanna Ambrosius, Peter Rosegger, Heinrich Seidel, Arnold Böcklin u. s. w. zu reden, als Gegenstände in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, deren Größe über den Rahmen derartiger Excurse hinaus ragt.

ιτ. **Kürschner's Jahrbuch.** Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, Leipzig und Eisenach, Hermann Hillger. 1899.

Der Inhalt dieses trotz seines Umfanges von mehr denn neunhundert Seiten handlichen Buches ist so reich, daß es sich in der That an „Jedermann" wendet. Die Form des Volkskalenders hat eine Erweiterung erfahren, wie sie durch die gesteigerten Ansprüche der Allgemeinheit bedingt ist, die sich schnell über die verschiedensten Wissensgebiete, über Tagesereignisse und Personenfragen unterrichten und den mannigfaltigsten Anforderungen des praktischen Lebens gerecht werden muß. So liegt hier eine Art Conversations-Lexikon in nuce vor, das einen guten Berather abgeben dürfte, zumal man sich in ihm mit Hülfe eines geschickt zusammengestellten Inhaltsverzeichnisses leicht zurecht findet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamus. — Jahrhundertwende. Ein Dramencyclus von Franz Adamus. Familie Wawroth. Ein österreichisches Drama in 4 Akten. Mit einem Geleitwort von Ernst Freiherrn von Wolzogen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1899.

Alt. — Ueber familiäre Irrenpflege. Von Dr. Konrad Alt. Mit zwei Tafeln. Halle a. S., Carl Marhold. 1899.

Baedeker. — Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 7 Karten, 34 Plänen und 13 Grundrissen. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1899.

Braunschweiger. — Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts von Dr. D. Braunschweiger. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Shakespeare. Sechste neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1899.

Christomannos. — Orphische Lieder. Von Constantin Christomannos. Mit Zeichnungen von Heinrich Lefler. Wien, Karl Konegen. 1898.

Dodd. — Frauen. Novellen von Dodd. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Ganghofer. — Meerleuchten. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Gebhart. — Le Baccalauréat et les études classiques. Par Émile Gebhart. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Gurlitt. — Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten von Dr. Cornelius Gurlitt. Mit vierzig Vollbildern. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Harlan. — Die Dichterbörse. Roman von Walter Harlan. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Jadassohn. — Zur Einführung in J. S. Bach's Passionsmusik nach dem Evangelisten Matthaeus. Von Dr. phil. S. Jadassohn. Berlin, „Harmonie". O. J.

Kabierske. — Das Breslauer Hallenschwimmbad. Seine Entstehungsgeschichte und Einrichtungen nebst einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung des Badewesens und des Schwimmens und Abhandlungen über die gesundheitliche Bedeutung von Baden, Schwimmen und Schwitzbädern. Von Dr. Kabierske. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1899.

Kielland. — Jakob. Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. Berlin, „Harmonie." O. J.

Kreuer. — Die Betrogenen. Berliner Sitten-Roman von Max Kretzer. Vierte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Larroumet. — Nouvelles études d'histoire et de critique dramatiques. Par Gustave Larroumet. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Lein. — Gedichte von Johannette Lein. Mit einem Geleitwort von Alfred Bock. Gießen, J. Ricker. 1899.

Lindau. — Ferien im Morgenland. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europäischen Türkei und Kleinasien von Paul Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Lindau. — Zwei Reisen in der Türkei. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Lühr. — Ist eine religionslose Moral möglich? Eine Zeitfrage, untersucht von Karl Lühr. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Der Harz. Fünfzehnte Auflage. Mit 20 Karten und Plänen und einem Brocken-Panorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Möbius. — Ueber Schopenhauer. Von P. J. Möbius. Mit 12 Bildnissen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1899.

Morris. — Heinrich von Kleist's Reise nach Würzburg. Von Max Morris. Berlin, Conrad Skopnik. 1899.

Moser. — Ausgewählte Werke von Julius Moser. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Erster Band. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.

Nagel. — Drollige Geschichten von Siegfried Robert Nagel. Dresden, E. Pierson. 1899.

Navez. — Pourquoi Napoléon a-t-il perdu la bataille de Waterloo? Par Louis Navez. Avec une carte. Bruxelles. J. Lebègue & Cie. 1899.

Nover. — Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. Von Professor Dr. J. Nover. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Ompteda. — Die von Kronenberg und ihr Herrensitz. Des Geschlechtes Ursprung, Blüthe, Ausgang. Der Burg Gründung, Ausbau, Niedergang, Zerfall, Wiederherstellung. Eine culturgeschichtliche Erzählung aus elf Jahrhunderten 770 bis 1898 von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Bilderschmuck von Conrad Sutter in Mainz. Frankfurta. M., Heinrich Keller. 1899.

Ouida. — Die neue Priesterschaft von Ouida. Berechtigte Uebersetzung von M. Ouidde. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Pädagogische Abhandlungen. — Dritter Band, Neue Folge, Siebentes bis neuntes Heft. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pollock. — Spinoza. His life and philosophy. By Sir Frederick Pollock. Second édition. London, Duckworth & Co. 1899.

Réfik. — Ein kleines Sündenregister Abdul-Hamid's II. von Mustafa Refik. Genf, Buchdruckerei Arnold Malavallon. 1899.

Reichsrathswahlen, Die, in Ostgalizien im Jahre 1897. Verfasst vom Ausschusse des ruthenischen Landeswahlcomités. Wien, Verlag des ruthenischen Landeswahlcomités. 1898.

Rodocanachi. — Bonaparte et les iles ioniennes. Par E. Rodocanachi. Paris, Felix Alcan. 1899.

Roline. — Das Ende. Erzählungen und Geschichten von C. A. Roline. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Rüdiger. — Die Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichtes in Versicherungssachen. Von Adolf Rüdiger. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1899.

Schantal. — Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—98 von Richard Schantal. Leipzig, G. F. Tiefenbach. 1898.

Scherpf. — Der Einjährig-Freiwillige ohne Sprachkenntnisse. Ein Wegweiser für gewandte junge Leute jeden Berufes, welche die Berechtigung nach § 89b der deutschen Wehrordnung nachsuchen wollen. Herausgegeben von Ingenieur Scherpf. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Schlaf. — Novellen. Von Johannes Schlaf. I. Leonore und Anderes. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Schlaf. — Stille Welten. Neue Stimmungen aus Tingsda. Von Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Schmidt. — Arnold Böcklin. Zwei Aufsätze von Heinrich Alfred Schmidt. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Schmidt. — Zur Reform der classischen Studien auf Gymnasien. Von Dr. Max C. P. Schmidt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1899.

Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Siebenter und achter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Siragusa. — Discorsi su la natura e sul governo dei popoli. Di Francesco Paolo Camillo Siragusa. Palermo, Stabilimento tipografico Virzì. 1899.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Vierte neubearbeitete Auflage mit zahlreichen Abbildungen im Text, vielen Karten und Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. s. w. Erstes und zweites Heft. Berlin, Gebrüder Borntträger.

Wartenberg. — Kant's Theorie der Causalität mit besonderer Berücksichtigung der Grundprincipien seiner Theorie der Erfahrung. Eine historisch-kritische Untersuchung zur Erkenntnisstheorie von Dr. M. Wartenberg. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Wedekind. — Der Kammersänger. Drei Scenen von Frank Wedekind. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1899.

Weirauch. — An des Jahrhunderts Neige. Novelle von M. Weirauch. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Kleefeld.

Von

Ernst Heilborn.

(Fortsetzung.) [Nachdruck untersagt.]

VI.

Auf dem großen Exercirplatz bei Wittenberg marschirte das Infanterieregiment Nr. 20 an seinem Führer, Oberst von Hagen, zugweise im Parademarsch vorüber. Die Sonne brannte auf dem zertretenen Boden. Den rechten Arm auf den Schenkel gestützt, mit der Linken das Pferd zügelnd, blickte der Oberst auf seine Truppe. Ein jeweiliges Zucken der scharfen Züge um seinen Mund, das einzige Lebenszeichen in diesem nervös bewegungslosen Gesicht, war zumeist seine einzige Kritik.

Hauptmann von Hanstein schwenkte soeben ab, um auf den Oberst zuzusprengen.

„Brav, der dritte Zug. Gut exercirt, die Leute," sagte der Oberst. „Der Herr Zugführer?"

Der Hauptmann senkte salutirend den Degen: „Lieutenant der Reserve Kleefeld, Herr Oberst."

„Na ja, das Feldwebelblut — bewährt sich. Immer tüchtig. Danke, Herr Hauptmann."

Wenn Kleefeld gehofft hatte, auf seiner Fußtour durch den Harz der quälenden Gedanken ledig zu werden, so war das eine Täuschung gewesen. Auf engem Fußpfad glaubte er Martha dicht hinter sich zu spüren, und es war ihm, als dürfe er die wesenlose Begleiterin nicht ansehen, nicht das Wort an sie richten. Und Abends in seinem Wirthshaus, wenn der Regen draußen an die Scheiben schlug (die Wolken verfolgten ihn Tag für Tag), dann wähnte er zwei graue Augen ernst auf sich gerichtet zu fühlen. Das fehlte noch, daß er nervös wurde!

Bereute er seinen Entschluß? Man muß die Leidenschaft nicht Herr über die Vernunft werden lassen, sagte er sich. Und das hatte er gethan. Auch seine Mutter hatte ihm ja den Abschied nicht schwer gemacht.

Jedenfalls war es eine Erlösung, als er den Degen an seiner Seite fühlte und den Helm in die Stirn drückte, um sich auf dem Regimentsbureau zu melden. Und es kam ihm vor, als hätte er zum ersten Mal wieder festen

Boden unter den Füßen, als er nach dem Vormittagsdienst das Compagnierevier in der Kaserne durchschritt. Die Bilder des Kaisers und der Kaiserin, die Ordenstafeln, die Namenslisten der in den letzten Feldzügen Gefallenen, die Abbildungen französischer und russischer Uniformen, das Alles berührte ihn heimathlich. Und er sah es gern, wenn die Leute, die eben ihre Essensschüssel auf die Stuben trugen, stramm an ihm vorüber gingen.

Er nahm ein Gewehr aus der Stütze und wog es in der Hand. Es war eine Wohlthat, solch' eine Waffe in der Faust zu spüren. Wie liebkosend griff er über den glänzenden Schaft; ein Gefühl der Kraft ging von der Waffe aus. Und er riß die Kammer auf, spannte das Schloß und suchte Druckpunkt.

Ein blutjunger Lieutenant, den er noch nicht kannte, ging lässig grüßend vorüber. „Schon so eifrig, Herr Kamerad?" fragte er in einem Gönnerton.

„Kleefeld," sagte er sehr kühl, sich vorstellend und die Hand an die Mütze führend.

„von Wilm," erwiderte der Andere die Vorstellung. Der junge, blonde Dachs schlenderte möglichst unbekümmert weiter. Aber er biß sich auf die Lippen, er fühlte die Zurückweisung. Diesmal war er offenbar an den Falschen gerathen.

Im Hôtel zum „Goldenen Adler" hatte Kleefeld Wohnung genommen. Es war ein altes Gebäude, vielleicht, daß Theile der Grundmauern noch von Wittenbergs vergangener Herrlichkeit erzählen konnten. Und Kleefeld suchte die stolze, ehrliche Vergangenheit inmitten der engen, spießbürgerlichen Gegenwart der kleinen Stadt. Und sie war noch da, diese Vergangenheit, und er fand in ihr den rechten Geist für die Baumeister der Zeit. Die Namen Luther und Bismarck gehörten zusammen, zwei Schwesterkronen auf dem einen Stamm deutscher Nation. Und als er in dem Lutherzimmer stand, mußte er sich lächelnd darüber ertappen, daß er nicht den Mönch vor dem Wormser Reichstag in seinen Gedanken suchte, sondern vor einem modernen Reichstag, vor dem Regierungstisch, den anderen, den Fürsten, wie er breitbeinig dastand, die Hände auf den Pallasch gestützt, das weltliche Wort zu einer festen Burg geworden. Darum suchte er Wittenberg so gern in seiner Vergangenheit auf. Und wenn die Kameraden Abends als Rendezvous-Parole das Sommertheater oder die „Traube" ausgegeben hatten, dann schlenderte er vorher durch die Straßen, am liebsten um die alte Stadtkirche herum, die alte Häuser umstanden. Unter dem grünen Laubdach der Bäume, zwischen der hohen Kirche und den niederen Häusern lag abendlich, sammlungsvoll das Schweigen. Und manchmal öffnete er eine der alten, eisenbeschlagenen Hausthüren mit wunderlich geformtem Klopfer und sah in die weiß gescheuerte Diele und auf die breite, festgefügte Eichentreppe. Und solcher Anblick dünkte ihm besser als eine politische Vorlesung: das moderne Deutschland mußte aus seiner Vergangenheit erstarken.

Kam er nach solchem Spaziergang zu den Kameraden, dann hatte er alle Mühe, sich in deren Stimmung hinein zu finden. Zumal das laute Benehmen im Sommertheater war ihm unsympathisch.

Und doch wollte es der Zufall, daß gerade er in diesem Sommertheater Henny Wolter kennen lernen sollte. Sie war ein ziemlich junges Ding, der ihr Debut noch bevorstand, sehr zurückhaltend und offenbar sehr ängstlich. Natürlich hatten es ein paar der Herren fertig gebracht, sich ihr durch den Herrn Director vorstellen zu lassen. Sie stellten dann auch ihn vor, sehr gegen seinen Willen. Er hatte auch kaum ein Wort an sie gerichtet; gerade dadurch aber schien er ihr Vertrauen gewonnen zu haben.

Und sie wohnte wie er im Hôtel zum „Goldenen Anker". Im zweiten Stock hatte sie ihr Stübchen. Als sie ihm ein paar Tage darauf auf der Treppe begegnete, nickte sie ihm ganz freundlich und artig zu. Und wieder nach ein paar Tagen wurde aus dem Gruß ein kleiner Schwatz — wie ihm denn Wittenberg gefiele und wie es ihr gefiel, und ob es auf den weiten Märschen nicht sehr heiß wäre und daß ihr doch sehr bange wäre vor ihrem Debut, als Pauline in Benedix' „Vetter" — er solle nur recht klatschen — und wer denn eigentlich der kleine, dicke Lieutenant sei, der immer so komisch aussehe. Und ein andermal erzählte sie ihm in herziger Offenheit, daß sie eine Pfarrerstochter sei, da aus Hinterpommern, und eine so unbezwingliche Lust gehabt habe, zur Bühne zu gehen; ihr Vater hätt' es natürlich nicht gewollt und habe sie sogar geschlagen, aber eines schönen Tages sei sie ihm eben davon gelaufen.

„Und wie haben Sie sich dann fortgeholfen?"

„Ach, das war furchtbar. Aber ich hatte Glück — nicht wahr, wenn man jung ist? und fand in einem Geschäft am Spittelmarkt Unterkunft, bei sehr ordentlichen Leuten, und in der freien Zeit hab' ich dann immer Rollen gelernt, bis spät in die Nacht hinein. Und dann bin ich zu einem Agenten gegangen, und der sagte gleich: ‚Mein schönes Fräulein' — na, der macht mir nix vor, schön sind wir nicht, höchstens a bisserl fesch" — und sie blitzte ihn mit ihren Aeuglein an — „aber er sagt: ‚Mein schönes Fräulein, Sie haben ein großes Talent. Ich habe da eine Stelle für Sie in Wittenberg, da gehen Sie hin, werden Sie erst sicher auf den Brettern, und dann zum Herbst bring' ich Sie aufs Hoftheater.' Aber hätt' ich geahnt, daß das so a Bud' hier ist, zehn Pferde hätten mich nicht hergezogen. Und was sich die Herren alle herausnehmen, na, schön is does aber nit."

Merkwürdig, was sie zuweilen für einen Dialekt spricht für eine Pfarrerstochter aus Pommern, dachte er. Aber ihre Natürlichkeit und Aufrichtigkeit gefielen ihm. Und wie sie so dastand in weißer Blouse mit Schifferknoten, auf dem Titusköpfchen einen Herrenstrohhut, und mit dem rothen Sonnenschirm auf dem Boden malte, da sah sie wirklich niedlich aus. Nur mit der Jugendlichkeit war es nicht gar so arg; Abends schien sie entschieden ein gut Theil jünger als bei Tageslicht.

Kam Kleefeld Morgens zwischen Zehn, halb Elf vom Frühdienst zurück, dann machte er sich's allemal in der „Weinstube" des „Goldenen Adlers" bequem. Fritz erschien da und nahm seine Befehle entgegen, und er knöpfte sich die Uniform auf und streckte sich aufs Sopha. Daß Niemand außer ihm den geheiligten Raum betrat, dafür leistete das „Weinstube" an der Thür

genügend Bürgschaft. Hier ein Glas Bier zu trinken, war eben sein geheiligt Vorrecht.

Nicht wenig erstaunt war er deshalb, eines schönen Vormittags beim Oeffnen der Thür Fräulein Wolter vor sich zu sehen. Sie schlürfte eben ihren Morgenkaffee und war auch ihrerseits höchst überrascht, ihn da zu finden. Das Mädel habe in ihrem Zimmer halt so früh aufräumen wollen, und da sei sie entflohen. Ob sie den Herrn Lieutenant störe? Ihretwegen sollt' er's sich nur ruhig bequem machen. Arg müd' müßt' er schon sein. Wieder um Vier heut' Morgen heraus, hätte der Fritz erzählt.

Natürlich bat er sie, zu bleiben, und von dem Tag an traf er sie alle Tage bei seinem Frühschoppen. Und er hatte es ganz gern, wenn sie so munter mit ihm schwatzte.

Merkwürdig war, wie sehr sich ihr Debut verzögerte; nur als Statistin war sie aufgetreten. Als er sie danach fragte, fing sie an zu weinen. Daran sei nur die schlechte Person, die Tony Keller schuld, die gönne Keiner 's kleinste Röllchen. Wenn ihr Vater wüßte, wie der Director sie hinters Licht geführt hätte, todtschlagen würde er ihn.

Ein kriegerischer Geistlicher, dachte Kleefeld. — Zu anderen Zeiten, im Ernst seines Berufslebens, würde er auch sicherlich nicht ein Viertelstündchen an sie verloren haben. Aber die militärische Thätigkeit füllte ihn so ganz aus und ließ ihm dabei so viel freie Zeit, daß er das Vormittagsstündchen gern mit dem Mädchen verplauderte. Nur wenn er Martha's gedachte, schämte er sich. Und dann war er hart und abweisend, ohne daß sie's merkte oder merken wollte.

Was sollte das Alles heißen? Suchte sie instinctiv Schutz bei ihm oder hatte sie sich in ihn verguckt? Dachte er gelegentlich einmal darüber nach, dann kam es ihm wie eine unendliche Kinderei vor. Er war in dem Alter, in dem ein Mann die Lebensgefährtin sucht. Und hatte er die nicht bereits gefunden? Es passirte ihm jetzt oft, daß er darüber nachgrübelte, warum er sich Martha gegenüber eigentlich nicht erklärt hatte. Die Gründe waren aus seinem Gedächtniß wie ausgewischt.

Und diese kleine Henny schmeichelte sich in sein Leben ein. Zeigte sich an seinem Dienstrock ein Rißchen oder löste sich ein Knopf, gleich mußte er ihr erlauben, den Schaden zu bessern. Und es kleidete sie ganz allerliebst, wenn sie mit solcher Arbeit beschäftigt dasaß. Sie hockte dann am Fenster, senkte das Köpfchen und ließ die Nadel durch ihre spitzen Fingerchen gleiten. Sie sah aus wie ein Eichhörnchen, das mit einer Nuß spielt.

Sie hatte nun wirklich eine Rolle bekommen! Ein kleines Röllchen auf dieser kleinen Bühne zu agiren, vor einem Publicum, das kein Publicum war. Aber sie war sehr stolz darauf, trotzdem sie's nicht so zeigen wollte. Und er mußte sie natürlich überhören.

Anerkennenswerth war übrigens durchaus, daß sie ihn öffentlich nie compromittirte. Sie mußte schon so etwas wie Tactgefühl besitzen, obwohl ihre Schulbildung herzhaft verwahrlost war. Trotzdem blieb das öffentliche Aergerniß nicht aus.

Eines Abends, die Herren hatten wieder verabredet, sich im Sommertheater zu treffen, stand er in einer Gruppe von jüngeren Officieren, als sie vorüber ging. Sie grüßte, keineswegs ihn direct, und einer der Herren knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Er vermied es, sie anzusehen und mit ihr zu sprechen. Zwei andere Schauspielerinnen, die eben unbeschäftigt waren, traten zu ihnen heran; man plauderte und lachte. Scherzworte fielen, und wieder war es dieser Herr von Wilm, der Fräulein Wolter gegenüber einen Ton anschlug, der Kleefeld verletzte.

Er bat den Kameraden — als älterer Officier hatte er ein Recht dazu — in seiner Gegenwart in diesen Ton nicht verfallen zu wollen. Darauf verbeugte sich Herr von Wilm durchaus correct, aber Kleefeld sah, daß die Uebrigen ein leises Lächeln kaum verbergen konnten. Und das Alles mußte ihn treffen, der dies ganze Gebahren, den Verkehr mit dem Theatervolk verabscheute und verurtheilte.

Er hatte aber auch gesehen, daß Fräulein Wolter, die Wilm's Worte ohne alles Erröthen hingenommen hatte, bei seinen Worten erröthet war. Und das trug nur eben dazu bei, seine Mißstimmung zu steigern.

Als er nach der Vorstellung nach Hause ging — er war nicht dazu aufgelegt, die übliche Nachtsitzung mit zu machen — hörte er eilige Schritte hinter sich her huschen: „Was eilen's denn so; nehmen's einen doch mit.“ Das war die Stimme der kleinen Henny; aber es kam ihm vor, als klänge durch die absichtliche Heiterkeit eine unbestimmte Erregung durch.

Es war ihm trotz der Dunkelheit peinlich, so neben ihr zu gehen, und er grüßte sie kühl und schwieg.

„Ich dank' Ihnen auch schön,“ sagte sie.

„Ich wüßte nicht, wofür.“

„Daß Sie sich meiner so angenommen haben.“

„Das war doch nur selbstverständlich.“

Sie schüttelte heftig mit dem Kopf: „Ich verdien's ja gar nicht so. Angelogen hab' ich Sie, eine Pfarrerstochter bin ich nicht. Ich glaubt' ja gar nicht, daß Sie's glauben würden.“

Ein armes Menschenherz, das sich erschloß. Nur eines kleinen bißchen Achtung war es für werth befunden worden, und unter diesem einen verirrten Sonnenstrahl schmolz schon das Eis.

Er empfand die Sentimentalität der Situation nur ärgerlich. „Warum sollen Sie's denn nicht verdienen?“

Sie schüttelte den Kopf hastig und heftig wie ein Kind: „Ich bin ja die Henny aus 'm ‚Grünen Kranz‘,“ brachte sie mühsam heraus.

„Sie waren Kellnerin? Das ist doch keine Schande,“ sagte er abwehrend.

„Gelt, nicht wahr, wenn man doch sein Brod verdienen muß?“ Sie fiel bereits in ihre gewohnheitsmäßige Koketterie zurück.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander. Der Mond trat aus den Wolken und umglitzerte mit seinem Licht die Giebel der alten Häuser. „Hier wohnte, wirkte und starb Melanchthon,“ war auf einer erzenen Tafel zu lesen.

Ein Kamerad ging vorüber, Kleefeld mußte grüßen. Er sah, wie der Andere lächelte. Das Leben macht uns zu Narren.

„Sie sind gut," brach sie schmeichelnd das Schweigen. Und wie sie weiter gingen, fühlte er, wie sie sich leise an ihn schmiegte. Und nach einem Widerstreben gab er sich der Lockung anheim.

Eine Mücke setzte sich auf seine Backe und stach ihn; er schlug nach ihr.

Was denn?" Was für eine Thorheit war er zu begehen im Begriff! Wie benahm er sich seiner selbst unwürdig. Und morgen mußte er um halb Vier aufstehen. Und wer sagte ihm gut dafür, daß ihm diese Bekanntschaft nicht in Berlin lästig werden könnte? Und Martha! Was würde sie von ihm denken?

„Fräulein Wolter, seien Sie vernünftig" — seine Stimme klang rauh, und er sah, daß sie aufschreckte.

Er fühlte auch, daß sie sich von ihm loslöste und ein hastiges Tempo anschlug. Sie gingen die letzten Schritte stumm neben einander.

Die Hotelthür war unverschlossen, sie stiegen die Treppen zusammen hinauf. Beim ersten Stock machte er Halt und hielt ihr die Hand hin. Und sie ergriff noch einmal seine Hand und preßte sie zwischen die ihren und wollte sie nicht frei geben.

Aber er war wieder ganz Herr über sich geworden, machte sich los von ihr, sagte „Gute Nacht" und ging auf sein Zimmer. Er drehte sich nicht mehr um.

Sobald er in seinem Zimmer war, schloß er von innen ab. Er machte Licht und stieß die Fenster auf. Sein Blut war doch in Bewegung gerathen.

Da, auf dem Tisch, lag ein Brief. Sollte er von Martha sein? Er betrachtete die Handschrift sorgfältig. Dann zündete er sich eine Cigarre an, zur Beruhigung, zog seinen Uniformrock und die Stiefel aus, suchte Morgenschuhe und eine Civiljoppe und ließ sich auf seinem Sopha nieder.

Also wirklich von Martha! Was konnte sie ihm zu schreiben haben?

Gleich der Ton der ersten Sätze fiel ihm auf; sehr verständig und herzlich, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Sie plauderte von dem und jenen, sprach von ihrem häuslichen Leben ohne ihn, warf ihm vor, daß er so gar nicht schreibe, erzählte von dem Besuch des Brautpaars Beetz und zuletzt die gewiß sehr überraschende Neuigkeit, daß sie schon seit vierzehn Tagen, zunächst aushülfsweise, in der Busse'schen Schule am Dönhoffsplatz unterrichte, und daß ihr das viel Freude und Befriedigung gewähre. Ein Beruf, der sie ausfülle, sei eben das Einzige gewesen, was ihr zu ihrem völligen Wohlbefinden gefehlt habe. Uebrigens hoffe sie, daß ihr Zeit genug bliebe, dann und wann ein Stündchen mit ihm zu verplaudern.

Als er den Brief gelesen hatte, kam eine große und behagliche Ruhe über ihn. Der Gedanke, nach Hause zurück zu kehren, hatte mit einem Schlage alles Peinliche für ihn verloren. Es kam ihm vor, als habe er sich Martha heute Abend verdient. Nun ja, ein Anderer hätte sich anders benommen! Schade, daß Martha ihn nicht in Uniform sah.

Ein Glück hatte er bei den Frauen —!

Er war wirklich müde geworden und streckte sich behaglich in sein Bett. Wenn man tüchtig ist und etwas leistet, hat man eben auch etwas vom Leben zu erwarten. Ein wohliges Gefühl der Zufriedenheit überkam ihn. Er schlief die wenigen Stunden, die die Nacht noch für ihn hatte, fest und traumlos.

Gegen Abend des Tages, an dem der Parademarsch so glänzend für ihn abgeschlossen hatte, war Liebesmahl im Casino. Ein Hauptmann des Regiments war zu den Vierundneunzigern versetzt worden. Dem zu Ehren wurde nun statt um zwei um vier Uhr dinirt, das Menu war von dem Ein-Mark-Normaltarif auf zwei Mark erhöht worden, und vor den Fenstern des Casinos war die Regimentscapelle postirt. Die Herren Stabsofficiere waren zugegen.

Es war ein heißer Nachmittag, die Sonne brannte auf den Fenstern des ein wenig niedrigen Casinosaals, und es wurde eine heiße Sitzung.

Kleefeld saß gegen Ende der Tafel, neben ihm der Herr Stabsarzt. Schräg ihm gegenüber, in der Mitte, der Oberst, doch nicht so fern, daß der hohe Herr nicht ein paarmal hätte freundlich das Wort an ihn richten können. Ganz am Ende des Tisches, unter den jüngsten, noch nicht abgelagerten Jahrgängen, Kleefeld gleichfalls schräg gegenüber, saß von Wilm.

Hatte Kleefeld recht beobachtet, so hatte sich Fräulein Wolter jüngst an diesen Herrn von Wilm angeschlossen. Es war Kleefeld sogar so vorgekommen, als hätte die kleine Henny, die ihn selbst jetzt consequent mied, ihm ihren neuen Freund recht deutlich vor Augen führen wollen, um ihm weh zu thun. Und es hatte ihn momentan geschmerzt: nicht seinet-, sondern ihretwillen Aber du lieber Gott, was konnte er dafür?

So viel war sicher, daß dieser Herr von Wilm ihm seit lange feindlich gesonnen war, und daß er seit einigen Tagen augenfällig eine ironische Ueberlegenheit ihm gegenüber zur Schau trug.

Kleefeld unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem rundlichen Stabsarzt, von den jüngeren Officieren Sanitätsdirector genannt, ganz vortrefflich. Der Stabsarzt hatte den Krieg mitgemacht, erzählte schnurrige Quartiergeschichten aus Frankreich und verbreitete sich etwas ausführlich über die Segnungen der neuen antiseptischen Verbandsmethode. In einem kommenden Feldzug einen Granatsplitter ins Bein zu bekommen, sei geradezu ein Genuß.

„Was halten Sie eigentlich von Ehen zwischen näheren Verwandten, etwa Cousin und Cousine," fragte Kleefeld etwas unvermittelt.

„Sehen Sie, mit solchen Ehen ist es wie mit den Ehen überhaupt: Würfelspiel, Glückstopf, Gansauskegeln. Ein schalkhafter Philologus hat mir einmal erzählt: ‚Ehe' und ‚Wehe' sei früher ein Wort gewesen. Mit zunehmender Cultur habe sich das ‚W' im Munde allzu höflicher Ehemänner abgeschliffen. Das hat etwas für sich. Aber deshalb Hagestolz werden? Man wagt es eben und schiebt mit. Heirathen Sie also ruhig Ihr Fräulein Cousine und vergessen Sie nicht, mich zum Hochzeitsschmaus einzuladen."

„Es würde mir das eine ganz besondere Freude sein, wenn es sich um mich handelte; ich fragte allerdings absichtlich, aber nur im Interesse eines Freundes."

„Ich will Ihnen einen guten Rath geben, mein lieber Assessor. Fragen Sie nie einen Arzt um Rath, so lange Sie's nicht dringend nöthig haben. Unsereins sieht die Gefahr überall. Die Gefahr ist eben überall. Aber wenn man das kennt, dann muß man täglich, stündlich darüber staunen, daß so ganz unverhältnißmäßig wenig Unheil entsteht. Sehen Sie dort den Herrn Major von Suckow; daß der bei einer solchen Sitzung keinen Schlagfluß bekommt, ist ein Wunder. Trotz alledem eine verehrungswürdige Welt! Herr Lieutenant Kleefeld, das Wohl Ihrer Zukünftigen!"

Widerwillig stieß er an, und sie tranken aus.

Das Liebesmahl zog sich in die Länge. Es war erstaunlich, daß Oberst Hagen noch immer aushielt. Er war ein scharfer Arbeiter — nur eben auf ein Jahr zur Regimentsführung aus dem Generalstab commandirt — und pflegte solche Festlichkeiten nur ganz kurz durch seine Anwesenheit auszuzeichnen. Die jüngeren Officiere erwarteten längst den Augenblick, in dem er aufbrechen würde, mit Ungeduld. Er war ein gestrenger Herr und ein unbequemer Aufpasser.

Kleefeld, der sich so lange fast ausschließlich mit dem Stabsarzt unterhalten hatte, glaubte gewahr zu werden, als er den Blick über die Tafel schweifen ließ, daß die jüngsten Herren unten am Ende des Tisches ihn selbst zum Gegenstand ihres Gesprächs erkoren hatten. Sie tuschelten mit einander, und von Wilm schien das Wort zu führen. Der kleine Fähnrich neben ihm wollte sich vor Lachen ausschütten. Sie wechselten auch offenbar das Thema, als er sie beobachtete. Nun versuchte er sich an ihrem Gespräch zu betheiligen.

Man kam auf dienstliche Dinge und auch auf den Unfall, der sich vor wenigen Tagen in der zweiten Compagnie zugetragen hatte. Ein Musketier hatte beim Bajonettfechten einen Stoß gegen die Brust bekommen und war dann einer Brustfellentzündung erlegen. Der beaufsichtigende Unterofficier war zur Rechenschaft gezogen worden. Es handelte sich darum, ob er zur rechten Zeit Halt geboten hatte, als er sah, daß der Mann den Brustschutz verlor.

Man sprach davon, wie schwer es sei, da in dem rechten Augenblick einzugreifen.

„Werden immer mehr verzärtelt, die Leute," sagte einer der Jüngsten. „Schadet wahrhaftig nichts, wenn es da mal 'nen Stoß abgibt. Lernen sie eben aufpassen."

„Das Aufpassen sollen auch die Unterofficiere lernen," sagte ein Premier.

„So 'n Kerl stirbt geradezu aus Niedertracht," warf von Wilm ein. „Will sich wichtig machen mit seinem bißchen Sterben. Damit die Zeitungsschreiber was zu thun haben." — Der kleine Fähnrich krümmte sich vor Lachen.

„Ihre Auffassung ist vielleicht doch etwas frivol," warf Kleefeld mit Betonung jeder Silbe und Wilm scharf fixirend ein.

„Ich bitte Sie, das zu wiederholen, Herr Lieutenant Kleefeld."

„Ich sage, Ihre Auffassung ist frivol, Herr Lieutenant von Wilm."

Wilm verbeugte sich leicht, stand auf und ging an einen älteren Officier heran, mit dem er ein paar Worte wechselte, um dann gemeinsam mit ihm

den Saal zu verlassen. Kleefeld war leicht erblaßt, aber es war ihm, als dränge ein Gefühl des Unmuths ihm bis in die Fingerspitzen. Währenddes nahm die Tischunterhaltung ruhig ihren Fortgang; der Zwischenfall war bei dem herrschenden Lärm nur von den Wenigsten wahrgenommen worden. Der Stabsarzt, dem die Welt in immer rosigerem Lichte vor Augen schwamm, stieß eben wieder mit Kleefeld auf die Zukünftige an. Aber es fiel auf, daß der Oberst ein paar Secunden später das Zimmer verließ. „Ich komme wieder, meine Herrn," sagte er, das Aufstehen zurückweisend.

Im Vorzimmer traf der Oberst auf von Wilm, in lebhafter Auseinandersetzung mit dem älteren Kameraden begriffen.

„Lieutenant von Wilm — auf ein Wort — wenn ich bitten darf."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Fühlen Sie sich beleidigt von der Aeußerung des Lieutenants Kleefeld?"

„Ich wollte mir erlauben, dem Ehrengericht noch heute meine Meldung abzustatten, Herr Oberst."

„Ich wünsche, daß das unterbleibt."

„Zu — Befehl, Herr Oberst."

„Sie haben meiner Meinung nach durchaus keinen Grund, sich beleidigt zu fühlen. Wenn Sie mir gestatten — ich finde Ihre Aeußerung auch frivol — äußerst frivol, um es milde auszudrücken. Ich wünsche solche Aeußerungen nicht von den Herren meines Regiments zu hören."

„Zu Befehl, Herr Oberst." Der junge Lieutenant war bleich geworden.

„Wäre vielleicht angebracht, diese — hm — Aeußerung mit einem Wort zurückzunehmen? Wie?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Habe die ganze Zeit über gesehen, daß Sie sich über den Kameraden da lustig machen. Wie? Kann das Benehmen nicht sehr würdig finden, Herr Lieutenant."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Noch eins. Heut' Morgen — Ihr Zug. Das ist kein Exerciren, Herr! Das ist Bummelei, Herr! Das kenne ich nicht. Das gibt's bei mir nicht. Gesprochen haben die Leute in Ihrem Zug! Officiere, die ihre Leute nicht in der Gewalt haben, kann ich nicht brauchen. Lassen Sie sich das gesagt sein, Herr von Wilm."

„Zu — Befehl — Herr Oberst." Er brachte die Worte mühsam heraus.

„Danke sehr, Lieutenant von Wilm."

Der Oberst kehrte in den Saal zurück, ein paar Augenblicke nach ihm von Wilm. Kleefeld, der die Situation sofort durchschaute, machte es Wilm leicht, einzulenken. Er versicherte sofort, daß er Scherz sehr wohl verstehe und nur Angesichts des traurigen Ausganges es für seine Pflicht gehalten habe, Herrn von Wilm darauf aufmerksam zu machen. Wilm, der noch immer kreidebleich aussah, murmelte zwischen den Zähnen etwas, wie: aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Jedenfalls wurde das Verhältniß Kleefeld's zu seinen Kameraden durch den Zwischenfall nicht im Geringsten getrübt. Auch Diejenigen, die um seine

bescheidenen Familienverhältnisse wußten, mußten seine Tüchtigkeit und sein correctes Verhalten anerkennen. Er gehörte zu Denen, die sich ihre Stellung überall selbst schaffen. „Ein ganzer Kerl", sagte man von ihm.

Die Uebung schloß für Kleefeld ausgezeichnet ab.

VII.

Wieder einmal schlug die Glocke an der Hausthür des stillen Mauerstraßenhauses scharf an. Der weiße Sand auf der ausgetretenen Holztreppe knirschte unter Kleefeld's Tritten.

Er stieg sie langsam hinauf. Der Gedanke an dieses Wiedersehn war ihm trotz Martha's Brief doch etwas peinlich. Aber er sagte sich eins: gefährdete die Stimmung im Haushalt die Ruhe seines Daseins und seiner Arbeit, dann zog er aus. Seiner Berufspflicht ungestört leben zu können, war die Hauptsache. Wie sich das Verhältniß mit Martha gestalten würde und wann er ihr seine Hand bieten könnte, das fand sich.

Aber nichts geschah, was seine Befürchtungen hätte rechtfertigen können. Mama Kleefeld stieg von ihrem Thron, nahm, wie sie es bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, den Kopf ihres großen Jungen zwischen ihre beiden Hände und sagte: „Wie Du verbrannt bist, Karl. Aber das steht Dir gut." Und Martha kam auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand herzhaft wie einem alten Kameraden: „Das ist schön, daß Du wieder da bist." Und dann stand noch einer da, mit gekrümmtem Rücken, die Vorderpfoten in den Boden gekrallt und sah den Eindringling mißtrauisch von der Seite an: Peter, der Kater. Der gehörte seit dem Tode des kleinen Mädchens bei Böttchers unten mit zum Haushalt.

„Was habt Ihr denn da für ein Unthier?" fragte Kleefeld, froh, einen unverfänglichen Gesprächsstoff zu finden.

„Ein treues Thier," sagte Martha. „Er war die ersten Tage nicht zu halten. Gekratzt hat er mich und gebissen, als das Mariechen im Sterben lag und ich ihn fortnehmen mußte. Er strolcht auch jetzt noch unten herum und sucht."

Bei diesem Panegyrikus auf Peter's Treue wurde Kleefeld etwas unbehaglich zu Muthe. Aber er mußte sich doch gleich überzeugen, daß Martha's Worte nicht auf ihn gemünzt sein konnten. So unbefangen und heiter war ihr Benehmen.

Er hätte daraus auf die Größe ihres Schmerzes und ihrer Liebe schließen können. Er sagte sich nur: sie ist doch ein Charakter! Und auch darin hatte er nicht ganz Unrecht.

Sie führte ihn über die Galerie in sein Zimmer. Unten arbeitete der Böttcher. Dem Mann war inzwischen sein Einziges gestorben, aber es war, als erzählte sein Hammerschlag von lauter Lebensfreudigkeit und Lebensfrische.

Sie öffnete die Thür vor ihm und zeigte lächelnd auf einen großen Feldblumenstrauß, der auf dem Tisch stand. „Den habe ich Dir hergestellt, damit Du siehst, daß wir uns freuen, Dich wieder bei uns zu haben." Dann ließ sie ihn allein. Es kam ihm vor, als redete sie herzlicher mit ihm als früher.

Nur einen Augenblick war ihm, als spräche aus dieser Herzlichkeit ein verlorenes Herz.

Seinen Arbeitstisch im Eßzimmer fand er unangerührt, wie er ihn verlassen hatte. Die Bücher lagen auf ihrem Platz und die Papiere rechts und links, wie er sie zu ordnen pflegte; nichts verwechselt. Auf der Schreibmappe lag der erste Band von Treitschke's deutscher Geschichte, mit dem Zeichen, wo er zu lesen aufgehört hatte — wenn ihm Zeit blieb, wollte er das Buch gleich wieder vornehmen; der Geist, in dem es geschrieben war, war ihm sympathisch. Ueberhaupt arbeiten, arbeiten, arbeiten! Er wollte es in seiner neuen Stellung zu etwas bringen. Das Gepräge des Zeitgeistes mit bestimmen — wenn etwas dem Leben Reiz geben konnte, war es das. Und es kam ihm vor, als hätte die stille, beredte Vergangenheit Wittenbergs in mancherlei Hinsicht klärend auf seine Ansichten gewirkt.

Wie unangerührt das Alles auf seinem Schreibtisch, und doch nicht unangerührt! Kein Stäubchen war auf den Büchern zu sehen. Ihre weiche Hand mußte Tag für Tag Alles aufgenommen und gesäubert und wieder so hingelegt haben. Und das Tintenfaß neu gefüllt! Er achtete auf diese Kleinigkeiten und freute sich, daß sie ihn darin verstand. Wirklich, das Mädchen verdiente einen ausgezeichneten Mann zu bekommen.

Als sie um den Mittagstisch saßen — es gab ein brav bürgerlich einfaches Essen, das Fanny, in Heimweh nach den Bratentöpfen früherer Herrschaften, mit dem verletzten Anstand einer Königin im Exil servirte —, sagte Kleefeld höchst jovial: „Kinder, ich habe euch eine große Neuigkeit mitzutheilen. In Wittenberg habe ich eine Berufung bekommen zum Hülfsarbeiter im Cultusministerium. Na, was sagt Ihr nun?"

„Wird Dir die Thätigkeit sympathisch sein?" fragte Martha kühl.

„Natürlich, aber durchaus."

„Es ist ja wohl auch eine Auszeichnung, da muß man Dir also ganz besonders gratuliren."

„Nicht wahr, da bleibst Du bei uns? Das ist gut. Ich fühle mich in letzter Zeit recht angegriffen," sagte Mama Kleefeld. „Das Asthma setzt mir mehr zu denn je. Und schmecken will es mir auch nicht mehr; das ist ein böses Zeichen. Ja, ja lache Du nur. Ich sage Dir, es geht mit mir zu Ende." Ihre Stimme war weinerlich geworden: „Alles, was man lieb hat, verlassen müssen, das ist sehr schwer, sehr schwer für eine alte Frau."

„Rege Dich nicht auf, Tantchen."

Auch Kleefeld war es bei seiner Ankunft aufgefallen, daß seine Mutter angegriffen aussah. Er hatte es dann über andern Dingen vergessen. Aber wie er sie jetzt daraufhin beobachtete, mußte er sich sagen, daß ihr volles Gesicht etwas Welkes bekommen hatte. „Na, es wird so schlimm nicht sein, Mamachen," sagte er tröstend. „Aber es ist immerhin gut und schön, daß Du mich, falls ich mich in meine neue Stellung einlebe, bei Dir behältst. Und was den Posten selbst betrifft — Ihr Frauen habt natürlich nicht das Verständniß dafür. Aber es ist doch eine gute Sache, dem großen Schöpfer bei seinem Werk — äh — Handlanger sein zu dürfen."

Martha sah ihn befremdet an; Frau Kleefeld, die schon als junges Ding in ihres Vaters Laden das Intelligenzblatt fleißig gelesen und es dann als Küstersfrau vollends mit der Aufklärung gehalten hatte, sagte: „Seit wann bist Du denn so für's Religiöse."

„Wieso für's Religiöse? Natürlich bin ich für die Religion — wir müssen alle wieder religiöser werden. Aber wie kommst Du darauf?"

„Du sprichst doch davon, Handlanger des Schöpfers zu sein."

„Ah so; sehr gut! Ich meinte natürlich den Fürsten."

Sie lachten und Kleefeld lachte, nichts weniger als gekränkt, mit. Das alte bescheidene Zimmer, der Anblick der goldenen Hängelampe und drüben des Sturms auf die Düppler Schanzen, das Alles stimmte ihn zufrieden; er fühlte sich zu Haus daheim.

„Und Du fürchtest nichts für Deine Freiheit?" fragte Martha.

„Im Gegentheil. Es gibt nichts Größeres und Schöneres, als zu dienen. Theilst Du etwa auch das Vorurtheil von der Unfreiheit des Beamtenstandes?"

„Ist es ein Vorurtheil?"

„Natürlich. Dies Dienen-dürfen ist die schönste Freiheit. Einem preußischen Beamten wird es nicht zugemuthet, etwas gegen sein Gewissen oder gegen seine Anschauung nur zu thun."

„Kinder, streitet Euch nicht gleich den ersten Tag," sagte Mama Kleefeld. „Es gibt noch Pflaumentorte."

— — Behaglich, wie diesen ersten Tag, spann sich Kleefeld wieder in sein Zuhause ein. Er arbeitete fleißig und, wie er sich nach wenigen Wochen zugestehen durfte, mit Erfolg. Sein neuer Chef geizte nicht mit Aeußerungen seiner Zufriedenheit, und die Räthe kamen ihm gleichmäßig mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Seine Zukunft erschien ihm — und er liebte es, in Augenblicken behaglicher Selbstbespiegelung daran zu denken — im hellsten Lichte. Er steuerte direct auf den Vortragenden Rath zu, und er hatte die Frau gefunden, die ihm als Lebensgefährtin zusagte. Täglich mußte er sich davon überzeugen, was Martha für ein liebes Mädchen war, wie anspruchslos, wie tüchtig und doch wie fähig, gesellschaftlich zu repräsentiren. Und was das Angenehmste war, er durfte das Gefühl haben, ihrer sicher zu sein. Er konnte mit seiner Erklärung warten, bis eine günstige Gelegenheit und der rechte Termin für ihn selbst gekommen wäre. Und das war auch ein Vortheil, der nicht zu unterschätzen war.

Es war Herbst geworden, aber einer jener milden Herbstabende, an denen die Sonne goldig am klaren Himmel untergeht. Abende, die vom Sommer erzählen und wie ein Gruß sind und ein Geschenk, das er hinterlassen hat. Abende, an denen die Sehnsucht mit leisem Flügel durch die Großstadt schwebt und ihren verirrten Kindern ihr Märchen erzählt, das Märchen vom Frieden.

Sie hatten alle Drei nach dem Abendbrot auf der Holzgalerie gesessen, obgleich es da ein wenig eng war. Und Mama Kleefeld war sentimental geworden und hatte von vergangenen schönen Tagen gesprochen. Das hatte sie angegriffen, und deshalb war sie besonders früh zu Bett gegangen.

Kleefeld und Martha hatten sie bis zu ihrem Zimmer ganz am Ende der Galerie begleitet und standen nun noch einen Augenblick still bei einander. Die warme Luft umhüllte sie weich. Von der Böhmischen Kirche und gleich darauf von der Dreifaltigkeitskirche hörten sie es langsam und tönend zehn schlagen.

„Wohin dies Leben ohne religiösen Halt führt," sagte er sehr unvermittelt, „habe ich bei den jungen Officieren in Wittenberg gesehen. Es ist ein Dahinvegetieren. Der Mensch braucht Religion. Und es ist wirklich eine der heiligsten Pflichten des Staates, religiösen Sinn im Volke zu pflegen. Es ist für ihn die Pflicht der Selbsterhaltung. Der Fürst hat so etwas Aehnliches übrigens auch einmal betont."

„Zwangsweise Erziehung zu religiösem Empfinden?" fragte sie mit kaum verhehlter Ironie. Das Pharisäische in seinen Worten berührte sie peinlich.

„Gewiß; zwangsweise Erziehung. Das geht dann von selbst in Fleisch und Blut über und läßt thörichte Zweifel gar nicht aufkommen. Eingeimpft muß es den Massen werden. Die Schule ist das Werkzeug dazu, und daß das nicht versagt, ist die Hauptsache. Aber gerade unter der Lehrerschaft macht sich heutzutage eine sogenannte Aufklärung breit, die nur eben ein Zeichen der Halbbildung ist. Die muß ausgerottet werden. Das ist mir auch in Wittenberg aufgegangen, wie sehr unsere Religion national deutsch ist. Ich verdanke den Wittenberger Tagen überhaupt sehr viel."

„Aber lieber Karl, die Religion greift doch über alle Nationalitätsgrenzen hinüber."

„Natürlich, selbstverständlich. Aber Du mußt das fühlen, daß sie gerade mit deutscher Art besonders eng verknüpft ist. Das geht Einem eben in Wittenberg auf. Der rechte deutsche Mann ist fromm. Unsere Sprache ist Lutherwort, und Luther hat gewissermaßen den Typus deutschen Mannesthums geschaffen. Man könnte die ganze deutsche Geschichte als einen Kampf um Gott, den deutschen Gott, auffassen. So steht unser schlichter, frommer Kaiser als Erfüller deutscher Geschichte vor uns."

„Du hast also das Pfingsten, nach dem Du Dich sehntest, in Wittenberg gefunden?"

„Du mußt solche Worte nicht auf die Goldwage legen. Ich kann wohl sagen, daß ich seit jeher durchaus religiös empfinde. Natürlich, man möchte dies Empfinden vertiefen. Und gerade meine Erziehung bestätigt mir, wie wichtig eine wirklich religiöse Volkserziehung ist. Bei mir hat's eben daran gehapert, und ich verdanke es mir selbst, wenn ich mich da nicht auf Abwege habe locken lassen. Meinem Vater behagte die Küsterei nicht, er fühlte sich als alten Soldaten, und meine Mutter — Du weißt ja, wie sie ist. Ich mache ihr nicht den leisesten Vorwurf, aber sie hat doch eben nicht die Bildung."

Noch vor ein paar Monaten hätte Martha ihm gesagt: Du versuchst, unwahr gegen Dich zu sein, und denkst Dich in Dinge hinein, die nicht sind, Dir aber in Deinen Berufskram passen. Und von Deiner Mutter solltest Du nicht so sprechen. Jetzt fuhr sie leise mit der Hand über Peter's Rücken, der dafür mit einem behaglichen Schnurren dankend quittirte, und sagte: „Du magst Recht

haben. Uebrigens, es wird kühl, und ich will mich zurückziehen; morgen habe ich früh zu unterrichten. Gute Nacht."

In ihrem Zimmer saß sie noch lange auf dem kleinen, harten, eckigen Kanapee, den Arm auf die Lehne gestützt. Wie klar sie seine Schwächen durchschaute! Dieser selbstsichere Mann, wie er sich neuen Verhältnissen anpaßte, ohne auch nur gewahr zu werden, daß er es that. Und doch auch seine Schwächen hätte sie nicht an ihm missen mögen.

Ihr war, als wanderte sie auf einem Trümmerfeld. Sie mochte in die Zukunft spüren, soweit sie konnte, sie sah nur die Trümmer einer reichen und verlorenen Vergangenheit. Wozu diesen trostlosen Weg weitergehen? — Sie raffte sich auf. Gott sei Dank, daß sie ihren Beruf hatte!

Allsonnabendlich, Nachmittags von fünf bis sieben Uhr, sah das bescheidene Zimmer des Fräulein Alice Unger die Lehrerinnen der Busse'schen Schule, an der auch Martha nun unterrichtete, um den großen Sophatisch vereint. Thee gab's da und feine, liebevoll gestrichene Butterschnitte, und an den Wänden hingen zwischen Photographien der lieben Unger'schen Familie, mit welk gewordenem Laub umkränzt, die Bildnisse der George Sand und Stuart Mill's in Lichtdruck. Und vor dem Fenster schmetterte ein Kanarienvogel seine grellen Lieder. Altes Recht war's, daß man hier zusammenkam. An diesem Sophatisch war Nathan der Weise gelesen worden und Hamlet und Uriel Acosta, und die ältlichen und jungen Mädchen hatten gleichmäßig gesucht, über manche Schwierigkeit sich klar zu werden. Und immer hatte Alice Unger mit kühl verstandesscharfem Wort in sicherer Ueberlegenheit den Ausschlag in Streitfragen gegeben. Und immer hatte das Blondköpfchen des Fräulein Gerstner, die keine Verlobungsanzeige ohne ein rührendes Lächeln stiller Mitfreude lesen konnte, an dem scharfgezogenen Mund der Meisterin mit Bewunderung gehangen.

Aber schon vor Martha's Eintritt in diesen Kreis war das anders geworden. Wie es gekommen war, das wußte Keine recht, aber eines Tages hatte man den Uriel bei Seite geschoben, um eine neu erschienene Brochüre zu lesen. Geschrieben war diese Brochüre von einer Lehrerin gleich ihnen allen, und diese Brochüre hatte den Feuerzunder in die Herzen dieser stillen Gemeinde geworfen. Sie lasen den Uriel nicht weiter. Was sie von nun an beschäftigte, war die Frage nach dem Selbständigwerden der Frau. Die Bildnisse Mill's und der Sand hatten sie auf gemeinschaftliche Kosten erworben.

Und diese bescheidenen Wesen, die nicht ohne einiges Herzklopfen und Erröthen einen Gesellschaftsraum betreten konnten, griffen das große Problem ihrer Zeit mit gleichsam selbstverständlicher Sicherheit und Festigkeit an. Sie warben und wirkten, und für diese einfachen Herzen gab es keine Kluft zwischen Praxis und Theorie. Und als Martha in diesen Kreis trat, da mußte die Saat, die sie säeten, auf gut vorbereiteten Boden fallen. Martha hatte die Ideen, die in dieser Gemeinde nicht nur Ideen blieben, dürstend aufgenommen. Und jetzt, da sie in ihrem Zimmer saß, und die verlorene Liebe vor ihre Augen graue Nebelschleier wob, spielte nach wenigen Augenblicken tiefer Entmuthigung ein stolzes Lächeln um ihre Lippen. Arbeit genug für sie! Und mehr als eine Freude, die ihrer noch harren konnte.

Und nicht zum Mindesten aus diesen neuen Ideen heraus, über die sie zu Hause nie sprach, fand Martha die rechte Weise des Verkehrs mit Kleefeld. Das innerliche Selbständigwerden machte sich äußerlich geltend. Sie konnte ihm immer mehr ein treuherziger Gefährte sein.

Und wirklich, wie die Wochen und Monde vergingen, wurde ihr Verhältniß immer kameradschaftlicher. Kleefeld zweifelte nicht mehr daran, daß er mit diesem Kameraden vor den Traualtar treten werde. Inzwischen war er's froh, eine Schwester gefunden zu haben.

Winterabend war's. Draußen auf der Straße standen bereits weihnachtlich die Jungen mit frostrothen Händen umher und boten ihre Knarren zum Verkauf. Und wenn sie die in Bewegung setzten, war's, als ginge das schnarrende, knarrende Geräusch nicht von den kleinen Holzspielzeugen aus, sondern als läge es in der klaren, winterlichen Luft, als schritte die Kälte selbst plattfüßig über den ächzenden Schnee.

Zum Ausgehen bereit, saß Martha vorn im Wohnzimmer. Frau Kleefeld legte eine Patience und horchte dabei von Zeit zu Zeit wohlgefällig ins Nebenzimmer hinüber, wo Kleefeld bei der Arbeit saß. Ein Klingelzug, und Martha sprang auf. Aber statt Fräulein Gerstner's rosigem Verlobungsgesichtchen sah sie sich dem Postboten gegenüber, der ihr einen Rohrpostbrief einhändigte.

„Wie ärgerlich! Sie kann nicht mit mir gehen, sie hat Zahnschmerzen."

„Vielleicht kann Fanny die Billets an der Kasse zurückgeben," meinte praktisch besorgt Mama Kleefeld.

„Wo denkst Du hin? Dann gehe ich eben allein. Ich werde doch die Joachim nicht wieder versäumen."

„Aber Kind, ganz allein ins Concert?"

„Das kannst Du unmöglich," rief Kleefeld aus dem Nebenzimmer.

„Du irrst Dich, lieber Karl; ich kann es und thu' es."

Einen Augenblick, und Kleefeld erschien auf der Schwelle. „Ich hätte zwar zu arbeiten, aber ich möchte Dich doch bitten, Dich begleiten zu dürfen."

„Das nehme ich an. Sehr lieb von Dir. Wir haben aber Eile."

Eine eigene Stimmung überkam Kleefeld, als er in dem Concertsaal neben Martha saß. Sie fiel offenbar auf, und das schmeichelte ihm. Er hatte das Gefühl, daß man von ihnen dachte: ein schönes Paar. Und dann war es ihm, als wären sie schon verheirathet und würden nachher irgendwo zusammen speisen, um dann in ihre gemüthliche Häuslichkeit heimzukehren. Aeußerst behaglich wurde ihm bei dieser Vorstellung zu Muthe. Und dann diese Liebeslieder, die immer ein Thema variirten, und dieser Gesang, der etwas Sieghaftes hatte. Er hatte eigentlich nie geschwärmt, aber bei diesen Liedern war's ihm, als führten sie ihn in längst vergangene Jahre holdseliger Schwärmerei zurück. Gerade weil er ganz unmusikalisch war und in seinem Leben nur ein oder zwei Mal ein Concert gehört hatte, reagirte er ganz naiv. Und da das Lied eben gerade von des Mädchens Träumen erzählte, fragte er sich nicht minder naiv, ob Martha in dem Augenblick wohl an ihn dächte. Na, Gott sei Dank, sie liebte ihn ja.

Und dieser Rausch, das war das Merkwürdige, wurde wie ein echter, rechter Weinrausch, stärker noch, als er nach dem Concert mit Martha ins Freie trat. Die Kälte, die auf ihn eindrang, steigerte sein Zärtlichkeitsgefühl. Er war überhaupt eine Winternatur und liebte die Kälte. Sie that ihm körperlich wohl und erhöhte seine Fähigkeiten und Empfindungen.

Er rückte den Cylinder in die Stirn und sagte: „Was meinst Du dazu, wenn wir noch in ein Restaurant gingen, Abend zu essen?"

„Ganz einverstanden," lachte sie. Gerade weil das zu den Dingen gehörte, die eine falsche Prüderie zu Unrecht untersagte, wollte sie es thun. Man mußte eben auch mit der That den Muth haben, sich über thörichte Vorurtheile hinweg zu setzen, Vorurtheile, die der Frau jede, aber auch jede freie Bewegung unmöglich machten.

Kaum ausgesprochen, hatte er natürlich seinen Vorschlag schon bereut. Aber nun konnte er wohl nicht mehr zurück, ohne sich lächerlich zu machen. Er überlegte einen Augenblick; offenbar war es am unverfänglichsten, er wählte ein möglichst vielbesuchtes Restaurant, in dem auch die Beamtenwelt verkehrte. „Nun denn zu Frederich," sagte er. Und er winkte einer Droschke.

Warm und rauchig schlug ihnen die Luft entgegen, als sie die Restaurationszimmer betraten. Im ersten Raum alle Tische besetzt. Nur im Vorübergehen konnte Kleefeld Martha zuflüstern: „Siehst Du den kleinen Herrn dort mit der Brille? — Menzel." Im zweiten Zimmer — ah, das war ärgerlich: an einem lauten Tisch in größerer Herrengesellschaft Lieutenant von Wilm in Civil und noch ein anderer Regimentskamerad. Kleefeld grüßte sehr kühl und ging vorüber. Im dritten Zimmer endlich fanden sie einen leeren Tisch.

Sie setzten sich, und Kleefeld bestellte etwas möglichst Einfaches, einen Wiener Schnitzel für Jeden von ihnen und Bier, natürlich Bier; denn es durfte nicht so aussehen, als ob er sie fetiren wollte. Und Martha war das ganz gleichgültig, das wußte er. Höchstens, daß sie gern ein Glas Sect getrunken hätte; aber Sect war ja leider ganz unmöglich.

Mit der Unterhaltung haperte es arg. Fehlte eben die rechte Stimmung. Sie sprachen von Dingen, die sie beide gar nicht interessirten. Und Jedes fühlte, wie das Andere sich Mühe gab, und das machte sie dann doppelt verlegen. Das Essen war denn auch noch nicht erschienen, als Martha schon die Bemerkung einflocht: „Zu spät dürfen wir es nicht werden lassen."

„Nein, gewiß nicht," beeilte er sich einzustimmen. „Aber nicht wahr, diese einfachen Räume haben etwas Gemüthliches?" Er war sich der Ironie seiner Worte schon gar nicht mehr bewußt.

Und nun sollte dieser selbe Abend mit seiner kleinen, unschuldigen Extravaganz den Anlaß zu einer höchst peinlichen Scene geben.

Lieutenant von Wilm erschien, als ihr Essen eben aufgetragen war, mit einem Kleefeld unbekannten Herrn in der Thür. Beide nahmen an einem Tisch ihnen gegenüber Platz. Und Kleefeld wußte natürlich sofort, was das zu bedeuten hatte. Oberst von Hagen war offenbar zum Generalstab zurückversetzt worden; und in Civil durfte man ja aggressiv werden.

Es dauerte denn auch nicht lange, bis Kleefeld Wilm's Stimme zu sich hinüber schnarren hörte.

Wozu Weiteres abwarten? Hier mußte energisch und sofort eingegriffen werden. Sich ruhig erhebend, sagte er zu Martha, die von alledem nichts bemerkt hatte: „Entschuldige mich einen Augenblick."

Er trat zu Wilm und sagte sehr leise, aber mit scharfer Betonung jeder Silbe: „Darf ich fragen, ob Ihre Bemerkung eben mir und der Dame in meiner Begleitung galt?"

„Darüber bin ich Ihnen keinerlei Auskunft schuldig."

„Dann erlauben Sie mir, zu bemerken, daß ich Ihr Benehmen ebenso ungesellschaftlich wie feige finde. Ich sagte feige." Er legte seine Karte, die er schon vorher herausgenommen hatte, auf den Tisch. „Ich hoffe, daß ich von Ihnen hören werde."

„Sie werden von mir hören," sagte von Wilm. Aber Kleefeld hatte ihm längst den Rücken gekehrt, und seine Worte klangen wie die ungezogene Bemerkung eines trotzigen Schülers.

„Du kennst die Herren?" fragte Martha.

„Es sind Regimentskameraden; ich mußte sie begrüßen."

„Sehr freundlich scheinst Du ihnen nicht entgegen gekommen zu sein."

Es währte nur ein paar Minuten, bis die Herren aufstanden und zahlten. Martha fiel es auf, daß Kleefeld in eine höchst übermüthige Lustigkeit verfiel. Er schlug ihr sogar vor, noch eine Flasche Sect mit ihm zu trinken. Aber sie ging nicht darauf ein. Forcirte Fröhlichkeit war ihr unsympathisch. Und Morgen hieß es für die Schule frisch und arbeitsfreudig sein, zumal sie das kleine zahnschmerzbehaftete Fräulein Gerstner eventuell noch zu vertreten hätte. Also — „es ist Zeit."

Als Kleefeld das Haus aufgeschlossen hatte und sie die ausgetretene weiße Holztreppe hinaufstiegen — Fanny hatte ihnen eine Lampe heraus gesetzt — war Martha zu Muthe, als wäre sie mit Jemand zusammen gewesen, den sie nur flüchtig kannte. Und Kleefeld preßte die Finger in das Holz des Treppengeländers. Er hätte irgend Etwas zerbrechen mögen.

VIII.

Acht Tage später, in der Frühe eines schneeklaren Wintermorgens, hielt ein Schlitten vor dem Mauerstraßenhause. Kleefeld hatte wartend am Fenster gestanden; er nahm seinen Hohenzollernmantel um, stieg die Treppe hinunter und begrüßte den Herrn im Schlitten. Und fort ging's mit Schellengeklirr.

„Ein wenig kalt, lieber Kleefeld; wir hätten lieber die Bahn benutzen sollen. Sie werden steif gefroren am Orte der That ankommen."

„Mir gerade recht so. Ich komme so am besten in Stimmung."

„Sie haben die nöthigen Vorbereitungen getroffen, oder haben Sie vielleicht den Wunsch, mir den einen oder andern Auftrag zu übermitteln?"

„Nein; ich danke Ihnen. Wie Sie mich da sehen, bin ich jeder Zeit abkömmlich. Man muß solche Scherze auch nicht zu tragisch nehmen."

Sobald sie in den Grunewald einbogen, ließ Kleefeld dem Pferd die Schellen ablösen. Das Geklingel war ihm zuwider. So flogen sie fast lautlos dahin.

Ein scharfer Wind hatte Tags zuvor den Schnee von den Bäumen gefegt. Nun standen die Kiefern da mit kahlen Stämmen und mit dem fahlen Grau der Kronen. Und sonst Schnee, nichts als Schnee ringsum, und nur von Zeit zu Zeit sahen sie zu ihrer Linken einen Eisenbahnzug vorüberfauchen. Der aber erhöhte nur das Todesgefühl, das von der Landschaft ausging.

Ein paar Mal trug ihnen der Wind eine Wolke feinkörnigen, schneidenden Schnees entgegen. Der glitzerte dann auf ihren Mänteln.

Es mußte eigen aussehen, wenn Blut den Schnee am Boden färbte. Vielleicht würden sich die Dohlen, die überall herumpickten, an dem rothen Fleck zu schaffen machen.

Und wenn schon — hatte er es anders verdient? Warum reizte und beleidigte ihn der Bube auf Schritt und Tritt? Er mußte seinen Denkzettel erhalten. Nur daß der Denkzettel so fatal gründlich ausfallen konnte, das war es, was er fürchtete. Zumal auf diese Pistolen ja kein Verlaß war. Und er hatte noch dazu den Fehler, trotz seines leichten, sichern Handgelenks beim Abdrücken etwas hinauf zu zucken. Also, tief halten — Unterleib.

Und das gab eben die schlimmsten Verletzungen. Ja, aber — was konnte er daran ändern? Er hatte sein Möglichstes gethan und als Geforderter auf den ersten Schuß verzichtet und um gleichzeitiges Feuern gebeten. Ganz ritterlich. Und wenn das nun zur Folge hatte, daß der Schuß des Gegners ihn selbst —

„Sie lachen?“ fragte sein Begleiter, der den ganzen Weg über kaum ein Wort gesprochen hatte.

„Nur der schneidende Wind.“ Und nach einer Weile, wie zur Erklärung: „Ich habe ganz ungeziemlich wenig Todesgedanken. Ich bin eben Fatalist. Und ich denke, ich habe auf dieser Welt noch Anderes, Nothwendigeres zu thun als zu sterben.“

„Da haben Sie sehr Recht.“

Ein Invalide kam aus einer Hütte herbeigehumpelt und öffnete die Thür im Holzzaun vor ihnen. Kleefeld's Begleiter wollte den Mantel aufknöpfen und in die Tasche greifen.

„Ach, lassen Sie doch. Diese moderne Art des Wegelagererthums, man muß das nicht unterstützen.“ Und weiter ging's im Fluge. Der Andere sah ihn befremdet an.

Da zur Rechten vor ihnen, die Krumme Lanke. Seltsam, daß ihm die heute als Ziel gesetzt war. Er konnte den Weg, auf dem er im Frühsommer mit Martha gegangen war, sehen. Undeutlich zwar, aber er zeichnete sich doch im Schnee ab.

Ein verhängnißvoller Tag war das gewesen. Damals hatte ihre Seele zu ihm gesprochen und hatte gesagt: Dein bin ich. Und er hatte das nichts geachtet, hatte es mißachten müssen. Und nun so viel Zeit darüber vergangen war —

Verloren hatte er im Grunde nichts. Weshalb auch? Gehörte sie ihm nicht heute wie damals? Und wenn die passende Gelegenheit kam, und das konnte ja bald sein, würde er eben sprechen. Sprechen und sie heimführen als sein liebes Weib.

Und war's nicht im Grunde ihretwegen, daß er sich heut' der Kugel des Gegners stellte? Wirklich, der kleine vereiste See dort unten, der wohlvertraute, durfte ihm ein gutes Omen sein.

In dem Restaurant ließen sie ihren Schlitten unterstellen. Sie hatten noch etwa zwanzig Minuten havelwärts zu gehen. Sie mußten ausschreiten, denn es war hohe Zeit.

Da vor ihnen — nein, es war eine Täuschung. Es hatte ausgesehen wie ein ungefüges, schwarzes Kreuz, hoch aufragend aus dem weißen Schnee.

An Ort und Stelle fanden sie von Wilm mit seinem Secundanten, den Unparteiischen und den Arzt bereits vor. Man grüßte kühl, und die Stellungen wurden bestimmt. Fünf Schritt Barriere, dreimaliger Kugelwechsel, gleichzeitiges Feuern waren die Bedingungen. Ein letzter Versöhnungsversuch blieb erfolglos.

In beinah gleichzeitigem Nacheinander krachten zwei Schüsse durch die Stille.

Kleefeld sah den Gegner stürzen; sein Herz schlug und die Schläfen pochten. Um Gotteswillen! nur nicht — todt!

„Herr von Wilm ist kampfunfähig," constatirte der Unparteiische.

„Schuß in den Oberschenkel mit Knochensplittern," sagte der Arzt. Er beeilte sich, einen Nothverband anzulegen. Kleefeld ging auf den Gegner zu und schüttelte ihm die Hand, herzlicher als es sonst in solchen Fällen üblich ist. Er hatte von Wilm in diesem Augenblick geradezu lieb. Das mußte man anerkennen: dieser übermüthige junge Dachs hatte gestanden wie ein schlachtgewohnter Mann. Eben doch gute Rasse. Und daß die Wunde eine verhältnißmäßig so leichte war, dafür vor Allem war er dankbar. Ein ernster Ausgang um solcher Lappalie willen, — es wäre nicht auszudenken gewesen.

„Ganz programmmäßig verlaufen," sagte er zu seinem Secundanten, als sie dem Restaurant wieder zuschritten. Dann trennten sie sich. Ein Theil der Herren fuhr mit der Eisenbahn, für den Verwundeten war ein Wagen zur Stelle, in den auch der Arzt mit einstieg, und Kleefeld hatte seinen Schlitten für sich allein. Und das war ihm gerade recht.

Höchst behaglich wickelte er sich in seinen weiten Mantel ein. Sobald aber das Restaurant genügend außer Sicht war, gebot er dem Kutscher Halt und sagte ihm, er könne die Schellen ruhig wieder anmachen. Er selbst zog währenddes die heimlich mitgebrachte kurze Manöverpfeife aus der Tasche, stopfte sie und setzte sie in Brand. Die Pfeife dampfte, — „und nun, Kutscher hollah zu!"

Die Schellen klangen lustig durch die Stille.

Solch ein Duell, es war zweifellos ein Unfug. Wie leicht hätte es traurig ausgehen können, wäre die Kugel nicht schon auf die geringe Entfernung

gesunken. Ein Gottesgericht? Thöricht, davon zu reden; aber vielleicht hatte Gott es so gefügt, daß hier ein Menschenleben nicht verspielt wurde. Althergebrachte Sitte war das Duell, nichts weiter; an sich nicht zu rechtfertigen. Freilich eine Sitte, der man sich nicht entziehen konnte und sollte; wie er gehandelt hatte.

Die Schellen klangen lustig durch die Stille.

Und eine schöne Sitte! Wenn etwas dem Leben Werth gab, so war's das Muthgefühl, es in die Schanze schlagen zu können. Das mußte auch einmal zu seinem Rechte kommen. Ganz warm und bewegt fühlte er das Blut durch seine Adern jagen. Er hatte es eben einmal beweisen können, daß er ein Mann war. Und eben dazu war das Duell da; da lag seine Berechtigung. Sein ganzes Wesen hatte längst nach einer Bethätigung gedrängt, wie er sie eben gefunden hatte. — Er streckte sich behaglich auf seinem Sitz und sog die kalte Luft ein. Wie ein Rausch war es über ihn gekommen, ganz wie ein Rausch. Und nun heimkehren als Sieger —

„He, holla, Kutscher, halt!"

Sie waren wieder an das Holzgitter angelangt, und wieder öffnete ihnen der Invalide das Thor.

„Siebzig mitgefochten gegen Frankreich?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant." Kleefeld machte auf ihn den Eindruck eines Militärs.

„Tüchtig mit im Feuer gewesen?"

„Beim Greifswalder Jägerbataillon gestanden. Vor Metz gelegen und vor Paris und dann bei Orleans."

„Bei Orleans verwundet worden?"

„Da ging's heiß und kalt zu, Herr Hauptmann. Ein Granatsplitter hat mir das da fortgenommen." Und er klopfte auf sein Holzbein.

„Da, hier, nehmen Sie das da von Einem, der gern mit Ihnen gefochten hätte. Aeh — damals noch zu jung gewesen." Und er gab dem Invaliden ein Zwanzigmarkstück.

Einen Augenblick sah er noch den eisgrauen Bart des Alten, dann ging's fort im Fluge. Die Schellen klangen.

Als Sieger heimkehren und aus weichen Händen den Kranz empfangen! Die kleine Martha, für die er sich geschlagen hatte, sie war doch eigentlich die Siegesbeute. Ein süßes, kleines Ding. Da heiratheten all' die grünen Burschen, die ihr Mannesthum nie bewiesen hatten und dann natürlich auch eine Frau nicht richtig anzufassen wußten. Bei ihm würde das etwas Anderes sein. Und hoho! seine Martha war ein Charakter.

Hatte sich da die Natur die weiße Schlafdecke ganz behaglich über die Ohren gezogen. Und wie der Schnee im Sonnenlicht glitzerte! — Worauf wartete er eigentlich noch?

Sehr behaglich würde es in ihrem zukünftigen Heim aussehen. In der Hohenzollernstraße würden sie miethen. Das war eine vornehme und dabei doch bescheidene Gegend, Professorenviertel. Die Einrichtung altdeutsch, aus Eichenholz; alles einfach und solide. Keine Portièren und andern Krims-

krams. Fraglich freilich, ob das auch ihr Geschmack war. Aber darin mußte sie ihn schon bestimmen lassen.

Vor allen Dingen — sie würde es ihm behaglich zu machen wissen. Sie hatte eine eigene, wohlthuende Art, für ihn zu sorgen. Er empfand das schon jetzt. Wie seine Wäsche besorgt wurde und seine Bücher und Schreibsachen in tadelloser Ordnung, in der Ordnung, die er eben wollte, immer wieder hingelegt wurden — für Bezahlung war das eben einfach nicht zu haben. Das war eben Liebe. Und was ihm so besonders an ihrem Wesen wohlthuend war: sie störte ihn nie. Die meisten Frauen quälen; aber Martha wußte sich selbst zu beschäftigen und hatte vor seiner Arbeit Respect.

Abends, wenn er einmal freie Zeit hätte, könnte man sich vorlesen, ein gutes, nationales Geschichtswerk. Sie würden dann unter der Hängelampe in seinem Zimmer sitzen, und sie würde lesen. Er rauchte dabei seine Cigarre und erklärte ihr das Nöthige.

Und bei Gesellschaften! Dazu kannte er sie jetzt gut genug, um zu wissen, daß sie sehr vornehm und sehr stilvoll repräsentiren würde. Die Herren aus dem Ministerium würden sie als Hausfrau hochachten lernen, und auch die Damen würden sich mit ihr verstehen; und das war nichts Leichtes. Besonders gegenüber der ewig hüstelnden Excellenz, der Frau Unterstaatssecretär.

Die Schellen klangen lustig durch die Stille.

Ja — worauf wartete er eigentlich? Seit Excellenz ihn zur Bearbeitung des Diöcesal-Gesetzentwurfes zugezogen hatte, war seine Zukunft so gut wie sicher gestellt. Es war nur eine Frage der Zeit, und zwar kurzer Zeit, daß er Vortragender Rath würde. Eigentlich war er sträflich jung dafür — erst Anfang der Dreißig. Aber darauf warten — ja, in aller Welt, warum? Er war ja doch unabhängig von der Gehaltsmisère.

Als Sieger heimkehren ... wirklich, das Glücksfieber brannte in seinen Adern. Einfach zu ihr gehn und sagen: Kind, ich habe dich lieb, willst du meine kleine Frau werden? Und dann ihr Glück und ihre Verschämtheit. Hollah! als Sieger heimkehren.

Daß sie seine ganz richtige Cousine war? Sie waren ja beide ganz übermäßig gesund. Er streckte und dehnte sich. Der dicke Stabsarzt soll leben!

„Der Herr wünschen?" Der Kutscher drehte sich schwerfällig um.

„Wie? Ach so. Auf kürzestem Wege nach Hause. Und Carrière, wenn ich bitten darf."

Wenn seine Mutter zu ihnen ziehen wollte, so hatte er seiner Seits nichts dagegen einzuwenden. Obgleich es für einen jungen Haushalt immer besser war, wenn kein Dritter zugegen. Man lebte sich dann leichter ein, und die Frau fand sich schneller in ihre Pflichten. Man mußte abwarten, wie sich das entwickeln würde. Auf jeden Fall würde er darauf bestehen, daß die Mutter sich eine Gesellschafterin, und zwar aus guter Familie, nähme; denn allein konnte die alte Dame unmöglich bleiben. Und dann würden sie sehr oft kommen, so in der Dämmerstunde beim Spaziergang, und sich nach Allem

erkundigen und ein Stündchen verplaudern. Das bescheidene Haus in der Mauerstraße würde sie dann wohl sehr komisch und traulich anmuthen.

Da waren sie schon zur Stelle. Er sprang aus dem Schlitten und die Treppe hinauf.

Die Erste, die ihm entgegen trat, war Martha. „Die Tante ist im Bett geblieben, sie ist nicht ganz wohl," sagte sie ihm.

„Na, um so besser."

Sie sah ihn befremdet an, er lachte und trat mit ihr in das Wohnzimmer. Wirklich, der Thron war leer.

„Woher komm' ich?" sagte er, seine Hände reibend.

Ihr Befremden wuchs. „Das wirst Du mir schon verrathen müssen, wenn Du willst, daß ich's weiß."

„Erinnerst Du Dich der beiden Herren neulich Abend im Restaurant? Der Eine erlaubte sich, eine Bemerkung über Dich zu machen. Ich habe den Burschen gestellt."

„Du hast —?"

„Ich komme eben von der kleinen Affaire. Ich habe ihm mit Deiner Erlaubniß eine Kugel ins Bein gejagt; ein kleiner Denkzettel."

„Um Gotteswillen — Du hast meinetwegen — Du selbst — Du bist doch nicht verwundet?"

„Wie Du siehst, nein. Und ich bin sehr glücklich, so gehandelt zu haben. Und wenn Du mich ganz glücklich machen willst —"

„Ich — Dich?"

„Ja, Du; Du brauchst nur Ja zu sagen." Er machte eine Pause, er brachte es doch schwerer heraus, als er gedacht hatte: „Ich wollt' es Dich schon immer fragen. Martha sag' — willst Du meine kleine Frau werden? Sag —"

„Nie." — Sie war kreidebleich geworden.

„Du —?" Er verstand sie gar nicht.

Sie richtete sich hoch auf, und ihre Augen leuchteten in ihrem Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen war: „Nie!"

„Warum?" fragte er ganz mechanisch.

„Weil Du mich nicht liebst."

„Na, erlaube! Wenn ich Dich nicht liebte —"

Sie war ganz dicht an ihn herangetreten: „Weil Du zu lieben gar nicht im Stande bist. Weil es Dir nichts galt, als Du wußtest, daß ich Dich liebte. Weil Du kein Herz für mich hast. — Jetzt kommst Du und denkst Wunder was für mich gethan zu haben, und nun gefällt es Dir, die Hand nach mir auszustrecken, und nun soll ich zugreifen, dankbar, nicht wahr, dankbar? Gar nichts hast Du für mich gethan; erniedrigt hast Du mich vor mir selbst, und Deine Ehrenvertheidigung brauch' ich nicht. Ich vertheidige meine Ehre selbst. — — Nie, sag' ich Dir, aber nie, nie!"

„Du — erlaubst wohl, daß ich mich Deiner weiteren Kritik entziehe." Er machte eine kurze Verbeugung und ging.

Den zitternden Arm auf der Lehne des Sessels, mit fliegendem Athem, hoch aufgerichtet, sah sie ihm nach. Er — kam nicht zurück.

Eine Weile noch stand sie so da, ihr Arm flog hin und her, ihre Kniee wankten — sie sah ihm nach. Dann stürzte sie auf die Thür und riegelte sie zu. Dann warf sie sich aufs Sopha und schluchzte. Der alte Kleefeld sah aus seinem schwarzen Rahmen behäbig lächelnd auf sie nieder.

Die Hände sanken ihr vom Gesicht, und sie starrte ins Leere. „Ich habe Dich ja lieb," sagte sie.

Minuten vergingen; sie strich mit den Händen über ihr Haar. „Ich will zu ihm und will es ihm sagen. Ich muß es ihm sagen."

Sie ging auf die Thür zu, langsam und gefaßt, und legte die Hand auf die Klinke. Der vorgeschobene Riegel hielt sie zurück. Da war's, als fiele ihr plötzlich Alles wieder ein. „So nicht; nicht so."

Sie lehnte an dem Thürpfosten und sann nach, mit heißen, trockenen Augen. Einmal hob sie den schlaff herabhängenden Arm, als suche sie Etwas, Jemand.

— Er hat mich nicht lieb . . . Sie fröstelte.

— Das ist jetzt der Taumel, die Großmannssucht. Nicht einmal gesagt hat er, daß er mich lieb hat.

— Nicht einmal das . . .

Sie stieg auf Mutter Kleefeld's Thron und sah mechanisch auf die Straße. Die Leute gingen und sprachen und gingen . . .

Sie war einmal als junges Ding in der Nacht, ganz spät, über die Straße gegangen, in lustiger Gesellschaft. Nach einem Ball; ihre Eltern lebten noch. Da stand auf einer Brücke ein Weib und sah ins Wasser. Die jungen Leute hatten sich Blicke zugeworfen und getuschelt. Und sie waren vorübergegangen.

— Ah pfui, die Liebe!

— Merkwürdig, daß sie noch als großes Mädchen mit Puppen gespielt hatte. Daß sie sich auch gar nicht geschämt hatte!

Wie ein Schauer lief es über ihren Leib.

— Keiner sollte ein Recht an sie haben, keiner! Nie! — es war gut, daß sie es ausgesprochen hatte: nie!

Am liebsten hätte sie flüchten mögen aus dem Haus, in dem er wohnte. — Aber das war ja Unsinn. Es war ja Alles vorüber. Vorüber . . .

Sie blickte in Mama Kleefeld's Spion. Die Leute gingen und schwatzten und gingen. So ging das Leben vorüber. Ganz ruhig, ganz natürlich.

Sie war sehr müde. Aber es war gut so. Nichts sollte ihr zu nahe kommen. So sehr müde war sie.

Nur die Sehnsucht . . . und die Müdigkeit. Es wurde Alles ferner, leiser, verschwommener.

Nach einer Weile schreckte sie auf: — Was war doch?

Verloren . . . Sie hatte Alles verloren.

— Kleefeld war ausgegangen. Er hatte Bekannte aufgesucht, mit ihnen dinirt und den Abend verbracht. Es fiel auf, daß er mit seinem Duell renommirte. Das war sonst ganz und gar nicht seine Art. Er hatte überhaupt das große Wort geführt.

Als er spät Abends in sein Zimmer kam, hatte er einen Augenblick gelauscht, ob er nebenan in Martha's Kammer etwas höre. Er hatte sich auf Fußspitzen an die Wand geschlichen. Nein, es war Alles still.

Dann hatte er sich höchst nachdenklich ausgekleidet. Aus der Geschichte sollte mal Jemand klug werden! Einen Anderen liebte sie nicht. Aber daß sie ihn so sinnlos beleidigte? Ihm Dinge sagte, die gar nicht, aber auch gar nicht zutrafen. Daß er überhaupt nicht lieben könne? Ob das Ironie war? Hatte sie irgend Etwas über ihn gehört? Aber er hatte doch solider gelebt als alle Andern! Nun — wer den heutigen Auftritt am bittersten bereuen würde, das sollte sich ja wohl mit der Zeit herausstellen! Oder ob sie zu Kreuze kröche?

Spät schlief er ein; in seinen Ohren klang das Geläut der Schellen vom Morgen wieder — das Schellengeläut seiner Narrenkappe. Dann aber schlief er fest und traumlos bis in den späten Morgen. Als er aufwachte, lag es wie ein Alb auf seiner Brust. Es war ihm eine Beruhigung, daß er heute Sitzung hatte. So würde er am leichtesten darüber hinweg kommen.

Spät erst nach der Sitzung traf er mit Martha auf der Galerie, die winterlich keine behagliche Passage war, zusammen.

„Die Mutter klagt, Du willst ausziehen, Dir eine eigne Wohnung miethen. Thu's bitte nicht. Die alte Frau braucht Dich, sie wäre untröstlich. Und zwischen uns hat sich nichts geändert."

„Das zu beurtheilen wirst Du wohl mir überlassen."

Er hatte es übersehen, daß sie ihm die Hand hingehalten hatte. Sie schüttelte nur traurig den Kopf und ging.

IX.

Drei Jahre waren ins Land gegangen. Wie sie dem Menschen so dahingehen in geschäftigem Müßiggang. Ohne Schalttage der Seele.

Der Vortragende Rath im Cultusministerium Kleefeld wohnte im zweiten Stockwerk eines Hauses der Margarethenstraße. Eigentlich sah es ganz so bei ihm aus, wie er es sich damals auf seiner abenteuerlichen Schlittenfahrt vorgestellt hatte. Nur vier Zimmer, alle in dunklem Eichen, würdig, ernst. Einfarbig die Gardinen, keine bunten Stoffe, keine ärgerlichen Ueberflüssigkeiten; dafür eine Bibliothek, die sich sehen lassen konnte. Fehlte eigentlich nur die Frau Gemahlin.

Aber fehlte sie wirklich? Franz, Kleefeld's Diener, war eine Perle; sorgsam, geräuschlos, geschickt. Was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte, geschah. Immer Alles in Ordnung, immer Alles sauber und parat.

Und im Grunde war in der Margarethenstraßen-Wohnung für eine Frau weder Raum noch Zeit vorhanden. Da war jede Stunde ausgefüllt. Morgens früh auf, kaltes Bad, Frühstück, von Franz servirt; dazu die Briefe und Zeitungen. Stramme Arbeit, bis es Zeit war, ins Ministerium zu gehen. Gegen vier einfaches Mittagbrod bei Habel, dann kurzer Nachmittagsschlaf. Wagte es ein Besucher, um die Zeit zu stören, so fauchte Franz Flammen. Dann wieder Arbeit und Abends ein Schoppen Mosel bei Haußmann. Da

kamen die unverheiratheten Herren aus dem Ministerium allabendlich um einen weißen Holztisch zusammen. Um elf Uhr allgemeiner Aufbruch.

Aber gerade Kleefeld war in letzter Zeit seltener zum abendlichen Spätschoppen gekommen. Er saß still zu Haus und arbeitete bis spät in die Nacht. Auf den Schultern des jüngsten Ministerialmitgliedes ruhte zum guten Theil der Diöcesal-Gesetzentwurf, eine der schwersten und heikelsten Aufgaben der Regierung in diesem Ressort. Der Minister hatte in Kleefeld seinen Mann gefunden; seine streng orthodoxe Gläubigkeit und seine kirchlichen Beziehungen schienen ihn für diese Aufgabe geradezu prädestinirt zu haben.

Seit Jahren schon wurde der Entwurf vorbereitet, und Jahre würden hoffentlich vergehen, bis man gezwungen wäre, ihn dem Abgeordnetenhause zu unterbreiten. Denn ohne Stürme würde dies Schiff sicherlich in den Hafen nicht einlaufen können.

Ein seltener Gast bei Haußmann im Collegenkreise, war Kleefeld ein noch seltenerer Gast im stillen Mauerstraßenhause geworden. Anfänglich war er häufig gekommen, um mit der Mutter und auch mit Martha, die sich wirklich gescheut benahm, ein Stündchen zu verplaudern. Aber er war in der That zu sehr in Anspruch genommen; es vergingen manchmal Wochen, bis er die Frauen wiedersehen konnte. Und dann war ihm ein Zusammentreffen mit Martha jetzt vielleicht peinlicher als früher. Sie hatte sich in diese Frauenbewegung hineinziehen lassen, und sogar in Zeitungen war ihr Name genannt worden. Damit wollte er nichts zu thun haben; aber auch gar nichts. Und Gottlob, seine Mutter hatte sich in das Leben ohne ihn wieder eingewöhnt. Es ging ihr ja auch gesundheitlich zufriedenstellend, bis auf das Asthma und die Altersbeschwerden natürlich.

Fehlte die Frau in Kleefeld's Wohnung in der Margarethenstraße nicht, so hatte Kleefeld sich anfänglich nach der Trennung doch nach einer Lebensgefährtin umgesehen. Nicht aus Neigung, nicht aus Einsamkeitsgefühl, sondern eben um eine Familie zu gründen. Aber so ganz ohne Illusionen, nur aus Nützlichkeitsursachen eine Frau nehmen, war für einen anständigen Menschen doch beinah unmöglich. Es sträubte sich etwas in ihm dagegen, und dann verlangten die Mädchen aus guter Familie heutzutage auch alle mehr oder weniger Gefühlscomödie. Er aber hatte keine Illusionen mehr. Seine eine große Liebe war eben Martha gewesen.

Es war an einem Sonntagmorgen, der winterlich trübe dämmerte. Geheimrath Kleefeld stand vor dem großen Stehspiegel in seinem Schlafzimmer, die schwarze Cravatte gerade zu rücken, dem langen schwarzen Rock den letzten Ruck zu geben. Im Arbeitszimmer wartete Franz mit Ueberzieher, Cylinder, Kragenschoner und Gesangbuch seines Herrn. Ursprünglich hatte Kleefeld zu Dryander in die Dreifaltigkeitskirche gehen wollen, um nachher einmal bei den Frauen vorzusprechen. Da aber Kögel predigte, hatte er den Plan aufgegeben. Kögel ging immer vor; zumal man da den lieben alten Kaiser sah, wie er beim Gebet noch immer jugendkräftig aufstand, die treuen Hände über dem Helm gefaltet. Und Kleefeld war in seiner neuen Thätigkeit oft genug mit Kögel zusammengetroffen, hatte seinen Rath eingeholt und seine Weisungen,

die immer sehr bestimmt klangen, berücksichtigt. Aus dem Mann sprach die siegende Kirche; und ohne die Kirche gab es überhaupt keinen Sieg mehr heutzutage.

Es klingelte, und Franz trat ein: „Fräulein Lindner."

„Wer?" Er war in seiner Ueberraschung ganz betreten. „Bitte die Dame herein."

Er ging ihr ins Empfangszimmer entgegen, gemessen, würdevoll. „Ich freue mich innigst —," das Wort erstarb ihm auf den Lippen. „Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

„Deine Mutter hatte einen schweren Anfall in der Nacht. Eben trat eine kleine Besserung ein. Da bin ich hergeeilt — die Droschke wartet unten."

„Du fürchtest doch nicht —?"

„Ich dachte, es wäre besser —"

„Natürlich. Ich danke Dir. Komm."

Als sie in das Zimmer der alten Frau traten, kam ihnen Fanny entgegen. Ihre Augen waren geröthet, und sie machte eine stumme Bewegung. Die alte Frau war gestorben, und Niemand hatte bei ihr gestanden als nur das fremde Mädchen. Und sie hatte die Ihren lieb gehabt.

Kleefeld trat dicht an das Bett seiner Mutter. Sie sah sehr schön aus im Tode. Sogar ein Lächeln schien um ihren Mund zu spielen. Ein Lächeln, worüber?

Als er sich nach einer Weile umsah, war er allein im Zimmer, die Thür geschlossen. Warum waren die Andern gegangen? Ja so: er war ja der Sohn; sie wollten ihn wohl nicht stören; und wirklich, er hatte auch das Bedürfniß, mit der geliebten Todten allein zu sein.

Er versicherte sich noch einmal, daß ihn Niemand sah, dann ließ er sich aufs Knie nieder und küßte die Hand der alten Frau. Sonst, wenn sie ihn nach längerer Trennung wieder sah, hatte sie immer seinen Kopf zwischen diese ihre beiden Hände genommen. Das war nun vorbei. Ueberhaupt, jetzt war er allein auf der Welt; Niemand, der sich über seine Erfolge freute, Niemand, für den er lebte.

„Mutter! —" Mit der Mutter stirbt Einem das letzte bißchen Jugend, Heimath, Kindsein. Ja, das war nun todt.

Wenn er in letzterer Zeit sie nur öfter aufgesucht hätte! Sie hatte sich immer so gefreut, die alte Frau, ihn zu sehen. Nein! keine Sentimentalität. So oft er Zeit gehabt hatte, war er zu ihr gekommen. Er hatte sich da nichts vorzuwerfen. Er hatte seine Pflicht gethan.

Uebrigens — sie hatte ein schönes Alter erreicht; Wenige, denen das zu Theil wurde. Und es war ihr auch gut gegangen in diesem Leben. Auch an ihm hatte sie Freude gehabt; auch wenn sie wenig Verständniß für seine Laufbahn gezeigt hatte.

Während der ganzen qualvollen Zeit, in der ihn Martha beschäftigte, hatte sie sich eigentlich sehr seltsam benommen. Als wenn sie Alles gewußt hätte, diese Heirath für ihn wünschte und ihn — bemitleidete. Hm —.

Zu bemitleiden war er nun gerade nicht. Er faßte das Leben eben realer auf als sie, die noch als alte Frau an ihren Jugendschwärmereien gehangen hatte, und zwar ganz ernstlich. Komisch das. Er schlug offenbar mehr nach seinem Vater. Nun ja, und dann der Bildungsunterschied natürlich.

Es war da eine Luft im Zimmer! Ob er das Fenster öffnete?

Da lag sie nun und war todt; sie, die er so über Alles geliebt hatte; seine Mutter! Mit der Mutter stirbt Einem viel, sehr viel.

Ja — wie sollte denn das mit der Beerdigung werden? Uebermorgen war ja die große Sitzung! die versäumen?

Da stand er nun und überließ sich seinem Schmerz und vergaß die nothwendigsten Dinge. Es gab ja eine Fülle von Besorgungen! Martha durfte er damit auf keinen Fall zur Last fallen.

Noch einen letzten Kuß — da, es kam Jemand. Nun denn, er würde ja auch heut' Abend wiederkehren. Die erste Nacht bei seiner Mutter zu wachen, das ließe er sich auf keinen Fall nehmen.

Kurz hinter der Zimmerthür stieß er mit Fanny zusammen. Das Mädchen sah scheu zur Erde und hatte roth geweinte Augen. Merkwürdig: sie hatte sich mit seiner Mutter doch immer herzlich schlecht gestanden, einen beständigen Guerillakrieg hatte es zwischen ihr und der Frau gegeben, immer hatte Fanny es sehr deutlich fühlen lassen, daß die Stellung in dem trinkgelderlosen Haushalt von Rechtswegen unter ihrer Würde sei, und nun — das war echter Schmerz. Ja, ja, die Frauen! Wo es ein Begräbniß gibt, da weinen sie. Da können sie weinen, die Beneidenswerthen. Seine Mutter hatte sich oftmals durch fremde Todesnachrichten in ihrer morgendlichen „Vossischen" zu Thränen rühren lassen. Sie hatte dann ihres Jugendfreundes, des guten Lehrers Band, gedacht und das Kissen mit den schnäbelnden Tauben in Perlstickerei leise gestreichelt.

Wenn der Tod wirklich einen Grabstein der Liebe bedeutete, so entsprang doch aus diesem Stein ein Quell neuen, zärtlicheren Liebens. Wie war seine Liebe zur Mutter so still, so sanft, so ruhig geworden! Ja, das fühlte er.

Im Wohnzimmer fand er Martha. Sie saß auf dem Thronsessel der alten Frau, die Arme auf dem Fensterbrett, das Gesicht in den Armen vergraben. Ihr lichtes, braunes Haar hatte sich leicht gelöst. Sie hörte sein Kommen nicht.

„Ich danke Dir für Deine Antheilnahme," sagte er.

„Verliere ich weniger als Du? — Nein, verzeih'. Es ist Alles so plötzlich gekommen, ich finde mich noch gar nicht zurecht. Da dachte ich nur an mich. Sie ist ja glücklich."

„Sie ist bei Gott" — Und nach einer Weile: „Ich werde jetzt gehn und das Nöthige veranlassen; Du sollst damit nichts zu thun haben. Ich lasse mir dann still mein Essen von Franz auf mein Zimmer bringen und bin gegen Abend wieder hier. Ich will die Nacht bei der Mutter wachen."

Sie nickte ihm nur schweigend zu, und er ging.

Am folgenden Dienstag, als die Beerdigung stattfinden sollte (der Minister hatte die Sitzung, um Kleefeld seine Antheilnahme auszudrücken und ihn auszuzeichnen, auf Mittwoch vertagt), zur Stunde der Beerdigung, drängten die Leidtragenden im stillen Mauerstraßenhause bis auf die Treppe. Eine seltsam zusammengesetzte Gesellschaft war es. Die Hahns waren gekommen und Tante Kruschki, Provisor Beetzens (trotzdem Frau Susanne von der Geburt ihres dritten Töchterleins noch arg angegriffen war) und Heinrichs mit dem Brautpaar — aus ihrem zweiten Brautpaar war ein Ehepaar geworden: „Herr und Frau Postassistent Hofmeister". Und es waren nicht minder gekommen die Herren Geheimräthe und Oberregierungsräthe und Wirklichen Geheimräthe des Cultusministeriums, sammt Seiner Excellenz dem Unterstaatssecretär. Und Kleefeld ließ es sich nicht nehmen, am Eingang der Wohnung zu stehen und jedem der Kommenden bewegt die Hand zu drücken.

Das Wohnzimmer war ganz geräumt und schwarz ausgeschlagen worden. An der Wand nur noch das Bild des seligen Kleefeld, grün umkränzt. Inmitten einer Orangerie stand der gelbe Eichensarg, mit Kränzen bedeckt. Und ein vorwitziger Sonnenstrahl, draußen in Mama Kleefeld's Spion reflectirt, spielte nun auf ihrem Sarge. Sie hatte es zeitlebens verstanden, die alte Frau, sich ihr bißchen Sonnenschein zu suchen; nun blieb es ihr im Tode treu.

Und neben dem Sarge stand Kögel, im schwarzen Talar, hoch aufgerichtet. Wie das Rufen einer vollen, tiefen Glocke klang seine Stimme durch den kleinen Raum: „Denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung. Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott. Denn sie leben ihm Alle." Und wie er es gern that, verband er mit dem Text ein alttestamentliches Wort: „Ich will dich aus dem Diensthause führen, spricht der Herr."

Und er zeichnete das Bild der Frau, wie sie gelebt hatte, schlicht, streng, gläubig. Wie sie ihrem Mann die treue Gefährtin gewesen, wie sie ihren Sohn erzogen hatte zu treuem Bekenntniß, zu kirchlicher Zucht. Und wie seine Jugend ihr Alter gepriesen habe. Denn der Mutter Ruhm und Reichthum ist der Sohn.

Und als er geendet hatte, sang der Domchor voll und tönend fein: „Wenn ich einmal soll scheiden" durch den kleinen Raum. Und sie waren alle tief ergriffen, nur Lehrer Hahn schüttelte mißmuthig und betrübt den Kopf.

Und nun standen sie draußen auf dem verschneiten Gottesacker, und Kögel hatte das letzte Vaterunser gesprochen und den letzten Segen. Und er nahm drei Mal von dem Sande und warf ihn auf den versenkten Sarg.

Kleefeld hatte Martha geführt, und er mußte sie stützen. Als die Erdschollen dumpf widerhallten, fühlte er, wie ein unterdrücktes Schluchzen und ein Zittern durch ihren Leib ging, und ihm war's, als würde sie zu Boden sinken.

Er biß die Zähne zusammen, und es durchfröstelte ihn. Seine Mutter war's, die sie begruben, die ihn gehegt und gepflegt und geliebt hatte, seine Mutter, die er nie wieder sehen würde, die nie mehr mit ihm sprechen, nie mehr sein Gesicht streicheln würde — der letzte Mensch, der nach ihm fragte,

sich mit ihm freute, mit ihm sich bekümmerte; seine Mutter, die er doch lieb gehabt hatte von Kindheit auf — und er wollte bewegt und ergriffen und erschüttert und schmerzdurchwühlt sein — er wollte fühlen und blieb verstandeskühl, er wollte diesen Tod erleben und erlebte ihn nicht. Es blieb stumm in ihm, kalt. Die Andern alle bewegt, sogar die ganz Fremden — er sah es deutlich; und er, der Sohn, als begrüben sie eine Fremde. Es fröstelte ihn.

Und als er selbst herantrat, drei Hände Sand auf seiner Mutter Sarg zu werfen, da war ihm, als wäre er selbst der Todte, den man begrub.

Und das war das Ende.

— Auf der Rückfahrt vom Kirchhof sagte Excellenz der Unterstaatssecretär zu Excellenz dem Wirklichen Geheimen, mit dem zusammen er Ersparniß halber einen Wagen genommen hatte: „Geben Sie Acht, Kleefeld wird eines schönen Tages seine Cousine da heirathen. Und das würde mich für unsern lieben Kleefeld freuen. Für ihn, denn, wie soll ich sagen, es würde ihn vielseitiger, reicher machen. Und für sie — nun, für die Sie's wünscht man es ja immer."

„Excellenz haben etwas bemerkt?"

„Bemerkt nichts, gewiß nicht. Aber ich habe in diesen Dingen einen Instinct, der mich nicht täuscht. Sie werden sehen."

— Als Kleefeld nach Hause kam, und Franz ihm den Thee und die Morgenschuhe brachte, hatte er seine seltsame Kirchhofsempfindung bereits belächelt und vergessen. Uebrigens hatte er noch denselben Abend zu arbeiten, und zwar angestrengt, bis in die späte Nacht.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Ein Jahrhundert bayerisch-wittelsbachischer Geschichte.

(1799—1899.)

Von

Richard Fester[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Das bayerische Volk erfreut sich der unauflöslichen Verbindung mit der ältesten regierenden Dynastie Europa's. Als vor neunzehn Jahren das Wittelsbacherjubiläum festlich begangen wurde, konnte sich der Altbayer rühmen, seit sieben Jahrhunderten ununterbrochen, in guten und in schlimmen Tagen, mit dem kühnen Kampfgenossen Kaiser Friedrich des Rothbart vereinigt zu sein. Fast ebenso weit reichten die wittelsbachischen Erinnerungen des Pfälzers zurück. Wie in einer guten Ehe die Frau theilnahmsvoll an den Lippen des Mannes hängt, wenn er von seinen Vorfahren erzählt, glaubte der Franke und der Schwabe, an dynastischer Treue nicht zurückstehend, Selbsterlebtes zu hören. Obgleich es den Wittelsbachern nicht beschieden war, den ganzen bajuvarischen Stamm unter ihrem Scepter zu vereinigen, hat ihre Stärke und Bedeutung sechshundert Jahre lang wesentlich darauf beruht, daß sie noch am ehesten von sämmtlichen Reichsfürsten in ihrer bayerischen Linie Stammesherzoge genannt zu werden verdienten. Der Charakter der Wittelsbacherfeier im Jahre 1880 wurde durch die Erinnerung an dieses einzigartige Verhältniß bestimmt.

Was dem heutigen festlichen Tage sein Gepräge verleiht, sind Betrachtungen anderer Art. „Der Zusammenhang des Königreichs Bayern" — sagt Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" — „beruht nicht nur auf dem bajuvarischen Stamme, wie er im Süden Bayerns und in Oesterreich vorhanden ist, sondern der Augsburger Schwabe, der Pfälzer Alemanne und der Mainfranke, sehr verschiedenen Geblüts, nennen sich mit derselben Genugthuung Bayern wie der Altbayer in München und Landshut, lediglich weil

[1]) Festrede, im Auftrag des akademischen Senats, gehalten am 11. März 1899 in der Aula der Universität Erlangen zur Erinnerung an den vor hundert Jahren erfolgten Regierungsantritt der in Bayern regierenden Linie des Hauses Wittelsbach.

sie mit diesem durch die gemeinschaftliche Dynastie seit drei Menschenaltern verbunden sind". Wir feiern heute ein Doppeltes: den Regierungsantritt der Linie Zweibrücken-Birkenfeld und die Genesis des Königreichs Bayern. Kein Tag wäre dazu so geeignet als der Geburtstag des erlauchten Enkels Max Joseph's, dessen Vorfeier wir heute begehen. Die territoriale Entwicklung Bayerns ist auch mit der Erhebung des alten Kurstaates zum Königreich nicht abgeschlossen gewesen. Erst seit 1810 gehört unsere Universitätsstadt der Krone Bayern an. Die letzte Redaction der weißblauen Grenzlinien ist das Werk des Wiener Congresses. Das Entscheidende in diesem Entwicklungsprocesse bleibt doch immer der Regierungsantritt des Wittelsbachers Max Joseph von Zweibrücken. Die Geschichte des Königreiches und seiner Gründung beginnt wie billig mit dem Einzuge des Staatengründers in sein Erbland.

Nicht ohne Neid vernimmt der Deutsche an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts in Schiller's Säculargesang die Aufforderung:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang".

Die Gesammtcultur unserer Zeit, Kunst und Wissenschaft, beweisen, daß der Lärm des Tages die heilige Stille längst übertönt, ihren Frieden längst gestört hat. Wer aber auch in der Weise des Dichters fliehen, wer an der Möglichkeit der Flucht zweifeln möchte, Niemand wird wünschen da zu stehen, wo unsere Großväter und Urgroßväter standen, als Schiller der Nation den Wallenstein schenkte. Schon einmal hatte die Welt das erschütternde Schauspiel erlebt, daß einer blühenden Cultur, der edelsten seit den Tagen des Perikles, der Nährboden der nationalen Autarkie entzogen wurde. Zweihundert Jahre nach Dante's Erdenwallen war das Vaterland Raphael's und Ariost's eine Beute der spanisch-habsburgischen Weltmacht geworden. So frech es in seinem Munde auch klang, sprach Fürst Metternich nur die Wahrheit, als er noch 1815 Italien für einen geographischen Begriff erklärte. Wenn Gemeinsamkeit der Sprache und Cultur für sich allein den Bestand der Nationen verbürgten, hätte das deutsche Volk vor hundert Jahren ebenso sorglos in die Zukunft blicken dürfen wie der Italiener vor dem Schicksalsjahre 1494. Nicht minder sprachgewaltig als der Dichter der göttlichen Comödie hatte Luther um Nord und Süd das Band der gemeinsamen Schriftsprache geschlungen. Glanzloser, aber tiefer als die italienische Culturbewegung trat die deutsche Renaissance, die Tochter der deutschen Reformation, versöhnend zwischen den trennenden Hader der Bekenntnisse. Mit wachsendem Erfolge arbeiteten die Weimarer Dioskuren an der ästhetischen Erziehung unseres Volkes. Der Appell des Königsberger Philosophen an das Gesetz in unserer Brust blieb nicht ungehört. Alle Herzen öffneten sich, als Deutschlands Ariost, Wolfgang Amadeus Mozart, seine Zauberflöte an die Lippen setzte. Gewiß ein nicht auszuschöpfender Schatz an ethischen Gütern, und dennoch aufs Schwerste gefährdet, wenn sich in einer neuen Aera der ungeheuersten Umwälzungen die politische Standfestigkeit des Deutschen nicht besser bewährte als die italienische vor dem sacco di Roma.

Man hat das Band des heiligen römischen Reiches deutscher Nation oft unterschätzt. So schwach es auch geworden war, hat es doch Jahrhunderte lang das Auseinanderfallen der Theile verhütet. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war längst vorhanden, als Luther's Sprache zwischen Ober- und Niederdeutschen, die deutsche Renaissance des achtzehnten Jahrhunderts zwischen Katholiken und Protestanten neue, stärkere Brücken schlug. Jetzt aber war jenes schon einmal zerrissene, nothdürftig genug neu geknüpfte Band mürber geworden als Zunder. Es riß nicht. Es zerfiel zu Staub. Auf dem Rastatter Congreß sollte General Bonaparte die wahre Beschaffenheit des corps germanique kennen lernen. Nur dem Namen nach bestand das Reich bis zur Abdankung des letzten habsburgischen Kaisers noch fort. In Wahrheit hatte es bereits 1799 zu existiren aufgehört. Deutschlands Zukunft stand bei den centrifugalen Kräften der bisherigen Entwicklung. Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatten sich die Dynastien und Territorien als die einzigen triebkräftigen Factoren unseres nationalen Lebens erwiesen. Die Frage erhob sich, ob und wie sie sich unter den veränderten Weltverhältnissen behaupten würden, ob ihre Widerstandskraft eine größere sein werde als die der Sforza, der Arragonesen und Mediei in dem Italien des cinquecento.

Lassen wir nur das Maß der Kraft und inneren Tüchtigkeit darüber entscheiden, welche Territorialstaaten Deutschlands es verdienten fortzubestehen, so wird sich heute kein Urtheilsfähiger bedenken, das Bayern von 1799 in erster Linie zu nennen. Nichts desto weniger ist kein deutsches Territorium so lange in seiner Selbständigkeit bedroht gewesen als das Herzogthum Otto's von Wittelsbach. Mit Recht wird Kurfürst Maximilian I. als der bedeutendste der directen Nachkommen Kaiser Ludwig's gefeiert. Es charakterisirt seine landesfürstliche Art, daß dreißig Kriegsjahre nicht im Stande waren, die Finanzen Bayerns zu zerrütten. Nur in Einem hat er es gründlich versehen. Anstatt sich selbst, so lange es noch bei ihm stand, die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, hat er Ferdinand von Steiermark groß gemacht. Man mag das Bekenntnißtreue oder Fanatismus nennen, so viel ist gewiß, daß es weder dynastisch noch territorial gedacht war. Der alte wittelsbachisch-habsburgische Antagonismus wurde für Bayern immer bedrohlicher, seitdem die Habsburger, abermals mit bayerischer Unterstützung, ganz Ungarn den Ungläubigen entrissen hatten. Schon längst war der deutsche Territorialstaat durch den Ehrgeiz der Dynastien in den Dienst europäischer Politik gestellt. Die Pfalz war nach Böhmen gegangen. Das Beispiel des unglücklichen Winterkönigs wirkte ansteckend. Nach Erlangung der Souveränetät im westphälischen Frieden war vollends kein Halten mehr. Der Glanz des Diadems blendete alle. Es ist bekannt, wie Friedrich der Große über die Schwäche seines Großvaters, über das Linsengericht der vorzeitig erworbenen Königskrone gespottet hat. Die Wettiner fanden den polnischen Thron einer Messe werth. Die Welfen wurden in England Deutschland und deutschem Wesen dauernd entfremdet. Die Wünsche des Pfälzer Kurfürsten Johann Wilhelm flogen bis nach dem Fabellande Armenien. Keine deutsche Dynastie aber ist dabei so sehr ins Gedränge gerathen wie die bayerischen Wittelsbacher. Was sie auch planten und sannen,

überall standen ihnen die Habsburger im Wege. Die stille Sehnsucht nach der verscherzten Kaiserkrone, die spanischen Aussichten hatten keine andere Wirkung, als daß sie die Eifersucht und Begehrlichkeit des nachbarlichen Doppeladlerreiches immer aufs Neue reizten. Die furchtbare, fast zehnjährige österreichische Occupation, die Folge der Abschwenkung Max Emanuel's auf die französische Seite, wird in Bayern niemals vergessen werden. Es kann nicht befremden, daß Max Emanuel, wie fast alle seine fürstlichen Standesgenossen, die Krone in fernen Landen zu gewinnen hoffte. Nur daß die Dynastie hier vor die verzweifelte Alternative gestellt schien, ihr Stammland durch eine großartige Erweiterung vor den Annexionsgelüsten des Wiener Hofes ein für allemal sicher zu stellen oder es als Tauschobject zu benützen, ehe es zu spät war.

Selbst das Aussterben des habsburgischen Mannesstammes sollte an dieser Sachlage nichts ändern. Dem Herzoge von Bayern hätte 1619 die Kaiserkrone einen Zuwachs an Macht bedeutet, dem bayerischen Kurfürsten wurde sie 1742 zur erdrückenden Last. Nur die Rücksicht auf ihren gefährlichsten Gegner hat Maria Theresia davon abgehalten, in Bayern Ersatz für Schlesien zu suchen. Für Kaiser Josef II. fiel auch diese Rücksicht hinweg, als 1777 mit Kurfürst Maximilian III. der Mannesstamm der Linie Kaiser Ludwig's erlosch. Was half es, daß die Nachfolge des Pfälzer Kurfürsten endlich den verderblichen Zwist der wittelsbachischen Hauptlinien aus der Welt schaffte, daß die Vereinigung der pfalzbayerischen Lande der erste Schritt zur territorialen Stärkung Bayerns war.

Wer kennt nicht Karl Theodor, den Freund Voltaire's und Verfolger der Illuminaten, den Jesuitenzögling unter den fürstlichen Aufklärern, eine der glänzendsten und widerspruchsvollsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts. Wie in Mannheim seine Geburtsstadt Brüssel hat er in München die fröhliche Pfalz nicht vergessen können. Mit Recht fragte sich der Altbayer, wie ein Fürst ohne legitime Nachkommen an der Isar heimisch werden solle. Das Mißtrauen wuchs, als österreichische Regimenter in offenbarem Einverständniß mit dem Kurfürsten Oberbayern besetzten. Max Emanuel lebte in der Erinnerung des Volkes als der Eroberer Belgrads fort. Nicht umsonst hatte er sich bei Höchstädt tapfer geschlagen, ehe er landflüchtig wurde. Kein Bauer des Gebirges hätte diesem Herrn Tauschpläne zugetraut.

Auch jetzt wurde man nur an der Person des Kurfürsten, nicht an der Dynastie irre. Man muß die Memoiren des Cabinetsecretärs Karl Theodor's, v. Stengel, lesen, um sich in die seltsamen Zustände jener Epoche der bayerischen Geschichte zurück zu versetzen. Es kam wohl vor, daß ein Feldwebel in München vor dem Schaufenster des Buchhändlers Strobl seine Wachmannschaft Front machen und präsentiren ließ, weil dort ein Bild des alten Fritz ausgehängt war. Die Treue für das angestammte Herrscherhaus und der Wunsch, die alte Selbständigkeit zu behaupten, machte das bayerische Volk fritzisch gesinnt. Zwei Mal hielt Friedrich der Große seine schützende Hand über den Staat der Wittelsbacher. Die „bewaffnete Unterhandlung" des bayerischen Erbfolgekriegs und der Fürstenbund vereitelten die Pläne Kaiser Josef's II.

Das Uebrige that der Ausbruch der französischen Revolution. Karl Theodor's burgundischer Königstraum zerfloß in Nichts, als die Franzosen Belgien besetzten. In München und in Landshut blieb man dabei, daß er „Bayern nur deshalb behalte, weil es unmöglich sei, sich seiner zu entäußern". Das Erbgut von 1777 drohte ihm unter den Händen zu zerrinnen. Im Teschener Frieden hatte Josef II. wenigstens das Innviertel ertrotzt. Die linksrheinische Pfalz wurde den Rheingelüsten des revolutionären Frankreich geopfert. Die in Aussicht genommene Säcularisirung der geistlichen Güter verhieß noch keine sichere und ausreichende Entschädigung. Jeder Tag konnte bei dem fortwährenden Wechsel der Combinationen Karl Theodor aufs Neue in Versuchung führen. Die Beunruhigung der Gemüther schien in Permanenz erklärt.

Eine Schule der Leiden für Bayern, eine harte Geduldsprobe für die Agnaten Karl Theodor's. Nicht erst 1799, schon in den zweiundzwanzig Regierungsjahren des einzigen Kurfürsten der Sulzbachischen Linie ist der ewige Bund zwischen dem Hause Zweibrücken-Birkenfeld und dem bayerischen Volke geschlossen worden.

Im Jahre 1910 werden die Zweibrückener auf eine halbtausendjährige Verbindung mit unserem Herrscherhause zurückblicken können. Ruprecht von der Pfalz hat die vor seinem Königthum erworbene Grafschaft 1410 als selbständiges Herzogthum einem seiner jüngeren Söhne, Pfalzgraf Stephan, hinterlassen. Die Nachkommen des Königssohnes verschwinden in dem Dunkel der südwestdeutschen Territorialgeschichte, bis sie mit einem Male im siebenzehnten Jahrhundert dem schwedischen Volke drei seiner größten Herrschergestalten, Karl X. Gustav, den Alexander des Nordens, Karl XI. und Karl XII. schenken. Am Rheine aber drohte ihnen schon damals das Schicksal der Mediatisirung. Zu den Reunionen Ludwig's XIV. hat auch das Herzogthum Zweibrücken gehört. Erst im Frieden von Ryswyk hat er seine Beute wieder fahren lassen. Im achtzehnten Jahrhundert gravitirt die Dynastie wie alle linksrheinischen Fürstengeschlechter nach Frankreich. Den zweitgeborenen Sohn einer Birkenfeldischen Nebenlinie finden wir als Oberst des Regiments d'Alsace in Straßburg. Französische Grenadiere freuen sich mit ihrem geliebten Regimentschef, als ihm am 25. August 1786 im Zweibrückener Hofe am Broglieplatz der erste Prinz, Ludwig Karl August, geboren wird. Mit ihnen aber freuen sich Pfälzer und Bayern. Seit 1775 ist Max Josef's kinderloser Bruder Karl August regierender Herzog von Zweibrücken, seit 1777 der präsumtive Erbe der pfalzbayerischen Lande.

Auch an den Birkenfeldischen Brüdern hat Kaiser Josef II. seine Künste versucht. Der Vorschlag, „de payer toutes ses dettes", lautete für den stark verschuldeten Herzog verführerisch genug, doch trug auch bei ihm das dynastische Gefühl den Sieg davon. Treue um Treue war die Losung der zweiundzwanzigjährigen Wartezeit. Als Max Josef 1795 seinem Bruder in Zweibrücken folgte, war sein Herzogthum abermals reunirt. Aus Straßburg hatte ihn die Revolution vertrieben. Ein Fürst ohne Land, ein Oberst ohne Regiment, harrte er in der rechtsrheinischen Pfalz, in Rohrbach an der Bergstraße und in Mannheim, seiner Stunde. Dort in der verwaisten pfalzgräflichen Residenz

sollte ihn die Nachricht ereilen, daß Karl Theodor am 16. Februar gestorben sei. Am 20. des verflossenen Monats sind es hundert Jahre geworden, daß der Großvater unsres Regenten unter dem Jubel des Volkes in München seinen Einzug hielt. Was man im ganzen Lande dachte und fühlte, hat der Kaltenegger Bräu gut bayerisch zum Ausdruck gebracht, als er seinem Fürsten an der Maxburg unter kräftigem Händedruck zurief: „Na Max'l, weil Du nur da bist." Die Gewißheit war zurückgekehrt, daß die Dynastie ihr Volk nicht im Stiche lassen werde.

Wir Alle wissen, wie gut Max Josef und seine Nachfolger die bayerische Selbständigkeit gehütet haben. Die Erwartungen der Patrioten jener Tage sind nicht betrogen worden. Nur an die Hauptetappen des zurückgelegten Weges gestatten Sie mir in dieser Stunde zu erinnern.

Was 1799 der Lösung harrte, war eine territoriale, keine nationale Aufgabe. Max Josef verstand es, durch seine herzgewinnende Freundlichkeit, wo er sich zeigte, die Gemüther von dem politischen Alpdrucke zu befreien. Den gehässigen, aber nothwendigsten Theil seiner Aufgabe nahm ihm Bayerns größter Staatsmann, Graf Montgelas, ab. In der Wiener Hofburg waren die Pläne Kaiser Josef's II. noch nicht zu Grabe getragen. Die Augen des allmächtigen Ministers Thugut strahlten vor Freude, als der Engländer Wickham gesprächsweise das bayerische Tauschproject berührte. „Ich bin fest überzeugt" — rief er aus — „daß die Dynastien Habsburg und Wittelsbach in der Art, wie sie einander gegenübergestellt sind, nicht fortbestehen können." Es gab keine Wahl mehr. Bayern mußte um jeden Preis wachsen, wenn es seine Selbständigkeit erhalten wollte. Der Rheinbund und die Rheinbundpolitik bedürfen keiner Beschönigung und keiner Vertheidigung. Sie sind die natürliche Consequenz der vorausgegangenen Entwicklung. Die Rechtfertigung ist in dem Werdegange des deutschen Volkes seit dem Sturze der Staufer enthalten. Es wäre eine köstliche Frucht unsrer Säcularfeier, wenn die Archive des bayerischen Staates der historischen Erforschung der Anfänge Max Josef's endlich geöffnet würden.

So einfach das politische System des Grafen Montgelas war, so vielverschlungen waren die Gänge seiner äußeren Politik. Erst allmählich gelang es ihm, von Oesterreich loszukommen. Noch bei Hohenlinden hat die bayerische Brigade Deroy auf österreichischer Seite gegen Moreau im Feuer gestanden. An der Gegnerschaft sollte Frankreich den Werth der bayerischen Freundschaft schätzen lernen. Dem weichherzigen Kurfürsten war der Gedanke an eine Erneuerung der Zeiten Max Emanuel's unerträglich. Sein treues Volk aber begriff, was auf dem Spiele stand, und hieß die Politik des Ministers gut. Dem Enkel will es unfaßlich dünken, daß der Großvater dem Timur des Westens zujauchzen konnte, als er in München seinen Bundesgenossen König Maximilian I. Josef von Bayern begrüßte. So aber war es nun einmal, daß nur im Heerlager des Schlachtenkaisers die Zukunft des Staates der Wittelsbacher sicher gestellt werden konnte. Als „Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", löste Napoleon Bonaparte in der Umgestaltung des deutschen Südens das schwierigste aller deutschen

Probleme. Dem corsischen Imperator, der Incarnation des großartigsten Egoismus, sollte gelingen, was kein deutscher Patriot, selbst der gewaltige Reformator nicht, vermocht hatte. In den Jahren der Weltzertrümmerung bereitete sich die Wiedergeburt des deutschen Volkes vor.

Denn die Fremdherrschaft war nur die Herrschaft eines einzigen Fremden. Frankreich trug an seinen Ketten noch schwerer als Deutschland und Holland, Italien und Spanien. Man hat den Eindruck der vollendeten Willkür, wenn man dem Sieger von Austerlitz zusieht, wie er, mit dem Finger auf der Landkarte herumfahrend, die Kriegsbeute unter seine Bundesgenossen vertheilt. Lediglich der Zufall hat gewollt, daß Preußen 1805 Ansbach gegen das wittelsbachische Herzogthum Berg in Tausch gab und Bayreuth mit unserer Hochschule behielt. „Ceci est pour une autre fois", herrschte der Kaiser den bayerischen Gesandten an, als er Vorstellungen wagte. Erst bei näherem Zusehen entdeckt man hinter jener Willkür einen zielbewußten Willen. Während Napoleon Bonaparte die Nüchternheit des Politikers im Rausche des Sieges mehr und mehr verlieren sollte, ist der Minister Max Josef's seinem Systeme immerfort treu geblieben. Der bewährte Grundsatz eines Territorialpolitikers, wie Friedrichs des Großen, das kleinste Dorf an der Grenze fernem Ländergewinn vorzuziehen, wurde auch die Richtschnur der wittelsbachischen Politik. So hart es Max Josef auch ankommen mochte, die rechtsrheinische Pfalz an den badischen Verbündeten Napoleon's zu überlassen, sah er doch ein, daß sein Stammland Altbayern der Kern seines neuen Reiches werden müsse.

Wir wissen heute, daß es ein Fehler war, als der König und sein Minister in begreiflicher Täuschung vornehmlich die Erwerbung altbajuvarischer Gebiete ins Auge faßten. Was dem Bayer recht war, dünkte dem Tyroler billig. Die Anhänglichkeit an sein Herrscherhaus war im Laufe der Jahrhunderte ebenso wetterfest geworden wie die bayerische. Eine Lohe von Haß schlug den bajuvarischen Stammesgenossen und Eroberern entgegen. Selbst die Wohlthat ward dem Tyroler zur Plage. Max Josef war des mühsam behaupteten Besitzes noch nicht recht froh geworden, als er ihn, nach dem Sturze Napoleon's, wieder aufgeben mußte.

Um so reicherer Segen ist dem bayerischen Volke aus der Verbindung mit Schwaben und Franken erwachsen. Die dynastische Treue ist ein persönliches, lebendiges Verhältniß. Die Unterthanen der todten Hand diesseits und jenseits der Alpen haben sie niemals gekannt. In den alten Krummstabslanden hat nur der stiftische Adel längere Zeit grollend an die gute alte Zeit seiner Herrschaft zurückgedacht. Die Reichsstädte krankten, wie alle übertriebenen Treibhauspflanzen, längst an schwerem Siechthum. Die Verpflanzung in das frische Erdreich einer größeren Gemeinschaft bedeutete für sie den Anfang einer langsamen Genesung. Um so kräftiger und gesünder ist später ihr Wachsthum gewesen. Auch für die fränkischen Markgrafschaften war es natürlicher, daß sie nach kurzer Vereinigung mit dem Körper der Fridericianischen Monarchie in den alten Stammesverband zurückkehrten. Drei Jahrhunderte hatte der fränkische Kreis das Stammesbewußtsein lebendig erhalten, ohne die wirthschaftlichen, confessionellen und geistigen Schlagbäume beseitigen zu können.

Erst im Königreich Bayern ist das wieder erstandene Herzogthum Franken zu politischem Leben erwacht. Ein ehemaliger Erlanger Professor, der Generaldirector Zentner, hat an der Schlußredaction der bayerischen Verfassungsurkunde mit das Beste gethan. Ein bekanntes Bild jener Tage zeigt die Vertreter des Lehr-, Nähr- und Wehrstandes zu einem Kreise brüderlich zusammengeschlossen. In ihrer Mitte aber trägt ein mit dem bayerischen Rautenkranze geschmückter Steintisch die Krone der Wittelsbacher.

Ich fürchte nicht, Ihnen die Freude an diesem Bilde zu trüben, wenn ich ehrlich gestehe, daß die Politik Max Josef's auch dann noch die bisherige territoriale Richtung einhielt, als Wrede bei Hanau dem verwundeten Löwen die Rückzugsstraße von Leipzig nach dem Rheine verlegen wollte. In Stein und Gneisenau, Scharnhorst und Humboldt hat Montgelas wie Napoleon nie etwas Anderes als Ideologen gesehen. Auch einen bayerischen Patrioten wird man den Sohn eines savoyischen Edelmannes nicht nennen dürfen. Er war, gleich dem Prinzen Eugen, was ein Größerer sich allzu bescheiden zur einzigen Grabinschrift bestimmt hat: „ein treuer Diener seines Herrn", nichts weiter. Die prometheische Schaffensfreudigkeit hatte er mit dem Franzosenkaiser gemein, aber sie war bei ihm echter, gesünder. Die unbarmherzige Logik der schnurgeraden Pappelallee ist das Symbol ihrer inneren Politik. Die Abwesenheit selbstsüchtiger Motive läßt den bayerischen Minister bei alledem seinem großen Vorbilde in sittlicher Beziehung überlegen erscheinen.

Das Königreich Bayern aber war nicht mehr der alte Territorialstaat. Seitdem die altprotestantischen Franken und Pfälzer mit den treuesten Anhängern der römischen Kirche unter dem wittelsbachischen Scepter vereinigt waren, hatte die bajuvarische Selbstgenügsamkeit keinen Sinn mehr. Die Erinnerungen des Münchners waren vorwiegend bayerische. Der Erlanger fand vor dem Nürnberger Thore den Reichswald. Dem Regensburger war der Reichstag noch in frischem Gedächtniß. Selbst der protestantische Augsburger that sich etwas zu Gute darauf, daß der Credit der Fugger einmal die Basis katholischer Kaiserpolitik gewesen war. In dem ganzen Königreich redeten die Steine von der Zusammengehörigkeit der deutschen Nation. Die Form des paritätischen Verfassungs- und Beamtenstaates war geschaffen. Sie mit Inhalt zu füllen, der nur ein deutscher sein konnte, blieb den Nachfolgern Max Josef's, in erster Linie König Ludwig I., vorbehalten.

Die Centenarfeier von 1888 ist der Mehrzahl von Ihnen noch gegenwärtig. In ganz Deutschland, vornehmlich in Bayern, war das Gefühl wohl allgemein, daß man den Manen eines großen Fürsten etwas abzubitten habe. Es ist nicht meine Aufgabe, Ihnen heute im Auszug zu schildern, was damals mit gebührender Ausführlichkeit behandelt wurde. Auch hier gilt es nur zu zeigen, wie und wohin uns die Dynastie geführt hat.

Denn ein geborener Führer, ein Herrscher im Reiche des bildenden Geistes war König Ludwig I. Der natürliche Gegensatz des Kronprinzen zur väterlichen, einer anderen Generation angehörigen Regierung wurde bei ihm, wie in dem Verhältniß des preußischen Thronfolgers zu Friedrich Wilhelm I. ein universalhistorischer. Schon im Jahre 1805 ist es sein sehnlichster Wunsch

gewesen, Straßburg, wo er zur Welt gekommen war, wieder deutsch zu sehen. In der von französischen und rheinbündnerischen Truppen besetzten preußischen Hauptstadt hat er für die geplante Walhalla bei Schadow eine Büste Friedrich's des Großen bestellt. Das territoriale System des Grafen Montgelas wurde von ihm schlechtweg verworfen, weil es französisch sei.

Wie man aber in dem Regiment König Friedrich's II. ein gutes Stück der väterlichen Art wiedergefunden hat, ist auch Ludwig I. jenem Territorialsystem keineswegs völlig abtrünnig geworden. Der Wunsch, verlorene Stammlande wieder beizubringen, zieht sich wie ein rother Faden durch seine Regierungszeit. Der König will es sich selbst nicht eingestehen, daß ihn nur eine neue kriegerische Umwälzung sein Ziel allenfalls erreichen ließe. Auch seine philhellenische Politik ist zum Theil ein Rückfall in eine längst überwundene Periode gewesen. Allein schon hier offenbart sich der Wandel der Zeiten. Mit stolzer Genugthuung sah Ludwig I. auf dem Haupte seines Sohnes Otto die griechische Königskrone. Stärker als das dynastische Gefühl aber war entschieden die Freude des königlichen Humanisten, der Friedrich Thiersch seinen Freund nannte. Wir sind heute gegen die schlechten griechischen Schuldenzahler erheblich kühler geworden. Der deutsche Philhellenismus aber wird uns immer ehrwürdig bleiben. In dem Münchener Königsplatz, Ludwig's herrlichster Schöpfung, hat er ein unvergleichliches Monument hinterlassen.

Der Deutsche rühmte sich, vor anderen Nationen in der Welt des Gedankens und der Töne zu herrschen, bis ihm Ludwig I. auch in der Welt der bildenden Kunst wieder den gebührenden Platz anwies. Noch 1831 konnte ein Landtagsabgeordneter einwerfen: „Ja, wenn man die Hauptstadt auf Walzen setzen und im Lande herum fahren könnte." Nicht ohne Lächeln liest man heute, daß dieser tadelsüchtige Volksvertreter Schwindel hieß. Nicht München, ganz Bayern müßte auf Walzen gesetzt werden, um überall zu zeigen, was der uneigennützigste Mäcen aller Zeiten für sein engeres und weiteres Vaterland gethan hat. Die Walhalla an der Donau, die Befreiungshalle am Einflusse der Altmühl, das pompejanische Haus am Maine beweisen ebenso wie der Monopteros am Eingange des englischen Gartens und die Bavaria zwischen Theresienwiese und Waldessaum, daß der Philhellene auf dem Throne den Alten das in der wunderbar glücklichen Wahl des Platzes beruhende Geheimniß der architektonischen Totalwirkung abgesehen hatte. Unser Kanaldenkmal ist gewiß nur eine der schwächeren Fapreſtoleistungen Schwanthaler's. Sieht man es aber aus der Entfernung, unterhalb der Regnitzbrücke, so erkennt man erst, wie schön es an die grüne Berglehne hingestellt ist. Namentlich am Klenze kann man es beobachten, wie die Künstler mit den vom Könige gestellten Aufgaben wuchsen.

Ludwig I. hat gemeint, mit ihm steige der letzte wahre König vom bayerischen Throne. In Wahrheit ist nicht der König vor der Revolution, sondern der unsanft geweckte Aristokrat des Geistes vor dem Banausenthume des Zeitalters der Eisenbahnen ins Privatleben zurückgewichen. Seiner königlichen Mission aber ist er bis zum letzten Athemzuge treu geblieben. Sein so lange stagnirendes Bayern hörte jetzt endlich auf, nur der widerwillig

empfangende Theil zu sein. Die Erziehung einer fast blind gewordenen Nation zum Bilden und Bauen ging von Süddeutschland aus.

Unterdessen hatte bereits König Maximilian II. begonnen, das Werk des Vaters in seiner Weise fortzusetzen. Ich will hier nicht von seinen redlichen Bemühungen sprechen, den gordischen Knoten der deutschen Frage zu lösen. Der Gedanke, daß er sich nur zerhauen lasse, lag ihm fern. Heinrich von Sybel mochte Recht haben, wenn er in einem Gutachten die Triasidee eine Chimäre nannte. Nur hätte er nicht hinzufügen dürfen, daß ihre Realisirung der Rheinbund sei. Die Zeiten des französischen Systemes waren seit Ludwig I. für immer vorbei. Während in Preußen das Siegfriedschwert geschmiedet wurde, nahm sich Maximilian II. der gleichsam verwaisten, vor andern der Pflege bedürftigen Geisteswissenschaften an. In den Publicationen seiner großartigsten Schöpfung, der historischen Commission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften, überwog der nationale Gedanke so sehr, daß noch heute Bayern in der Pflege der eigentlichen Territorialgeschichte gegen manchen andern deutschen Bundesstaat im Rückstand ist. Kein deutsches Land ist von wissenschaftlichem Particularismus so frei geblieben wie Bayern. Schon seit einem Menschenalter hatte der Zollverein die Deutschen südlich und nördlich des Maines einander näher gebracht. Jetzt schlug die Wissenschaft ihre Regenbogenbrücke von Nord nach Süd. Wie ein Zeichen der Versöhnung stand sie den Historikern in München und Berlin im Jahre des Bruderkrieges am Himmel.

Maximilian II. hatte sich bereits die Frage vorgelegt, was ihm sein Vater denn eigentlich für die deutsche Cultur zu thun übrig gelassen habe. König Ludwig II. wandte sich wieder ganz zur Kunst zurück. In einem Privatbriefe aus dem Mai 1864[1]) wird von dem jungen Könige gesagt: „Er ist leider so schön und geistreich, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen." Soeben noch an seiner Zukunft verzweifelnd, sah sich der Briefschreiber — es ist Richard Wagner — wie durch ein Wunder der Erfüllung seiner kühnsten Wünsche näher gerückt. Auch der Richtung Wagner's so fern stehende Meister wie Johannes Brahms haben es dem Könige von Bayern gedankt, daß er in dem Bayreuther Meistersinger den ganzen Künstlerstand vor aller Welt geehrt, daß er es einem deutschen Künstler ermöglicht hat, auf dem Festspielhügel am Rothen Main in der einzigen, an Alle heranreichenden Sprache der Kunst zur ganzen Nation zu sprechen[2]).

Denn aus Dynastien und Stämmen sollte jetzt endlich der nationale Staat entstehen. In die Anfänge Ludwig's II. fiel die Zerhauung des

[1]) Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille. Deutsche Rundschau, 1887, Bd. L, S. 402.

[2]) Zu seinem Freunde Widmann hat Brahms gesagt: „Wenn Wagner vor uns Allen reichlich eingeheimst hat, so ist es doch Allen indirect zu gute gekommen." Erinnerungen an Johannes Brahms, Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 222. Ebenda S. 213 in einem Briefe an Widmann vom 20. August 1888: „Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stünde, brauchte es nicht so Großes, wie die Wagner'schen Werke, damit Sie und Wendt und alle Welt hinpilgerten und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterten."

gordischen Knotens. Die territoriale Aera wurde für immer geschlossen, als Bismarck's weise Mäßigung in Nikolsburg den Sieg davon trug. Wir dürfen heute ohne Bitterkeit an die „groze arebeit" jenes Heldenzeitalters denken, weil ihm der Nibelunge Noth erspart geblieben ist. Ludwig I. würde an König Wilhelm's Stelle gewiß ebenso lebhaft gewünscht haben, dem besiegten Gegner ehemals hohenzollernsche Lande zu entreißen. Daß es nicht geschah, hat Deutschlands guter Genius gewollt. Der ewige Landfrieden wäre undenkbar ohne das relative Gleichgewicht der Bekenntnisse in den einzelnen größeren Bundesstaaten, nicht nur im Reiche. Ein paritätisches Bayern ist seine erste Voraussetzung. Die Beschneidung der bayerischen Grenze hätte dem Werke der deutschen Einigung gar nicht auszudenkende Schwierigkeiten bereitet, sie wäre vor Allem ein Unrecht an einem um ganz Deutschland so hoch verdienten Herrscherhause gewesen.

Mit Recht hat Sybel, als er seine Erzählung mit den Friedensschlüssen von 1866 vorläufig abbrach, betont, daß das Deutsche Reich gegründet war. Für König Ludwig II. hätte es sich auch ohne Bündnißvertrag von selbst verstanden, daß er seine Bayern an der Seite der Preußen gegen den französischen Friedbrecher marschieren ließ. Vor zwei Menschenaltern konnte die bayerische Selbständigkeit nur durch Anschluß an Napoleon I. gerettet werden. Jetzt hing sie nach der Erklärung des Kriegsministers von Prankh von dem Anschlusse an die gemeinsame Sache Deutschlands ab. Das Haus in der Prannerstraße in München erlebte seinen großen Tag, als der Abgeordnete Sepp ausrief: „An der Leipziger Schlacht haben wir Bayern nicht Theil genommen, bei der neuen Nationalschlacht wollen wir dabei sein!" Wohl nie ist ein Wunsch rascher und glänzender in Erfüllung gegangen. Mit dem frischen Lorbeer von Weißenburg und Wörth am Raupenhelme griffen die Bayern bei dem „großen Kesseltreiben" des 1. September in entscheidender Weise ein. Den Preußen waren Deroy und Wrede so gleichgültig gewesen wie dem Altbayer Winterfeldt und Schwerin. Die Namen Hartmann und von der Tann wurden und werden genannt, so weit die deutsche Zunge klingt. Der zu Ihnen spricht, ist nicht in Bayern geboren und erst durch den akademischen Beruf ein Bayer geworden; aber das hat nicht verhindert, daß schon dem zwölfjährigen Jungen das Herz höher schlug, als ihn an der Wirthshaustafel in München ein alter Graubart freundlich anredete, und er dann hörte, das sei Held von der Tann.

Seitdem ist fast ein neues Menschenalter vergangen, Zeit genug, die Sorgen der bayerischen Patrioten wegen der 1870 gebrachten Opfer zu zerstreuen. Wie gestärkt der monarchische Gedanke durch die Einigung Deutschlands war, hat sich 1886 offenbart, als namenloses Leid über das wittelsbachische Haus kam. Ganz Deutschland trauerte damals mit Bayern, ganz Deutschland begrüßte in des Königreichs Bayern Verweser, dem erlauchten Sohne Ludwig's I., den Uebermittler der weltgeschichtlichen Aufforderung Ludwig's II. an König Wilhelm, dem erblichen Bundespräsidium den deutschen Kaisertitel hinzuzufügen. Noch vor fünfzig Jahren schauten der Württemberger, der Preuße, Hesse, Badener und Thüringer nach Bayern und der

Bayer zu Jenen hinüber wie über Nachbars Zaun, mit freundnachbarlicher Neugier und noch öfter Schadenfreude. Heute sind diese schlimmen Zäune nahezu eingerissen. Der Particularismus ist gewiß nicht gesund, der sich darüber grämt, daß Ludwig I. und seine Söhne und Enkel nicht mehr ausschließlich der bayerischen Geschichte angehören, daß der Deutsche nicht nur München kennen, daß er auch von jenen Fürsten etwas wissen muß, wenn er von deutscher Geschichte im Jahrhundert der Erfüllung unseres Einheitstraumes etwas wissen will. Die tüchtigsten Territorialfürsten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind bis auf Friedrich den Großen nur dem Historiker und einer historisch gebildeten Minorität näher bekannte particulare Größen geblieben. Auf die Wittelsbacher der Linie Zweibrücken-Birkenfeld fällt auch nach rückwärts von den Freudenfeuern von 1870 ein starkes Licht. Auch in unserm Jahrhundert war die Schönheit der deutschen Geschichte ihre reiche Mannigfaltigkeit. Dynastien und Stämme folgten bis 1870 der Moltke'schen Strategie. Sie marschirten getrennt, um schließlich doch vereint zu schlagen. In Bayern führte die nationale Entwicklung vom ausgesprochenen Territorialstaat durch den nationalen Idealismus hindurch zum nationalen Bundesstaat. Zu jeder dieser Etappen ist die Monarchie Führerin gewesen. Sie steht heute stärker da, nicht schwächer, wie vor drei Jahrzehnten großdeutsche, aber kleinmüthige Pessimisten prophezeiten.

Die bayerischen Hochschulen aber haben als Pflegerinnen vaterländischer Gesinnung alle Ursache, sich dessen zu freuen. Keine so sehr wie unsere Friderico-Alexandrina, die — wir dürfen das ruhig gestehen — erst unter den Wittelsbachern etwas Rechtes geworden ist. Die Fürsorge unserer Dynastie für unser Gedeihen hat sich nie lebhafter bethätigt als in der Luitpoldinischen Bauperiode. Dankerfüllten Herzens begleiten wir mit heißen Segenswünschen den Eintritt unseres Rector magnificentissimus in ein neues Lebensjahr. Gott schütze das Haus Wittelsbach!

Das heutige Britisch-Indien.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Die jüngsten Vorgänge in China und die dort durch die russische Politik errungenen Vortheile haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise in England, die schon durch den langsamen und nicht immer erfolgreichen Verlauf des im vorigen Jahre gegen die Stämme im Khaiberpaß geführten Feldzugs unangenehm berührt worden waren, in erhöhtem Maße auf die Nordgrenze Indiens gelenkt, die vielfach von Politikern und Militärs als die schwächste Stelle im Panzer Englands bezeichnet wird. Ja, es hat nicht an Stimmen gefehlt, die sich dahin ausgesprochen haben, daß keine Interessen, welche die britische Politik in China besäße, einen Conflict rechtfertigen würden, der einen russischen Angriff auf Indien zur Folge haben könnte, und auch Diejenigen werden wohl kaum ganz Unrecht haben, welche die Ernennung des Sehr Ehrenwerthen Herrn Curzon zum Vicekönig von Indien den angeblichen persönlichen freundschaftlichen Beziehungen desselben zum Emir von Afghanistan, wie seinen einem schärferen Vorgehen an der Nordgrenze zuneigenden Ansichten zuschreiben und in derselben einen Schachzug gegen Rußland zu sehen glauben.

Das Interesse der englischen öffentlichen Meinung an Indien ist erklärlich; handelt es sich doch, ganz abgesehen von der politischen und militärischen Machtstellung Englands, um Fragen von der größten, finanziellen, commerciellen und industriellen Bedeutung für dasselbe. Aber das Schicksal einer dreihundert Millionen Menschen zählenden Bevölkerung kann Niemandem gleichgültig sein, selbst wenn man vom rein ethischen Standpunkt aus auf die Machtfrage weniger Werth zu legen geneigt sein sollte. Bei einem Versuch, die nach jeder Richtung hin recht verwickelten Zustände in Indien klar zu stellen und auf ihren möglichen Einfluß auf die politische und sociale Zukunft des Landes zu prüfen, darf aber nicht übersehen werden, daß zum Verständniß derselben neben der Kenntniß der jetzigen Lage und ihrer unmittelbaren Ursachen auch die der ethnographischen und religiösen Fragen gehört, die stets einen so

großen Einfluß auf die historische Entwicklung des Landes ausgeübt haben. Selbst in England hat, wenn man dem Zugeständniß englischer Schriftsteller glauben darf, die sich eingehend mit Indien beschäftigt haben, das größere Publicum erst seit 1857, d. h. dem Sepoy-Aufstande, angefangen, sich für Indien zu interessiren, und die immer noch sehr geringe Bekanntschaft mit den dortigen Zuständen kann vielleicht darauf zurückgeführt werden, daß, wie Sir Charles W. Dilke in seinen 1890 erschienenen „Problems of Greater Britain" sagt, allgemeine Bemerkungen über Indien sich jedesmal als Irrthümer erweisen und Indien, das in einigen Dingen über das Verständniß von Europäern hinaus still steht, in anderen Beziehungen ein Land schnellen Wechsels ist.

I.

Vor über dreitausend Jahren brach durch die nordwestlichen Pässe ein hellfarbiges Volk, die Arier, d. h. „von edler Abstammung", in Indien ein und unterwarf die Ureinwohner des Landes, eine kleinere, dunklere Rasse mit platten Gesichtern und flach gedrückten Nasen, oder drängte sie in die schwer zugänglichen Hügellandschaften zurück, wo noch ungefähr neun Millionen von ihnen jetzt vorhanden sind. Die große Mehrzahl der Nachkommen dieser Ureinwohner lebt heute noch in demselben Zustande, in dem sie in den Vedas beschrieben werden; haben doch die Frauen eines Stammes in Orissa in Bengalen sich erst im Jahre 1871 auf das Zureden des ihnen vorgesetzten englischen Beamten entschlossen, Kleider statt der Büschel von Zweigen anzunehmen, die bis dahin ihre ganze Bedeckung, ein Halsband ausgenommen, ausmachten, und sind die Menschenopfer der Kandhs erst im Jahre 1835 ebenfalls durch die Engländer unterdrückt worden. — Aus den Besiegten und den Siegern, bei welchen letzteren ursprünglich jeder Familienvater die Verrichtungen des Ackerbauers, Kriegers und Priesters in sich vereinigt hatte, entwickelten sich vier Kasten: aus den Ariern die der Priester, Brahmanen, der Krieger, Radjputen oder Kschatrijas, d. h. aus königlichem Geblüt, und der Ackerbauer, Vaisyas; aus den Ureinwohnern die der Hörigen, Sudras, wie denn auch jetzt noch die Ueberreste der Ureinwohner allmählich in den niedrigsten Hindukasten aufgehen und endlich ganz in denselben verschwinden werden. Spätere Ursachen brachten eine übermäßige Vermehrung der verschiedenen Kasten hervor, die um so zahlreicher und um so schwieriger zu verstehen und auseinander zu halten sind, als sie nicht auf einer Unterscheidung, sondern auf dreien, nach Rasse, Beschäftigung und geographischer Lage, beruhen. So gibt es unter den Brahmanen zehn verschiedene Classen oder Nationen, von denen fünf nördlich von den Vindhya-Bergen, die das Bassin des Ganges vom Deckan trennen, wohnen, und fünf südlich von denselben, die wieder in 1886 Unterabtheilungen zerfallen. Ebenso theilen sich die Krieger in 590 verschiedene Stämme in den verschiedenen Theilen Indiens. Die Zahl der indischen Kasten zu bestimmen, ist fast unmöglich, doch gibt es über 3000 derselben, die verschiedene Namen führen und sich als verschiedene Classen betrachten. Die meisten dieser Kasten können nicht unter einander heirathen

und nicht mit einander essen, ja ein Hindu, der einer höheren Kaste angehört, darf nicht einmal Speisen berühren, die ein Mann einer niederern Kaste bereitet hat. Die ursprüngliche Tendenz ist gewesen, jede einzelne Beschäftigung zu einer besonderen Kaste zu machen, aber im Laufe der Zeiten haben Kasten vielfach ihre Beschäftigung gewechselt und, der neuen Beschäftigung entsprechend, eine höhere sociale Stellung eingenommen. So sind in den meisten Provinzen die Mitglieder der alten ackerbauenden Kaste, die Vaisyas, Großkaufleute und Bankiers geworden. Im Allgemeinen ist aber an dem Princip festgehalten worden, und jede Kaste ist daher auch in erster Linie eine Gilde mit Bestimmungen, die das Heranbilden von Lehrlingen, die Ausarbeitung von Vorschriften für die Mitglieder, die Vertretung anderen Gilden gegenüber, die Unterstützung ihrer Mitglieder und die Unterhaltung guten Einvernehmens unter denselben durch gemeinsame Feste und Vereinigungen zu ihrer Aufgabe macht.

Im sechsten Jahrhundert v. Chr. entstand den Brahmanen, die nicht nur die Priester, sondern auch die Gesetzgeber Indiens gewesen und in gewissem Sinne noch sind, ein gewaltiger Gegner im Buddhismus, aber nach mehr als tausendjährigem Kampfe trug der Brahmanismus den Sieg davon. Heute leben von den im Census von 1891 aufgeführten, etwas über sieben Millionen Buddhisten 6888075 in Birma, 29608 in Kaschmir und mit Ausnahme von Bengalen, in dem 189122 ansässig sind, nicht 25000 in dem ganzen übrigen Indien. Trotzdem ist der Einfluß des Buddhismus auf den Brahmanismus in manchen seiner Anschauungen und Gebräuche ein sehr erheblicher gewesen, wie derselbe auch Manches von der Religion der Ureinwohner, z. B. die Verehrung von Bäumen und Steinen, und von den später eingewanderten Scythen den Lingam- und Schlangendienst angenommen haben. Auch die Jains, eine Hindukaste, die heute beinahe noch $1\frac{1}{2}$ Millionen Anhänger, hauptsächlich in Bombay, den Eingebornenstaaten in dieser Präsidentschaft, und in Rajputana zählt, haben viel vom Buddhismus behalten, so den Glauben an den Einfluß der eigenen Thaten auf die zukünftige Existenz und die Schonung menschlichen und thierischen Lebens.

Das vierte Jahrhundert v. Chr. brachte den Zug Alexander's des Großen nach Indien; er überschritt im Jahre 327 v. Chr. den Indus bei Attock und drang durch den Pendschab, das Fünfstromland, in dem er Porus besiegte, nach dem Sindh vor und schiffte den Indus hinab bis an den Ocean. An der Spitze des Indus-Delta gründete er Patala, als Haidarabad die Hauptstadt des jetzigen Sindh, und zog dann durch das südliche Belutschistan und Persien nach Susa, während ein Theil seines Heeres unter Nearchus sich einschiffte und den persischen Golf entlang fuhr. Weder Alexander's Zug noch die späteren Einfälle der Seleuciden von Bactrien aus haben andere Spuren hinterlassen als die Kenntniß der griechischen Astronomie und einen Einfluß auf die zeitgenössische indische Plastik. Selenkus, der Gründer der bactrischen Dynastie, verkaufte die griechischen Eroberungen in Kabul und Pendschab an den König Tschandra Gupta und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Tschandra Gupta war ein indischer Abenteurer, der wie viele andere seines-

gleichen sich dem Siegeszuge Alexander's anschloß, um im Trüben zu fischen, und nach dem Abzuge der Griechen in Behar (Pataliputra, Patna) ein eigenes Reich gründete. Sein Enkel Asoka, 244 n. Chr., berief in Patna das dritte buddhistische Concil zusammen und kann als der eigentliche Gründer des südlichen Buddhismus angesehen werden.

Hundert Jahre v. Chr. begann eine neue Invasion Indiens aus Central-Asien; es waren Scythen, die, nachdem sie Bactrien erobert, über die Himalaya-Pässe in Indien einbrachen und sich im Pendschab festsetzten. Ihr berühmter Herrscher war Kanishka, dessen Reich von Sindh bis Khokand reichte und unter dem im Jahre 40 n. Chr. in Kaschmir das vierte buddhistische Concil stattfand; dieses wurde der Ausgangspunkt für den nördlichen Buddhismus, dem alle asiatischen Völker von Central-Asien bis Japan angehören. Sechs Jahrhunderte, von 100 v. Chr. bis 500 n. Chr. dauerte der Kampf der eingebornen Dynastien gegen die fremden Eindringlinge, bis schließlich die Indier als Sieger aus demselben hervorgingen; aber noch heute wird einem großen Theil der Bewohner des Pendschab, namentlich den Jats, die über die Hälfte der Bevölkerung desselben ausmachen, ein scythischer Ursprung zugeschrieben.

Diese Kämpfe gegen die politischen Feinde mögen die Brahmanen in ihrem Kampfe gegen den von den ersteren bekannten Buddhismus wesentlich unterstützt haben. Jedenfalls macht sich nach dem Sturz des Buddhismus eine starke Wiederbelebung der, wenn man will, proselytisirenden Thätigkeit des Brahmanismus geltend, deren erster und hauptsächlichster Vertreter Sankara war, indem er den Brahmanismus aus einer vedischen Philosophie zu einer nationalen Religion mit sozusagen persönlichen Göttern machte. Unter seinen Nachfolgern wurde der Dienst Siva's [1]) und seiner Gattin der populärste in Indien; zu den Secten desselben gehören u. A. die, welche ihre Todten nicht verbrennen, sondern einem der heiligen Ströme anvertrauen und die Yogis [2]), bald asketische Mystiker, bald Gaukler und Taschenspieler. Die weite Verbreitung des Dienstes der andern großen indischen Gottheit, Vischnu's, des unüberwindlichen Erhalters, stammt aus einer etwas späteren Zeit, dem elften und zwölften Jahrhundert, als sich unter den Brahmanen Südindiens eine starke Reaction gegen den Sivaismus zu regen begann, die

[1]) Siva ist der Zerstörende und der Wiederschaffende, er ist der Maha-Deva, der große Gott des modernen Hinduismus, und wird, seiner doppelten Natur entsprechend als hellfarbiger, in tiefem Nachdenken dasitzender Mann dargestellt, über seinem Haupte das Symbol des befruchtenden Ganges, neben ihm der Stier als Sinnbild der Zeugungskraft und des arischen Ackerbaues; aber um seinen Hals trägt Siva eine Kette von Schädeln und einen Kragen von zusammengeflochtenen Schlangen, und in der Hand hält er die Keule mit einem Menschenkopf am Ende. Seine Gemahlin Devi ist als Uma die Göttin des Lichts, als Kali eine mit Schlangen gekrönte, mit Schädeln behängte, bluttriefende Furie, zu der die Mördersecte der Thugs betete, und vor deren Bilde noch während der großen Hungersnoth im Jahre 1866, wenn auch heimlich, Menschenopfer gebracht wurden. Beide, Siva und Devi, sind in ihrer scheußlichsten Gestalt in den tibetanischen Buddhismus übergegangen.

[2]) Die ja auch in der Geschichte (?) der Frau H. P. Blavatsky eine solche Rolle spielen.

bis in das 16. Jahrhundert dauerte und mit Vallabha-Swami, dem Vertreter eines epikuräischen Krischnaismus[1]), ihren Abschluß fand.

Der Siva- und Vischnudienst bilden das religiöse Band zwischen den Hindus, wie die Kaste die Grundlage der socialen Organisation derselben ist; wie diese ist jener je nach den verschiedenen Bedürfnissen und Stellungen der Menschen ein verschiedener. Während der Brahmane in Siva nur die Quelle alles Seins und Werdens sieht, suchen die niedrigsten Kasten ihn oder Kali, die sie fürchten, sich günstig zu stimmen und verehrt der Mittelstand eine der Incarnationen des sanften Vischnu. Für den gebildeten Hindu ist der gewählte Gott aber nur die äußere Form, unter der er die Gottheit verehrt, während die höchsten Brahmanen reine Theisten sind.

Eine schwerere Gefahr als durch den scythischen Buddhismus (nach der Ansicht Einiger würde der Stifter dieser Lehre selbst ein Scythe gewesen sein) drohte dem nationalen Leben der Hindus durch die sich seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts wiederholenden Einfälle der Mohammedaner. Schon zu Anfang des achten Jahrhunderts gründeten Araber ein Reich in Sindh, das sich gegen die Anfälle der Hindus bis 822 hielt. Von Norden her erfolgte der erste Einfall im Jahre 977 aus Afghanistan, und von diesem Jahre bis zum Fall des mongolischen (Mogul-) Reichs im Jahre 1765 war der größere Theil Indiens der Schauplatz mohammedanischer Einfälle und von Kämpfen zwischen Mohammedanern und Hindus sowie zwischen den Angehörigen der beiden Rassen und Glauben unter einander. Den Einfällen der Turki-Herrscher von Ghazni in Afghanistan in den Jahren 1001—1186 folgten die der Afghanen von Ghor 1186 bis 1206, der Mongolen unter Timur (Tamerlan) 1398 99, der Mongolen (Mogul) unter Baber im Jahre 1526, die zur Errichtung des großen mit wechselnden Schicksalen bis 1765 dauernden Mogulreichs in Delhi führten, Nadir Shah's von Persien 1738 39 und des Afghanen Achmed Shah Durani 1748—1761. Das fortwährende Nachströmen von Turki-, afghanischen und mongolischen Abenteurern über die Nordgrenze gab den Mohammedanern in diesen Kämpfen ein großes militärisches Uebergewicht; trotzdem gelang es ihnen niemals, die Hindureiche vollständig zu vernichten, ein Theil derselben hielt sich vielmehr ganz oder theilweise unabhängig, andere erkannten zeitweise die Oberherrschaft der Moguls an[2]), bewahrten aber trotzdem ihre nationalen Eigenthümlichkeiten; mit der Schwächung der Macht der Moguls wuchs der nationale Widerstand

[1]) Vischnu ist ein durchaus humaner Gott, den seine vielfachen Incarnationen dem Menschen näher gebracht haben. In seiner achten Incarnation als Krischna ist er als ein hochherziger Prinz der Mittelpunkt des Heldengedichts Mahabharata; später wurde er als Krischna die Hauptfigur der indischen Hirtendichtungen. Vischnu ist die populärste Gottheit in Indien und als Dschaggernaut (Jagannath) der Herr der Welt, wohl auch in Deutschland am besten bekannt. Die Erzählungen von den Selbstmorden, die bei dem feierlichen Umzuge des Wagens, auf dem sich sein Bild befand, von seinen Anbetern, die sich unter die Räder warfen, begangen worden sein sollten, haben sich seitdem als irrthümlich und auf einzelne Unglücksfälle zurückzuführen erwiesen.

[2]) Die nominelle Herrschaft der Mogul-Kaiser dauerte bis 1857, als der Letzte derselben, Mohammed Bahadur Shah, der sich an dem Sepoy-Aufstande betheiligt hatte, von den Engländern als Gefangener fortgeführt wurde.

gegen die fremden Eindringlinge, und es kann daher wohl mit Recht gesagt werden, daß die Engländer Indien nicht von den Mohammedanern, sondern von den Hindus eroberten, unter denen die Marathen, ein Stamm im Deckan, die zuerst unter Siwadji gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zur Bedeutung gelangten, die mächtigsten waren. Gegen sie, die noch in den Kriegen gegen Tipu von Mysore die Verbündeten der Engländer waren, mußten die Letzteren wiederholt, zuletzt 1818, wie gegen die Pindaris 1804—1817 und die Sikhs 1845 und 1848 49 kämpfen. Die Pindaris waren Banden von Räubern, aus Angehörigen aller Rassen und Bekenntnisse zusammengesetzt, die Ueberbleibsel der Mogularmeen, die nicht in die Dienste anderer Fürsten getreten waren: zu ihrer gänzlichen Unterdrückung mußte 1817 eine Armee von 120 000 Mann zusammengezogen werden, die stärkste, die Indien je gesehen hat. Die Sikhs sind Hindus und Angehörige einer religiösen Secte, deren Apostel Nanak Shah in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte. Durch die Verfolgung der Kaiser von Delhi wurden sie in den Jahren 1710—1716 zum Aufstand getrieben und fast ganz vernichtet. Heute gibt es in Indien nicht ganz zwei Millionen Sikhs, von denen beinahe 1 400 000 im Pendschab leben; die Erinnerung an die Grausamkeiten, unter denen ihre Vorfahren von den Moguls zu leiden gehabt hatten, war die Veranlassung ihres engen Anschlusses an die Engländer während des Sepoy-Aufstandes, dessen nominelles Haupt der Mogulkaiser in Delhi war.

Neben Mohammedanern, Buddhisten und Sikhs leben in Indien noch Bekenner anderer Glauben, wenn auch weniger zahlreich, doch wichtig wegen ihres Einflusses auf den Wohlstand oder die Regierung des Landes, nämlich Parsis 89 904, hauptsächlich in Bombay, Juden 17 194, fast ausschließlich ebenfalls in Bombay, und 2 284 380 Christen, von denen die große Mehrzahl in Madras, den Staaten dieser Präsidentschaft, in Bombay und in Birma wohnen. Ueber eine Million dreimalhunderttausend gehören der römisch-katholischen Kirche an, ungefähr 650 000 sind Protestanten einer oder der andern Secte und 200 000 syrische Christen; 168 000 sind Europäer, 80 000 Eurasier, die andern Eingeborene oder Afrikaner. In der Präsidentschaft Madras, die Stadt mit einbegriffen, leben über $1\frac{1}{2}$ Millionen, in Bengalen 200 000, 120 000 in Birma, 170 000 in Bombay und Sindh, 60 000 in den Nordwestprovinzen und Oudh, 40 000 in Mysore, und der Rest ist auf die andern Städte und Staaten vertheilt.

II.

Bis zum Ausbruch des großen Sepoy-Aufstandes im Jahre 1857 war das Verhältniß der europäischen Truppen zu den eingeborenen etatsmäßig wie 1 zu 6, thatsächlich standen 45 322 Mann englischer Truppen 233 000 indischen und bei diesen 12 000 eingeborene Artilleristen 6500 englischen gegenüber. Auf Strecken von 250—750 englischen Meilen befand sich häufig nur ein europäisches Regiment. Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde das Verhältniß der fremden Truppen zu den eingeborenen auf 1 zu 2 festgesetzt, so daß z. B. 1896 auf 73 109 englische Truppen 145 683 indische

kamen, während die Artillerie 13351 Europäer gegen 2820 Eingeborene zählte. Dies etatsmäßige Verhältniß wird allerdings dadurch sehr wesentlich verrückt, daß die eingeborene Armeereserve sich auf 15402, die eingeborenen Freiwilligen auf 25895, die Truppen in Kaiserlichem Dienst (Imperial service troops) auf 18894 Mann, zusammen auf 60191 Mann belaufen, zu denen noch die eigenen Contingente der inneren Staaten, d. h. der eingeborenen, mehr oder weniger abhängigen Fürsten, mit 231000 Mann kommen. Außerdem besitzt Kaschmir eine Armee von 27000 und Nepal eine solche von 100000 Mann, was zusammen 563874 Mann eingeborener Truppen gegen 73668 englische macht, ein Verhältniß von beinah 8 zu 1[1]).

Ein Theil der die Contingente der halb unabhängigen Fürsten bildenden Truppen dürfte allerdings, was Bewaffnung, Ausbildung und Disciplin anbetrifft, als minderwerthig anzusehen sein; dafür bestehen jedoch andere aus dem besten eingeborenen Material, das Indien überhaupt aufzuweisen hat, während in einzelnen Fürstenthümern die Zahl der in jedem Augenblicke verfügbaren Truppen weit über die officiellen Ziffern hinausgeht. Seindiah von Gwalior hat die von Preußen nach Jena eingeführte Methode in seinem Lande zur Anwendung gebracht, so daß er statt der etatsmäßigen 11000 Mann in jedem Augenblick über dreißigtausend Mann gedienter Soldaten unter die Waffen rufen könnte, während die 100000 Mann starke Armee des Maharadjah von Nepal aus Gurkahs, den Elitetruppen der königlichen eingeborenen Armee, besteht, für die der Krieg die natürliche Beschäftigung ist. Die wilden Reiter Holkars von Indore oder des Nizam von Haidarabad würden, wenn sie nichts Anderes vermöchten, um so mehr im Stande sein, die englischen Verbindungslinien zu bedrohen und zu unterbrechen, als zu deren Schutz nur die Truppen der Königlichen Armee, die bengalischen Sepoys, zur Verfügung stehen dürften, die an Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit am meisten zu wünschen übrig lassen. Manches ist allerdings von englischer Seite geschehen, um diesen Gefahren vorzubeugen und zu begegnen. Während früher keine einzige Festung im Innern des Landes bestand, sind seit dem Aufstande Delhi, Agra, Cawnpur, Lucknow, Allahabad und alle anderen wichtigen Orte, deren man sich nicht ganz sicher glaubte, sowie die wichtigeren Eisenbahnbrücken durch Befestigungen derart geschützt worden, daß sie den englischen Truppen einen festen Stützpunkt und Rückzugsplatz gewähren können, desgleichen an der Grenze Quetta und Rawal Pindi, die beiden Hauptarsenale und Basen für Operationen gegen Kandahar und Kabul. Die Stellung bei Rawul Pindi ist außerdem durch eine 7½ englische Meilen lange Linie von Verschanzungen und Batterien geschützt, die sich von Peschawur bis Attock am Indus erstrecken und den nach Kabal führenden Khaiberpaß auf der indischen Seite schließen, während der Paß selbst bei Lundi Kotal zur Vertheidigung eingerichtet ist. Weiter südlich führt der Kurampaß ebenfalls nach Kabul, der Tochi- und Gomulpaß, der erstere nach Kabul, der andere nach Ghazni, der Bolanpaß nach Quetta und

[1]) Nach anderen Quellen würden die halb unabhängigen Fürsten mit Kaschmir und Nepal 394835 Mann mit 4237 Geschützen besitzen.

Chaman und von dem letzteren Platze der Khojakpaß nach Kandahar. Parallel mit dem Indus läuft eine Eisenbahn von Kurachee, das ebenso wie Bombay und Kalkutta stark befestigt ist, bis beinah an die afghanische Grenze; von dieser zweigt sich bei Sukkur die durch Britisch-Beludschistan nach Sibi führende Bahn ab, die von diesem Platze aus mit einer doppelten Linie, durch das Hurnai-Thal und den Bolanpaß, bis an das Thal von Pishin geht und mit einer einzelnen durch dasselbe nach Chaman. In Quetta am Ausgang des Bolanpasses befindet sich das Material zur Fortsetzung der Linie nach Kandahar. Weiter nördlich, bei Multan, zweigt sich von der Indusbahn eine andere Linie ab und trifft, parallel mit dem südlicher gelegenen Sutlejfluß laufend, bei Raiwind und Lahore die von Bombay und Kalkutta kommenden Hauptlinien, die sich dort vereinigen und als eine Linie über Lalla Musa, Rawul Pindi und Attock nach Peschawur weiter gehen. Die Verbindung zwischen dieser Bahn und dem Indus wird nördlich von der Multan-Raiwind-Linie und parallel mit dieser durch zwei andere von Lalla Musa und Rawul Pindi westlich gehende Bahnen unterhalten.

Die Ausdehnung des in erster Linie strategischen Zwecken dienenden Eisenbahnnetzes nach Nordwesten und Norden ist dem Entschlusse der englischen und indischen Regierung zuzuschreiben, Indien gegen einen russischen Angriff nicht erst am Indus oder gar Sutlej, sondern bereits an der afghanischen Grenze zu vertheidigen. Maßgebend dafür ist das ungesunde Klima im Industhal, das die Unterhaltung von Garnisonen europäischer Truppen in demselben fast unmöglich macht, sowie ferner die Erwägung gewesen, daß im Falle eines Angriffes das rechte Indusufer mit wichtigen Punkten, wie Peschawur, Nowschera, Kohut, Deera Ismail Khan u. s. w., aufgegeben werden müßte und der Gegner damit einen Erfolg erringen würde, der auf die Bevölkerung Afghanistans und Indiens von unberechenbarem Einfluß sein könnte. Man hat also beschlossen, einem russischen Angriff, den man von Herat über Kabul erwartet, im Khaiberpaß und den dahinter liegenden Stellungen von Peschawur und Attock nur defensiv entgegenzutreten, dagegen von Kandahar oder von der Linie Ghazni-Gomul aus in der Flanke des russischen Anmarsches offensiv vorzugehen.

Hauptbedingung für die erfolgreiche Durchführung eines solchen Planes wird immer, neben der Möglichkeit der Aufstellung einer quantitativ und qualitativ genügenden Truppenmacht und der erforderlichen Transportmittel, die Haltung Afghanistans und der Grenzstämme, der eingeborenen, halb unabhängigen Fürsten und der Bevölkerung Indiens bleiben müssen.

Was die Aufstellung einer auch gegen europäische Truppen brauchbaren Armee anbetrifft, so sind englisch-indische Autoritäten, wenn ihre Ansichten auch in Einzelheiten sehr weit aus einander gehen, doch darin einig, daß es möglich sei, die für die Vertheidigung der Stellung im Norden und den offensiven Vorstoß im Nordwesten als genügend angesehenen 50000 Mann Infanterie zur Hälfte den eingeborenen Truppen zu entnehmen, was noch eine hinreichende Zahl englischer Truppen zur Besetzung der wichtigsten Punkte im Lande selbst beließe. Die englische Artillerie hält man der russischen für

weit überlegen, wie man auch annimmt, daß die eingeborene Cavallerie der den Russen allein zu Gebote stehenden Turkmenen- und sonstigen asiatischen Reiterei gewachsen sein würde.

Durch die Verordnung vom 26. October 1894 ist die alte Eintheilung der englisch-indischen Armee in drei administrativ und organisatorisch getrennte Armeen, die von Bengalen unter dem Oberbefehlshaber in Indien, die von Madras und Bombay unter den Oberbefehlshabern dieser beiden Präsidentschaften, aufgehoben und an deren Stelle seit dem 1. April 1895 eine neue Eintheilung der Armee in vier Armeecorps, des Pendschab, von Bengalen, Madras und Bombay, unter je einem Generallieutenant und unter dem directen Commando des Oberbefehlshabers in Indien und der Controle der Centralregierung getreten. Die Nothwendigkeit zu einer solchen Centralisirung des Commandos und der Verwaltung war den competenten Persönlichkeiten in Indien und England längst klar gewesen, aber es bedurfte eines zwölfjährigen Schriftwechsels, bis die Maßregel die Zustimmung der heimischen Behörden, des Parlaments und der Krone erhalten konnte.

Auch der Beschaffung von Transportmitteln, abgesehen von dem Bau hauptsächlich strategischer Eisenbahnen, auf denen übrigens großer Wagenmangel zu herrschen scheint, ist viele Aufmerksamkeit gewidmet worden. Bereits 1890 waren für die Armee, die Truppen in Birma ausgenommen, 17 000 Maulthiere und 1000 Kamele vorhanden, während unzählige Maulthiere, Esel und Ponies im Pendschab und in den nordwestlichen Provinzen sowie Kamele an der Grenze von Afghanistan stets gemiethet oder gekauft werden können. Der Versuch, der 1880 im letzten Kriege gegen Afghanistan mit Transportfahrzeugen gemacht wurde, führte zu einem jämmerlichen Mißerfolge, die Straße nach Kandahar soll mit den Trümmern von Tausenden von niedergebrochenen Karren bedeckt gewesen sein. Ob der Erfolg bei einer neuen Benutzung dieses Transportmittels ein günstigerer sein würde, bleibt mindestens zweifelhaft.

Von Afghanistan glaubt man in Indien allgemein, es werde, so lange der jetzige Emir lebt, treu zu England halten, da dieses durch die nach siegreichen Feldzügen erfolgte Räumung von Kabul, Ghazni und Kandahar den besten Beweis gegeben, daß es seine Unabhängigkeit nicht anzutasten beabsichtige. Man fürchtet aber auch, daß nach des Emirs Tode und bei den dann wohl unzweifelhaft ausbrechenden Thronstreitigkeiten russisches Geld und das Versprechen, das Thal von Peshawur und die früher zu Afghanistan gehörigen Theile des Pendschab zurückzugeben, bei den Häuptlingen willige Hände und Ohren finden werde, wie die Aussicht auf einen großen Plünderungszug nach Indien das Volk fortreißen könnte. Einen erfolgreichen Einfall der Russen nach Indien hält man aber nur durch Afghanistan und mit afghanischer Hülfe für möglich.

Zum Verständniß der politischen Beziehungen zwischen Afghanistan und Britisch-Indien ist ein Rückblick auf deren Entwicklung unerläßlich. Schon während der Napoleonischen Kriege hatte der Generalgouverneur Lord Minto auf die Weisung der Regierung, die nach dem Frieden von Tilsit einen Ver-

such Napoleon's, mit russischer Hülfe auf dem Landwege nach Indien vorzudringen, immerhin für nicht unmöglich gehalten hatte, mit Persien, dem Pendschab und Afghanistan, mit dem Letzteren durch Elphinstone in Peshawur, Verbindungen angeknüpft, die indessen zu keinem Resultate führten. Als später, während der Thronstreitigkeiten in Afghanistan, zwischen dem rechtmäßigen, aber vertriebenen Emir Shuja-ul-Mulk und dem soldatischen Usurpator Dost Mohammed, der Herrscher des Pendschab, Ranjit Singh, sich des zu Afghanistan gehörigen Gebietes von Peshawur bemächtigte, wendete sich Dost Mohammed an den damaligen Generalgouverneur, Lord Auckland, mit dem Ersuchen, ihm Peshawur wieder zu verschaffen — ein Anliegen, das dem Letzteren um so unangenehmer war, als die nunmehr an die Stelle der Befürchtungen vor Napoleonischen Plänen getretene begründetere Besorgniß vor einem russischen Vordringen die Aufrechterhaltung guter Beziehungen mit Afghanistan wie mit dem Pendschab zur Pflicht zu machen schien. Verhandlungen durch den 1836 nach Afghanistan gesandten Lieutenant Burnes führten zu keinem Ergebniß, und 1838 entließ Dost Mohammed, der von Lord Auckland kein Versprechen eines Schutzes gegen Rußland erhalten konnte, den englischen Unterhändler und empfing einen russischen Gesandten, Capitain Vitkevitsch. Kaum sechs Monate darauf erfolgte die englische Kriegserklärung, als deren Zweck angegeben wurde, den rechtmäßigen Emir wieder auf den Thron zu setzen. Im Mai 1839 wurde Kandahar genommen und im Juli Ghazni unter schweren Verlusten erstürmt; Dost Mohammed entfloh von Kabul, wohin Shah Shuja von den Engländern im Triumph geführt wurde. Ein Theil der englischen Truppen kehrte nach Indien zurück, während zehntausend Mann in Afghanistan blieben, um den schwachen Emir zu stützen. Unzeitige Sparsamkeit, die die Einstellung der seit der Besitznahme von Kabul den Bergstämmen gezahlten Subsidien veranlaßte, das gewaltthätige Auftreten des Civilcommissars Dr. Lord, Ungeschicklichkeiten des politischen Agenten Sir William Macnaghten, wie seines designirten Nachfolgers, Sir Alexander Burnes, und unvorsichtiges Benehmen, wenn nicht Schlimmeres, seitens der Officiere und Soldaten veranlaßten den Ausbruch von Unruhen, bei denen Dr. Lord ermordet und einige englische Officiere verwundet wurden. Trotzdem schien das Glück noch einmal den Engländern zu lächeln. Dost Mohammed, der sich zu dem Emir von Bokhara geflüchtet hatte und von diesem Anfangs aufgenommen, dann fortgewiesen worden war, lieferte sich selbst den Engländern aus, die ihn mit einem Jahresgehalt von 20000 £ in Indien internirten, und Sir W. Macnaghten konnte in unbegreiflichem Sicherheitsgefühl am 1. November 1841 berichten, das ganze Land sei ruhig. Am nächsten Morgen brach der Aufstand aus. Burnes mit seinem Bruder und einigen anderen Officieren wurden ermordet, die von ihnen bewohnten Häuser angezündet und das Schatzamt geplündert, während die englische Garnison unter dem schwachen und kränklichen General Elphinstone unthätig zusah, ja, mehr als das, das Fort aufgab, das alle Vorräthe an Proviant und Munition enthielt, und sich, mit nur ganz unzureichenden Lebensmitteln versehen, auf das von allen Seiten eingeschlossene Lager beschränkte. Eine Capitulation schien unvermeidlich.

Macnaghten versuchte die Situation dadurch zu retten, daß er dem Sohne Dost Mohammed's, Akbar Khan, Geld und Stellung anbot, wenn er die britische Politik unterstützen wolle; bei einer Zusammenkunft, zu der Macnaghten sich hatte verlocken lassen, schoß der verrätherische Afghane den britischen Agenten mit eigener Hand nieder, während dessen Begleiter entweder niedergemacht oder als Gefangene fortgeschleppt wurden. Damit war die Widerstandsfähigkeit der Engländer vollständig gebrochen, alle Forderungen der Afghanen wurden zugestanden, Geiseln für die sofortige Räumung des afghanischen Gebietes gegeben, alle Vorräthe an Munition, Waffen, Geschützen ausgeliefert und die Zahlung von 650 000 Rupien zugesichert, sowie die Armee wieder in Indien angelangt sein würde. Am 6. Januar 1842 verließ die Armee, noch 4500 Mann stark und mit einem Troß von 12 000, bei scharfem Frost und Schneetreiben Kabul; doch mit Ausnahme von ein paar Männern, darunter General Elphinstone, und ungefähr hundert Frauen und Kindern, deren sich die Afghanen auf dem Marsche noch als Geiseln bemächtigt hatten, erreichten von den 16 500 Menschen acht Tage später nur ein englischer Arzt, schwer verwundet Jelalabad und ein halbes Dutzend Sepoys etwas später Kandahar. Alle Uebrigen waren dem Hunger und der Kälte erlegen oder von den Bergbewohnern, die geschworen hatten, daß keiner der Eindringlinge das Land lebend verlassen solle, niedergemetzelt worden. Die englische Garnison in Ghazni capitulirte, aber Jelalabad und Kandahar hielten sich, bis eine englische Ersatz- und Rachearmee herbei eilte, die der an Stelle des zurückgetretenen Generalgouverneurs, Lord Auckland, neu ernannte Lord Ellenborough ausgerüstet und abgesandt hatte. In Kabul war inzwischen Shah Shuja im April 1842 ermordet worden, und Akbar Khan hatte an seiner Stelle für seinen Vater Dost Mohammed die Regierung übernommen. Etwas später wurden Kandahar und Jelalabad entsetzt, und am 14. September wehte die englische Flagge wieder über Kabul, das von der siegreichen Armee zum Theil geplündert und niedergebrannt wurde, worauf sie den Rückmarsch antrat. Durch eine vom 1. October 1842, gerade vier Jahre nach der Kriegserklärung Lord Auckland's, datirte Proclamation wurde erklärt, daß die Armee jetzt, nachdem sie durch wiederholte Siege in einem kurzen Feldzuge Niederlagen, deren Umfang nur durch die Irrthümer derjenigen erreicht würden, die sie verschuldet, und die Verrätherei derer, die sie zu Wege gebracht, gerächt und den Ruf der Unüberwindlichkeit der britischen Herrschaft wieder hergestellt habe, sich nunmehr bis zum Sutlej zurückziehen und in Zukunft die Flüsse des Pendschab und den Indus, wie die Berge und Bevölkerung von Afghanistan vor sich, statt hinter sich, auf ihren Verbindungslinien haben werde; Afghanistan aber sei gestattet, sich selbst seinen Herrscher zu wählen. Gleichzeitig wurde Dost Mohammed in Freiheit gesetzt und kehrte nach Kabul zurück, die indische Regierung jedoch benutzte die Gelegenheit, sich Sind's, d. h. des Mündungsgebiets des Indus, zu bemächtigen, dessen Fürsten als Lehnsträger von Afghanistan angesehen wurden.

Im Jahre 1863 starb Dost Mohammed in Herat, nachdem er seinen Sohn Shir Ali zum Nachfolger unter Uebergehung zweier älteren Söhne, Afzul und

Azim, die von einer anderen Mutter von weniger edlem Blute stammten, zum Nachfolger ernannt hatte. Unter diesen drei Brüdern und den anderen sechzehn Söhnen Dost Mohammed's brachen sofort Streitigkeiten aus, die 1868 mit dem Siege Shir Ali's endigten. Azim floh nach Turkestan und Abdurrhaman, sein Sohn, nach dem inzwischen erfolgten Tode des Vaters, zuerst in die Khanate und dann nach Taschkend zu den Russen.

Die Engländer hatten während dieser Kämpfe stricte Neutralität beobachtet und sich damit begnügt, jeden Bewerber anzuerkennen, dem es gelang, sich zeitweilig in Kabul, Herat oder Kandahar festzusetzen; nach dem Siege Shir Ali's aber beeilte sich der Generalgouverneur Sir John Lawrence, demselben ein Geschenk von 60000 £ und 3500 Gewehren mit seinen Glückwünschen zukommen zu lassen.

Von diesem Augenblicke an beginnt das durch einzelne gewaltsame Explosionen unterbrochene diplomatische Spiel zwischen Afghanistan und England, bei dem der Emir vergeblich eine bestimmte Zusage von Unterstützung und Hülfe gegen Rußland zu erlangen sucht, und die Generalgouverneure alle ihre Geschicklichkeit aufbieten, eine solche Verpflichtung nicht zu übernehmen, während sie auf der anderen Seite verlangen, daß der Emir keinerlei Beziehungen zu Rußland unterhalte; ein Spiel, das bei dem Vorwärtsdrängen der Russen und der Ohnmacht Englands, demselben ernsthaft Halt zu gebieten, zu erneuten Conflicten mit Afghanistan führen mußte. Was Shir Ali von Sir J. Lawrence nicht hatte erhalten können, versuchte er ebenso vergeblich von Lord Mayo, dessen Nachfolger, zu erlangen, mit dem er 1869 eine Zusammenkunft in Ambala hatte. Aber auch Lord Mayo wollte nicht weiter gehen, als zu erklären, daß die indische Regierung ihm ihre moralische Unterstützung angedeihen lassen und ihn mit Waffen, Munition und Geld versehen werde, wenn sie dies für wünschenswerth halte. 1873 eroberte Rußland Khiwa und machte sich zum Herrn dieses Khanats bis zum Oxus, worauf der Emir von Afghanistan sich aufs Neue an den Generalgouverneur Lord Northbrook mit der Frage wandte, ob er bei einem Angriff auf sein Gebiet durch die Russen auf englische Unterstützung rechnen könne. Die Antwort lautete, daß er sich nicht zu beunruhigen brauche, und daß die englische Regierung bereit sei, ihn mit Waffen, Geld und, falls nothwendig, auch mit Truppen zu unterstützen, wenn er fortfahre, den Rathschlägen des Generalgouverneurs zu folgen und den Russen keinen Vorwand zu Feindseligkeiten gebe. Shir Ali nahm die Botschaft und die mit derselben gesandten Waffen mit kühler Höflichkeit an, lehnte aber 500000 Rupien ab, die ihm von der indischen Regierung als Entschädigung für das von den Russen besetzte Seistan angeboten wurden. Die russischen Fortschritte in Central-Asien ließen es Lord Salisbury wünschenswerth erscheinen, daß ein englischer Agent bei dem Hofe von Kabul beglaubigt werde, der die Russen und den Emir überwachen könne, ein Plan, gegen den Lord Northbrook und der Geheime Rath protestirten, da sie eine solche Maßregel für geeignet hielten, Unruhen in Afghanistan zu verursachen, und der Ansicht waren, daß der in Kabul befindliche indische Officier für den angestrebten Zweck vollständig ausreiche. Indessen wurde

Lord Northbrook's Nachfolger, Lord Lytton, von Lord Salisbury beauftragt, dem Emir die Entsendung eines Agenten nach Kabul anzuzeigen und ihn zugleich daran zu erinnern, daß ihm bei keiner Gelegenheit Seitens der englischen Regierung unbedingter Schutz zugesagt worden sei.

Shir Ali, den die ganze Haltung der Engländer und noch mehr die 1876 erfolgte Besetzung von Quetta stutzig und argwöhnisch gemacht hatte, weigerte sich, den Agenten zuzulassen, da derselbe nur ein Spion sein werde, dessen Berichte später gegen ihn und sein Land benutzt werden würden. Hierauf brach Lord Lytton die Verhandlungen mit der Erklärung ab, daß der Emir nun allein für die Unabhängigkeit seines Landes sorgen möchte, was die Russen sofort benutzten, um eine Gesandtschaft mit einem Freundschafts- und Bündnißvertrage nach Kabul zu senden. Die Nachricht, daß die Russen dort empfangen worden seien, versetzte Lord Lytton in große Aufregung und veranlaßte den Beschluß, mit oder ohne die Zustimmung des Emirs, einen englischen Agenten nach Kabul zu senden, und als die denselben begleitende kleine Escorte im Khaiberpaß zurückgewiesen wurde, erklärte der Generalgouverneur gegen den Rath der besten Kenner der Verhältnisse im November 1878 Afghanistan den Krieg. Englische Truppen drangen nach Jelalabad und Kandahar vor, und Shir Ali floh in Begleitung der russischen Mission nach Balkh, wo er bald darauf starb. Sein Sohn, Yakub Khan, schloß am 26. Mai 1879 mit den Engländern den Vertrag von Gandamak, durch den die auswärtige Politik Afghanistans England unterstellt, die Districte von Sibi, Pishin und Kuram abgetreten, die Oberhoheit über die Stämme im Kuram- und Khaiberpaß aufgegeben und die Zulassung eines ständigen englischen Agenten mit Escorte in Kabul zugestanden wurde. Am 24. Juli desselben Jahres zog Sir Louis Cavagnari mit seiner Begleitung in Kabul ein, und am 8. September fielen er und alle seine Begleiter, tapfer bis zum letzten Manne gegen den Pöbel und die afghanischen Söldner kämpfend. Schon am 11. October erreichte General Sir Frederic Roberts Kabul, Yakub Khan ergab sich und wurde nach Indien geschickt, und Alle, die sich an der Ermordung des Residenten und seines Gefolges betheiligt hatten, ereilte die Vergeltung. Bald stand das ganze Land in Flammen; am 11. December wurde General Massey, der sich mit drei Schwadronen und vier Geschützen von Kabul nach Ghazni begeben sollte, von 10000 Afghanen angegriffen und mit Verlust seiner Geschütze zurückgeworfen, und kurz darauf sah sich Sir F. Roberts in seinem Lager von über 30000 Bergbewohnern und Soldaten belagert. Am 23. December, dem letzten Tage des heiligen Monats Moharrem, griff die fanatische Menge die schwachen Befestigungen an, wurde aber nach vielstündigem, erbittertem Kampfe mit furchtbaren Verlusten zurückgeworfen; der Krieg schien beendigt, am 20. Juli 1880 wurde Abdurrhaman Khan, ein Enkel Dost Mohammed's, von England als Emir anerkannt und proclamirt, ihm eine jährliche Subvention von 1200000 Rupien bewilligt und die Forderung der Zulassung einer dauernden englischen Gesandtschaft in Kabul fallen gelassen. Doch schon am 27. Juli wurde General Burrows bei Maiwand durch den von Herat herbei geeilten Bruder Yakub Khan's, Ayub Khan, mit einem Verlust

von 1000 Todten und 164 Verwundeten vollständig geschlagen. Am 9. August brach Sir F. Roberts mit 2900 Europäern, 6100 Mann indischen Truppen und mit nur einigen Berggeschützen von Kabul auf, legte die 320 englischen Meilen bis Kandahar in zwanzig Tagen zurück, griff am 1. September Ayub Khan an und schlug ihn aufs Haupt. Das Jahr darauf wurden der Khaiber- und Kurampaß und Kandahar geräumt und es Abdurrhaman überlassen, mit seinen Unterthanen fertig zu werden. Aber schon 1885 zogen neue Kriegswolken herauf; bei den englisch-russischen Verhandlungen über die Festsetzung der Grenze von Afghanistan brachen Streitigkeiten über den Besitz von Penjdeh aus, ein afghanischer General ging mit seinen Truppen über den Kusht und wurde, als er sich weigerte, sich zurückzuziehen, von den Russen angegriffen, wobei 500 seiner Leute fielen. Abdurrhaman erhielt die Nachricht, während er bei dem Generalgouverneur Lord Dufferin in Rawul Pindi zum Besuch war; der Krieg schien unvermeidlich. Mr. Gladstone verlangte vom Parlament elf Millionen Pfund, die dasselbe auch bewilligte, aber die drohende Gefahr wurde noch einmal dadurch beseitigt, daß der Emir auf das Drängen Englands Penjdeh aufgab, wogegen sein Recht auf Zurficar anerkannt wurde. Das am 22. Juli 1887 zu Petersburg unterzeichnete Grenzprotokoll brachte den Russen beinahe Alles, was sie verlangt hatten, und die Hülfe, die die Engländer den Afghanen bei der Befestigung von Herat leisteten, war wohl nur ein schwacher Trost für die Landabtretungen, zu denen Abdurrhaman auf ihr Verlangen sich hatte bereit erklären müssen. Im Jahre 1887 machte Ayub einen neuen Versuch, in Herat einen Aufstand zu erregen; besiegt, ergab er sich den Engländern, die ihn in Rawul Pindi internirten. Grenzstreitigkeiten zwischen der indischen und afghanischen Regierung, die 1893 ausbrachen, wurden durch Verhandlungen mit einer englischen Gesandtschaft in Kabul erledigt, und bei den Grenzfestsetzungen im Pamir hatte Afghanistan wieder einen Theil seiner Hoheitsansprüche über daselbst liegende Gebiete gegen Anerkennung anderer ebenso problematischen aufzugeben.

Im Allgemeinen läßt sich die Geschichte Afghanistans während des letzten Jahrhunderts dahin zusammenfassen, daß es alle seine Besitzungen im Thale des Indus an England eingebüßt hat, und daß es durch die Fortschritte der Russen im Norden immer weiter eingeengt worden, bei welchen Vorgängen der englischen Politik die Rolle zugefallen ist, den Emir, den sie nicht schützen wollte oder konnte, dem sie aber die directe Verständigung mit den Russen untersagte, zur Anerkennung der von den Letzteren aufgestellten Forderungen zu nöthigen.

Was die Bergstämme, d. h. die wilden Bewohner der Berge anbetrifft, durch welche die Pässe aus dem Industhale nach Afghanistan führen, so haben die Ereignisse des Jahres 1897, die Kämpfe mit den Waziris, Afridis, Orukzais, Momunds und die vor Kurzem im Kaiberpaß wiederholt vorgekommenen Anfälle auf englische Officiere neuerdings bewiesen, auf wie wenig sicherer Grundlage die Herrschaft der Engländer über diese zusammen 100000 und mehr Krieger zählenden Stämme und damit über die Pässe beruht. Die circa 40000 Mann starken englisch-indischen Truppen an der Nordgrenze sind in

einem sechs Monate dauernden Feldzuge, in dem sie über 2000 Mann an Todten und Verwundeten verloren und eine ganze Anzahl nicht unerheblicher Schlappen erlitten haben, nicht im Stande gewesen, die Pässe dauernd zu öffnen, von der Herrschaft über die doch die Möglichkeit eines russischen Einfalls nach Indien in erster Reihe abhängt. Die Mängel der Organisation und der Führung, unter denen die indische Armee schon so oft zu leiden hatte, haben sich wieder in hohem Maße fühlbar gemacht, und selbst die englischen, in Indien erscheinenden Zeitungen können nicht umhin, auf die Nothwendigkeit einer Abhülfe nach dieser Richtung hin aufmerksam zu machen. Auch die durch Lord Curzon angeordnete Vermehrung der Khaiberschützen auf 1200 Mann mit sechs englischen Officieren wird die Frage nicht dauernd lösen.

III.

Der Eifer und die Bereitwilligkeit, mit der die Lehnsträger der indischen Krone 1885 ihre Streitkräfte der Regierung gegen den erwarteten russischen Angriff zur Verfügung stellten und sich zum Theil wenigstens bereit erklärten, die Kosten für deren Unterhalt zu tragen, machte auf die Regierung einen um so angenehmeren Eindruck, als es das erste Mal war, daß sie auf ein solches Entgegenkommen stieß. Trotzdem dürfte die beste Garantie gegen eine etwaige Action aller oder der bedeutendsten dieser Lehnsträger gegen die in einen Krieg mit Rußland verwickelte Regierung immer noch in der verschiedenen Abstammung und Religion, den historischen Erinnerungen, zukünftigen Plänen und sich widerstrebenden Interessen der einzelnen Fürsten und leitenden Staatsmänner in den Fürstenthümern liegen. Ein gemeinsames Zusammengehen einer größeren oder kleineren Zahl derselben wird immer nur durch starken äußeren Druck oder gleiche Befürchtungen und Hoffnungen verursacht werden können, und es wird Sache der indischen Regierung sein, dafür zu sorgen, daß ihre Lehnsträger stets mehr von ihr als von Rußland zu hoffen und zu fürchten haben.

Amtlich werden die Staaten der Lehnsträger als „innere" oder „Grenz"-Staaten bezeichnet; zu den ersteren gehören Haidarabad, Mysore, Baroda, die Rajputana-Staaten, die Staaten in Central-Indien, dem Pendschab, den Nordwestprovinzen, in Bengalen, den mittleren Provinzen und den Präsidentschaften Bombay und Madras; zu den letzteren Chitral, Beludschistan, Kaschmir, Sikkim, Bhutan, Assam, Manipur, die Lushaiberge und Chin-Staaten, Kachin, die Shan-Staaten und Karenni; Alles zusammen beläuft sich die Zahl der großen und kleinen Lehnsträger auf beinahe tausend. Der Umfang der unter der directen Verwaltung der Regierung stehenden Gebiete wird nach dem letzten Census von 1891 auf 964 993 Quadratmeilen (englisch), ungefähr 2 429 250 Quadratkilometer, mit einer Bevölkerung von 221 172 052 Seelen angegeben, während auf die Gebiete der Lehnsträger 852 233 Quadratmeilen, circa 2 267 143 Quadratkilometer, mit 69 604 400 Bewohnern kommen. Auf das eigentliche Indien entfallen davon, Kaschmir mit einbegriffen, 595 167 Quadratkilometer mit 66 047 487 Einwohnern.

Die hauptsächlichste politische Bedeutung besitzen die drei Mahratten-Staaten Gwalior, Indore und Baroda, an deren Spitze die als Scindiah, Holkar und der Gaikwar bekannten Maharadjahs stehen; es sind die Ueberbleibsel des einst mächtigen Mahratten-Bundes, deren Haupt, der Pishwa (brahamanische Minister) Puna Baji Rao, 1818 von den Engländern besiegt und entthront wurde; sein Adoptivsohn, dem in unangebrachter Sparsamkeit die seinem Vater gewährte jährliche Pension von 80 000 £ entzogen wurde, war der in der Geschichte des Sepoy-Aufstandes oft genannte Nana Sahib. Gwalior zählt über drei Millionen Einwohner und bringt jährlich ungefähr $1^1/_2$ Millionen Pfund; die Armee besteht aus 5000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavallerie und 48 Geschützen, während 30 000 Mann gediente Soldaten verfügbar sein sollen, zu deren Ueberwachung eine 4000 Mann starke Abtheilung der Königlichen Armee, darunter 1200 Mann englischer Truppen mit drei Batterien, dauernd im Lande stationirt ist. Der Stammvater der Familie Scindiah war Pantoffelträger eines Peshwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Indore hat eine Million Einwohner und ein Einkommen von dreiviertel Millionen Pfund; die Armee darf vertragsmäßig 5000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 24 Geschütze nicht übersteigen, aber obgleich Holkar weniger eifrig an der Vermehrung und Vervollkommnung seiner Armee gearbeitet hat als Scindiah, hat er doch neben ihr ein organisirtes Polizeicorps von 6000 Mann geschaffen, zahlreiche Vorräthe an Waffen und Munition aufgespeichert und eine große Anzahl afghanischer und arabischer Abenteurer an seinen Hof gezogen, die ein unzweifelhaft gefährliches Element bilden. Im Staate selbst stehen 4500 Mann Königlicher Truppen, darunter ein englisches Cavallerie- und zwei englische Infanterie-Regimenter und drei Batterien, während in der Nähe weitere 1000 Mann, darunter die Hälfte Engländer, untergebracht sind. Baroda hat $2^1/_2$ Millionen Einwohner und bringt beinahe eine halbe Million Pfund. Die reguläre Armee des Gaikwar zählt 516 Mann Cavallerie, 3000 Mann Infanterie und 44 Geschütze, zu denen 5000 irreguläre Reiter und 7000 irreguläre Fußsoldaten kommen, die alle, eine geringe Anzahl arabischer und sonstiger Söldner ausgenommen, als ganz unbrauchbar bezeichnet werden.

Unter den zweiundzwanzig mohammedanischen Staaten im eigentlichen Indien besitzen nur drei größere Bedeutung: Haidarabad, Bhopal und Bahawalpur. Der Nizam (Vicekönig) von Haidarabad kann als das letzte Ueberbleibsel des alten mongolischen (Mogul-) Kaiserreichs bezeichnet werden; sein Gebiet, das größer als England und Schottland ist, zählt über elf Millionen Einwohner und bringt jährlich vier Millionen Pfund. Die Armee besteht aus 8000 Mann Reiterei, 36 000 Mann Fußvolk und 725 Geschützen, zu denen noch über 10 000 arabische, afghanische und Beludschi-Söldner des Nizam und der Häuptlinge kommen. Man nimmt an, daß der Nizam, falls er den Muth hätte, die grüne Flagge des Propheten für einen heiligen Krieg zu entfalten, leicht 100 000 Mann, von denen die größere Hälfte kriegerischen und fanatischen mohammedanischen Stämmen angehören würde, unter die Waffen rufen könnte. Diesen Streitkräften steht nur das sogenannte Haidarabad-Contingent

mit 8000 Mann gegenüber, das eigentlich zur Armee des Nizam gehört, wenn es auch von englischen Officieren befehligt und von der indischen Regierung besoldet wird. Daß diese Truppe gegen den Nizam Verwendung finden könnte, wird selbst von englischen Beurtheilern stark bezweifelt. Bhopal, eigentlich ein altes afghanisches Lehn, zählt 800 000 Einwohner und hat ein Einkommen von kaum 150 000 £. Die Armee von 2200 Mann Infanterie, 700 Mann Cavallerie und 80 Geschützen ist ganz in den Händen der indischen Regierung. Die Begum, Fürstin, von Bhopal, welcher Staat sich stets durch seine Treue gegen die indische Regierung ausgezeichnet hat, trägt zu dem Unterhalt des Contingents jährlich 20 000 £ bei. Bahawalpur, ebenfalls ein afghanischer Staat, hat 500 000 Einwohner und ein Einkommen von 200 000 £. Der Nawab (Gouverneur) unterhält 360 Mann Cavallerie, 2500 Mann Infanterie und 80 Geschütze. Die anderen neunzehn, nach dem Glauben der Herrscher so genannten mohammedanischen Staaten haben zusammen zwei Millionen Einwohner mit einem jährlichen Einkommen von ungefähr einer Million Pfund und einer Armee von 15 000 Mann.

Die Bedeutung der mohammedanischen Staaten, die sich vom Himalaya bis zum Deckan erstrecken und die Reste der wiederholten großen mohammedanischen Invasionen darstellen, wird namentlich dadurch abgeschwächt, daß von den 57½ Millionen Mohammedanern, welche das indische Reich bewohnen, wenig über sechs Millionen diesen Staaten angehören. Zwei Drittel der Bevölkerung sind Hindus, deren Herrscher ihren Unterthanen durch Rasse und Religion fern stehen und — wenn man will — ihnen durch die indische Regierung aufgezwungen worden sind. Denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß ohne diese Einmischung der Regierung bei einer unbeeinflußten und uneingedämmten Entwicklung der Verhältnisse in Indien die nationalen Kräfte, besonders die Mahratten und Sikhs, längst mit den Ueberbleibseln der Herrschaft der Mogul-Kaiser aufgeräumt haben würden. Wenn die Regierung sich trotzdem wenig auf die Mohammedaner verlassen kann — und namentlich ist Haidarabad ein Mittelpunkt politischer Intriguen —, so liegt das einerseits an dem religiösen Fanatismus der Mohammedaner und dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches die ganze mohammedanische Welt mit einander verbindet, andererseits in den unbefriedigenden Zuständen, die sich im Gefolge der von England in Indien unternommenen Reformen gerade für die Classe der größeren Landbesitzer entwickelt haben, denen eine Mehrzahl der Mohammedaner angehört.

Unter die dritte, bei weitem zahlreichste Gruppe der sogenannten Hindu-Staaten, zu der man, abgesehen von den kleinen Lehnsträgern, 93 Gebiete rechnet, gehören erstens: Mysore, mit 5 Millionen Einwohnern und 1¼ Million Einkommen; zweitens: die Rajputana-Fürstenthümer, und unter diesen namentlich Udeypore mit 1 200 000, Jeypore und Jodupore mit je zwei Millionen Einwohnern und resp. 650 000, 500 000 und 250 000 Pfund jährlicher Einkünfte. Aber während Mysore nicht das Viertel der ihm zustehenden Truppenanzahl (4000) unterhält, haben die drei erwähnten Rajputana-Staaten 34 000 Mann Infanterie, 1300 Mann Cavallerie und 1105 Geschütze unter den Waffen

und vierzehn kleinere Rajputana-Staaten, mit zusammen annähernd vier Millionen Einwohnern und über etwas 1½ Millionen Pfund Einnahmen, 45 775 Mann mit 907 Geschützen. Der größere Theil dieser fürstlichen Contingente besitzt allerdings wenig oder keinen militärischen Werth.

Die Lehnsstaaten in der Präsidentschaft Madras, mit Ausnahme von Mysore, Baroda und einigen kleinen mohammedanischen Staaten, unterhalten nicht weniger als 27 000 Mann und 437 Geschütze. Die Staaten in Mittel-Indien, mit Ausnahme von Gwalior, Indore und Bhopal, besitzen Armeen in der Stärke von 34 000 Mann Infanterie, 3180 Mann Cavallerie und 434 Geschützen. Die Sikh-Staaten im Pendschab, die alle, besonders aber Puttiala und Jhind, während des Sepoy-Aufstandes treu zu England gehalten und sehr wesentlich zu dessen schnellerer Unterdrückung beigetragen, haben zusammen eine Armee von 18 370 Mann mit 206 Geschützen, die aus vorzüglichem Material bestehen, aber trotz der guten Dienste, die sie zumal im zweiten Kriege gegen Afghanistan geleistet, an Ausbildung sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Von den Grenz-Staaten kommen Kaschmir, das bis zum Beginn dieses Jahrhunderts noch zu Afghanistan gehörte, Kelat und Nepal vor Allem in Betracht. Das Erstere zählt ungefähr 1½ Million Einwohner und besitzt bei einem Einkommen von etwas mehr als 600 000 Pfund eine Armee von 25 000 Infanterie, 1400 Cavallerie und 160 Geschützen. Kelat oder Beluschistan zählt 350 000 Einwohner und 4000 Soldaten; die aus Beludschis zusammengesetzten Regimenter gehören nach den aus Ghurkas recrutirten zu den besten der indischen Armee. Nepal mit höchstens drei Millionen Einwohnern ist ein unabhängiger Staat, der trotz der entgegenkommenden Haltung bei dem Sepoy-Aufstande Indien gegenüber eifersüchtig über seine Selbständigkeit wacht, sich aber China gegenüber als tributpflichtig ansieht. Die Ghurka-Armee zählt nach Einigen 50 000 Mann, nach Anderen das Doppelte und ist vielleicht die einzige in Indien, die, gegen England in die Wagschale geworfen, eine ernste Gefahr für dasselbe bedeuten könnte, namentlich im Falle innerer Unruhen. Daß solche aber nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, daran zweifelt selbst in Indien Niemand; hat doch die Vergangenheit genügend bewiesen, welche ungeahnten und unbeachteten Factoren sich schließlich als maßgebend erweisen können.

Die Gerüchte von englischen Niederlagen im Krim-Kriege und einem russischen Vorstoß gegen Indien haben unzweifelhaft zu dem Ausbruch des Sepoy-Aufstandes beigetragen, wie die Nachrichten von den Siegen der Türken über die Griechen zu der Unruhe, die sich 1897 unter den Mohammedanern in Indien fühlbar gemacht hat; und die in Schweine- und Kuhfett getauchten Patronen, ein Greuel für Mohammedaner, wie für Hindus, die directe Veranlassung zum Aufstande der indischen Truppen 1857, haben kaum größere Erregung hervorgerufen als die zur Unterdrückung der Pest an einzelnen Plätzen getroffenen sanitätspolizeilichen Maßregeln vierzig Jahre später. Mehr als einmal, so in Kabul 1841 und 1878 und in Meerut 1857 beim Ausbruch des Aufstandes, haben die englischen Behörden am Tage vorher keine Ahnung

von dem Gewitter gehabt, das sich über ihren Köpfen zusammenzog, und wenn die Geschichte der Kämpfe der Engländer in Indien zahllose Beispiele männlichster Entschlossenheit und heldenhafter Tapferkeit aufweisen kann, so bieten Monson's Niederlage durch Holkar 1802, Elphinstone's Verhalten in Kabul und der Rückzug von dort 1842, die Schlacht von Chilianwala 1849 und General Hewitt's Unentschlossenheit in Meerut 1857, ebenso Beispiele schlimmster militärischer Unfähigkeit. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß trotz dieser und ähnlicher Warnungen die Engländer wieder durch den Ausbruch von Unruhen überrascht werden, und dieselben durch die Unentschlossenheit und Unfähigkeit der Führer einen Umfang annehmen können, der bei der Unterstützung durch einen auswärtigen Feind das Bestehen des englisch-indischen Reiches ernsthaft in Frage zu stellen vermöchte.

IV.

Alle sich aus diesen Zuständen ergebenden Besorgnisse würden verschwinden oder wenigstens sehr erheblich vermindert werden, wenn die Regierung die Ueberzeugung besäße, daß sie sich auf die Treue und Anhänglichkeit der großen Masse ihrer Unterthanen verlassen könnte. Daß dem aber nicht so sei, ist in maßgebenden Kreisen hinlänglich bekannt, um dieselben zu steter Aufmerksamkeit und argwöhnischer Beachtung jedes außergewöhnlichen Symptoms zu veranlassen. Die Ursachen dieser geringen Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre heutigen Herren liegen in verschiedenen Gründen; aber es ist ganz gewiß unrichtig, dieselben, wie die deutsche Presse dies in der letzten Zeit mehrfach gethan hat, in einer besonderen tyrannischen Handhabung ihrer Gewalt seitens der englischen Behörden zu suchen. Im Gegentheil kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die große Masse der eingebornen Bevölkerung in Indien heute unendlich viel glücklicher ist, als sie unter ihren einheimischen Herrschern je gewesen und je sein könnte. Es genügt, die Berichte früherer Reisenden über die Zeiten zu lesen, in denen die wilden Reiterbanden der Mahratten, Pathans, Piranis und Sikhs mordend, sengend und plündernd durch das Reich zogen, in denen fremde Eroberer — denn selbst ganz abgesehen von den mohammedanischen Eindringlingen, herrschten in der Mehrzahl der indischen Gebiete Leute, die der Bevölkerung beinahe ebenso fern standen wie die englischen Herren heute — ihre Macht zu den grausamsten Erpressungen und Mißhandlungen ihrer Unterthanen benutzten. Tavernier, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Indien reiste, schreibt, daß man dort ganze Provinzen sähe, die Wüsteneien glichen, aus denen die Bauern vor der Bedrückung der Regierung geflohen seien. Und selbst heute werden in den halb unabhängigen Gebieten der Lehnsfürsten viel höhere Steuern erhoben als in den unter der directen Herrschaft der Regierung stehenden: 10—12 sh auf den Kopf in den einen, gegen 3—4 sh in den andern, und ohne die Dazwischenkunft der an den einheimischen Fürstenhöfen befindlichen Agenten und Residenten würde die Steuerschraube dort noch in ganz anderer Weise angezogen werden. Außerdem besteht kein zwangsweiser Militärdienst, der indische Soldat ist ein Söldner, der freiwillig den Dienst unter den fremden Herren gewählt hat

und sehr wohl weiß, auf seinem verbrieften Recht, wie auf dem zu bestehen, was er für solches hält. Vor der Schlacht von Baksar 1764 erklärten die Sepoys, die sich in ihren Rechten dadurch geschädigt glaubten, daß ihnen im Verhältniß zu den englischen Truppen niedrigere Prisengelder zugesichert wurden, als sie beanspruchen zu dürfen meinten, daß sie in der erwarteten Schlacht sich nicht schlagen würden, und erst nachdem vierundzwanzig von ihnen von Kanonen fortgeblasen worden waren, fügten sich die Andern dem Befehl. Bei dem Ausbruch des ersten Krieges gegen Birma 1824 weigerten sich die bengalischen Sepoys, über See zu gehen, unter dem Vorgeben, daß sie dadurch ihre Kaste verlieren würden, und Lord Canning fand zu seiner Ueberraschung 1859, daß neun Zehntel der bengalischen Armee berechtigt waren, jeden Dienst in den überseeischen Ländern zu verweigern. Wie englische Officiere über das Recht der Sepoys zu solchen und ähnlichen Forderungen dachten, geht daraus hervor, daß Sir Charles Napier 1850 seine Stelle als Oberbefehlshaber in Indien niederlegte, weil der Generalgouverneur, Lord Dalhousie, sich weigerte, die Nothwendigkeit anzuerkennen, den nach dem Pendschab geschickten indischen Truppen die besondere von ihnen verlangte Feldzulage zu gewähren.

Für die Bewässerung des Landes, für den Bau von Straßen und Eisenbahnen, für die Schiffbarmachung von Wasserwegen, wie für die Hebung des Unterrichts für alle Volksclassen ist sehr viel seitens der Regierung geschehen.

Im Jahre 1896/97 bestanden für Bewässerungszwecke 12826 engl. Meilen Hauptcanäle mit 28 259 engl. Meilen Vertheilungscanälen, durch die zusammen 12 719 020 Acres bewässert wurden. Der Werth der auf diesem Gebiete erzielten Ernten, hauptsächlich von Reis und Weizen, wurde auf über 255 Millionen Rupien geschätzt. Für die Schiffahrt geöffnet sind von diesen Bewässerungscanälen 2452 Meilen und von nur für diesen Zweck bestimmten Canälen 895 engl. Meilen, auf denen im Laufe des Jahres etwas über 750 000 Passagiere und für circa 171 Millionen Cargo befördert worden sind. Der Gesammtbetrag der für Bewässerungscanäle verausgabten Summen beläuft sich auf über 386 Millionen Rupien.

An Eisenbahnen waren vorhanden 1897:

Eisenbahnen mit	Standard-Spurweite	12 156	englische Meilen,
= =	Meter-Spurweite	8 400	= =
= =	besonderer Spurweite	315	= =

zusammen 20 871 engl. Meilen, auf denen im Laufe des Jahres 151 Millionen Passagiere und über 33½ Millionen Tonnen Güter befördert wurden. Die Nettoeinnahmen betrugen beinahe 130 Millionen Rupien, was einer Verzinsung des im Ganzen aufgewandten Capitals von 2584 Millionen Rupien für die drei Arten von Bahnen von resp. 5,02 %, 5,03 % und 5,78 %, und im Durchschnitt einer solchen von 5,03 % entspricht. Die Bahnen im Bau und solche, für welche die Erlaubniß zum Bau ertheilt worden war, beliefen sich Ende des Jahres 1896 auf 4230 Meilen. Was die Verwaltung anbetrifft, so zerfallen die Eisenbahnen in Indien in garantirte Bahnen, Staatsbahnen und unterstützte

Bahnen; die Garantie, d. h. eines gewissen Zinsbetrages, und die Unterstützung, die die verschiedensten Formen annehmen kann, sind in jedem Falle andere, die Regierung hat sich aber bei jeder Bahn das Recht des Ankaufs vorbehalten. Ueber die Straßen gibt es keine allgemeinen Angaben: in Bengalen waren bei einem Umfange von 151543 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 71½ Millionen 4198 Meilen Chausseen und 34093 Meilen Landwege vorhanden.

Die Nachrichten über das Unterrichtswesen sind leider auch keine vollständigen, sie genügen aber, um darzuthun, daß der Procentsatz der die Schulen wirklich besuchenden Kinder beiderlei Geschlechts im Alter bis zu fünfzehn Jahren ein sehr bedeutender ist. Nach Fraser besuchten

1881—82: 2979904 Schüler 95566 Schulen,
1891—92: 3348910 = 102676 =

Von den letzteren waren 97109 Volksschulen mit 2837607 Schülern, während die 141 höchsten, als Universitäten bezeichneten Lehranstalten 1891/92, von 16277 Studenten besucht wurden. Ein späterer fünfjähriger Durchschnitt ergibt, daß an diesen Universitäten in Kalkutta, Bombay, Madras, Allahabad und Lahore jährlich 18150 Studenten sich meldeten, von denen 5878 das vorgeschriebene Eintrittsexamen, 701 die Prüfung als Bachelor of arts und 54 die als Master of arts bestanden.

In Bengalen, dessen Bevölkerungszahl 71½ Millionen übersteigt, bestanden 1897: 55640 öffentliche und 12207 Privatschulen, von denen die ersteren von 1548593, die letzteren von 126812 Schülern besucht wurden, was 15% der Kinder unter fünfzehn Jahren ausmacht; mehr als 93% der die Schulen besuchenden Kinder waren männlichen, unter 7% weiblichen Geschlechts, was von der Gesammtzahl der Knaben unter fünfzehn Jahren 28,5%, von der der Mädchen 2% ergibt. Während der letzten zehn Jahre ist die Zahl der Schulen im Durchschnitt jährlich um 1332, die der Schüler um 31897 gewachsen; die stetige Vermehrung bezieht sich aber fast ausschließlich auf die Volksschulen (primary schools) und die Institute für das Studium der Medicin. Unter den angeführten Schülern waren über ein Drittel (494294) Mohammedaner, während in 3356 Schulen 102590 Mädchen unterrichtet wurden, eine Zunahme gegen das Vorjahr von 140 Schulen und 470 Schülerinnen.

Das ungünstigste Resultat ergeben die nordwestlichen Provinzen und Oudh, die bei einer Gesammtbevölkerung von über 47 Millionen Einwohnern in 1896 4530 Schulen für Knaben und 279 für Mädchen mit zusammen 216345 Schülern aufweisen. In den einheimischen Schulen, in denen der Unterricht in einer der eingebornen Sprachen erfolgt, befanden sich 174883 Schüler, d. h. 4,8% der Kinder unter fünfzehn Jahren. Das beste Verhältniß zeigt Birma mit einem Schulbesuch von beinah 39% der Knaben und 5% der Mädchen unter fünfzehn Jahren.

Die Zahl der Männer, die schreiben und lesen können, wird in Indien auf 109 vom Tausend, der Frauen auf 6 vom Tausend angegeben, eine Zunahme von 15 p. 1000, resp. 2 p. 1000 innerhalb der letzten zehn Jahre.

Was die wirthschaftlichen Verhältnisse Britisch-Indiens anbelangt, so betrug 1895/96 der Werth des Seehandels 2048 Millionen gegen 1956 Millionen Rupien 1891/92, der des Landhandels 91 Millionen Rupien gegen 82 Millionen in derselben Zeit. Eine wie geringe Bedeutung der Silbercurs thatsächlich auf die Handelsbewegung ausgeübt hat, geht daraus hervor, daß mit der Schließung der indischen Münzen für die freie Ausprägung von Silber der Procentsatz des Gesammthandelsverkehrs nach Ländern mit Goldwährung von 77 % auf 75 % gefallen, nach solchen mit Silberwährung von 23 % auf 25 % gestiegen ist.

Die erste Dampf-Baumwollenspinnerei und -Weberei ward in Indien 1851 errichtet; seitdem hat sich (1897) deren Zahl auf 154 mit beinah vier Millionen Spindeln und 37303 Webstühlen erhöht, die durchschnittlich 149000 Arbeiter täglich beschäftigten. Es bestehen ferner 32 Jute- und Hanfspinnereien mit 258154 Spindeln und 12784 Webstühlen und 92000 Arbeitern, sechs Wollenspinnereien mit 18658 Spindeln und 531 Webstühlen, 74 Reismühlen und 72 Sägemühlen mit 45000 Arbeitern, 10 Papiermühlen mit 3613 Arbeitern und 24 Brauereien mit einer Production von 6⅓ Millionen Gallonen; 530 Baumwollenreinigungs-Fabriken, Baumwolle- und Jutepressen, 1704 Salpeter-Raffinerien, 59 Gerbereien, 54 Eisen- und Broncegießereien, 64 Oelmühlen, 39 Eisfabriken, 41 Tabak- und Cigarrenfabriken, 89 Seidenspinnereien u. s. w. Sämmtliche industriellen Unternehmungen haben im Jahre 1896/97 eine nicht unerhebliche Vermehrung erfahren.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß von Seiten der englisch-indischen Regierung viel, sehr viel für die materielle und geistige Entwicklung des Landes und damit für die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung geschehen ist, unendlich viel mehr, als je von einem der früheren Herrscher gethan worden oder überhaupt von einer eingebornen Regierung hätte gethan werden können. Wenn trotzdem, und das ist unzweifelhaft der Fall, unter der eingebornen Bevölkerung Indiens eine tiefgehende Mißstimmung herrscht, so müssen die Gründe dafür in andern Ursachen gesucht und sie dürften hauptsächlich darin gefunden werden, daß es oft an der erforderlichen Verständigung und Uebereinstimmung zwischen der englischen und der indischen Regierung gefehlt und die letztere sich mehr als ein Mal in der Lage gesehen hat, unüberlegten Maßnahmen des Parlaments in Fragen, in denen eine eingehende Prüfung der Lage seitens des letzteren nicht stattgefunden hatte, nachgeben zu müssen. Die wichtigste dieser Fragen, in der am meisten gefehlt worden, ist die der Betheiligung der Eingebornen an der Regierung und Verwaltung. Um dieselbe richtig zu verstehen, muß vor allen Dingen der Ansicht entgegen getreten werden, als ob eine solche Betheiligung überhaupt nicht oder in nur sehr geringem Maße stattfände. Im Gegentheil, von 114150 Aemtern, die ein Gehalt von mehr als 1000 Rupien jährlich mit sich bringen, sind 97 % in den Händen von Eingebornen, während 2449 Eingeborne höhere Verwaltungs- oder Richterstellen in dem sogenannten Provinzialdienst bekleiden. Im Ganzen dürfte sich die Zahl der Angestellten im Verwaltungsdienst auf 2395162,

in localen Verwaltungen auf 118135 und in Dorfdiensten auf 3086856 belaufen, was auf eine Bevölkerung von 221 Millionen beinah $2^1/_2$% Angestellte macht, gewiß selbst dann, wenn die große Mehrzahl derselben ihren Dienst als Dorf- und Feldwächter auch nur im Nebenamt versehen sollte, ein sehr erheblicher Procentsatz. In Wirklichkeit dreht sich der Kampf denn auch nur um die siebenhundert und einige dreißig höheren Stellen, von denen die Verwaltung des ganzen Landes in allen ihren Zweigen in der Weise geleitet wird, daß in jedem der 250 Districte, in die das Reich getheilt ist, ein älterer und zwei bis drei jüngere Beamte des sogenannten „covenanted service", d. h. des aus den früheren Schreibern und Factoren der Ostindischen Gesellschaft hervorgegangenen Civildienstes, der Verwaltung, der Criminal- und Civiljustiz vorstehen. Von den ursprünglich für denselben reservirten 824 Stellen sind 1893 bereits 93 für die Besetzung durch Eingeborne bestimmt worden.

Die geschichtliche Entwicklung der Frage ist die folgende: Ursprünglich nur kaufmännische Gehülfen, mußten die Angestellten der Gesellschaft nach der Erwerbung von Gebieten durch dieselbe auch Verwaltungsfunctionen übernehmen und ausüben, was den Generalgouverneur Lord Wellesley veranlaßte, zur besseren Ausbildung derselben 1800 eine Schule in Indien zu gründen, an deren Stelle drei Jahre später die durch die Gesellschaft selbst in England ins Leben gerufene Schule in Haileybury trat. Die Ernennungen hingen ursprünglich und während langer Zeit einzig und allein von der Entscheidung der Directoren ab, bis 1853 das Recht, ihre Beamten zu ernennen, der Gesellschaft entzogen und dafür Wettbewerbprüfungen eingeführt wurden, deren Ausfall für die Ernennung der Candidaten maßgebend ist — ein Modus, der noch heute zu Kraft besteht.

Die bereits unter Wilhelm IV. 1833 in Form eines Statuts abgegebene parlamentarische Erklärung, daß kein Eingeborner von Indien oder ein sich dort aufhaltender geborner Unterthan Seiner Majestät nur wegen seiner Religion, seines Geburtsortes, seiner Abstammung, Farbe oder eines dieser Gründe unfähig sein solle, irgend einen Posten, Amt oder Anstellung unter der Ostindischen Gesellschaft zu bekleiden, wurde in der Proclamation, durch welche Königin Victoria am 1. November 1858 die Uebernahme der Regierung von Indien ihren Unterthanen anzeigte, bestätigt, aber gewissermaßen auch beschränkt. Diese Proclamation enthielt den Satz, es sei Ihrer Majestät Wille, daß Ihre Unterthanen jeder Rasse und Religion, *so weit als zulässig*, frei und unparteiisch zu den Aemtern in Ihrem Dienst zugelassen werden sollten, deren Pflichten sie durch Erziehung, Fähigkeit und Charakter zu erfüllen im Stande seien. Da diese Bestimmungen wegen der durch das Gesetz von 1853 angeordneten, in England abzulegenden Prüfungen sich als unausführbar erwiesen, ward diesem Uebelstande 1870 dadurch abgeholfen, daß die Eingebornen von Indien sich den genannten Prüfungen nicht zu unterwerfen hätten, sondern auf Grund der in der Proclamation von 1858 erwähnten Eigenschaften zu Aemtern zugelassen werden könnten. Alsdann ward 1879 ein Sechstel der höheren Verwaltungsstellen ausdrücklich für Ein-

geborne reservirt, und da die Durchführung dieser Bestimmung auf Schwierigkeiten stieß, dieselbe 1886 dahin abgeändert, daß von den bereits früher erwähnten 824 Stellen 93 Eingebornen übertragen werden sollten. Endlich nahm 1893 das Unterhaus einen Beschluß an, nach welchem in Zukunft die Prüfungen für den Eintritt in den indischen Civildienst gleichzeitig und unter denselben Bedingungen in England und Indien abgehalten und daß aus Denjenigen, die in einer der beiden Prüfungen beständen, gemeinsame Listen angefertigt werden sollten, in denen die durchgekommenen Candidaten in der Reihenfolge, die sie erlangt, einzutragen seien. Gegen diesen Beschluß legte die indische Regierung unter dem 19. April 1894 entschiedene Verwahrung ein, weil sie es für unmöglich erklärte, die Zahl von 731 englischen Beamten, die in den Augen einer Bevölkerung von über 217 Millionen die britische Regierung repräsentirten, noch weiter zu vermindern, da die Stärke der Regierung im Wesentlichen mehr auf dem persönlichen Einfluß, der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Brauchbarkeit, auf der physischen und moralischen Tauglichkeit dieser Beamten beruhe als auf der militärischen Macht. Die Regierung sei seit zwanzig Jahren bemüht gewesen, qualificirten Eingeborenen die höheren Aemter zugänglich zu machen, aber die sich aus der englischen Stellung in Indien ergebenden Bedürfnisse müßten nothgedrungener Weise die Möglichkeit solcher Zulassungen beschränken.

In Indien selbst hat die Agitation für „die Regierung Indiens durch Indien" die unter dem Namen *nationale Congresse* bekannte Form angenommen. Der erste dieser Congresse 1885 verlief fast unbeachtet, aber schon der nächste, 1886 in Kalkutta abgehaltene konnte Vertreter aller Religionen und aller Theile des Landes aufweisen, die der beiden nächsten Jahre in Madras und Allahabad waren noch zahlreicher besucht, und bei dem 1889 abgehaltenen war sogar ein Engländer, Sir William Wedderburn, Präsident, wie ein anderer, als vorzüglicher Kenner Indiens bekannter Engländer, Sir William Hunter, sehr wesentlich zu der Ausdehnung und Vertiefung der Bewegung beigetragen hat. Dem zehnten, 1894 in Madras abgehaltenen Congresse wohnten fünftausend Delegirte bei.

Das Programm der leitenden Männer ist bis jetzt, *so weit es bekannt geworden*, ein loyales und mäßiges. Während anerkannt wird, daß die britische Regierung dem Lande Ordnung und Ruhe gegeben, wird als die Aufgabe der Congresse bezeichnet, Freundschaft und Verständigung zwischen den verschiedenen Rassen zu fördern und von der Regierung zu verlangen, daß die Grundlage der Verwaltung erweitert, d. h. daß u. A. ein Theil der Mitglieder der gesetzgebenden Räthe aus Classenwahlen hervorgehen solle. Der Widerstand gegen eine solche Maßregel, wie gegen andere auf eine größere Betheiligung des eingebornen Elements an der Regierung abzielenden Vorschläge geht einerseits von der überwiegenden Mehrzahl der englischen Beamten, dann aber auch von vielen Eingebornen, namentlich von den Mohammedanern aus, und er würde wahrscheinlich bei der eingebornen Landbevölkerung ein sehr viel heftigerer werden, wenn der Versuch gemacht werden sollte, anderen Provinzen angehörige Eingeborne über sie zu setzen. Heute ruht die Be-

wegung hauptsächlich in den Händen von Advocaten, Journalisten, bengalischen Babus (d. h. Herren), Schreibern und Kaufleuten aus Kalkutta. Charakteristisch ist, daß das einzige allgemein verständliche Idiom bei den Verhandlungen die englische Sprache ist, die unter den in Indien gesprochenen Sprachen erst in zweiundzwanzigster Reihe kommt. „Nur fünf Procent der Bevölkerung von Britisch-Indien," sagte der Generalgouverneur Lord Dufferin in einer seiner in Kalkutta gehaltenen Reden, „können lesen oder schreiben, und nur ein Procent kann Englisch sprechen. Nur sehr wenige Tausende haben ein erträglich intelligentes Verständniß für politische und ökonomische Dinge, und ich möchte fragen, wie ein nur halbwegs verständiger Mensch sich einbilden kann, daß die britische Regierung dieser mikroskopischen Minorität gestatten werde, die Verwaltung des erhabenen und vielgestaltigen Reiches zu controliren, für dessen Sicherheit und Wohlfahrt sie in den Augen Gottes und der Civilisation gegenüber verantwortlich ist." Dies dürfte die nach Lage der Sache nicht unberechtigte Anschauung der Mehrzahl der mit den Verhältnissen des Landes vertrauten Engländer sein. Der Widerstand der Mohammedaner beruht auf verschiedenen Gründen. Einmal in dem religiösen Hasse gegen die Götzendiener, die Hindus, denen gegenüber sie sich sehr erheblich in der Minderzahl fühlen, etwas über 57 Millionen gegen 210; dann aber darin, daß sie — ebenfalls aus religiösen Gründen — von der ihnen durch die Regierung gebotenen Gelegenheit, sich in Schulen, in denen Englisch die Sprache des Unterrichts ist, die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, fast gar keinen Gebrauch gemacht haben. Das Princip, daß die in den höheren Schulen gelehrte und angestrebte Bildung die europäische, englische, sein solle, ist aber das maßgebende schon seit 1823, in welchem Jahre die Directoren sich gegen die Errichtung von orientalischen Schulen in Agra und Delhi aussprachen. Die von Lord Macaulay 1835 abgegebene Erklärung, daß er zwar nichts von orientalischen Sprachen verstehe, aber der Ansicht sei, daß ein einziges Fach einer guten europäischen Bibliothek mehr des Wissenswerthen enthalte als die ganze Literatur Indiens und Arabiens, und daß die englische Sprache das Mittel sein und bleiben müsse, durch das den Eingebornen der Zugang zu höherer Bildung ermöglicht werde, liegt auch heute noch der ganzen höheren Erziehung zu Grunde, mit dem Erfolge, daß sie dem Eingebornen allerdings ein Schlüssel zur Erlangung anderer und umfassenderer Kenntnisse gewesen ist, als je eine der orientalischen Sprachen dies hätte sein können, aber daß sie ihn zugleich in die Lage gebracht hat, Gleichberechtigung mit den Herren des Landes zu verlangen, deren Sprache er ebenso gut, oft besser als ein Engländer selbst beherrscht. An dem Princip der strictен Neutralität allen religiösen Bekenntnissen gegenüber hat die Regierung im Schulwesen stets festgehalten und Lord William Bentinck's Grundsatz, daß in den Schulen jeder christliche Proselytismus zu unterbleiben habe, ist trotz mannigfaltiger gegen denselben gerichteter Angriffe auch heute noch der leitende. Trotzdem konnten Officiere und Beamte häufig der Versuchung nicht widerstehen, den Missionar zu spielen, und solche Vorkommnisse haben unzweifelhaft mit zu dem Aufstand von 1857 beigetragen.

Ein anderer Grund der Mißstimmung gegen die Regierung liegt in den Maßnahmen, die diese gegen religiöse und sonstige Gebräuche, das Verbrennen der Wittwen, das Ertränken von Kranken im Ganges, mit Menschenopfern verbundene religiöse Gebräuche, Kinderverlobungen und -Ehen, ergriffen resp. zu ergreifen versucht hat, und es ist charakteristisch für die eingeborenen Reformer, daß die Mehrzahl derselben, während sie auf politischem Gebiete Gleichberechtigung verlangt, auf religiösem und socialem jedem Fortschritt abhold ist. Daß dies bei dem gewöhnlichen Volke in noch höherem Maße der Fall, kann nicht Wunder nehmen; aber es erscheint beinahe unglaublich, wenn wohl unterrichtete Engländer die Ansicht aussprechen, daß selbst die von 1826—1834 mit vieler Mühe ausgerottete Kaste der Thugs, d. h. der professionellen, erblichen, der Kali geweihten Räuber und Mörder, wieder aufleben würde, sowie die starke Hand der Regierung erlahmte.

Der tiefst gehende Grund der Unzufriedenheit der großen Masse liegt in der auf die ackerbauende Bevölkerung bezüglichen Gesetzgebung. Nach altem indischen Recht, wie solches in allen eingeborenen Lehnsstaaten noch heute gilt, ist die Uebertragung von Land vom Bebauer auf den Gläubiger niemals zulässig, wie auch die gezahlten resp. aufgelaufenen Zinsen nie den Betrag des Darlehns übersteigen dürfen; in den unter britischer Verwaltung stehenden Theilen Indiens dagegen kann der Gläubiger jeden Zinsertrag einklagen und nach erfolgtem Urtheil nicht allein die Ernte des Schuldners verkaufen, sondern auch Besitz von seinem Lande ergreifen. Das Ergebniß dieser Gesetzgebung ist gewesen, daß der indische Bauer, der beste und thatkräftigste Theil der Bevölkerung, immer mehr verschwindet, daß der Landbesitz immer mehr in die Hände von Personen übergeht, die nicht auf dem Grund und Boden wohnen, und der frühere freie Bauer zum Tagelöhner herabsinkt. Nach dem Census von 1890 befinden sich unter der gesammten nicht ackerbauenden Bevölkerung in Berar 3,54 % Grundbesitzer, in Assam 38,02 %, während die Zahl solcher Grundbesitzer in den anderen Provinzen bis zu 10 % schwankt, mit Ausnahme der Nordwest-Provinzen, in denen sie auch 18,28 % beträgt. Von den Geldverleihern, d. h. Wucherern, besitzen in Madras 17,77 %, in Assam 67,65 % Grundbesitz, während die Zahl in den anderen Provinzen zwischen 18 und 40 % beträgt. Diese Zustände haben zu wiederholten Malen an verschiedenen Plätzen zu Unruhen unter der ackerbauenden Bevölkerung geführt, so 1881 in Bombay, wo die Regierung sich zum Erlaß eines Gesetzes genöthigt sah, durch das der Ertrag eines Grundstücks nach Abzug des für den Lebensunterhalt des Bebauers und seiner Familie erforderlichen Betrages auf sieben Jahre dem Gläubiger zugesprochen werden kann, das Grundstück aber nach Ablauf dieser Zeit wieder an den Eigenthümer zurück fällt. Eine allgemeine Maßregel dieser Art ist aber noch nicht getroffen worden.

Eine andere Ursache der Beschwerden ist die an und für sich nicht sehr hohe Grundsteuer. Sie beträgt bei den vor hundert Jahren festgesetzten permanenten Raten ungefähr den vierundzwanzigsten Theil vom Werthe des Bruttoertrages, in den Gebieten, in denen sie zeitweilig, d. h. alle zwölf bis dreißig Jahre, festgesetzt wird, ungefähr ein Zwölftel und brachte 1895 96

ungefähr 242 Millionen Rupien. Was sie dennoch für den Bauern sehr drückend macht, ist, daß sie zu bestimmten Zeiten und in barem Gelde entrichtet werden muß.

Auch die Polizei gehört in Indien — wie in manchen anderen Ländern — zu den Schmerzenskindern der Regierung, was sich gerade dem ackerbauenden Theile der Bevölkerung gegenüber in der unangenehmsten Weise fühlbar macht. Der 1889 von dem indischen Amte veröffentlichte Bericht über die Verwaltung des Landes gesteht offen ein, daß die Polizeiverwaltung nach wie vor ein wunder Punkt sei. Fälle, in denen zur Erpressung von Geständnissen Tortur angewandt oder falsche Anzeigen vorgebracht wurden, sind nicht selten, und Sir Charles Dilke bemerkt mit Recht, daß es keine wohlwollendere Regierung als die britische in Indien geben dürfte, daß aber, bis ihre guten Absichten zu der großen Masse der ackerbauenden Bevölkerung durchgesickert seien, ihr Wohlwollen in ihren Agenten so verdorben worden, daß zwischen ihr und der Regierung eines schlechten eingeborenen Staates nicht mehr viel zu wählen sei.

Zu diesen hauptsächlichsten Veranlassungen der Unzufriedenheit kommen andere Maßnahmen der Regierung, die ebenfalls nicht wenig zur Vermehrung der Mißstimmung beigetragen haben; vor Allem die verschiedenen Zoll- und Steuerverordnungen, die auf Verlangen des Mutterlandes, besonders auf das Drängen der Lancashire-Fabrikanten, getroffen werden mußten, um zu verhindern, daß der indischen Baumwollenindustrie eine irgend wie günstigere oder auch nur andere Stellung als der englischen eingeräumt werde. So mußten die auf einige Grade von Baumwollengarnen gelegten Zölle wieder aufgehoben werden, und als sie wieder eingeführt wurden, wußte Lancashire es durchzusetzen, daß eine Fabrikationssteuer in derselben Höhe auf die indischen Garne gleichen Grades gelegt wurde. Auf dieselben Ursachen sind die zum großen Theil bereits erfolgreichen Versuche zurückzuführen, die englische Fabrikgesetzgebung auch in Indien einzuführen. Es macht daher einen etwas eigenthümlichen Eindruck, als hauptsächlichsten Grund der von Lord Curzon eingeführten differentiellen Versteuerung des eingeführten Zuckers den Schutz der indischen Industrie angeführt zu finden. Der Schaden, den die Schließung der indischen Münzstätten, durch welche Maßregel der Kurs der Rupie von 18 auf das Pfund Sterling allerdings auf 14 und weniger gehoben worden ist, nach sich zog, macht sich besonders unter der großen Menge der ackerbauenden Bevölkerung bemerkbar, deren in Silberschmuck angelegte Ersparnisse im Nothfalle immer eingeschmolzen und ausgeprägt werden konnten, während ihr Werth jetzt vom Währungswerth auf den Metallwerth, d. h. um über die Hälfte, gesunken ist.

Ferner machen die von Missionaren und sogenannten Philanthropen gegen den Opiumbau unternommenen Vorstöße viel böses Blut. Der Mohn ist die Nutzpflanze, die die reichsten Erträge liefert. Das Opium ist in Bengalen Regierungsmonopol, und von dem in den eingeborenen Rajputana- und mittelindischen Staaten gebauten und ausgeführten erhebt die Regierung erhebliche Steuern, wie er auch das beste Steuerobject für die eingeborenen Fürsten ist.

Die Nettoeinnahmen aus Opium betrugen 1896/97 für die indische Regierung 39 Millionen Rupien, d. h. ungefähr 18 Millionen weniger als 1894/95, wie

denn auch die Ausfuhr nach China von 31 233 Kisten 1893/94 auf 29 288 Kisten 1894/95 und auf 21 693 Kisten 1895 96 zurück gegangen ist, und in 1896/97 22 289 Kisten betrug.

Da weder die Regierung noch die einheimischen Fürsten ein anderes Mittel besitzen, den Ausfall der Opiumsteuern zu ersetzen, als die Erhöhung der Abgaben, die auf der ackerbauenden Classe lasten würden und von dieser nicht getragen werden könnten, so stellen die Antiopium-Schwärmer die indischen Staatsmänner vor ein Problem, das nicht zu lösen ist.

Die Dürren und Ueberschwemmungen und die durch sie hervorgerufenen Nothstände, denen die Regierung trotz des besten Willens und der größten Anstrengungen oft machtlos gegenüber steht, tragen auch ihrerseits zur Erhöhung des Elends und damit zur Unzufriedenheit bei, mit der die Regierung rechnen muß und auch vielfach zu rechnen sucht. Nur geht es ihr bei den Versuchen, Ersparnisse herbeizuführen, wie es auch anderen Regierungen in solchen Fällen zu gehen pflegt: die direct Betroffenen finden, daß zu viel gespart wird, die Anderen, daß mehr gespart werden könnte und sollte.

Die Einnahmen Indiens betrugen 1896 97: brutto 941, netto 582 Mill. Rupien; die Ausgaben: brutto 958, netto 599 Millionen, so daß sich ein Ueberschuß der Ausgaben über die Einnahmen von 17 Millionen ergab.

Die Nettoeinnahmen setzen sich im Wesentlichen zusammen aus 228 Mill. Grundsteuer, 7,5 Millionen Tribut der eingeborenen Staaten, 39 Millionen Opiumsteuer, 80 Millionen Salzsteuer, 47,2 Millionen Stempelsteuer, 55,3 Millionen Brennerei- und Verkaufslicenzsteuer, 43,5 Millionen Zölle; unter den Ausgaben sind die beträchtlichsten die für die Armee mit 233 Mill., wozu 10,9 Millionen für militärische Bauten kommen, 65,3 Millionen für Steuererhebung und 137,6 Millionen für die Civilverwaltung.

Die öffentliche Schuld betrug 1896 in Indien 1091 Millionen Rupien, in England 1138 Millionen; was einer Zunahme der Schuld von über 53 Millionen Rupien gleich kommt. Der Zinsfuß ist für die meisten Anleihen von 4 auf $3\frac{1}{2}$ herabgesetzt worden, doch sind einige der letzten Anleihen in England zu 3 % und wenig unter Pari abgeschlossen worden.

V.

Versucht man sich trotz Sir Ch. Dilke's Warnung aus den vorstehenden Einzelheiten ein allgemeines Bild zu machen, so wird man zuerst erkennen, daß die englische, wie die indische Regierung, durch die von Norden her drohende Gefahr eines russischen Angriffes hypnotisirt, die Vertheidigungslinie Indiens bis an die nördliche und nordwestliche Grenze vorgeschoben haben; daß auf die in dem Vertheidigungsplane als sicher angenommene freundliche Haltung der Bergvölker, welche die von Afghanistan nach Indien führenden Pässe beherrschen, gemäß der Erfahrungen der jüngsten Vorgänge durchaus nicht zu zählen ist; daß unter den eingeborenen Fürsten, wie unter der direct unter englischer Herrschaft stehenden Bevölkerung unsichere Elemente vorhanden, die im Falle des Mißerfolges gegen einen äußeren Feind zu fürchten sind, und daß endlich das Verlangen eines, wenn auch bis jetzt nur minimalen

Theils des indischen Volkes, einen größeren und maßgebenderen Einfluß als bisher auf die Verwaltung und Regierung des Landes zu erlangen, als Factor nicht außer Rechnung zu lassen ist.

Ihren Ausdruck findet die Unzufriedenheit der eingeborenen Bevölkerung, zum Theil wenigstens, in der eingeborenen Presse und durch dieselbe. Freilich ist die Zahl und die Verbreitung der hierher gehörigen Tageszeitungen und Zeitschriften eine viel geringere, als man anzunehmen geneigt sein möchte, was sich aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Personen erklärt, die des Lesens kundig sind; um ihren Leserkreis zu erweitern, erscheinen darum einzelne dieser Zeitungen, außer in einem indischen Idiom, auch in englischer Sprache. In Bengalen fanden 647 periodische Veröffentlichungen statt; in den Nordwest-Provinzen und Oudh erschienen 123 Zeitschriften, die verbreitetste mit 1500 Abonnenten; im Pendschab wurden 90 Tageszeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, von denen die verbreitetste, eine der letzteren, in einer Auflage von 11000 Exemplaren; in den mittleren Provinzen gab es nur vier eingeborene Zeitungen. In Madras wurden 111 Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, davon 30 in Tamil, 30 in Telugu, 20 in Malayalam, 5 in Hindustani, 4 in Canaresisch und 13 in mehr als einer Sprache: ein Bild der überall herrschenden Sprachen und Rassenverwirrung; in Bombay erschienen 200 Zeitungen und Zeitschriften, die meisten ohne jeden literarischen Werth. Wichtiger und gefährlicher als die eingeborene Presse sind die in den Bazaren der großen, wie der kleinen Orte umlaufenden Gerüchte, von denen Niemand weiß, wie und wo sie entstehen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Weg überall hin finden, und gegen welche die Regierung, selbst wenn sie sich auf die Zuverlässigkeit und Treue ihrer untergeordneten Polizeiorgane verlassen könnte, doch machtlos sein würde. Man darf nie vergessen, daß in Indien eine englische Bevölkerung von vielleicht 110000 Personen einer eingeborenen von 290 Millionen gegenüber steht, und daß, wenn man von der Zahl der Engländer die Armee mit 73000 Mann abzieht, circa 36000 übrig bleiben, von denen die Hälfte Frauen und Kinder sind. Rechnet man von den übrig bleibenden 18000 Männern diejenigen ab, die im Dienst der Regierung stehen, so bleibt eine kleine Anzahl von Privatpersonen, die als Kaufleute, Pflanzer, Aufseher, Ingenieure, Mechaniker u. s. w. ihr Leben verdienen, und die in der Masse der eingeborenen Bevölkerung verschwinden würden, wenn der Nimbus der Rasse ihnen nicht einen weit über ihre Zahl hinaus gehenden Einfluß sicherte.

Der wichtigste Punkt aber und der, welcher für die Zukunft die größten Gefahren in sich bergen dürfte, ist die unzweifelhafte Thatsache, daß mit der wachsenden Unberechenbarkeit parlamentarischer Majoritäten und Beschlüsse in London immer mehr auch solche für die Regierung Indiens getroffene Anordnungen zu befürchten sind, die weder den Anschauungen der indischen Staatsmänner noch den Wünschen der intelligenten Minorität der indischen Bevölkerung, selbst wenn dieselben nicht übereinstimmen sollten, entsprechen. Mißgriffe dieser Art sind nur zu sehr geeignet, die Wurzeln der englischen Herrschaft in Indien zu untergraben und damit den immerhin nicht unmöglichen Sturz derselben zu beschleunigen. Die wahren und gefährlichsten Feinde

dieser Herrschaft sind die Parlamentarier, die auf einer Ferienreise in sechs Wochen genügendes Material sammeln, um spielend Fragen zu entscheiden, für welche die berufensten Beurtheiler seit Jahrzehnten vergeblich eine Lösung suchen, und die sich mehr durch emotionelle Eindrücke, als durch die prosaische Logik der Thatsachen beeinflussen lassen. Die sich hieraus ergebende Gefahr wird sehr wesentlich dadurch erhöht, daß ein wirkliches Verhältniß, auch nur ein genügender Contact zwischen der indischen Regierung und dem Unterhause nicht besteht, und eine vorhergängige Verständigung, selbst in den wichtigsten Fragen, also zum Mindesten sehr erschwert wird. Es ist vielleicht nicht das geringste Verdienst des in der letzten Zeit so häufig genannten englischen Schriftstellers Rudyard Kipling, manche der für das Verständniß Indiens wichtigsten Fragen seinen Landsleuten näher gebracht zu haben, wie z. B. seine Geschichte „One viev of the question" eine meisterhafte Darstellung der Auffassung der Sachlage Seitens des einflußreichsten Theils der mohammedanischen Bevölkerung ist, wie die andere „On the city wall" in gleich vortrefflicher Weise die Wirkung westlicher Erziehung auf östliche Gemüther schildert.

In dem Strome der indischen Politik sind viele Klippen, und es wird der ganzen Kunst der verantwortlichen Leiter bedürfen, das Schiff der englischen Herrschaft ungefährdet hindurch zu steuern.

Wir, d. h. Deutschland, haben aber alles Interesse daran, ihnen eine glückliche Fahrt zu wünschen. Eine bessere Regierung als die englische kann Indien in absehbarer Zeit nicht erhalten, ein Sieg der Eingeborenen würde auf lange Zeit Blutvergießen und Unordnung zur Folge haben, der der Russen das politische Gleichgewicht in nur wenig vortheilhafter Weise verändern und unserem Handel mit Indien mannigfache und um so empfindlichere Störungen bereiten, als derselbe in der gesundesten Entwicklung begriffen ist.

Während der deutsche Handel an dem Gesammtverkehr Indiens in Höhe von 1450 Millionen Rupien 1891/92 mit 52½ Millionen betheiligt war, ist dieser Antheil bei einem Gesammtwerth des Handels von 1545 Millionen Rupien 1895/96 auf 104 Millionen gestiegen, d. h. bei einer Zunahme von 52 Millionen eine Vermehrung um 100 %, während in derselben Zeit der Handel Großbritanniens nur um 5 Millionen, der Japans und der Vereinigten Staaten um je 20 Millionen und der Rußlands um 10 Millionen gestiegen, dagegen der Frankreichs um 25 Millionen Rupien zurück gegangen ist. Wenn wir daher auch immerhin Veranlassung haben mögen, englischer Anmaßung und dem Versuche, uns den uns zukommenden Platz in Politik, Handel und Industrie nicht einzuräumen, — und die Erhöhung der Zuckerzölle in Indien ist ein Beweis dafür, daß es an dem Willen dazu auch jetzt nicht fehlt — mit aller Schärfe entgegen zu treten, so wird es sich doch empfehlen, nicht zu vergessen, daß wir der Anwendung des Princips der Gleichberechtigung Aller in den Gebieten unter englischer Herrschaft die günstige Entwicklung unseres Handels mit verdanken, und daß wir nicht voraussehen können, welche Veränderungen in dieser und anderen Beziehungen der Sturz der englischen Herrschaft in Indien haben könnte.

Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben.

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

III. Italien.

Den 17. März 1858 nahm die Reise Conrad's und seiner Schwester Betsy ihren Anfang. Der Winter herrschte noch im Lande, von Bern bis herunter nach Lausanne starrte Alles von Eis und Schnee. Am 18. Abends in Genf angelangt, erfuhren sie, daß keine Stunde zu versäumen sei, wenn sie das nächste von Marseille nach Civitavecchia abgehende Schiff benutzen wollten. So warteten sie denn keine zweite Nacht ab, sondern setzten sich in die Bahn, dem Süden zu.

Der Morgen stieg eben herauf, als sie sich Marseille näherten; aus der Tiefe schimmerte es röthlich empor zur Höhe des Eisenbahndammes, auf dem sie dahin rollten: es waren die blühenden Mandelbäume. Auch im botanischen Garten der Seestadt prangte Alles in vollem Flor, namentlich die Hyazinthen.

Noch in der Nacht, die dem Ankunftsmorgen folgte, stachen sie in See, vom hellsten Himmel begünstigt, der ihnen langehin treu blieb; denn während Monaten fiel kein Regen. Die Fahrt war ruhig und schön, mit strahlenden Sonnenauf- und Niedergängen. Nur in der Straße von Bonifacio war die See etwas bewegter.

Am dritten Tage tauchte die rosenfarbige Küste Italiens aus den Wellen, und die Festungsmauern und Bastionen von Civitavecchia zeichneten sich am blauen Himmel ab. Da versuchte ein Schweizer Officier in neapolitanischen Diensten die Geschwister vom Reiseziel, das er aus dem Gespräch erfahren, abzubringen: „Kommen Sie doch nach Neapel! was wollen Sie in Rom? Sie können dort nicht einmal ein rechtes Paar Handschuhe kaufen."

Eingedenk des aus Büchern oder mündlichem Bescheid geschöpften Hinweises auf die beträchtliche Rolle, die das Trinkgeld und dergleichen bei der päpstlichen Douane spielte, griff Conrad, den die Natur zu Allem eher, als zur Bestechung geschaffen, am Strand von Civitavecchia, mitten unter den

Reisegefährten und vor den Zollwächtern, die das Gepäck der Gelandeten untersuchten, seelenruhig in die Tasche und bot dem obersten Douanier ein Goldstück. Entrüstet wies es dieser zurück, worauf begreiflich die bescheidene Habe des Romfahrerpaares gründlich auseinander gerissen und durchgewühlt wurde. Es steckte nichts Verzollbares darin; aber namentlich das in einem Etui befindliche Bild der Mutter betrachtete man voller Mißtrauen. Als sie endlich los kamen und sich anschickten, die Diligence zu besteigen, lehnte der Gekränkte mit gekreuzten Armen an einer Säule und fragte großartig, aus welchem Lande sie eigentlich herstammten, daß sie die Italiener für ein so käufliches Volk hielten? Meyer mußte auf den Stockzähnen lächeln, weil er hinter der sittlichen Empörung des Braven nur zu deutlich den Aerger über das für ihn nun unrettbar verlorene Goldstück durchblicken sah.

Die Postillone trieben die Pferde häufig an, da sie die Stadt rechtzeitig zu erreichen wünschten; denn wenige Tage vorher war ein Gesandtschafts-attaché, der sich etwas verspätet hatte, vor den Thoren Roms ausgeraubt worden. Mit den Beiden saß ein französischer Schneider im Wagen, der schon in Südfrankreich eine Reihe von Wallfahrtsorten besucht hatte und nun diesem verdienstlichen Thun durch die Romfahrt die Krone aufsetzen wollte. Interessanter war ein etwas rundlicher, jedoch ehrwürdiger belgischer Priester. Er hatte einen Orden zum Besuch der Gefängnisse gegründet, war dafür vom heiligen Vater zum Kämmerer ernannt worden und reiste jetzt hin, diese Würde in Empfang zu nehmen.

Das gute Französisch seiner Reisegenossen, das glatte Gesicht Conrad's, dem Bart und Schnurrbart erst sehr spät gediehen, und Betsy's schwarzes Kreuzchen auf dem schwarzen, einfachen Kleid, wie sie es seit dem Tode der Mutter trug, ließen ihn auf geistliche Rompilger katholischer Confession schließen. Er wandte sich an Betsy: „Madame a fait sa profession chez les sœurs du sacré cœur?“

„Monsieur, je suis protestante.“

Sofort begann er Bekehrungsversuche, indem er lebhaft bedauerte, daß so tugendhafte Personen, wie sie dem Anschein nach fraglos seien, des Heiles verlustig gehen sollten. Religiöse Hin- und Widerreden füllten fast den ganzen siebenstündigen Weg durch das ziemlich dürre Land, in welchem nur dann und wann Ochsenherden mit ihren spitzhütigen Hirten auftauchten. Als Alles nicht verfing, nahm er den Beiden wenigstens das Versprechen ab, am grünen Donnerstag zur Stelle zu sein, wenn der Papst urbi et orbi den Segen ertheile. Vielleicht, daß der doch noch ersprießlich wirke.

Gegen Abend wurde der Lauf der Rosse immer beschleunigter, da man vor dem Ave Maria anzulangen begehrte. Nach der Einfahrt ins Thor traten drei junge Geistliche heran, um den freundlichen Würdenträger ehrerbietig aus dem Wagen zu heben. Auch der Schneider verschwand. Aber Conrad und Betsy mußten noch geraume Zeit nach einem Obdach herumfahren, das sie in keinem der Gasthöfe finden konnten, weil alle von den auf die bevorstehenden Feste herbeigeströmten Menschen überfüllt waren. Schließlich erlangten sie Unterkunft in einem alten, nahe beim Kapuzinerkloster gelegenen Hause bei

dem badischen Hofbildhauer Lotsch. Namentlich ein Zimmer mit Plattenboden, Matten und Rohrsesseln weckte ihr Behagen. Sie aßen auch bei ihrem Vermiether, bis ihnen Angesichts seiner wunderlichen Kocherei bald der Appetit schwankte und sie um der großen Wanderungen willen überhaupt es für bequemer erachteten, ihr Mittagsmahl da oder dort einzunehmen, wie es ihnen beliebte.

Der freundliche Lotsch führte sie in ein richtiges Kunstleben hinein, indem er sie in verschiedene Ateliers brachte. Der Landsmann Corrodi, ein bedeutender Landschafter, ihnen schon von Zürich her bekannt und damals auf der Höhe seiner Kraft und seines Könnens, bot ihnen neben manchem lehrreichen Wink und Aufschluß eine liebenswürdige Aufnahme in seinem geselligen Hause, das den Mittelpunkt für die Schweizer in Rom bildete. Auch den Urner Bildhauer Imhoof lernten sie kennen.

Bedient wurden sie in ihrer Wohnung von der gluthäugigen Domenica, und zwar aufmerksam und in guten Treuen, wiewohl sie das Eheweib eines Räubers war, das zur Winterszeit nach Rom kam, um zu dienen, im Lenz aber wieder den Bergen und ihrem Manne zulief, sein gefährliches Gewerbe zu theilen. Nun erklärte sie, so lange Betsy bleibe, halte sie aus. Denn sie hatte die Freundliche gleich in ihr Herz geschlossen.

Am Morgen nach der ersten Nacht, die sie in der ewigen Stadt geschlafen, verwunderten sich die Fremdlinge nicht wenig über die Melodie der ungezählten Glocken, die fortwährend durch die Lüfte schwebte; Vogelsang, Kindergeschrei und der singende Ruf der Verkäufer scholl darein; in den Kramläden kreischte und feilschte es; hämmernd und lärmend trieben die Handwerker auf den Straßen ihr Wesen, Kinder zogen mit dem Schulmeister, Litaneien singend, zur Messe. Ueber Allem strahlte ein tiefblauer Himmel, und aus den Gärten strömten Blumen und Citronenblüthen berauschenden Duft empor.

Gleich in aller Frühe sich erhebend, überließ Conrad die von der Reise ermüdete Schwester noch der Ruhe, um ungeduldig nach dem Forum zu eilen, von dessen Anblick er entzückt zurückkehrte. Ohne sich besonders vorbereitet zu haben, fand er sich mit Hülfe des Förster'schen Handbuches beinahe auf Schritt und Tritt zurecht und heimisch, eine Folge seiner genauen geschichtlichen Studien. Uebrigens war er zu keinen Zeiten ein Bildungsphilister, der Sammlungen und Sehenswürdigkeiten peinlich absucht, von der steten Angst erfüllt, irgend etwas Wichtiges und Lehrreiches zu versäumen.

Wochenlang durchstreifte er an Betsy's Seite Rom beinahe den ganzen Tag. Einmal unternahm er einen Ausflug nach Tivoli und in Begleitung Imhoof's einen nach Veji, wobei sich die Gesellschaft nicht so ganz geheuer fühlte, weil man Gefahr lief, von Banditen angefallen zu werden, sobald man das Weichbild der Stadt überschritt. In Gebäuden, Sammlungen und Ateliers machte Lotsch zuweilen den Führer, was nicht gering anzuschlagen war, da er große Vertrautheit mit den Denkmälern der Kunst und Geschichte und, wie es sein Beruf mit sich brachte, auch beträchtliche Einsicht besaß.

Lebhaften und nachhaltigen Eindruck machte auf Meyer das auf Straßen und Plätzen sich entfaltende Volksleben, das Treiben um die Feuer, an denen

man auf offener Straße kochte, briet und buk, die mannigfaltigen Trachten nicht nur der stolzen Campagnarden, wie sie Leopold Robert gemalt hat, die auf ihren Ochsenwagen nach Rom herein fuhren, sondern auch die unzähligen Orden aller Nationen in den farbigen und bunten Gewändern und das Aussehen der Städter; besonders belustigte ihn ein Römer, der in zerrissenem und abgeschossenem rothem Mantel und mit einem von der Zeit durchaus nicht weniger angetasteten Cylinderhut ehrwürdig einherwandelte.

Am Tiefsten wirkte ein liebliches Todtengesicht auf ihn. Eines Tages schritt den Geschwistern auf der zum Capitol ansteigenden Straße ein Leichenzug entgegen, voran auf offener Bahre die Leiche eines jungen Mädchens, farbig angezogen, mit vielem Flitterwerk behangen und die erblichenen Wangen mit etwas Roth angemalt. So trug das bunte Gefolge die Entseelte nach Ara Coeli.

Reich, bunt und verwirrend war während der heiligen Woche das Gewühl der Menge, das dem Reisenden wie ein fortgesetztes Zürcher Sechseläuten, d. h. wie ein ununterbrochener Fest- und Maskenzug erschien, so recht danach angethan, dem Katholicismus und seinem Geist, aber auch seiner Macht auf den tiefsten Grund zu blicken, wie denn Meyer die anläßlich dieser prunkenden Umzüge und Schaustellungen gewonnenen Empfindungen und Ueberzeugungen in der Folge nicht wieder vergaß.

Mag die zauberische Macht, womit die Kunstvollendung und die weltgeschichtlichen Zeugnisse seine Seele bestürmten und übermannten, sich der Beschreibung entziehen: man spürt und wittert die Geister der großen Vergangenheit, sowie der künstlerischen Renaissance in seinen Werken und erkennt sie in einzelnen seiner Gedichte, aus denen die Reiseerinnerungen jener Tage nachleuchten und die doch nach Gestaltung und Schönheit mehr sind, als bloße poetische Reiseeindrücke.

Mehrmals sah und sprach er die in päpstlichen Diensten stehenden „alten Schweizer" mit ihren Hellebarden und puffigen Hosen; einer half ihm und der Schwester am Charfreitag zum miserere in die überfüllte Sixtina, und bei der Girandola auf der Piazza del Popolo hörten sie zwei päpstliche Zuaven gut schweizer Deutsch reden, einen Urner und einen Zuger.

Das Gedicht „Der römische Brunnen" entwarf er in der Villa Borghese vor den plätschernden und überströmenden Becken selbst:

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Fluth,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Unauslöschliche Eindrücke hinterließen ihm einige Marmorbilder. Die gigantischen Gestalten des Castor und Pollux auf der Piazza del Quirinale mögen ihm beim „Botenlauf" vorgeschwebt oder ihn sogar zu dem Gedichte veranlaßt haben. Bewundernd sah er die gegeißelte Psyche im capitolinischen Museum.

Wo von alter Schönheit Trümmern
Marmorhell die Säle schimmern.

Eben daselbst sah er auf dem Sarkophag, der die Bildung des Menschen durch Prometheus darstellt, die Seele als Schmetterling, wie er in einer später getilgten Zeile sagt:

So lernt' ich einst
In Rom an einem Basrelief.

Er träumt —

Im Vatican vor dem vergilbten Marmorsarg,
Dem ringsum bildgeschmückten, träumt' ich heute lang,
Betrachtend seines feinen Zierraths üpp'gen Kranz:
Thetis entführt den Sohn, den Rufer in der Schlacht.

Auch an den Musensaal erinnerte er sich später:

Den Vatican
Betrat ich. Ich betrat den Musensaal
Verwundert, denn er war ein andrer heut',
Als ich geschaut mit jungen Augen ihn,
Da Pio nono höchster Priester war.

Die gleichfalls im Vatican aufbewahrte Figur des Nilgottes wirkte dergestalt im Dichter nach, daß er das Gütige, Wohlwollende, das auf dem bärtigen Antlitz liegt, schließlich als Hauptsache in das ursprünglich lange und ganz anders gehaltene Gedicht „Jakob's Söhne in Aegypten", das in den 1864 erschienenen „Balladen" steht, hineinlegte und die Schöpfung deshalb umtaufte in „Der Stromgott". Noch stärker wirkte der sterbende Gallier im capitolinischen Museum; sein schmerzliches Ende erscheint schon in einem Jugendgedicht und kehrt in verschiedenen, nach den Römertagen entstandenen wieder. Der 1770 ausgegrabene, im Vatican aufgestellte Torso des schwermüthigen Eros (eigentlich Todesgottes), dessen Bild fast zwanzig Jahre nach der Heimkehr aus Italien eine von Betsy aus Rom mitgebrachte Photographie in ihm wieder auffrischte, gab den Anstoß zum Gedicht „Der Marmorknabe".

Manchmal unternahm er den Spaziergang nach der Kirche Pietro in Vincoli, um Michel Angelo's Moses zu bestaunen:

Du packst mit nerv'ger Hand den Bart,
Doch springst Du, Moses, nicht empor.

Hingerissen von der wunderbaren Größe und dem Tiefsinn des gewaltigen Meisters, trachtete er immer von Neuem darnach, dessen Geist zu fassen und zu formuliren, wie in dem Gedicht „Michel Angelo und seine Statuen", oder indem er die Entstehung einer einzelnen Schöpfung zu schildern versuchte, was im „Pensieroso" geschah. Er träumte ihn

In der Sistina dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand.

Unter den damals und in der Erinnerung stets wieder bewunderten Bildern der Sixtinischen Capelle wählte er das genialste als selbständiges Gedichtmotiv:

Wo sah ich, Mädchen, Deine Züge,
Die droh'nden Augen lieblich wild,
Noch rein von Eitelkeit und Lüge?
Auf Buonarotti's großem Bild!

Der Schöpfer senkt sich sachten Fluges
Zum Menschen, welcher schlummernd liegt,
Im Schoße seines Mantelbuges
Ruht himmlisches Gesind' geschmiegt.

Voran ein Wesen, nicht zu nennen,
Von Gottes Mantel keusch umwallt,
Des Weibes Züge, zu erkennen
In einer schlanken Traumgestalt.

Sie lauscht, das Haupt hervor gewendet,
Mit Augen schaut sie, tief erschreckt,
Wie Adam Er den Funken spendet
Und seine Rechte mahnend reckt.

Neben diesem höchsten von der Kunst jemals erreichten Triumph der Symbolisirung fesselten ihn mächtig die allegorischen Stanzengemälde Raffael's, die freilich in seinen Dichtungen keine greifbaren Züge hinterließen. Dagegen lieferte ihm ein in der Gemäldesammlung des Vaticans hängendes Bild Andrea Sacchi's einen poetischen Vorwurf oder doch eine Inspiration: St. Romualdus zeigt den Camaldulenser Mönchen die Himmelsleiter, auf welcher seine Nachfolger emporsteigen: weißgekleidete Ordensleute, die verschiedenen Stufen der Contemplation, der Loslösung vom Irdischen und der Verklärung darstellend. Meyer schuf daraus zwei zusammengehörige Balladen: der Abbé Rancé, der Stifter des Trappistenordens, hetzt in wilder Wetternacht sein Pferd nach dem Schlosse der Geliebten, einer Verheiratheten, findet sie todt und schon im Sarg, geht erschüttert in sich und thut Buße. Diese Reue und Buße selbst vergegenwärtigte das zweite Stück im Anschluß an Sacchi's Schöpfung. Schließlich unterdrückte der Dichter die Schilderung des sündlichen Rittes, sowie der bußfertigen Umkehr und beschränkte den zweiten Theil in enger Anlehnung an das Bild des Malers auf die wenigen schönen Zeilen, aus denen das Gedicht „Die Karthäuser" besteht:

Ich sehe sie auf Sacchi's süßem Bilde
Beschreiten ihrer todten Brüder Grüfte,
Gegürtet mit dem Knotenstrick die Hüfte,
In weißen Kleidern, festlich, göttlich milde u. s. w.

Alle diese Gedichte bedurften zur völligen Reife ein Vierteljahrhundert oder mehr. Der erste dämmernde Gedanke an dieses oder jenes mag schon damals in der Dichterseele aufgetaucht sein, wenn er auf einsamem abendlichem Lieblingsgang nach San Onofrio, wo Tasso begraben liegt, emporpilgerte, sich dort, in Sinnen und Träumen verloren, auf die Mauer des stillen Klösterchens setzte und in den über der ewigen Stadt schwimmenden Abendduft blickte.

Zu solcher Abendstunde saß und sann vielleicht damals in Rom ein um wenige Jahre Jüngerer — Anselm Feuerbach. Die beiden, die sich nie

gesehen haben und vielleicht, so lange sie noch beide lebten, niemals von einander hörten, waren merkwürdig verwandte Naturen, beide von den gewaltigen Werken der Renaissance und der Antike mit gleichen Kräften ergriffen und gehoben, beide der großen, einfachen Kunst zustrebend.

Aus dem Kranz der herrlichen Bauwerke hat C. F. Meyer in der „wunderbaren Rede", die früher geradezu „das Amphitheater" hieß, das Colisëo mit einigen Strichen gezeichnet:

Ueber Dach und Zinne ragt empor,
Himmelhoch ein riesenstarker Bau,
Der ein Volk empfängt durch manches Thor.
Hinter seinem Mauerkranz hervor
Steigt es schwarz und schwärzer auf im Blau.

Diese schwarzen Wolken sah er sich jählings thürmen und in gewaltigen Güssen über der Stadt entleeren, als es gegen Mitte Mai drückend schwül geworden, als Orangen und Akazien erstickend dufteten und aus den rasch überschwemmten und rasch getrockneten Gassen Dämpfe und Dünste aufstiegen. Den Geschwistern schien ringsum ein unheimlicher Brodem zu weben, so daß die Sorge um die Gesundheit den Abschied von Rom erleichterte, dessen Glanz und Größe sie ungern entsagten.

Die Abschiedsstimmung suchte Conrad nach Jahren (1864) in folgenden, nie gedruckten Strophen wiederzugeben:

Aus eines hohen Gartens Dunkel schau ich still,
Da eben auf St. Peter's Dom
Der letzte Strahl der Sonne zittern will,
Auf das erblich'ne Rom.

Sacht tritt zurück in seiner Schwestern Reihe
Das ungeduld'ge, ruhelose Heut,
Und keine Welle fluthet mehr allein
Im tiefen Strom der Zeit.

Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von dir
Und laß mich dein gedenken früh und spat,
Daß die Betrachtung thätig werde mir
Und ruhig meine That.

Den Ernst des Lebens nehm' ich mit mir fort,
Den Sinn des Großen raubt mir Keiner mehr:
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer.

Er und die Schwester faßten den Entschluß, die Heimfahrt nicht anzutreten, ohne dem Baron Bettino Ricasoli die Hand gedrückt zu haben, der 1849 nach Zürich und mit einer Empfehlung von Ernest Naville in das Meyer'sche Haus gekommen war, dessen Herrin er sehr verehren lernte und noch ein Jahr vor ihrem Tode wieder besucht hatte.

Nachdem die Geschwister ihm ihr Erscheinen angezeigt, schrieb er erfreut und freundlich, sie möchten über Siena reisen und die Stunde ihrer Ankunft in dieser Stadt melden; er hause auf seinem Landsitze Broglio, zu ihrem Empfange bereit.

Da man ihnen wegen ihrer unzulänglichen Kenntniß des Landes und seiner Sprache vom Vetturin abrieth, wählten sie den Courier, der, mit zwei Pferden fahrend, die Briefe beförderte und zwei oder drei Personen aufnahm. Als sie Abends auf dem zur Abfahrt bestimmten Platz eintrafen, fanden sie einen bequemen Wagen und einen artigen Mann, eben den Courier, der die Extrapost führte. Vor ihnen war, einen ansehnlichen Kreis Abschied nehmender Freunde um sich, eine elegante, freundliche Dame in den Dreißigen zur Stelle. Sobald die Räder rollten, knüpfte sie mit Conrad und Betsy ein Gespräch an. Sie erzählte, sie komme von Paris — sie trug auch einen Pariser Hut mit reichem Blumenschmuck — und beabsichtige, in Florenz einen namhaften Arzt zu Rathe zu ziehen; sie sei eine Bologneserin, eine geborene Primodi, mit dem Grafen Baruzzi vermählt, einem Bildhauer und Schüler Canova's, und besitze ein Landgut in der Nähe der Stadt. Dann berichtete sie Allerlei aus deren Geschichte, so vom Kampfe um ihre Villa im Jahre 1849, und wie übel die Kroaten dort gehaust.

Auf einmal fragte Conrad: „Haben Sie nicht damals in Ihrem Schrank den Brief eines österreichischen Officiers gefunden?" Als sie dies verwundert bejahte, theilte er ihr mit, was ihm Freund Nüscheler vor Jahren erzählt und was ihm nun in Folge ihrer Schilderungen mit voller Deutlichkeit wieder lebendig wurde.

Nach dem Sturm auf Bologna und dem Gefecht in der nächsten Umgebung kam Nüscheler mit seinen Kaiserjägern zu einer Villa, wo die Kroaten, die zuerst ins Feuer gegangen, plünderten und allerhand Greuel verübten. Er that dem schlimmen Treiben Einhalt, lebhaft bedauernd, daß von den im Hause angehäuften Kunstschätzen so viel beschädigt oder zerstört war. Durch die Flucht der Gemächer wandernd, schritt er an einer Reihe von Bildsäulen vorbei, die ihn an die Manier Canova's erinnerten, und gelangte schließlich in einen kleinen blauen Salon, worin er die Büste einer jungen Frau und darunter die Inschrift fand: „Carolina." Er vermuthete den Kopf und Namen der Hausherrin und beschloß, hier den Morgen abzuwarten. Als nun allmählich die abendliche Stille niedersank, alle die sanften Zauber der sternhellen Mainacht zu weben und walten begannen und die ruhigen edlen Statuen in zartem Dämmerschein flimmerten, fiel ihm der Gegensatz aufs Herz zwischen dem friedevollen Schweigen der nächtlichen Lüfte und dem kaum gestillten mörderischen Thun, dem auch das Leben des Pächters zum Opfer gefallen war. Er setzte sich hin und schrieb, während ihr Bild auf ihn herabschaute, der unbekannten Gebieterin dieser Räume einen Brief, welcher die Frevel der Soldateska berührte und zu entschuldigen suchte. Dann steckte er, nachdem er seine Zeilen in einen Schrank gelegt, zur Erinnerung an die seltsame Nacht eine kleine, werthlose Brieftasche zu sich.

Die Gräfin hatte das Schreiben in der That gefunden, war aber davon so wenig erfreut, wie von der Erzählung der romantischen Umstände, unter denen es entstanden. Denn sie konnte das Leid über die Ermordung des Pächters, dessen Weib die Kroaten überdies wegschleppten, nicht verwinden und hatte darum auch, wie sie nun erzählte, die kleine Erhöhung, worauf

der Unglückliche sein Leben ausgehaucht, abtragen, den Garten umändern und den Park anders eintheilen lassen.

Es war eine helle Mondnacht, so schön wie jene, als der junge Officier der Kaiserjäger träumte und schrieb. Nach und nach verstummte das Gespräch, und man überließ sich dem Schlummer. Plötzlich erscholl ein kurzer, rauher Ruf. Jedes fuhr mit einem andern Laut des Schreckens aus seinen Gedanken und Träumen empor; trieben doch auch in der Campagna Banditen ihr Wesen. Neben dem Wagen hielt ein Berittener, einen spitzen Hut auf dem Kopf, eine lange Stange in der Hand. Es war ein Ochsenhirt, und was er gerufen, lautete: „la scarpa!" Der gleichfalls eingenickte Courier hatte nämlich vergessen, den Radschuh anzulegen. Darauf machte sie der nächtliche Rufer aufmerksam, weil sie eben eine Anhöhe hinunter fuhren.

In der ersten Frühe tauchte Aqua pendente auf. Sie wurden hier zu einem Aufenthalt genöthigt, da ihr Courier den von der entgegengesetzten Seite kommenden abwarten mußte, den, wie man nachher vernahm, der Zusammenbruch einer Brücke aufgehalten hatte. Während der unfreiwilligen Wartezeit besichtigten sie u. A. die Kirche, aus welcher eben die Procession einer Brüderschaft herausschritt, sämmtliche Mitglieder in graue Kutten gehüllt, so daß von ihnen nichts zu gewahren war, als die dunklen, durch die Kapuzenschlitze flammenden Augen.

Sehr verspätet erreichten sie Siena, früh zwischen zwei und drei Uhr. Da stand schon Ricasoli's maestro di casa, um sie in Empfang zu nehmen und auftragsgemäß sofort seinem Herrn zuzuführen. Aber sie fühlten das Bedürfniß, erst ein wenig zu ruhen, besahen dann den herrlichen Dom mit den Intarsien, die Dominikanerkirche und die prachtvolle Brunnenanlage Fontebranda, und bestiegen um zehn Uhr das für sie gesandte Gefährt.

Als sie unterwegs an stattlichen Landhäusern vorbeifuhren und der Kutscher eben bemerkte, man befinde sich bereits auf dem Gebiete Ricasoli's, erschien dieser unvermuthet selbst auf einem englischen Pferd, begrüßte seine Gäste freundlich, ritt eine Weile neben dem Wagen her und verschwand dann wieder. Nachdem sie die Höhe eines steilen Hügels erreicht, stand er unversehens auf der Schloßbrücke seiner Stammburg: „Dies ist mein Schloß! Betrachten Sie es als das Ihrige!" sagte er ritterlich und höflich, zugleich auch etwas theatralisch; denn trotz seiner geraden und einfachen Natur war er eben doch ein Italiener und ging ein wenig auf dem Cothurn.

Broglio war nicht, wie sich's die Reisenden ausgemalt, ein Landhaus, sondern eine kleine Burg, schon über ein halbes Jahrtausend der Sitz der Ricasolis. Jetzt waren es gerade die Seidenwürmer, die Zeit, Aufmerksamkeit und Arbeitskraft des Barons vollauf beanspruchten. Weil man ihnen sogar im Eßzimmer Platz gemacht hatte, speisten die Ankömmlinge in einem kleinen Saal mit zwei Marmorgruppen, von denen die eine die Erziehung darstellte, eine schöne jugendliche Gestalt mit einem Kind zur Seite. Als Vierter saß, ohne während der Mahlzeit ein Wort zu äußern, der maestro di casa zu Tische, altem Brauche gemäß von jedem Gerichte kostend, ehe er es anbot. Von der Tafel weg sah man durch die Thüre über eine Freitreppe auf die

Schloßterrasse, wo es in wunderbarer Fülle und etwas verwildert grünte und blühte. Herrlich war der Blick auf den Apennin, an dessen Abhang man sich eigentlich schon befand, und auf Siena, das mit seinen Kirchen, Mauern und Zinnen märchenhaft heraufleuchtete. Die beste Fernsicht genoß man aus dem engen Arbeitsraum des Barons, wozu er, als leidenschaftlicher Freund landschaftlicher Schönheiten, ein Stübchen des Burgthurmes ausgesucht hatte, obgleich er sich darin kaum rühren konnte.

Am zweitnächsten Tage schirrte er sein englisches Pferd vor das leichte Gefährt und kutschirte die Gäste persönlich über den Apennin, um ihnen seine im Val d' Arno gelegenen Besitzungen zu weisen. „Ich wußte nicht, wie ich ihnen besser mein Herz zeigen oder sie besser empfangen könnte, als indem ich ihnen anbot, sie in meinen Wäldern und Feldern herumzuführen, um so mehr, als sie unter dem Druck eines traurigen und sehr bitteren Schlages sind, des neuerlichen Verlustes ihrer Mutter," schrieb er einem Freunde vor der Ankunft der „ospiti svizzeri".

Als die Steigung des Weges zunahm, brachte ein Hirt zwei Ochsen von der Herde, ganz weiße, sanfte Thiere mit großen, erdwärts gebogenen Hörnern, die nun dem Engländer bis auf die Berghöhe vorgespannt wurden. Den Aufwärtsfahrenden winkte jenseits einer Schlucht von waldigem Berghang eine alte schattige Abtei. Conrad Ferdinand Meyer mag an sie gedacht haben, als er die Lucrezia Borgia mit ihrem Gefolge zur Base Angela emporreiten ließ. Ricasoli äußerte lächelnd, in jenen Mauern habe einer seiner Vorfahren beschaulich sein Leben beschlossen, sogar im Geruche der Heiligkeit.

Nach einer ganzen Tagfahrt gelangten sie nach Terranova, wo Ricasoli wie ein Feudalherr empfangen wurde. Der Geistliche und der Gonfaloniere stellten sich ein, um Rechenschaft abzulegen; Alles redete ihn mit „lustrissimo" an, und die Frauen überreichten ihm Blumen und Früchte. Er that viel für die von ihm abhängigen Bauern, ausgiebig für ihr Wohl sorgend, freilich oft nach seiner besonderen Weise. Er hatte kurz vorher eine beträchtliche Anzahl Leute aus der Gegend mit sich in die Maremmen geführt, deren Austrocknung er wagte. Aber eine ganze Reihe von ihnen raffte der Tod hinweg, darunter seinen Milchbruder Giuseppe; auch seine eigene Gesundheit blieb nicht unberührt, und von Zeit zu Zeit packte ihn das Fieber.

Man stieg in einem einfachen, luftigen Landhaus ab. Der Baron, ein tüchtiger Geschäftsmann, der mit Wein, Oel und Seidenraupeneiern einen schwunghaften Handel trieb, dadurch sein gewaltiges Vermögen noch beträchtlich vermehrend, begab sich mit dem fattore, dem Gutsverwalter, zur Musterung der Geschäftsbücher auf die Seite, während sich Conrad und Betsy die Zeit mit einer Art Billardspiel vertrieben. Des Herrn gewärtig, schauten der Curato und der Gonfaloniere mit glänzenden Augen zu, bis sie zur Theilnahme aufgefordert wurden, worauf sie als geübte Spieler in einen solchen Feuereifer geriethen, daß sich die Nordländer nicht wenig verwunderten. Da erschien der Gestrenge, und sie erstarrten förmlich. So gewaltig wirkte der Respect.

Er schlug einen Spaziergang nach einem nahen Hügel vor, um von dessen Höhe den Sonnenuntergang zu betrachten. Es war schon fast zu spät; aber

er trieb zu so raschen Schritten durch die steigenden Schatten, daß man das Tagesgestirn doch noch flammen und versinken sah. Aus diesem Erlebniß und einer Jugenderinnerung bildete Meyer später das Gedicht „Spiel“:

Denkst, Freund, des wilden Knabenspiels Du noch,
Das wir getrieben einst am Bergesjoch,
Wenn unser freud'ger Wandertag verglomm
Und höher stets und immer höher klomm?
Wir sprangen jubelnd über Stock und Stein
Bergan und wieder in das Licht hinein,
Und noch einmal und noch einmal,
Bis uns entschlüpft der letzte Sonnenstrahl.

Nachdem Ricasoli ihnen einen Tag lang seine Wälder und die gepflegten Culturen gezeigt, die stattlichen Oelbäume und die ausgedehnten Chianti-Rebgüter, deren würzige Tropfen auf allen Ausstellungen Italiens den ersten Preis gewannen, wurde die Reise nach Florenz fortgesetzt. Sie passirten im Laufe derselben Figline, in dessen Nähe, auf Cerbone, der berühmte Raffaele Lambruschini eine große Erziehungsanstalt leitete. Die Geschwister trugen einen von Ernest Naville an diesen Mann ausgestellten Empfehlungsbrief mit sich; da Ricasoli jedoch weiter drängte, so blieb er in ihren Händen.

Gleich dem Schlosse Broglio erweckte auch der in der Nähe des Domes zu Florenz gelegene Palast des Barons einen seltsam verlassenen und verwaisten Eindruck: den prachtvollen, bald mit rother, bald mit blauer oder grüner Seide ausgeschlagenen und mit Festons aus gleichem Stoffe geschmückten Räumen mangelte die Hausfrau, die vor Jahren gestorben war, wie denn Ricasoli mit seinen Gästen auch nicht zu Hause speiste, sondern sie zum Essen in irgend ein Restaurant geleitete. Er führte sie in Florenz herum, nur nicht in die Galerien, weil diese des Großherzogs Eigenthum waren, auf das der Baron, seit er sich mit dem Herrscher entzweit, keinen Fuß mehr setzte, bis der toskanische Thron zusammenstürzte. Auch die gewaltige Villa, die Ricasoli damals baute, besichtigte er mit ihnen.

Eines Abends gab er die bestimmte Absicht kund, in der kommenden Frühe geschäftshalber nach Siena aufzubrechen. Als sie ihn vor seiner Abreise noch begrüßen wollten, lag er an einem Fieberanfall darnieder. Am nächsten Morgen war er dennoch abgereist. In Folge ihrer mangelhaften Kenntniß des Italienischen außer Stande, sich den Dienstboten des einsamen Palazzo genügend verständlich zu machen, und da sie den Herrn, wie er geäußert, auf dem Wege nach Turin und für eine lange Reihe von Tagen abwesend wähnen mußten, zogen Conrad und Betsy in einen Gasthof, wo die Gräfin Primodi, der sie einen Besuch versprochen, ihr Absteigequartier genommen hatte. Da kehrte Ricasoli plötzlich zurück, und zwar von Siena, wohin er gegangen war, um die geplante Reise nach Turin hinauszuschieben und so für seine Gäste noch ein paar Tage zu gewinnen. Der harmlose Auszug der Geschwister riß ihn zu einer leidenschaftlichen Scene hin, bei ihm eben keine seltene Sache. Sie fühlten sich erschreckt und zugleich unschuldig. Sie hatten sein Haus verlassen, weil sie über die italienischen Sitten und den Charakter des Barons nicht hinreichend Bescheid wußten. Er aber war im Tiefsten gekränkt. Indessen

beruhigte er sich bald, und sie schieden in Minne als gute Freunde vor seinem Aufbruch nach Turin.

Wie ein Zeitgenosse Dante's erschien Ricasoli dem Dichter mit seinen Zügen einer großen, bis zur Herbheit entschiedenen und herrischen Natur, von der er während der apenninischen Wandertage, in Florenz und während der nächsten Folgezeit die tiefsten Eindrücke empfing und die ihm die Augen darüber öffnete, „was ein Charakter im Leben einer Nation zu bedeuten hat ... Ich lernte einen Mann kennen, dessen starke Seele der eine Gedanke der Freiheit und Einigung Italiens erfüllte. Dafür war er zu jedem Opfer bereit. Damals — 1849, beim ersten Zürcher Aufenthalt — erschien er mir als ein starrer Idealist, dessen eisernem persönlichem Willen sich die politische Wirklichkeit niemals fügen würde. Anders war es, als ich ihn 1858, ein Jahr vor dem Ausbruch des italienischen Krieges, in seinem heimathlichen Toskana wiedersah. An einem Maiabend, auf einem seiner Landgüter im Valdarno, riß er mich hin durch die freudige Sicherheit, womit er mir seine Ziele, die jetzt greifbar vor ihm standen, bezeichnete."

Der unbeugsame, auf dieses einzige Ziel gerichtete Wille imponirte dem Dichter als etwas an einem Lebenden in solchem Maße ihm Neues. Diese Wirkung mußte sich noch steigern, nachdem Ricasoli seine geträumten Erfolge errungen. Denn trotz der ausgesprochenen Verschiedenheit beider Naturen verleugnete damals, im Jahre 1858, ihr Schicksal eine gewisse Aehnlichkeit nicht, namentlich nicht in Hinsicht auf ihre späte und ungeahnte Entwicklung. Mit allen Kräften eines einseitigen, aber starken Geistes seinen unverrückbaren Aufgaben nachstrebend, fand Ricasoli erst spät das Feld, auf dem er sich auszeichnen und entfalten konnte; und wie den Dichter quälte auch ihn vor dem Tage der Erfüllung eine gewisse Leere und Zerrissenheit. Auch er war im engeren Vaterland eigentlich ein Unverstandener, indem sein strenges und fast puritanisches Wesen den milden und freundlichen Toskanern gewissermaßen ein Räthsel blieb und sein unbeirrbarer Doctrinarismus mehr nach dem Norden hin wies. „Meine wahre geistige Heimath ist Genf," bekannte er einmal vor Betsy.

Mochte den Zürcher Gastfreund, solange er in Ricasoli's Nähe weilte, das selbstherrliche Gebahren des an keinen Widerspruch Gewöhnten manchmal auch beengen, die Augen des Dichters ruhten doch mit Wonne auf der Größe des Mannes, und seine Aussprüche, wie z. B. das an Naville gerichtete Wort: „n'importe que je sois malheureux, pourvu que je sois grand," gaben ihm rechtschaffen zu denken. Hier konnte er das Ungewöhnliche, das seine Seele von früh auf fesselte, einmal mit Händen greifen: hier fand er einen Maßstab für die gewaltigen, das Alltägliche mächtig überragenden Gestalten seiner Helden, die noch in ungewisser Haltung und unsichern Umrissen vor seiner Phantasie standen. Im Einzelnen ist zu sagen, daß die Eigenheit Ezzelin's in der „Hochzeit des Mönchs," den Verstorbenen die Augen zuzudrücken, sich aus Ricasoli's Vorliebe für Leichenbegängnisse entwickelte. Er hat auch, diesem funebren Zuge folgend, seine Frau eigenhändig in den Sarg gelegt. Dieser Hang zum Tragischen war ihm angeboren und entsprang seiner strengen und herben Natur so gut wie die Begeisterung für Dante.

Möglicherweise lieh er auch für diesen dem Dichter einige Züge. Meyer verfolgte Dante's Spuren in Florenz, dessen Geschichte er, gerade aus seinen Studien über den größten Florentiner, einigermaßen kannte. Neben einer wohl bald nach der italienischen Reise verfaßten und mit Recht verworfenen Ballade, deren Held der junge Dante ist, fand sich unter seinen Papieren die von ihm selbst sorgfältig hergestellte Abschrift eines Schlosser'schen Aufsatzes über den Verfasser der göttlichen Komödie. Alle Forschungen und poetischen Versuche verdichteten sich schließlich zu dem herrlichen Bilde des Erzählers in der „Hochzeit des Mönchs".

Auch Machiavell zog ihn an, schon als Geschichtschreiber der Florentiner. Nach seinen „istorie fiorentine" bearbeitete Meyer einen blutigen Vorgang aus der Familiensage der Amidei und Donati („Der Mars von Florenz").

Wenige Tage, nachdem Ricasoli Florenz verlassen, brachen die Geschwister nach Livorno auf. Von hier unternahm Conrad einen Abstecher nach Pisa, holte die Schwester in Livorno wieder ab und fuhr mit ihr nach Genua, auf überfülltem Schiff in unangenehmer Gesellschaft und bei windigem Wetter. Dann ging's nach Turin. Sie konnten den vielbeschäftigten Ricasoli nicht mehr sprechen, der die Theilnahme an einem hier stattfindenden Congresse zu einer Zusammenkunft mit Gleichgesinnten des ganzen Vaterlandes benutzte: es galt Mittel ausfindig zu machen und Vorbereitungen zu treffen zur Befreiung und Einigung Italiens.

In Arona schifften sich Conrad und Betsy auf den Langensee ein. Während der Fahrt geschah, beiden unvergeßlich, was er so schön im Liede schildert:

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ew'gen stillen Schnee
Mit einer andern lieben Pilgerin —
Rasch zog mir meine Schwester aus dem Haar,
Dem braun gelockten, eins, das silbern war,
Und es betrachtend seufzt' ich leis' und sann:
„Du bist ein Pilgerim und Wandersmann."

Zwischen hohen Schneemauern führte sie die Post über den Gotthard und das Schiff über den Vierwaldstättersee, der einen wolkenlosen Himmel widerspiegelte, nach Luzern. Sie bestiegen den Rigi, um nach so langer Abwesenheit auf fremdem Boden und nach so reichen Erlebnissen das liebe Vaterland aus der Höhe zu grüßen. Auf dem Culm wurde eben das neue, jetzt alte Wirthshaus eingeweiht. In Zug trafen sie just auf die Frohnleichnamsprocession, deren Gang und Glockengeläute die Erinnerung an die erste festreiche Römerwoche anmuthig im Kleinen noch einmal wachrief.

Die Heimath mit ihrem sanften Himmel, den kühlern Lüften und dem üppigen Grün erquickte und erfrischte sie. Allein die Sehnsucht nach dem Wunderland im Süden regte sich noch langehin und klingt vernehmbar aus einem bald nach der Rückkehr niedergeschriebenen Wunsche:

Einmal noch, o könnt' ich lauschen,
Halb entschlummert, halb erwacht,
Was in Rom die Brunnen rauschen
In dem Schoß der Mitternacht.

Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck.

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Erster Theil.

Die Leser der „Deutschen Rundschau“ haben soeben aus der nie rastenden Feder von Erich Marcks einen Aufsatz erhalten, der den Ideengehalt des nachgelassenen Werkes unseres großen Staatsmannes beschrieben und zum ersten Mal in umfassender Weise kritisch Stellung zu demselben genommen hat. Es ist eine Analyse, welche ebensosehr der Form wie dem Inhalt, der Persönlichkeit Bismarck's wie den Thatsachen, die er berichtet, den leitenden Gesichtspunkten wie dem Zusammenhange des Ganzen mit seinen Theilen gewidmet ist, reich an feinen Beobachtungen und mit der Verbindung hingebender Bewunderung und objectiver Auffassung geschrieben, die auch das Buch des Verfassers über Kaiser Wilhelm auszeichnet und in so hohem Grade anziehend macht. Alles in Allem ein Essay, der sich neben dem classischen Werke, dem er gilt, immer behaupten wird.

Die Aufgabe, die ich mir auf den folgenden Blättern gestellt habe, ist von vornherein sehr viel enger gefaßt. Ich will nur an einigen Beispielen zeigen, was die „niedere Kritik“, wie Marcks es nennt, noch zu leisten hat und leisten kann, an Stellen, die er übrigens schon berührt und als werth für nähere Prüfung angezeigt hat; es sollen nur ein paar erste tiefer greifende Spatenstiche werden in einen Acker, der sicherlich noch von der Kritik in seiner Länge und Breite durchgepflügt werden wird.

Ich setze ein bei dem Bericht Bismarck's über ein Gespräch, das er mit dem Prinzen von Preußen während des Krimkrieges in einer der Krisen gehabt hat, in welchen der König ihn zum Beistande gegen Manteuffel nach Berlin berufen habe (I, 113), zur „Territion“ des Ministers, wie er an anderer Stelle sich ausdrückt (I, 128): er habe, sagt er, auf den Reisen zwischen Frankfurt und Berlin in einem Jahre 2000 Meilen gemacht, „damals stets die neue Cigarre an der vorhergehenden anzündend oder gut schlafend.“

Da wir sowohl von Bismarck als dem Prinzen von Preußen genau wissen, wann und wie oft sie während des Krimkrieges in Berlin gewesen sind, so läßt sich ohne Mühe die Zeit bestimmen, in der diese Unterredung stattgefunden haben muß. Bismarck kam, nachdem er den Winter 1853 auf 54 in Frankfurt geblieben war (seit dem 3. November), zum ersten Male in die Hauptstadt am 3. März, blieb bis zum 21. und kehrte dann über Hannover und Kassel zurück. Zum zweiten Male kam er am 7. Mai und blieb bis zum 16. Ende Juli berief ihn der König zu sich nach München, wohin er selbst am 29. gekommen war, und nahm ihn am 1. August mit nach Berlin. Bismarck blieb diesmal bis zum 5. August; am 6. traf er wieder in der Stadt des Bundestages ein, wo er bis zum Schluß der Sitzungen am 25. aushielt. Dann aber eilte er fort, um seine Familie, die seit dem Juni in Reinfeld bei den Großeltern war, aufzusuchen. In Berlin, wohin er am 26. August kam, blieb er bis zum 28. Statt dann aber nach Hinterpommern zu gehen, folgte er von Stettin aus einer Berufung an das Königliche Hoflager nach Putbus, wo er am 30. und 31. an wichtigen Berathungen theilnahm. Am 1. September fuhr er über Swinemünde nach Reinfeld, aber schon am 15. war er wieder in Berlin; in den nächsten Tagen finden wir ihn dort, in Potsdam und zu Königs-Wusterhausen in eifriger diplomatischer Thätigkeit. Am 20. Abreise nach Frankfurt. Die Einladung des Königs zur Jagd nach Letzlingen entführte ihn von dort noch einmal, am 27. October, aber er dehnte diese Reise nicht wieder, wie im Jahr vorher, bis Berlin aus, sondern kehrte am 1. November nach Frankfurt zurück, um erst im Januar 1855 wieder auf vierzehn Tage nach Berlin zu kommen.

Bismarck hat also in dem Jahre 1854, an das er an jener Stelle allein denken kann, in der That nicht viel Ruhe gefunden: aber von der Summe, die er heraus rechnet, 2000 Meilen, bleibt doch noch ein ganzes Stück übrig, selbst wenn wir die Reisen nach München und Pommern hinzu nehmen wollten.

Prinz Wilhelm kam im Januar 1854 zum Ordensfest nach Berlin und blieb dort mit einer Unterbrechung von wenigen Tagen, in denen er nach Coblenz fuhr, um seinen Geburtstag mit seiner Gemahlin, die mit ihrer Tochter dort war, zu feiern, bis zum 7. Mai, also dem Tage, wo Bismarck ankam. Im August war er in Baden-Baden. Am 10. September führten ihn die Herbstparade und das Manöver des Gardecorps nach Berlin. Später residirte er wieder in Coblenz, von wo er in die Hauptstadt am 16. Januar 1855 zum Ordensfeste zurückgekommen ist. Schon danach kämen nur März und September 1854 für die Besprechung des Prinzen mit Bismarck in Betracht. Daß sie aber nur im März stattgefunden haben kann, läßt sich zur Evidenz beweisen. Zunächst durch das Tagebuch Leopold Gerlach's, das uns Tag und Tageszeit angibt: den Vormittag des 4. März, also, wie Bismarck selbst sagt, gleich oder doch bald nach seiner Ankunft. Unter den Berliner Nachrichten der „Nationalzeitung" vom 21. März findet sich, daß er am 19. noch einmal in längerer Audienz von dem Prinzen empfangen worden sei; eine Nachricht, die ich, obschon ich sie sonst nicht verbürgen kann, doch nicht bezweifeln will. Aber die in Rede

stehende Audienz kann nur die vom 4. März sein; der ganze Zusammenhang, in den Bismarck sie gerückt hat, beweist das. Er schildert die Intriguen, die von der Wochenblattpartei angeknüpft, den Prinzen von Preußen umgarnt und ihn in Opposition zu seinem Bruder gebracht hätten. Der Prinz habe ihn mit folgenden Worten empfangen: „Sie sehn sich hier zwei streitenden Systemen gegenüber, von denen das eine durch Manteuffel, das andre, russenfreundliche, durch Gerlach und den Grafen Münster in Petersburg vertreten ist. Sie kommen frisch hierher, sind von dem Könige gewissermaßen als Schiedsmann berufen. Ihre Meinung wird daher den Ausschlag geben, und ich beschwöre Sie, sprechen Sie sich so aus, wie es nicht nur die europäische Situation, sondern auch ein richtiges Freundschaftsinteresse für Rußland erfordert. Rußland ruft ganz Europa gegen sich auf und wird schließlich unterliegen. Alle diese prächtigen Truppen," — es war dies nach den für die Russen nachtheiligen Schlachten vor Sebastopol — „alle unsre Freunde, die dort geblieben sind," — er nannte mehrere — „würden noch leben, wenn wir richtig eingegriffen und Rußland zum Frieden gezwungen hätten." Es würde damit enden, daß Rußland, unser alter Freund und Bundesgenosse, vernichtet oder in gefährlicher Weise geschädigt würde. Unsre, von der Vorsehung gegebene Aufgabe sei es, den Frieden dictatorisch herbeizuführen und unsern Freund auch gegen seinen Willen zu retten. In dieser Form etwa, setzt Bismarck hinzu, hätten Goltz, Albert Pourtalès und Usedom in ihrer auf den Sturz Manteuffel's berechneten Politik die Preußen gegen Rußland zugedachte Rolle dem Prinzen annehmbar gemacht, wobei die Abneigung der Prinzessin, seiner Gemahlin, gegen Rußland ihnen wohl behülflich gewesen wäre.

Nun weiß Jedermann, wann der Kampf in der Krim begann — im Herbst 1854: die Schlacht an der Alma fällt auf den 20. September, Balaclava auf den 24. October, Inkerman auf den 5. November. *Also können die Worte des Prinzen, die sich darauf beziehen, gar nicht gefallen sein.*

Ueber den wahren Inhalt des Gesprächs hat uns Gerlach in seinem Tagebuch ein paar Angaben aus Bismarck's eigenem Munde aufbewahrt. „Der Prinz von Preußen," so notirt er am 4. März, „hat zu Bismarck gesagt, die Kreuz-Zeitungs-Partei (warum sagt man nicht lieber die Kreuz-Partei?) wolle Preußen mit Gewalt zu einem Kriege mit den Westmächten treiben." (I, 118.) Am folgenden Tage erzählte ihm Bismarck, der Prinz habe auf die furchtbaren Folgen hingewiesen, die ein Krieg mit Frankreich haben würde; ein Krieg mit Rußland wäre weniger zu fürchten, da sein Schwager mehr Rücksicht haben würde als Bonaparte, der ein rücksichtsloser Parvenü sei. Auch hatte er sich über die von den Zeitungen behauptete Auslieferung des preußischen Mobilmachungsplanes nach Petersburg heftig ausgelassen; er hatte sie einen „Landesverrath" genannt[1]). Das also sind echte Bestandtheile des Gesprächs. Sie stimmen dem Sinne nach mit dem, was in

[1]) Vergl. Poschinger, Bd. IV, S. 185.

den „Gedanken und Erinnerungen" steht, überein; denn auf Krieg gegen Rußland war die Absicht des Prinzen in der That nicht gerichtet; er hielt es nur für geboten, sich dem Druck, den die Mächte auf Kaiser Nikolaus ausübten, anzuschließen, gerade in der Hoffnung, dadurch seinen von ihm hoch geschätzten Schwager von dem Kriege fern zu halten, und vor Allem aus der Besorgniß vor einem Angriff der Franzosen, den er im Fall der Neutralität Preußens voraussusehen glaubte.

Indessen können die Anfangsworte des Prinzen schwerlich so, wie Bismarck sie überliefert, gelautet haben, da sie eine Uneingeweihtheit des Gesandten in die Parteilage voraus setzen, die der Prinz von ihm nicht vermuthen durfte, und überdies den Kern des Gegensatzes nicht ganz richtig hervorheben. Denn wenn auch Manteuffel sich damals der Wochenblattspartei stark genähert hatte, konnte ihn doch der Prinz nicht wohl als den Vertreter des den Russenfreunden entgegengesetzten Systems bezeichnen, das eben von Pourtalès, Bethmann-Hollweg und ihren Freunden, „der Partei der Prinzessin", den „Bethmännern", wie ihre Gegner sie hießen, gebildet wurde. Wenn irgend Jemand in dem Wirrwarr der höfischen Parteiungen, in denen es fast soviel Nüancen gab wie Personen, eine vermittelnde, „schiedsrichterliche" Stellung einnahm, so war es der Minister selbst. Seine Sorge blieb stets darauf gerichtet, wie er das Schifflein seiner Staatskunst durch die Wirbel der Parteibewegung und zwischen den Sandbänken und Klippen, an denen es täglich zu scheitern drohte, hindurch retten könnte: niemals wagte sich dieser Pilot auf das hohe Meer einer kühnen Politik hinaus; er war froh, wenn er das Leben hatte. Um den ersten März war die Verwirrung in Berlin auf dem Gipfel: von Wien her drängte man zu einer Convention, welche die vier Mächte zu Garanten für die Integrität der Türkei machen wollte und Executionsmaßregeln gegen die Russen, falls sie die Donauprovinzen nicht räumen würden, androhte. Die Westmächte hatten bereits ihr Ultimatum gestellt, das den Rückzug der zarischen Truppen bis zum 30. April forderte. Am Vormittag des 2. März trat der englische Gesandte, Lord Bloomfield, mit Lord Seymour, Englands Vertreter am russischen Hof, der schon von Petersburg abberufen war und in Berlin weilte, bei dem preußischen Minister ein und forderte, indem er jene Note zugleich mit einer Depesche Lord Clarendon's präsentirte, daß der König die Sommation in Petersburg unterstütze. Manteuffel schien zu erliegen. Er erklärte dem Lord, daß er Seiner Majestät die Documente am nächsten Tage überreichen und ihm eine Depesche an den Vertreter Preußens in Petersburg, General Rochow, unterbreiten werde, worin er diese Forderung befürworten wolle; er sei nur nicht in der Lage, sich schon jetzt, bevor er den König gesprochen, über den Inhalt zu äußern, werde aber nichts versäumen und denke, daß seine Note, welche der englische Courier, der über Wien ging, gleich hatte mitnehmen sollen, ebenso rasch als dieser selbst nach Petersburg gelangen werde.

In diesem Moment höchster Noth seiner Partei langte Bismarck in Berlin an. Aus seiner Correspondenz mit dem General von Gerlach wird völlig deutlich, wer die Anregung zu der Reise gegeben hat. *Kein Anderer als er selbst.* Seit Monaten aus der Hauptstadt und dem Centrum der Geschäfte

entfernt, von dem ängstlich-eifersüchtigen Minister nur schlecht unterrichtet und auf die Briefe seiner Freunde angewiesen, hatte er mit wachsender Erregung die gefährliche Entwicklung beobachtet. Aus dieser fieberhaften Spannung sind die Berichte erwachsen, durch die er im Februar seinem Minister etwas von der Courage einzuflößen suchte, die in ihm selber lebte. Sie gehören zu dem Bedeutendsten, was seiner Feder entflossen ist; sie sind von einer bilderreichen Kraft der Sprache und einer bei aller Leidenschaft souveränen Energie und Klarheit der Gedanken, daß es sogar bei ihm fast ohne Beispiel ist. Durch Schreckbilder von dem Abfall der Kleinstaaten und ihren Hintergedanken an ein russisch-französisches Bündniß suchte er den Minister fest zu halten, aber mehr noch stachelte er ihn durch den Hinweis auf die preußische Kraft und die Ohnmacht und Hülfsbedürftigkeit Oesterreichs, dieses wurmstichigen alten Orlogsschiffes, das die schmucke und seefeste preußische Fregatte an sich koppeln wolle; von Schulden erdrückt, in Ungarn und Italien von tausend Verlegenheiten umgeben, werde es dennoch alle materiellen Vortheile für sich haben, wenn es auf der Donau im Namen Mittel-Europa's auftreten und hinter seinem kranken Staatswesen die preußischen Thaler und die deutschen Bajonette rasseln lassen würde, um seinen eigenen Zwecken zu dienen.

Mit General Gerlach war Bismarck im Januar etwas außer Verbindung gerathen, zum Theil über die katholisirenden Rundschau-Artikel von dessen Bruder Ludwig in der Kreuzzeitung, die sein in der westdeutschen Luft verschärftes protestantisches Gewissen tief verletzt hatten. Aber andere „Kammerfreunde" hatten ihm schon von den Fortschritten der „Partei der Prinzessin", die seit der Ankunft des Prinzen Manteuffel ganz umgarnt habe und mit allen Kräften gegen Rußland schüre, geschrieben und ihn aufgefordert, persönlich herbei zu eilen. Daraufhin sprach er am 3. Februar diesen Wunsch gegen Gerlach aus: man beschwöre ihn feierlich, bei dringender Landesgefahr, er solle nach Berlin kommen; „ohne Befehl von dort," fügt er als avis au lecteur hinzu, „thue ich es aber nicht und kann auch nicht, ungerufen würde ich nur schaden." „Mir ahnt mitunter," sagt er zum Schluß, „daß der Tag für das preußische Ilion nah sein mag, wo unser einem nicht viel Andres übrig bleibt, als das Landwehr-Collet anzuziehen und zu sehn, ob einem Gott den Tod eines Edelmannes beschieden hat. Sein Wille geschehe." Da die Antwort Gerlach's auf diesen Brief fehlt, läßt sich nicht sagen, ob er auf Bismarck's Anwurf eingegangen ist; ich möchte fast glauben, nein. Unterdeß aber hatte sich dieser schon eine andere Brücke, bei Manteuffel direct, gebaut, durch ein Urlaubsgesuch, das er am 6. Februar einreichte — nicht nach Berlin, sondern nach Schönhausen und nur auf einen oder zwei Tage. Als Grund konnte er eine Aufforderung seines Kreisgerichtes angeben, bei Vermeidung gewisser Rechtsnachtheile binnen vierzehn Tagen verschiedene alte, auf ländliche Verhältnisse Bezug habende, ihm ganz unbekannte Documente zu produciren: sein Hausverwalter sei nach seinem Bildungsgrade nicht im Stande, zu ermitteln, ob sich das Gesuchte unter den seit siebzig Jahren nicht geordneten Papiermassen befinde, welche er unter dem Namen „Archiv" ererbt habe[1]). Der Minister

[1]) Vergl. Poschinger, Bd. IV, S. 172.

bewilligte die Reise, aber Bismarck trat sie zunächst nicht an. Er habe sie, schreibt er ihm am 15., indem er seinen Dank ausspricht, noch aufgeschoben, weil er noch Nachrichten über das Resultat einer ohne ihn in Schönhausen angestellten Forschung erwarte, welches möglicher Weise seine Reise unnöthig mache: „Ein Aufenthalt von wenig Tagen auf einem unbewohnten Gut gehört zu den unbehaglichsten Ereignissen, besonders im Winter; man bleibt gerade lange genug, um den Kelch der Ansprüche und Beschwerden von Pächtern und Einwohnern bis zur Hefe zu leeren und die mißlichen Versuche einer aus der Uebung gekommenen Heizung zu erleben, der Vexationen höflicher und neugieriger Nachbarn nicht zu gedenken." Auch am 20. Februar war er noch immer nicht fort, obschon doch der gerichtliche Termin längst verstrichen und die Documente immer noch nicht gefunden waren. „Ich hatte den Vorsatz," schreibt er an diesem Tage an Gerlach, „auf einen Tag nach Schönhausen zu gehen, um dort ein Papier zu suchen, warte aber noch auf Bescheid, ob man es nicht ohne mich findet; vielleicht citirte man mich bei der Gelegenheit einmal wieder nach Berlin." Dies Wort hat den Anstoß zu seiner Berufung gegeben. Gerlach, der im Januar noch ziemlich ruhig und einverstanden mit den Entschlüssen des Königs und seines Ministers gewesen, war jetzt auch über die „von Pourtalès kommende Gefahr" in Unruhe gerathen: aus Wien meldete Arnim, daß Oesterreich 60 000 Mann aufstellen werde; über London hörte man, daß es von Rußland die Evacuation der Fürstenthümer fordere; und der General sah schon das Schreckbild seiner Jugend, das Continentalsystem unter dem neuen Bonaparte gegen England vor Augen. Karl von Manteuffel, der „Ackerteufel", wie er in Gerlach's Kreisen hieß, sagte ihm in der Kammer am 25. Februar, daß sein Bruder vorzüglich gegen ihn und Niebuhr erbittert wäre, wegen der Hollwegianer aber nicht abgehen würde. So bewog denn Gerlach den König dazu, den Frankfurter Freund herbei zu rufen. Noch am 25., gleich vom Charlottenburger Schloß aus, schrieb er es ihm: „Seine Majestät hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er darauf rechnete, Sie, wenn Sie nach Schönhausen gingen, einige Tage hier zu sehen." Er schilderte die Verwirrung, die Bismarck finden werde, und die sich immer mehr zur Krise gestalte, die drohende Haltung der Mächte, die Gefahr eines französischen Protectorates, das „Liebäugeln der Königlichen Brüder" mit Hollweg und Schwerin, wodurch die Rechte in der Kammer die Majorität eingebüßt habe, und die Haltlosigkeit des Premiers, der sich Pourtalès, „den Minister der Prinzeß von Preußen", als Unterstaatssecretär aufdrängen lasse. „Komm und siehe," schließt das rasch hingeworfene Schreiben; „leben Sie wohl, kommen Sie bald." Es fällt auf, daß Bismarck dennoch bis zum 2. März gezögert hat; möglicher Weise hat er es für nöthig befunden, formell noch einmal bei seinem Chef anzufragen, ob er willkommen sei. An Schönhausen fuhr er vorüber; schon am Morgen des 3. März machte er Manteuffel seine Aufwartung und stürzte sich in die volle Thätigkeit hinein. Dennoch behielt er, officiell wenigstens, die Reise auf sein Gut im Auge. Die Zeitungen meldeten am 7. übereinstimmend[1]): „Der diesseitige Bundestagsgesandte, Herr

[1]) So die „Kreuz"- und „Nationalzeitung".

von Bismarck-Schönhausen, ist vor einigen Tagen hierher berufen worden und hier eingetroffen, um in Bezug auf die neue Intention Oesterreichs, eine Reconstituirung des Bundes herbei zu führen, gehört zu werden. Herr v. Bismarck wird sich vor seiner Rückkehr nach Frankfurt auf einige Tage nach seinem Gute Schönhausen begeben." Auf der Rückreise (er fuhr um 1/28 Uhr Abends ab und war schon Nachmittags in Hannover) wird er kaum Zeit zur Einkehr gehabt haben; möglich wäre es, daß er während des Berliner Aufenthalts einmal hin und her gefahren ist. Es läßt sich nichts darüber ausmachen; auch darüber nicht, ob er das Anfangs so dringliche Actenstück noch bekommen, oder ob er es im Archiv hat ruhen lassen, nachdem es ihm die Gelegenheit der Berliner Reise vermittelt hatte. Jedenfalls aber wird man nun nicht mehr sagen können, daß gerade Friedrich Wilhelm es gewesen sei, dem an seinem Kommen so viel lag, mag er ihn auch nominell berufen und, als er einmal da war, an sich herangezogen haben. Bismarck kam nicht als der über den Parteien stehende Schiedsrichter, sondern als ein Glied der Phalanx, die Gerlach um sich und den König aufstellte, als seine Partei drauf und dran war, durch die Bethmänner überrannt zu werden[1]). Unwillkommen war der Frankfurter Gesandte dem König gewiß nicht, „in dessen allen Eindrücken weit geöffneter Brust", wie Sybel mit feiner Ironie sagt, „alle streitenden Ansichten Anklang fanden". Die kühne und stets geistvolle Art des jungen Staatsmannes war Friedrich Wilhelm IV. sympathisch, vielleicht gerade als Gegengewicht gegen die eigene Unentschlossenheit, zumal da er doch stets in dem Bewußtsein lebte, das Steuer in der Hand zu behalten; wie er es denn ja wirklich, so sehr es in seiner schwachen Hand geschwankt hat, von der Märzrevolution abgesehen, nie ganz hat fahren lassen. Er hatte übrigens, noch bevor Bismarck anlangte, die Segel schon etwas anders zu stellen versucht, eine Wendung, die zunächst Manteuffel entgelten mußte. Indem er nämlich, dem Vortrage des Ministers über die Forderung der Engländer gemäß, in die Mission nach Petersburg einwilligte, wollte er sie doch dem General Gerlach, also dem Haupte der Russenfreunde anvertrauen; und wenn dieser dem Zaren sagen sollte, er möchte die Räumung der Fürstenthümer anbieten gegen die Zusage, daß die Flotten der Westmächte den Bosporus verließen, und darauf einen Congreß in Bukarest veranstalten, so war das jedenfalls nicht im Sinne des Londoner Cabinets und wohl auch nicht recht in dem des Ministers. Dem Generaladjutanten war es freilich noch viel zu weitgehend: „Es wäre," schreibt er, „doch schon eine tiefe Demüthigung, wenn Rußland dies annähme." Nun aber setzten er und seine Freunde ihre Hebel an. Zunächst Senfft von Pilsach, der dem König auf den Kopf zusagte, daß er sich

[1]) Vergl. den Brief von Graf Albert Pourtalès an Bunsen (Nippold, Bd. III, S. 344) vom 8. März: „Mit tiefer Bekümmerniß betrachte ich die Wendung, die seit einigen Tagen eingetreten ist. Sie ist ähnlich jener in den Novembertagen 1850, und dieselben Männer, dieselben Mittel, dieselben Ziele treten jetzt wie damals hervor. Von allen Seiten und aus allen Schlupfwinkeln erscheinen die „Bassermann'schen Gestalten" der Reaction, Senfft-Pilsach, Kleist-Retzow-Krassow, Oberst Manteuffel u. s. w. Die Russen triumphiren, und Badberg ist geschäftig und frohlockend."

zum Kriege gegen Rußland fortreißen lassen würde. „Darauf," notirt Gerlach, „hat Se. Majestät sich über Manteuffel ausgelassen und davon gesprochen, ihn zu verabschieden, worauf Senfft ihm Bismarck vorgeschlagen hat" [1]). Senfft fragte, ob er mit Gerlach und Eberhard Stolberg darüber sprechen könnte, worauf der König ihn an den Generaladjutanten wies als an den, der seine innersten Herzensgedanken kenne. Gerlach erklärte die Absetzung doch für unthunlich, meinte aber, der Minister würde es sich gefallen lassen, Bismarck zu den Geschäften zuzuziehen; er meinte wohl an Stelle von Pourtalès. Dennoch rieth Senfft am 3. März dem König dringend zur Verabschiedung Manteuffel's; der König aber antwortete mit Nein, da Gerlach und Gröben (den er also auch gefragt hatte) dagegen wären.

Noch schien Alles in der Schwebe. Als Gerlach am 3. Morgens den Minister aufsuchte, sprach sich dieser einfach für die Unterzeichnung der Convention aus: er las dem General ein Promemoria Usedom's vor, das von der Ansicht ausging, Preußen dürfe sich nicht isoliren und müsse deshalb beitreten. Gerlach eilte zum König und sprach ihm, wie er schreibt, in die Seele wegen seiner Sitte, Diener zu gebrauchen, die nicht de cœur et d'âme ihm dienten. Von da in die Kammer, wo er neben Stolberg Bismarck traf und sprach. Der war auch schon bei dem Chef gewesen und hatte dort ebenfalls Usedom's Memoire zu lesen bekommen, das er sehr elend und feige nannte. Sie verabredeten die ferneren Operationen, von denen aber an dem Tage wegen des Militärjubiläums des alten Möllendorf's, Commandeurs der Gardeinfanterie, nichts ausgeführt werden konnte.

Unterdessen aber ging der König selbst vorwärts. Er nahm sich Manteuffel ganz persönlich vor, sagte ihm sehr stark seine Meinung und befahl ihm, Pourtalès fortzuschicken, weil derselbe eine andere Ansicht als die seine habe. Manteuffel wagte dagegen zu bemerken, Pourtalès würde ihm antworten: dann müsse er, der Minister, selbst gehen. Worauf der König: „Sagen Sie ihm, daß Sie mir große Dienste geleistet und ich Vieles mit Ihnen durchgemacht hätte, aber nicht so mit ihm." Gerlach, dem dies der König am 4. selbst erzählte, glaubte, Manteuffel würde daraufhin den Abschied nehmen, aber Bismarck, zu dem er ging, versicherte ihm, er dächte nicht daran. Jetzt neigte sich bereits alles auf die Seite der Partei. Der König sprach wieder von dem Reiseproject nach Petersburg: Gerlach voran, Prinz Friedrich Karl hinterher; als während des Kaffees sich Pourtalès zum Vortrage anmelden ließ, wie Gerlach muthmaßt, um ein projet de note, das die Convention ersetzen sollte, vorzulegen, ließ ihm der König hinaus sagen, er sei nicht zu sprechen; und bald darauf schalt er auf die Vereinigung im Hôtel des Princes (damals auch Bismarck's Absteigequartier) bei Usedom und tadelte seinen lieben Hinckeldey, der nichts davon gewußt haben wollte. Manteuffel, der an dem Nachmittage noch empfangen wurde, kämpfte für die Convention nur noch mit erlahmender Kraft. Gegen Gerlach war er ganz freundlich, „aber seine

[1]) Tagebuch, Bd. II, S. 116. Aufgezeichnet am 3. März, bezieht sich aber vielleicht noch auf den 2. März.

Raisonnements," meint dieser, „waren schlecht": „Durch ein modificirtes ‚Ja' blieben wir im Concert, durch ein ‚Nein' selbst mit Concessionen träten wir heraus."

Bei dieser Gelegenheit zeigte der Minister dem General ein „sehr aufgeregtes Billet" des Prinzen von Preußen über die Unterredung, die derselbe am Vormittage mit Bismarck gehabt habe; er hatte darin die Politik des Gesandten „die Politik eines Gymnasiasten" genannt. Das Wort bestätigt ganz die Angaben Bismarck's über den Zorn, in den er den Prinzen durch seine freimüthigen Erklärungen versetzt habe.

„Er habe, schreibt er, demselben, um ihn aus diesem Gedankenkreise los zu machen, vorgestellt, daß wir absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und kein Interesse an der orientalischen Frage, das einen Krieg mit Rußland oder auch nur das Opfer unserer langjährigen guten Beziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte; im Gegentheil, jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen. Wenn eigene Interessen keinesfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprächen, so würden wir den bisherigen Freund und immer währenden Nachbar, ohne daß wir provocirt wären, entweder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebesdienste Englands und Oesterreichs angreifen. Wir würden die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen, der im englischen Patronat englische Kriege zu führen hat, oder die des York'schen Corps beim Ausmarsch zum Kriege 1812, wo die damals berechtigte Furcht vor Frankreich uns zu dessen gehorsamen Bundesgenossen zwangsweise gemacht hatte. Den Prinzen verletzte mein Ausdruck, mit zorniger Röthe unterbrach er mich mit den Worten: ‚Von Vasallen und Furcht ist hier gar keine Rede.' Er brach aber die Unterredung nicht ab. Wer einmal sein Vertrauen hatte und in seiner Gnade stand, konnte ihm gegenüber sehr frei von der Leber sprechen, sogar heftig werden. Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und Bethmann-Hollweg'schen Einfluß ehrlich überlassen hatte, zu erschüttern. Gegen den Einfluß der letzteren Partei wäre ich auch bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin konnte ich nicht aufkommen."

Ob nun die Worte Bismarck's genau so gefallen sind, wie sie hier stehen, wird nach dem, was wir festgestellt, dem Zweifel unterliegen dürfen. Aber der Sinn kann nicht viel anders gewesen sein. Denn in den Briefen sowohl an Gerlach wie an Manteuffel spricht er sich genau so aus, in Wendungen, die an die von dem „Vasallenthum" ganz anklingen.

Ich will nun nicht den Verlauf der Krisis weiter ausführen und könnte es kaum, da Gerlach's Tagebuch, so ausführlich und eingeweiht er gerade in diesen Tagen ist, neben den paar gedruckten Acten, die sonst zur Verfügung stehen, gar nicht ausreichen würde; man müßte mindestens das gleiche Material, das ihm vorlag, zur Erläuterung heranziehen. Niemand war in diesen Tagen geschäftiger und mit dem König in regerem Verkehr als sein Generaladjutant, und kaum Einer stand seinem Herzen näher. Wenn auch er nur wenig später, am 23. April, in einem Rückblick auf jene Krisis bemerkt, es sei nicht klar, von wo der eigentliche Sturz der Bethmänner ausgegangen sei, so müssen wir in bescheidener Resignation eingestehen, wie schwer es für uns Nachgeborene ist, die entscheidenden Momente anzugeben; die Darstellungen, die wir besitzen, sind ganz lückenhaft und vielfach verworren.

Genug, daß die Krisis für den Moment zu Gunsten der Russenfreunde überwunden wurde. Bismarck's Antheil daran ist ohne Frage recht bedeutend

gewesen. In Frankfurt hörte er später sogar, Bloomfield schreibe ihm den Hauptantheil zu. „Zu viel Ehre", bemerkte er kurz und trocken in dem Brief, worin er dies Gerlach mittheilte. Wir finden ihn in jenen Tagen bei Manteuffel und Gerlach, bei dem russischen und dem französischen Gesandten, bei Prinz Wilhelm und dem König, wo ihn der Generaladjutant am 4. Nachmittags traf. Viel mehr als diese Daten können wir aber darüber kaum angeben. Am 13. März erwähnt Gerlach seine Mitwirkung gelegentlich der Vorlage für die Kammer zur Bewilligung einer Anleihe von 30 Millionen, die Manteuffel, der sich deshalb mit Harkort und Schwerin in Verbindung gesetzt hatte, dem König unterbreitet hatte. Dieser verwarf den ungeschickten Entwurf, bis Bismarck ihn umredigirte. „Mir kam er," schreibt Gerlach, „auch in dieser Umarbeitung lang und schleppend vor, der König fand ihn aber, da er von Bismarck war, vortrefflich."

Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich in diesen Wochen verhältnißmäßig fest. Als Gerlach am 9. März gegen ihn meinte, daß ihn der Nichtbeitritt zur Convention doch wohl gereue, nahm er es ihm fast übel; er glaubte jetzt, wo er Alles selbst in die Hand genommen und nach allen Seiten Specialgesandte mit eigenhändigen Briefen ausschickte, endlich auf dem rechten Wege zu sein. Aber die Gegner hatten die Partie noch nicht aufgegeben. Manteuffel blieb nach wie vor von „Zuträgern", wie Gerlach unwillig bemerkt, umgeben; Bismarck glaubte, er ginge noch immer darauf aus, Preußen in die Allianz der Westmächte zu bringen. Offenbar hielt der Minister, und ebenso der König, die Verbindung nach beiden Seiten offen, und die Russenfreunde konnten froh sein, wenn zu den heiklen Missionen an die Ostmächte ihre Leute gewählt wurden, so nach Rußland, statt Gerlach's, der gerne zurück blieb, General von Lindheim, der Commandeur vom 6. Corps, und Edwin Manteuffel, der „Flügelteufel", an den Kaiser von Oesterreich. Zu Letzterem sagte der Minister, dem es gar nicht lieb war, daß der Vetter aus seiner Düsseldorfer Garnison herbeigerufen war, bei seiner Abreise am 13. März, man müsse es aufgeben, Oesterreich von den Westmächten zu trennen. Der Brief des Königs an Franz Josef, den sein Flügeladjutant in München, wo der Kaiser bei seiner jungen Braut und ihren Verwandten eingetroffen war, zu überreichen hatte, wollte das aber gerade bezwecken durch das Project einer Allianz, die auch die Kleinstaaten einschlösse, mit gegenseitiger Ländergarantie und freier Action — ein Manöver, dem auch Bismarck zustimmte[1]), dessen Gefährlichkeit er aber sicherlich niemals verkannt hat.

Kaum war Letzterer abgereist, so wurden seine Freunde bei Hofe von ganz anderer Seite her in Schrecken gesetzt: der König erkrankte plötzlich und nicht unbedenklich. Eine Wunde mit Geschwulst unter dem Auge, die man Anfangs wenig beachtete, entwickelte sich rasch und unter heftigem Fieber zur Rose. Die Vorträge wurden abgesagt; als Gerlach am 24. März Abends Depeschen vorlas, schlief der König darüber ein. „Ich saß wohl eine halbe Stunde an seinem Bett", schreibt der General, „und überlegte mir, wie scheinbar zur un-

[1]) Vergl. seine Briefe an Gerlach vom 29. März, 7. und 9. April.

passendsten Zeit der König erkrankt sei." „Man denke sich," fügt er weiter hinzu, „den Tod des Königs!" In der That können wir die Angst des Adjutanten begreifen. Die Nachfolge des Prinzen von Preußen in diesem Moment, das wäre die liberale Aera beim Ausbruch des Krimkrieges geworden! Und gerade jetzt machte Oesterreich einen neuen Anlauf, um Preußen hinter sich her zu ziehen. Ende März kam der Feldmarschallieutenant Heß mit der Antwort seines Kaisers nach Berlin, um die „Defensiv-Allianz", die Friedrich Wilhelm vorgeschlagen hatte, im Sinne der Wiener Politik perfect zu machen. Der König hatte bei dem Bündniß an die Frontstellung nach Westen, gegen den „Tigersprung der Revolution", der von Paris her dem „teutschen" Wesen drohe, gedacht: die Diplomaten der Hofburg suchten ihr die Tendenz gegen Nicolaus und die Besetzung der Donaufürstenthümer zu geben. Gerlach's Tagebuch gibt über die Verhandlungen, die zu dem viel berufenen Bündniß vom 20. April führten, überaus reiche Mittheilungen, die Alles hinter sich lassen, was aus den Acten bisher sichtbar wurde, und die Situation sehr viel klarer beleuchten als die über die Märzkrisis, da der General jetzt als Unterhändler direct betheiligt war. Dennoch gelang es ihm nicht, Manteuffel und den König von der gefürchteten Verbindung fern zu halten; die Angst, allein zu bleiben, und die Hoffnung, durch den verstärkten Druck den Zaren nachgiebig zu machen und die Westmächte aufhalten zu können, trieben sie in die Arme Oesterreichs hinein. Vergebens suchte Bismarck in stürmischen Briefen an Gerlach und an seinen Chef den Aengstlichen Muth einzureden und vor dieser „Bedientenpolitik" zu warnen. Ob man denn wirklich glaube, daß Oesterreich ernstlich daran gehen werde, entweder ohne unsere Hülfe, sogar ohne vor unserm Angriff sicher zu sein, einen Krieg auf Tod und Leben mit Rußland entweder allein zu führen oder sich 200 000 Franzosen in den Pelz zu setzen und sich von diesen retten zu lassen wie 49 von den Russen? „Es ist das eine Eventualität, die ich gar nicht in die Berechnung aufnehmen würde. Nur Muth, der Tobak raucht sich gut," steht auf dem Uckermärker Kanaster! Oesterreich merkt längst, daß wir uns vor seinem Rückfall in eine Wiener Rheinbunds-Politik fürchten, und benutzt diesen Popanz, um uns zu seinem Willen zu bringen." Der Minister, der sich in den kritischen Tagen, vor Ostern, nach Bismarck's Ausdruck durch eine Reise auf sein Gut Drahnsdorf in der Niederlausitz zu „effaciren" wußte, bekam nach dem Fest Alles in seine Hand, da von den andern Unterhändlern Alvensleben fortreiste, Gerlach durch eine schwere Erkrankung seiner Frau verhindert war und General Gröben's täppische Vertrauensseligkeit Alles wunderschön fand, was Heß und Manteuffel unter sich abmachten.

So ward das Bündniß vom 20. April, das Preußen zum Beistande Oesterreichs gegen Rußland, falls dieses die Fürstenthümer nicht räumen wolle, in gewisser Weise verpflichtete, zu einem entschiedenen Siege der liberalen Partei. Aber auch sie sollte desselben nicht froh werden. Denn kaum hatte der König sich gefügt, so erwachten bei ihm schon wieder Reue und Reaction. Gerlach bemerkte schon nach wenigen Tagen frohlockend, daß Se. Majestät sammt Gröben und Manteuffel wieder die Köpfe hängen ließen. Gegen ihn that Friedrich

Wilhelm, als er am 22. April wieder zum ersten Male seit dem Charfreitage zum Vortrage in Charlottenburg erschien, noch sehr hoch. Als Gerlach den Vertrag eine verlorene Bataille nannte, nach der man aber die geschlagenen Truppen zum neuen Angriff sammeln müsse, nahm er ihm dies freie Wort wieder sehr übel und entgegnete gleich, er aber halte ihn für einen Sieg. Jedoch im Grunde des Herzens war ihm der neue Weg, auf dem ihn die Actionspartei sogleich weiter vor zu schieben versuchte, viel weniger geheuer. Da war es der Oberstkämmerer, Feldmarschall Dohna, Scharnhorst's Schwiegersohn, der nach Gerlach's Schilderung das Hauptverdienst an der Katastrophe gewann, von der die „Partei der Prinzessin" jetzt, wo sie den Sieg fast in den Händen zu haben glaubte, getroffen wurde. Den Anstoß gab wohl der letzte Bericht Bunsen's, in dem er, wie Gerlach es nennt, zu offenem Ungehorsam übergegangen war und den Abschied gefordert hatte. Gleich am 22. April ward über den rebellischen Gesandten „Gericht gehalten", und der König bewilligte seine Abberufung. Am folgenden Morgen, einem Sonntag, that es ihm zwar schon wieder leid, den Jugendfreund so arg kränken zu müssen; er versagte die Unterzeichnung, nachdem ihn sein Bruder bewogen hatte, zunächst das Urtheil Alvensleben's einzuholen. Am Montag Abend war dessen Gutachten, zu dem ihm die Depeschen Bunsen's vorgelegen hatten, fertig, und nun unterschrieb am 25. Morgens der König gleich Beides, die Abberufungsordre für Bunsen und die der Ernennung Bernstoff's als seines Nachfolgers, ohne daß sein Bruder Gelegenheit bekommen hätte, das Gutachten Alvensleben's zu lesen oder auch nur ihn selbst zu sprechen. Prinz Wilhelm war außer sich und verbarg dies so wenig gegen den König, dem er zwei scharf gehaltene Briefe darüber geschrieben hat, als gegen Dohna und Alvensleben, die ihn beruhigen mußten, während Gerlach seinerseits den König festzuhalten suchte. Kaum war dieser Stein aus dem Wege geräumt, so ging der alte Feldmarschall gegen den besonderen Freund des Prinzen Wilhelm, den Kriegsminister v. Bonin los. Schon am 27. sprach er sich darüber zum König aus, welcher übrigens, wenn wir Gerlach glauben dürfen, selbst von dem liberalen General los zu kommen wünschte, der sich in der Kammer durch die Bemerkung, ein Bündniß mit Rußland sei so wenig denkbar, wie es nach den Gesetzen von Athen der Vatermord gewesen sei, allerdings arg genug compromittirt und fast lächerlich gemacht hatte. Am 3. Mai durfte Wrangel auf der Parade schon zum König sagen, Bonin verdürbe ihm die ganze Armee. Dann rückte Dohna mit dem Vorschlage heraus, dem Kriegsminister die Division Thümen's in Neisse zu geben, und diesen an Stelle Waldersee's, der das Ministerium haben sollte, nach Frankfurt zu schicken. Der König sagte zu Allem Ja und wies Dohna an den Premier. Dieser, kraftlos wie immer, wenn ihn der königliche Wille deckte, war sogleich bereit, die Cabinetsordre zu contrasigniren, und machte nur auf den Widerstand seitens des Prinzen von Preußen aufmerksam. „Der Sieg ist mir zu leicht erfochten," notirt Gerlach, „als daß ich glauben sollte, er sei vollständig." Aber er war es. Der Schlag wurde für die Wochenblattspartei viel härter als der von Anfang März. Vor Allem, da Prinz Wilhelm sich dadurch auf das Stärkste verletzt fühlte.

Es kam, wie man weiß, zu einem wahren Bruch zwischen den königlichen Brüdern. Am 4. Mai kündigte der König dem Minister persönlich sein Schicksal an, unmittelbar vor dem Diner, zu dem er ihn befohlen hatte. „Ich habe das Eis gebrochen," schrieb er an Dohna, „und Bonin gesagt, ich wollte ihn wieder in die Armee versetzen." Am 5. wurde die Cabinetsordre unterzeichnet; noch am selben Abend brachte sie die „Kreuzzeitung", am nächsten Tage stand sie bereits — denn Dohna und seine Freunde mußten rasch das heiße Eisen schmieden — im „Staatsanzeiger," und am 8. lasen die erstaunten Berliner in ihren Zeitungen, daß Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen sich auf vier Wochen nach Baden-Baden begeben habe, wo seine Gemahlin bereits seit dem 3. Mai war, um dort bis zum Tage der silbernen Hochzeit im Kreise seiner Familie zu weilen. Bonin aber erhielt als besonderes Zeichen der Königlichen Huld die Büste Sr. Majestät.

Dies war die Lage, in der Bismarck's abermalige Berufung nach Berlin erfolgte. Wie sie zu Stande kam, können wir uns wieder, sehr im Gegensatz zu seinen „Erinnerungen", aus seiner Correspondenz mit Leopold von Gerlach klar machen. Diesmal war es der Generaladjutant, der den Gedanken zuerst faßte, am 2. Mai, als Edwin Manteuffel von seiner langen Mission aus Wien zurückgekehrt war und die dortige Lage ungemein ernst geschildert hatte: Buol suche Preußen zu einer Allianz mit den Westmächten zu treiben, und seine Politik sei, Rußland damit zu intimidiren. Flügelteufel rieth, eine Art Conferenz in Wien zu versammeln und Alvensleben hinzuschicken. „Ich möchte," fügt Gerlach bei, „Bismarck herholen." Am Nachmittag, auf dem Wege nach Charlottenburg, wohin er mit schwerem Herzen fuhr, überlegte sich der General, was er dem Könige sagen wollte; er wollte ihm vorschlagen, Bismarck kommen zu lassen, was er damit, daß jetzt die Verhandlungen über das Bündniß am Bundestage begannen, zu motiviren gedachte[1]), Edwin Manteuffel zunächst in Berlin zu behalten und Alvensleben nach Wien zu senden mit dem Vorschlage einer großen Allianz, welche beide Vormächte mit dem deutschen Bunde in gegenseitiger Garantie ihrer Länder zusammen schließen sollte. Letzteres war die Idee Alvensleben's, der am Tage vorher gemeint hatte, man hätte dies schon 1851 auf den Dresdener Conferenzen, wo er die Regierung vertreten hatte, erlangen können. Auf dieser Fahrt gelangte aber der General gar nicht bis zum Schloß, da er unterwegs sein Depeschen-Packet verlor und daher umkehren mußte; es wurde zum Glück von einem Charlottenburger Bürger aufgefunden und ihm dann ausgehändigt. So kam er erst am nächsten Morgen dazu, seine Anträge anzubringen; sie wurden ihm nach nur halbstündigem Vortrage sämmtlich bewilligt. An dem Minister war er diesmal ganz vorbeigegangen; erst als er heimgekehrt war, unterrichtete er ihn von dem, was er soeben durchgesetzt hatte; gleichzeitig schrieb er an seinen Vetter und an Bismarck. Es war eine harte Zumuthung, die damit dem Ministerpräsidenten gestellt wurde, und Edwin, der gleich

[1]) Uebrigens war er darauf geführt durch Bismarck's Brief vom 28. 29. April, wo dieser, vielleicht nicht ohne Absicht, darauf hinweist: „Wie ich höre, hat man die Absicht, das ‚Bündniß' selbst der Bundesversammlung zur Annahme vorzulegen ꝛc." (S. 148).

herbei kam und selbst gegen die Berufung des Bundestagsgesandten war, fragte den General, ob er darauf gefaßt sei, daß dann sein Vetter abginge? Gerlach erwiderte gereizt, ihm sei es jetzt einerlei, er könne das undankbare Geschäft, Manteuffel zu halten, nicht mehr durchführen, nachdem er von ihm mit dem Vertrage vom 20. April so hintergangen sei. Als er dann aber am nächsten Tage zu dem Premier kam und über Bismarck und Bonin sprach, sagte der Gute nichts weiter als, Bismarck's Ankunft würde viel Gerede machen. „Hätte ich die Sache aufgenommen," setzt Gerlach freilich hinzu, „und mich mit ihm über Bismarck eingelassen, so würde das sicher weit geführt haben." Im Uebrigen kam Manteuffel dem Befehl einfach nach und entschädigte sich nur dadurch, daß er ihn an seinen Gesandten in etwas pikirtem Tone weiter gab. Am 5. Mai, vierundzwanzig Stunden später als der Brief Gerlach's, kam der des Ministers in Bismarck's Hände, und am nächsten Tage war dieser schon wieder auf der Fahrt zur Hauptstadt. Hier reiste ihm nicht nur der Prinz von Preußen, sondern auch der Minister aus dem Wege, der sich für einige Tage wieder nach Drahnsdorf „effacirte". So behielten die Freunde allein das Feld. Am 8. und 9. Mai waren sie, Alvensleben, Edwin und Bismarck bei Gerlach zusammen, um die Lage zu berathen. Es kam darauf an, dem Vertrage vom 20. April eine Wendung zu geben, die durch die Betonung der Reciprocität in der Räumungsfrage die Gefahr für Preußen, in den Krieg verwickelt zu werden, beseitigte, oder auch ihn in der Richtung, die Alvensleben gerathen hatte, zu entwickeln. „Wir überlegten Alles," schreibt Gerlach, „auf das Genaueste, wie der Vertrag aufzufassen — was wird aber das Ende sein?"

Bismarck hat in seinen Memoiren auch dieser Maientage gedacht, eben im Anschluß an den Brief Manteuffel's vom 3. Mai, den er mittheilt (I, 97). Er habe, so erzählt er, damals dem Könige vorgeschlagen, diese Gelegenheit zu benutzen,

„um uns und die preußische Politik aus der secundären und, wie mir schien, unwürdigen Lage heraus zu heben und eine Stellung einzunehmen, welche uns die Sympathie und die Leitung der deutschen Staaten gewonnen hätte, die mit uns und durch uns in unabhängiger Neutralität zu verbleiben wünschten. Ich hielt dies für erreichbar, wenn wir, sobald Oesterreich die Truppenaufstellung verlangte, freundlich und bereitwillig darauf eingingen, aber die Aufstellung der 66 000 und factisch mehr Mann nicht bei Lissa, sondern in Oberschlesien machten, so daß unsere Truppen in der Lage seien, die russische oder die österreichische Grenze mit gleicher Leichtigkeit zu überschreiten, namentlich wenn wir uns nicht genirten, die Ziffer 100 000 uneingestanden zu überschreiten. Mit 200 000 Mann würde Se. Majestät in diesem Augenblick Herr der gesammten europäischen Situation werden, den Frieden dictiren und in Deutschland eine Preußens würdige Stellung gewinnen können. Frankreich war nicht im Stande, neben der Leistung, mit der es in der Krim beschäftigt war, bedrohlich an unserer Westgrenze aufzutreten. Oesterreich hatte seine disponiblen Kräfte in Ostgalizien stehen, wo sie von Krankheiten mehr Verluste erlitten als auf den Schlachtfeldern. Sie waren festgenagelt durch die, auf dem Papier wenigstens, 200 000 Mann starke russische Armee in Polen, deren Marsch nach der Krim die dortige Situation entschieden haben würde, wenn die österreichische Grenzaufstellung ihn hätte zulässig erscheinen lassen."

Man braucht diese Sätze nur zu lesen, um die Unhaltbarkeit ihres Inhaltes einzusehen. Der Feldzug in der Krim begann im Herbst; im Mai

ſtanden die Corps, welche Oeſterreich mobiliſirt hatte, im Banat und in Siebenbürgen. Das Bündniß vom 20. April hatte in der Militärconvention, die ihm angehängt war, allerdings noch die Bildung einer zweiten öſterreichiſchen Armee von 100 000 Mann in Ausſicht genommen, welche in Galizien zuſammengezogen werden und innige Fühlung mit den preußiſchen Corps nehmen ſollte, die in der Stärke von 100 000, bezw. 200 000 Mann und zu einem Drittel in Oſtpreußen, zu zweien zu Poſen oder Breslau Aufſtellung nehmen ſollten. Aber erſt am 15. Mai verfügte Kaiſer Franz Joſef die Aushebung von 95 000 Rekruten, ſo daß auch damit eine Auffaſſung nicht gerechtfertigt werden kann[1]), welche wie bei dem Bericht über das Geſpräch mit Prinz Wilhelm die Situation vom Herbſt oder eine noch ſpätere in den Frühling des Jahres zurückverlegt.

Noch an einer anderen Stelle gibt Bismarck einen Bericht, der ſich auf dieſe Tage beziehen könnte; S. 146 erzählt er Folgendes:

„Im Winter 1853 zu 1854 ließ mich der König wiederholt kommen und hielt mich oft lang feſt; ich verfiel dadurch äußerlich in die Kategorie der Streber, die am Sturze Manteuffel's arbeiteten, den Prinzen von Preußen gegen ſeinen Bruder einzunehmen, für ſich Stellen oder wenigſtens Aufträge heraus zu ſchlagen ſuchten, und dann und wann von dem Könige als Rivalen Manteuffel's cum spe succedendi behandelt wurden. Nachdem ich mehrmals von dem Könige gegen Manteuffel in der Weiſe ausgeſpielt worden war, daß ich Gegenentwürfe von Depeſchen zu machen hatte, bat ich Gerlach, den ich in einem kleinen Vorzimmer neben dem Cabinet des Königs in dem längs der Spree hinlaufenden Flügel des Schloſſes fand, mir die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankfurt zu erwirken. Gerlach trat in das Cabinet und ſprach, der König rief: ‚Er ſoll in des Teufels Namen warten, bis ich ihm befehle, abzureiſen!' Als Gerlach heraus kam, ſagte ich lachend, ich hätte den Beſcheid ſchon. Ich blieb alſo noch eine Zeit lang in Berlin. Als es endlich zur Abreiſe kam, hinterließ ich den Entwurf eines eigenhändigen, von dem König an den Kaiſer Franz Joſef zu richtenden Schreibens, den ich auf Befehl Sr. Majeſtät ausgearbeitet, und den Manteuffel dem Könige vorzulegen übernommen hatte, nachdem er ſich mit mir über den Inhalt verſtändigt haben würde."

Der Schwerpunkt, ſo wird weiter ausgeführt, habe in dem Schlußſatz gelegen, der dann im Auswärtigen Amt im Concept verändert und der öſterreichiſchen Politik näher gerückt worden ſei.

Wie wir bemerkten, hatte im März Edwin Manteuffel einen Brief des Königs vom 14. d. M. an Kaiſer Franz Joſef zu übergeben, der ihm gleich nach ſeiner Abreiſe nachgeſandt wurde. Er iſt zum Theil gedruckt und trägt ſo ſehr das Gepräge der königlichen Hand, daß ſchon deshalb eine Betheiligung Bismarck's an ſeiner Abfaſſung ausgeſchloſſen iſt. Auch würde ja das, was er über die Abfaſſungszeit ſagt, und worin die Pointe der Erzählung ſteckt, zu jenem Datum nicht paſſen. Auch im Mai hat Friedrich Wilhelm einen Brief an den Kaiſer gerichtet, über deſſen Entſtehung Gerlach uns genaue Auskunft gibt. Der Entwurf desſelben war, wie er am 11. bemerkt, ganz von des Königs Hand. Am 12. Morgens las dieſer ihn ſeinem Generaladjutanten, der ihm ſeine Beſorgniß um den Inhalt nicht verhehlt hatte, vor, und Gerlach erklärte ſich völlig einverſtanden. Zur Mittagstafel

[1]) Bismarck ſchreibt darüber erſt nach ſeiner Rückkehr nach Frankfurt an Gerlach, 19. Mai, S. 151.

kam mit Alvensleben und Otto Manteuffel, der von Drahnsdorf zurückgekehrt und mit Gerlach eine Art Versöhnung gefeiert hatte, auch Bismarck nach Potsdam heraus. „Alvensleben und Manteuffel," schreibt Gerlach, „machten schon vor der Tafel Alles ab, so daß Aussicht ist, um 5 Uhr fort zu kommen" — Worte, die, wie man sieht, selbst unmittelbar, wohl schon vor dem Essen niedergeschrieben worden sind. Man wird annehmen dürfen, daß der Minister und Alvensleben vor Allem jenen Brief durchgenommen haben, so daß also Bismarck nicht mit hinzugezogen wäre. Alvensleben beanstandete eine Stelle, worin der Kaiser mit seinen Ministern in Gegensatz gebracht wurde, und die der König noch durch ein Postscriptum milderte. Er reiste dann sehr bald weg, mehrere Tage bevor Bismarck nach Frankfurt zurückkehrte. Hiernach scheint es also, daß auch dieser Brief an der citirten Stelle Bismarck nicht vorgeschwebt haben kann. Besser würde, besonders dem Inhalt nach stimmen, was wir über ein drittes Schreiben des Königs an seinen Bruder von Oesterreich wissen. Er entwarf es am 6. August unmittelbar nach einem Brief an den Zaren, an dem Bismarck's Mitarbeiterschaft bezeugt ist. Gerlach berichtet darüber unter dem 7. d. M.: „Und nun kam noch das Beste; Se. Majestät schrieben einen sehr guten Brief an den Kaiser von Oesterreich, so daß Edwin Manteuffel, der mit der Absicht in das Cabinet Sr. Majestät trat, die Absendung des russischen Briefes ganz zu verhindern, sich, nachdem er das Postscript gelesen, und besonders wegen des Briefes an den Kaiser von Oesterreich mit Allem ganz einig erklärte, zu des alten Dohna Verwunderung, der auf so etwas sehr aufpaßt." Er hatte Franz Josef darin an sein Versprechen erinnert, bei einem Einmarsch in die Donaufürstenthümer jedenfalls am Pruth Halt machen zu wollen, und gesagt, daß Preußen den Zusatzartikel des Vertrages vom 20. April, in dem eben das Leitseil, das Heß der Berliner Politik um den Hals geworfen hatte, lag, jetzt für erledigt ansähe. Das würde also ganz der Auffassung Bismarck's entsprechen, und insofern könnte er der Rathgeber des Königs bei diesem Briefe gewesen sein, der Gerlach ganz überraschte; aber da er am 5. August bereits wieder nach Frankfurt abreiste, so kommt auch diesmal, von Anderem abgesehen, die Pointe nicht heraus.

Bismarck erzählt wiederholt, daß er vom König oft mit der Ausarbeitung oder der Revision von diplomatischen Entwürfen, sei es im Einverständniß oder im Widerspruch mit dem Ministerpräsidenten, beauftragt worden sei. Und hierfür haben wir mehr als ein Beispiel, darunter das erwähnte Schreiben an den Zaren aus der ersten Augustwoche, in dem der König seinen Schwager erst wegen seines Entschlusses, die Fürstenthümer zu räumen, pries, ihm dann aber sagte, daß man einen Angriff auf Oesterreich nicht leiden würde. Den Entwurf dazu arbeitete er selbst aus. Dann nahmen ihn Gerlach, Bismarck und Edwin Manteuffel am 4. August vor und setzten eine Reihe von Aenderungen durch, die den Inhalt weniger bedenklich machten. Nachdem dann am 7. noch einige Amendements Gerlach's angenommen, das eine auch noch durch den König selbst verbessert worden war, ging das bedenkliche Schreiben mit dem russischen Courier ab; dem Ministerpräsidenten, der wieder auf Urlaub in Drahnsdorf war, ward eine Abschrift zugesandt.

Daß Bismarck diesen Brief etwa im Sinn gehabt hat, kann man auch schwerlich annehmen. Und so können wir also nichts darüber sagen, was ihm bei jener Erzählung vorgeschwebt haben mag. Jedenfalls ist sie so, wie sie lautet, verwischt und historisch unbrauchbar.

Bismarck erscheint im Tagebuch und in der Correspondenz mit dem General von Gerlach zu jener Zeit durchweg als sein intimer Freund und Bundesgenosse. Seine Erinnerungen haben jedoch einen wesentlich anderen Ton; sie zeigen ihn in einer besondern Stellung zum König und in einem gewissen Gegensatz zur Camarilla, von der er neben Gerlach und Niebuhr den Militärbevollmächtigten in St. Petersburg, Grafen Münster, namhaft macht, der im Tagebuch und der Correspondenz selten genannt wird: Diese seien nicht geneigt gewesen, den Einfluß auf den König mit ihm zu theilen, und hätten geglaubt, sich mit ihm im täglichen Zusammenleben nicht so gut wie in der Entfernung zu vertragen (S. 145). Seine Haltung in der conservativen Fraction, wo er den Doctrinarismus Ludwig Gerlach's und Stahl's bekämpft und als Bundestagsgesandter eine maßgebendere Rolle habe spielen wollen, als sie ihm zugestanden, hätte störend in die Pläne eingegriffen, die der König mit ihm gehabt oder zu haben behauptet hätte. Sie hätten daher, als Se. Majestät zu Anfang des Jahres 1854 das Ziel, ihn zum Minister zu machen, fester ins Auge gefaßt, zusammen mit Otto von Manteuffel dagegen gearbeitet. Zu Anfang des Jahres, im Januar, bevor seit der Ankunft des Prinzen von Preußen die Wochenblattspartei das Herz des Königs gewonnen hatte, kann, wie ein Blick in das Tagebuch Gerlach's zeigt, Friedrich Wilhelm diesen Gedanken gar nicht gehegt haben; kaum jemals waren er und Gerlach selbst mit Manteuffel einverstandener gewesen. Es kann sich lediglich um den Moment im März handeln, wo ja in der That, wie wir sahen, von der Ministerschaft des Frankfurter Bundestagsgesandten ernstlich die Rede war. Aber das Tagebuch Gerlach's führte uns hier schon zu einer ganz andern Auffassung: nicht der König, sondern Senfft von Pilsach war es, der damals die Ersetzung Manteuffel's durch Bismarck vorschlug. Es geschah gerade vom Standpunkt der extremen Russenfreundschaft aus, und wenn Gerlach widersprach, so that er das, weil er zu einer so schroffen Maßregel doch nicht die Hand bieten mochte; „Senfft warf mir vor," so schreibt er am 4. März, „daß ich von Manteuffel's Verabschiedung abgerathen hätte, er nannte mich wie Ludwig im letzten Moment thatenscheu. Aber ich habe bei einem schwachen Körper nicht den Muth, eine Amputation vornehmen zu lassen. Wer steht dafür, daß dann das Ausgespieene nicht wieder gefressen wird?" Der König fiel ihm zu, und am 6. März konnte er Senfft mit seinem Drängen auf die Absetzung Manteuffel's, wie er schreibt, verhöhnen.

Ueberhaupt aber ist Bismarck's Verhältniß zum König und zur Camarilla in den „Erinnerungen" verzeichnet. Denn sonst hätte Gerlach, wenn nicht in den Briefen, so doch sicherlich in seinem Tagebuch, dem er seine geheimsten Gedanken mit einer oft rührenden Naivetät anvertraut hat, jenen Gefühlen einmal irgend wie Ausdruck gegeben. Er war, wie mir scheint, viel zu vornehm gesinnt, um persönliche Rancune gegen den jungen Staatsmann zu üben, den

er selbst nach Frankfurt gebracht und in der Zeit, da ihre Wege sich schieden, als seinen Mann, seinen Zögling, seinen alten Freund und Protégé bezeichnet hat[1]). Und ebenso lassen es die Freundschaftsversicherungen, die Bismarck mit dem General austauschte, mag man bei Briefen auch noch soviel abziehen dürfen, kaum zu, Differenzen dieser Art zwischen beiden anzunehmen. Man lese seinen Brief vom 20. Januar 1854 über die Meinungsverschiedenheit in Betreff der Rundschau-Artikel Ludwig Gerlach's: „Ihr Brief vom 16., den ich gestern erhielt, hat mich recht traurig gemacht, obschon ich in Dankbarkeit einen Beweis Ihrer Liebe darin sehe, daß Sie mir ihn überhaupt geschrieben haben und die Eindrücke, die er wiedergibt, mir nicht vorenthielten. Ich kann, um mit Freudigkeit dem Könige zu dienen, das Bewußtsein eines innigen und vertrauensvollen Zusammenhanges mit Denen nicht entbehren, deren Kampfgenosse ich nicht nur in bösen Zeiten war, die mir, abgesehen davon und außerhalb der politischen Bühne persönlich theuer sind, und von denen mich wohl eine Differenz über die Richtigkeit der Mittel in concreten Fällen, aber niemals ein Zwiespalt über die gemeinsamen Grundlagen und Ziele des Handelns trennen kann." Oder den vom 3. Februar, dem „Tage Santo Diavolo", wie Bismarck datirt[2]), der mit den Worten schließt: Leben Sie von Herzen wohl. Zweifeln Sie the stars are fire u. s. w. (vergl. Hamlet an Ophelia), aber zweifeln Sie nicht an meiner aufrichtigen Liebe." „Lassen Sie sich nur nicht gegen mich Mißtrauen beibringen," schreibt er ein ander Mal; „gegen den König und Sie bin ich à toute épreuve ehrlich." In keine der von uns besprochenen Situationen paßt das Verhältniß, wie er es von sich zum König und zur Camarilla schildert, hinein. Nicht Friedrich Wilhelm veranlaßte, wie wir sahen, seine Berufungen, sondern er selbst oder Gerlach; und die Territion, die sie damit ausüben wollten, galt ebensosehr dem König selbst, wie dem leitenden Minister; Friedrich Wilhelm ließ sich auch darin, wie überall, mehr schieben, als daß er geschoben hätte.

Wie sehr sich die Bilder der Erinnerung in dem Buche des großen Staatsmannes verschoben und getrübt haben, zeigt uns ganz besonders die Erzählung von seiner Reise nach Putbus, mit der er die Epoche des Krimkrieges abschließt. Er knüpft sie an die Geschichte von dem Brief an den Kaiser von Oesterreich. Sie lautet wie folgt:

„Um eine ernstere, in den Verlauf der Dinge eingreifende Frage der Redaction handelte es sich im August 1854. Der König befand sich in Rügen; ich war auf dem Wege von Frankfurt nach Reinfeld, wo meine Frau krank lag, als am 29. August in Stettin ein höherer Postbeamter, der angewiesen war, auf mich zu fahnden, mir eine Einladung des Königs nach Putbus ausrichtete. Ich hätte mich gern gedrückt, der Postbeamte aber begriff nicht, wie ein Mann von altem preußischen Schlage sich einer solchen Aufforderung entziehen wollte. Ich ging nach Rügen, nicht ohne Sorge vor neuen Zumuthungen, Minister zu werden und dadurch in unhaltbare Beziehungen zum Könige zu gerathen. Der König empfing mich am 30. August gnädig und setzte mich von einer vorliegenden Meinungsverschiedenheit über die durch den Rückzug der Russen aus den Donaufürstenthümern entstandene Situation in Kenntniß. Es handelte sich um

[1]) 1859 und 1860 (Tagebuch, Bd. II, S. 704, 719). Auch hat Gerlach gegen Bismarck niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er für die Erhaltung Manteuffels sei.

[2]) Fra Diavolo war ein Spitzname, mit dem er seinen Minister Manteuffel beehrte.

die Depesche des Grafen Buol vom 10. August und einen von Manteuffel vorgelegten Entwurf einer Antwort, den der König zu österreichisch fand. Auf Befehl machte ich einen anderen Entwurf, der von Sr. Majestät genehmigt und nach Berlin geschickt wurde, um im Widerspruch mit dem leitenden Minister zunächst an den Grafen Arnim in Wien gesandt und dann den deutschen Regierungen mitgetheilt zu werden. Die durch Annahme meines Entwurfs bekundete Stimmung des Königs zeigte sich auch in dem Empfang des Grafen Beuckendorf, der mit Briefen und mündlichen Aufträgen in Putbus eintraf, und den ich mit der Nachricht hatte empfangen können, daß die Engländer und Franzosen in der Krim gelandet seien. ‚Freut mich,' erwiderte er, ‚da sind wir sehr stark.' Es wurde russische Strömung. Ich glaubte, politisch meine Schuldigkeit gethan zu haben, hatte schlechte Nachrichten von meiner Frau und bat um die Erlaubniß abzureisen. Sie wurde mir indirect dadurch verweigert, daß ich auf das Gefolge übertragen wurde, ein hoher Gunstbeweis. Gerlach warnte mich, ihn nicht zu überschätzen. ‚Bilden Sie sich nur nicht ein,' sagte er, ‚daß Sie politisch geschickter gewesen sind als wir. Sie sind augenblicklich in Gunst, und der König schenkt Ihnen diese Depesche, wie er einer Dame ein Bouquet schenken würde.'

Wie wahr das war, erfuhr ich sofort, aber in vollem Umfange erst später nach und nach. Als ich darauf bestand, abzureisen und in der That am 1. September abreiste, erfolgte eine ernste Ungnade des Königs; mir wäre meine Häuslichkeit doch mehr werth als das ganze Reich, hatte er zu Gerlach gesagt. Aber wie tief die Verstimmung gegangen war, wurde mir erst während und nach meiner Pariser Reise klar. Mein beifällig aufgenommener Depeschen-Entwurf wurde telegraphisch angehalten und dann geändert."

Nach dem, was wir über die früheren Reisen wissen, muß es uns äußerst Wunder nehmen, daß Bismarck im August das königliche Hoflager so ängstlich gemieden haben soll, wohin es ihn früher so sehr gedrängt hatte, und wo auch jetzt wieder Fragen von größter Wichtigkeit, und die ihn leidenschaftlich erregten, zur Verhandlung standen[1]). Seine Unruhe mußte gerade damals noch vermehrt werden durch einen Brief Niebuhr's aus Putbus vom 22. August[2]), worin der Cabinetsrath in seiner salbungsvollen Manier, sonst aber in Bismarck's Sinn über die fortgesetzte Theilnahme Preußens an den Wiener Conferenzen Klage führte und mit unverkennbarer Anspielung auf den König als ihren wahren Grund die kindische Furcht bezeichnete, „aus dem Concert européen hinaus gedrängt zu werden" und „die Stellung als Großmacht zu verlieren". Bismarck wird diesen Brief noch in Frankfurt vor der Abreise am 25. erhalten haben, und mit ihm möchte ich denjenigen in Verbindung bringen, den er gleich nach seiner Ankunft in Berlin am 26. August an Gerlach richtete: „Verehrtester Freund," so beginnt er: „Wir haben in Frankfurt zwei Sitzungen ausgesetzt, und die dadurch bis zum 13. September gewonnene Zeit benutze ich, um einmal zu sehn, was meine Frau in Reinfeld macht. Manteuffel ist abwesend und hat mir sagen lassen, daß ich ihn morgen, Sonntag, Abends hier erwarten möchte. Vor Montag kann ich also meine Reise nicht fortsetzen. Es heißt hier, Manteuffel würde an selbigem Tage nach Putbus gehen; ich würde ihn begleiten, wenn ich es wagte, ungerufen die geheiligten Haine zu betreten; indessen bleibt mir die Aussicht, bei meiner Rückkehr Sr. Majestät aufwarten zu dürfen, wo Allerhöchstdieselbe, wie ich höre, wieder hier sein werden, in 12 bis 14 Tagen. Vielleicht schreiben Sie

[1]) „Aber das Unbehagen darüber macht mich mitunter ehrgeizig, ich möchte nur auf sechs Monate das Ruder in der Hand haben, um dem Hangen und Bangen in schwebender Pein ein Ende zu machen," so schreibt er seinem Bruder am 5. August.

[2]) Von Bismarck zuerst mitgetheilt S. 104.

mir über diesen Punkt einige Worte nach Reinfeld (bei Zuckers in Pommern), wenn Ihre Muße es erlaubt." Von der Krankheit seiner Gemahlin sagt Bismarck nichts, auch in anderen Briefen nicht; es liegt hier in den Memoiren wohl eine Verwechselung mit seinen Kindern vor, die im Herbst auf der Rückreise sehr krank wurden und daher mit der Mutter in Pommern bleiben mußten [1]). Gerlach verstand den Wink; gleich am nächsten Tage antwortete er: „Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 26. aus dem Hôtel des Princes. Ich antworte Ihnen in höchster Eile, um Sie auf Befehl Sr. Majestät des Königs dringend einzuladen, mit dem Minister Manteuffel hierher zu kommen. Alvensleben ist auch hier. Ich werde Alles anwenden, ihn bis Mittwoch zu halten. Nach Ihrem Briefe, der die Absichten Oesterreichs immer klarer macht, ist es von größter Wichtigkeit, daß unsere Politik recht klar festgestellt wird. Nach Pommern zu kommen, haben Sie Zeit genug. Jedenfalls kommen Sie, wenn dieser Brief Sie nicht mehr in Berlin treffen sollte, von Reinfeld hierher, aber es ist viel besser, daß Sie jetzt kommen. Ihr treu ergebener Leopold von Gerlach" [2]). Bismarck reiste am Montag ab, zunächst nur bis Kröchlendorf zu Arnims, wo er die Nacht blieb. Seine Eile, nach Hinterpommern zu kommen, war also nicht sehr groß. Auch bei seinem Bruder in Naugard wollte er, wie er wenigstens Gerlach am 26. geschrieben hatte, noch einkehren. In Stettin wird ihn dann wohl der Brief des Generals eingeholt haben. Nun zögerte er keinen Moment, Folge zu leisten; wahrscheinlich über Stralsund fahrend [3]), kam er am 30. Morgens, wie Gerlach bestätigt, in Putbus an, wo er gleich um 12 Uhr mit ihm, Alvensleben und beiden Manteuffels zur Conferenz bei dem König befohlen wurde. Nach den „Erinnerungen" müßte man annehmen, daß der Ministerpräsident in Berlin geblieben wäre; in Wahrheit war er aber, wie Gerlach sagt und die Zeitungen bestätigen, schon am 28. August auf Rügen angelangt. In den Conferenzen handelte es sich keineswegs um Buol's Depesche „vom 10. August", die Bismarck hier wohl nur aus Sybel's Buch aufgenommen

[1]) Zuerst meldet er es Gerlach am 9. (S. 168), dann am 13. October von Herbert: „Er war in Pommern schwer erkrankt, ist mit Gottes Hülfe außer Gefahr, aber die Rückkehr meiner Frau hierher ist dadurch um mehrere Wochen hinaus geschoben, und ich noch immer Strohwittwer" (S. 169). Vergl. S. 174, 177 (25. Oktober): „Meine Frau wird hoffentlich Ende dieser Woche aus Pommern abreisen können. Die Kinder sind recht krank gewesen." Frau von Bismarck erkrankte im März 1855 an einer Halsentzündung (ebenda S. 208, 212).

[2]) Auch die Reise im Januar 1855 haben Bismarck und Gerlach mit einander vorbereitet. Und ebenso möchte ich annehmen, daß auch die dann folgende Einladung nach Berlin im Mai 1855 auf den eigenen Wunsch Bismarck's, bezw. den Gerlach's zurückzuführen ist. Vgl. seinen Brief an Gerlach vom 8. Mai (222): „Sie sagen mir ganz kühl, ich möchte auf ein paar Tage nach Berlin kommen, als wenn das so von meinem Belieben abhinge . . . Was würde mein Chef dazu sagen, wenn ich plötzlich ungerufen bei ihm einträte? Sonst recht gern." Dazu Gerlach's Brief vom 24. April (Jahrbuch, Bd. II, S. 196). Nach Poschinger, Bd. II, S. 224, telegraphirte ihn Manteuffel allerdings schon am 8. Mai herbei, wonach sich Brief und Telegramm gekreuzt haben müßten: vielleicht aber ist hier ein Irrthum in den Daten anzunehmen. Die Depesche, in der Bismarck seine Ankunft meldet, ist erst vom 9. Mai ebenda und Gerlach, Tagebuch S. 310). Sogar die Reise nach Letzlingen Ende Oktober 1854 scheint fast in dem Briefe Bismarck's vom 18. Oktober (174) ihre Ursache zu haben. Dasselbe gilt vielleicht auch noch von späteren Reisen.

[3]) Mit der Post; die Neuvorpommersche Bahn war noch nicht gebaut. Auf diesem Wege fuhr auch Benckendorf am Tage darauf (Zeitungsnachricht).

hat; denn das Programm der „vier Punkte", für das Buol bei Preußen eingetreten, war in Berlin seinem Inhalte nach schon in der ersten Augustwoche bekannt gewesen und dort von dem König mit Bismarck und den Andern berathen worden. Ende August waren die Dinge schon viel weiter entwickelt, oder sie hatten sich eigentlich wieder herumgedreht; denn der König war aufs Neue in Angst gerathen und trug sich mit der Idee, den casus foederis neu aufzustellen, also, wie Gerlach klagt, „einen neuen article unique an die Stelle des Gott sei Dank veralteten zu setzen." „Ich denke nicht daran," äußerte der Monarch, „Rußland beizustehen, und will nicht in Krieg mit Frankreich und England verwickelt werden." Mit Manteuffel war Gerlach in dieser Zeit sehr zufrieden, wie er ihm das ausdrücklich erklärte. Nicht also eigentlich zur Territion des Ministers, sondern zu der des Königs wünschte er Bismarck herbei; die Strömung wurde nicht erst durch Bismarck russisch, sondern sie war es unter den Rathgebern des Königs schon vor seiner Ankunft und verstärkte sich nur durch ihn soweit, um Friedrich Wilhelm von der Neigung zu Oesterreich wieder abzudrängen; und Bismarck war diesmal nicht bloß mit der Camarilla einig, sondern auch mit Manteuffel, der sich nach Gerlach's Zeugniß sehr geschickt durch die königlichen Befehle, einen neuen Additional-Artikel zu verhandeln, hindurch geholfen hatte, wenn er auch freilich ein unsicherer Cantonist blieb.

Richtig ist wieder die Angabe über die Ankunft Benckendorf's, der mit Depeschen und Briefen aus Petersburg eintraf; Gerlach meldet sie zum 31. Was Bismarck aber von seiner Ansprache an den russischen Freund über die Landung in der Krim sagt, ist handgreiflich falsch: Die englisch-französische Flotte lichtete erst am 5. September in Varna die Anker, und die Landung erfolgte am 14.: das Gespräch kann sich höchstens um die Aussicht der Landung und der Belagerung Sebastopols gedreht haben. Da bisher kein Satz dieses Abschnittes stehen geblieben ist, so müssen wir gerechte Bedenken an der Pointe des Ganzen, der Furcht Bismarck's vor dem Ministerpräsidium und der Ungnade des Königs wegen der raschen Abreise des Gesandten, hegen. Als Bismarck fort reiste, fuhr Gerlach mit ihm auf demselben Dampfer bis Swinemünde, wo Bismarck sich von dem Gefährten trennte, um zu seiner Familie zu gehen, während der General über Stettin nach seinem Gut Rohrbeck bei Schwedt fuhr. Nachdem die Conferenz so einmüthig geschlossen hatte, gab es für die Herren in Putbus nichts mehr zu thun. Der König blieb noch einige Tage dort, besuchte den Kiekover, das Jagdschloß und den Rugard, und fuhr dann über Dobberan heimwärts zu den Manövern. Der Minister selbst war schon vor Bismarck abgereist, und Gerlach bemerkt bereits am 27. August: „Ich habe hier eigentlich wenig zu thun und kann mit gutem Gewissen, wenn Manteuffel hier gewesen, gehen. Selbst Dohna würde es mir erlauben." Daß der König von dem abreisenden Gesandten in seiner sarkastischen Art jenes Wort gesagt habe, kann man immerhin annehmen, sowie auch Gerlach's Witz über eine Depesche als Bouquet wohl mal gefallen sein wird; aber die Annahme von der schweren und dauernden Ungnade des Königs dürfen wir, für diesmal wenigstens, getrost als irrthümlich streichen.

Wenn ich recht vermuthe, liegt in Bezug auf die Depesche eine Verwechselung vor mit einer Arbeit, die Bismarck kurz darauf, als er während des Manövers am Hofe war, zu übernehmen hatte. Wieder ist es Gerlach, der uns in seinem Tagebuch darüber Aufschluß gibt. Der König hatte wieder mal einen Seitensprung durch neue „Briefe" an Franz Joseph, in denen er ihm abermals Annahme der vier Punkte angeboten, gemacht, über den jetzt auch Manteuffel ergrimmt war. Bismarck erhielt nun durch den Minister selbst, der also mit der Partei ging, den Auftrag, neue österreichische Depeschen zu beantworten; darüber conferirte er mit Gerlach am 18. September Abends in Königs-Wusterhausen, in dessen Nähe die Manöver waren, und wo der König an dem Tage ein militärisches Diner gegeben hatte. Als der General am 19. Abends nach Sanssouci zurückkam, fand er den Freund noch dort. Man sieht, wie wenig von einer Ungnade des Königs gegen Bismarck gerade in dieser Zeit die Rede sein kann. Die Depesche, deren Inhalt Gerlach angibt, ist offenbar die an Graf Arnim in Wien vom 21. September (Jasmund I, 363), ein Actenstück, welches sich, wie es mir scheint, durch seine bestimmte Sprache und klare Gliederung vortheilhaft vor anderen Schriftsätzen aus der Kanzlei Manteuffel's auszeichnet.

Die hier besprochenen Abschnitte enthalten das specifisch Memoirenhafte in den drei dem Krimkriege gewidmeten Capiteln, die thatsächlichen Erinnerungen, die unser großer Staatsmann aus jener Zeit seines Wirkens festgehalten zu haben glaubte. Es bleibt von ihnen, man kann fast sagen nichts übrig: weder die Thatsachen noch die Parteiauffassung hielten vor der Controle Stich, und die Pointen, die er seinen Erzählungen gibt, stellen die Wirklichkeit zuweilen geradezu auf den Kopf. Man wird, wie ich hoffe, von mir nicht vermuthen, daß ich damit einen Vorwurf gegen die Wahrhaftigkeit des unvergleichlichen Mannes erheben will. Ich habe nur an ein paar Beispielen feststellen wollen, daß dreißig bis vierzig Jahre eines rastlos thätigen und immer neu sich entfaltenden Lebens hingereicht haben, um das Gedächtniß des Erzählers an jene Begebenheiten der jungen Jahre zu trüben und Tendenzen hinein zu mischen, die aus späteren Anschauungen hervorgingen. Bismarck's Aufzeichnungen theilen damit nur das Schicksal, welches eine eindringende Kritik bisher noch allen Memoiren bereitet hat. Es ist falsche Pietät, wenn man die „Gedanken und Erinnerungen" des greisen Fürsten wie ein Evangelium betrachtet, an dem kein Tittelchen zu ändern und jedes Wort zu glauben sei. So hat es Kohl in seinem jüngst erschienenen „Wegweiser" gemacht, indem er zur Erhärtung seines Bibelglaubens zwei Beispiele für das wunderbare Gedächtniß seines Helden anführt, wie sie an sich undenkbar wären, durch unsere Ergebnisse aber als völlig absurd bewiesen werden. Bucher's Urtheil über die Vergeßlichkeit und die Verwirrung in den Erzählungen des Fürsten findet auf diese Abschnitte volle Anwendung. Allerdings tritt der fragmentarische Charakter des Buches, über den schon Bismarck's Mitarbeiter gegen Busch Klage führte, nirgends mehr hervor als in diesen drei Capiteln, die, das darf man wohl, ohne die Pietät zu verletzen, sagen, zu den wenigst

interessanten Partien des Ganzen gehören. Nirgends ist die Chronologie so durch einander gerathen, sind die Wiederholungen so zahlreich und der Mangel an Disposition so hervorstechend; man sieht recht deutlich, wie es ursprünglich mündliche Erzählungen gewesen sind, die dann von den Redactoren nach Bucher's Stenogramm nothdürftig zusammengeflickt wurden. Es sind im Ganzen beinah 60 Seiten, aber mehr als ein Drittel davon ist ausgefüllt durch Brief- und Actenfragmente, die wir mit zwei Ausnahmen alle in vollständigeren Sammlungen besitzen. Die geschilderten Situationen können uns schon jetzt überall durch die echtesten Quellen, die unvergleichlich viel reicher und lebendiger sprudeln, Bismarck's eigene Briefe und diplomatische Berichte, und durch eine Fülle anderer Zeugnisse gegenwärtig gemacht werden. Die Charakteristiken, die Bismarck von den Parteifreunden und Gegnern entwirft, unter denen schon hier die spätere Kaiserin stark hervortritt, sind selbst nicht frei von Tendenz und dürfen jedenfalls auch nicht von der Forschung einfach übernommen werden. Und so bleibt als Grundsatz für diese Capitel der Bismarck'schen „Gedanken und Erinnerungen" bestehen das, was auch für andere Memoiren zu gelten pflegt: daß sie nur da, wo sie durch andere und gleichzeitige Quellen bestätigt werden, für die Historie verwendbar sind, wo sie aber allein als Quelle vorliegen, nur mit Mißtrauen anzusehen sind.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Alexander Puschkin.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von

Eugen Zabel.

[Nachdruck untersagt.]

Die Erinnerung an Alexander Puschkin bildet für die Russen einen Gegenstand unbegrenzter Verehrung. Man möchte sagen, sie sei ihnen etwas Heiliges und stimme sie unmittelbar zur Andacht und Ehrfurcht. Keinem Ausländer trauen sie die Fähigkeit zu, sich in das Schaffen dieses Dichters vollständig zu versenken, dessen eigenartige Schönheit zu verstehen und die Bedeutung zu ermessen, die er seit dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts auf die geistige Entwicklung des Landes unaufhörlich ausübt. Es hat sich um ihn eine Literatur gebildet, die in Gestalt von kritisch-gelehrten und volksthümlichen Ausgaben aller Art, von Biographien, Erinnerungen, größeren und kleineren Abhandlungen fortwährend anschwillt und in diesem Sommer seines Centenariums ihren Höhepunkt erreichen wird. Die Russen sehen in ihm das, was Goethe uns ist, den höchsten Ausdruck, zu dem sich die poetisch gestaltende Phantasie ihrer Nation überhaupt empor geschwungen hat. Sie würden nichts Ueberraschendes darin erblicken, wenn man sehr übertreiben und sagen wollte, daß die Feder, die der Dichter des „Faust" dem Verfasser des „Onägin" zukommen ließ, auf diesen auch im Sinne der Seelen- und Geistesverwandtschaft übergegangen sei. Puschkin hat in seinem Vaterlande die Poesie im höheren Sinne als eine Macht, durch die Empfindungen zugleich persönlich und künstlerisch in bleibende Formen gebannt und Charaktere mit dem Stempel der nationalen Charaktereigenthümlichkeit ausgeprägt werden, überhaupt erst geschaffen. Vor ihm gab es in Rußland ein rhetorisches Spielen mit schönen Gefühlen, die dem Auslande entlehnt waren und kalt und künstlich über der Wirklichkeit schwebten, oder Bilder des nationalen Lebens, die auf keine geistige und ästhetische Bedeutung Anspruch machen konnten. Puschkin dagegen begnügte sich nicht mit der Nachahmung der westeuropäischen Dichtkunst, beschränkte sich auch nicht auf die schwerfällig ausgetretenen Spuren, die er vorfand, sondern streute die Poesie Frankreichs, Deutschlands und Englands

mit kräftiger Hand und in weitem Schwunge über die russische Steppe aus, um auf ihr aus nationalem Boden poetisches Leben erblühen zu lassen. Der gewaltige Impuls, den er damit der Literatur seines Landes gab, um sie in kürzester Zeit auf eine Stufe zu bringen, auf der man sie als beachtenswerthes Glied der Weltliteratur betrachten durfte, hat etwas von der gewaltsamen und glücklichen Reformthätigkeit Peter's des Großen, den er nicht zufällig als Persönlichkeit über Alles verehrte und in einer ganzen Reihe seiner Werke verherrlichte. Puschkin ist für seine Zeit ein classischer Auszug des Russenthums. Er hat seiner Heimathsprache einen Glanz und Reichthum, eine Feinheit und Wahrheit des Ausdrucks verliehen, die sie vor ihm auch nicht annähernd besaß. In seinen Werken spiegelt sich räumlich und zeitlich die Eigenthümlichkeit des ungeheuren Reiches wider, wie es sich damals von einem dichterisch erregten Geiste überhaupt erfassen ließ. Der Prachtsitz der Zaren am Newa-Ufer mit seinen Palästen, Gärten und Schiffen, seinen tageshellen Sommernächten und seinen berauschenden Wintervergnügungen wird vor uns ebenso lebendig wie die an Italien erinnernde Ueppigkeit der Vegetation und Naturschönheit, die uns in der Krim begegnet, und die Romantik des schneebedeckten Hochgebirges mit den wilden Naturvölkern, durch die im Kaukasus die Grenze zwischen Europa und Asien gezogen wird. Die russische Heldenzeit aus dem Wladimir'schen Sagenkreise gibt dem Dichter den Stoff zu seinem Jugendwerk „Rußlan und Ludmilla". Die eherne Figur des Mannes, der aus den Sümpfen der Newamündung seine neue Residenz heraus wachsen ließ, und die große Katharina bilden unlösbare Theile im Gebiete seines Schaffens. Bewundernswürdig war Puschkin's Aufstieg, erschütternd sein plötzlicher Absturz. Daß er in der Blüthe seiner Kraft, erfüllt von Plänen aller Art, als Opfer des Salonklatsches durch die Kugel eines Unwürdigen dahin gerafft wurde, bildet eine der traurigsten Katastrophen nicht nur für die Literatur, sondern für die Geschichte Rußlands überhaupt.

Wir können in der Schätzung Puschkin's nicht annähernd so weit gehen wie die Russen, weil er uns niemals das werden kann, was er ihnen immer gewesen ist und vermuthlich lange bleiben wird: ihr vornehmster Künstler und Seelenkündiger. Die großen Dichter des Westens stellen für uns eine Welt dar, während Puschkin uns immer nur eine Provinz bleibt, die schwer zu bereisen ist, deren Studium uns aber Anregung und Genuß in reichem Maße gewährt. Daß er so früh dahin ging und vermuthlich seine reifsten Gaben mit ins Grab nahm, raubte seiner Entwicklung das Ausgeglichene und Harmonische. Man wird den Eindruck des Abgebrochenen und Halben nicht los, wenn man das Werk seines Lebens überblickt. Aber immer drängt sich dem Freunde seiner Dichtungen das Gefühl auf, daß ihn nur noch wenige Schritte von dem Punkte trennten, wo er auch uns als classischer Schriftsteller erschienen wäre. Ein paar Monate vor seinem Tode schrieb er in einem Briefe die Worte nieder: „Meine Seele weitet sich; ich fühle, daß ich schaffen kann." Naturgemäß urtheilt man daher, wenn von Puschkin die Rede ist, nicht nur über das, was er geleistet hat, sondern auch über das, was man jeden Augenblick von ihm noch erwarten mußte. Im Hinblick auf

ihn sagte einmal Mérimée zu Turgenjew: „Eure Poesie sucht vor Allem die Wahrheit, und dabei findet sich die Schönheit von selbst; unsere Dichter dagegen gehen einen ganz entgegengesetzten Weg; sie denken vor Allem an den Effect, den Scharfsinn, den Glanz, und wenn sich dabei die Möglichkeit bietet, die Wahrscheinlichkeit nicht zu verletzen, so nehmen sie auch das allenfalls mit in den Kauf." Mérimée fügte hinzu, indem er bei dem Russendichter die Gleichmäßigkeit von Form und Inhalt, das Fehlen jeglicher Auslegungen und moralischen Schlüsse rühmte: „Bei Puschkin entfaltet sich die Poesie auf wunderbare Weise, gleichsam aus der nüchternsten Prosa." Dies Urtheil trifft die Sache aufs Genaueste. Es sind oft die alltäglichsten und bekanntesten Stimmungen, die Puschkin auf so eigenthümliche Weise ausspricht, daß wir glauben, etwas ganz Neues zu vernehmen. Unter seinen Händen wird Alles flüssig, beweglich und phantasievoll, umgeben vom Hauch des Lebens, eine Kette von sich rasch ablösenden Anschauungen aus einer höheren Welt, in der sich aber selbst der nüchternste Verstand sofort zu Hause fühlt. Erhebt sich dagegen Puschkin zum Ausdruck der Leidenschaft, so überrascht er uns oft durch eine dämonische Kraft, die ergreifend wirkt. Als Turgenjew 1881 bei der Enthüllung des Puschkin-Denkmals in Moskau eine Rede hielt, die seinen Zuhörern zu vorsichtig und temperamentlos erschien, während sie in Wahrheit viele sehr feine und tiefe Bemerkungen enthielt, sagte er mit Recht, daß Shakespeare den Monolog aus Puschkin's „Geizigem Ritter" stolz unterschrieben haben würde. Den größeren Erfolg hatte damals die Rede Dostojewski's, der mit flammender Begeisterung den „russischen Menschen" als eine ganz besondere Erscheinung des modernen Lebens inscenirte und Puschkin als stärksten Ausdruck dafür mit fanatischer Verkündigung der Größe Rußlands bezeichnete. So schieden sich auch hier der bei aller Bewunderung kritisch besonnene Standpunkt eines europäisch gebildeten Dichters von dem Urtheil des „Raskolnikow"-Erzählers, der ohne Einschränkung alle nur denkbaren Ehren und Anerkennungen auf das Haupt Puschkin's häufen und ihn zu einer Art Nationalheld erheben wollte.

In einer wirren und unklaren, übermüdeten und überreizten Zeit erwachsen und in einer Weise erzogen, bei der die Bildung des Charakters und tieferer Anlagen gar nicht berücksichtigt, sondern nur auf oberflächliches Wissen und äußerliche Fertigkeiten Werth gelegt wurde, hat Puschkin es nur seinem Genius zu verdanken, wenn er von der öden Gesellschaft, auf die er sich angewiesen sah, nicht auf das Niveau ihrer Flachheit herabgedrückt wurde. So lange es die Verhältnisse irgend gestatteten, hat ihn die stolze Gebieterin seiner Phantasie durch die schwersten Versuchungen sicher geleitet und dafür gesorgt, daß seine Kunst klar, edel und erhaben blieb. Er konnte sich allerdings in den wildesten Strudel der Vergnügungen stürzen und vergessen, was er seiner Stellung und seinem Talent schuldig war. Er war oft in Gefahr, unterzugehen, bevor ihn sein Weg immer näher an den Abgrund führte, der Schwindel ihn erfaßte und plötzlich in die Tiefe riß. Sobald er aber an seinem Arbeitstisch saß, waren die bösen Geister von ihm gewichen. Er athmete die reine Luft der Poesie und machte den Herzschlag seines Volkes zum

Rhythmus seiner Verse. Er war nicht nur ein bedeutender Dichter, sondern auch ein edler Mensch, der sich von den Gefühlen der Freundschaft und Liebe aufs Tiefste durchdrungen wußte.

Puschkin stammt aus einer alten Bojarenfamilie, die aber über keinen besonderen Reichthum zu verfügen hatte und mit ihren Interessen über Moskau nicht hinaus gekommen war, wo der Dichter am 7. Juni 1799 geboren ist. In der guten Gesellschaft verachtete man damals russische Sitten und Gebräuche und war in der Heimathsprache nur deshalb erfahren, um mit den Dienstboten sprechen zu können. Der Vater und der Onkel des jungen Alexander Serjewjewitsch lebten und dachten ausschließlich in französischen Anschauungen. Ihr Ideal waren Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten. Wurden sie selbst einmal vom poetischen Drang erfaßt, so drechselten sie ein Madrigal oder Sonett. Was der Bibliotheksschrank des Vaters an dem Geist des Knaben sündigte, machte, ohne es zu wissen oder zu wollen, der Einfluß einer schlichten Frau aus dem Volke wieder gut; seiner Wärterin, der Bäuerin Arina Rodionowna. Wenn es Abend wurde, setzte sie sich zu ihm, erzählte ihm die Märchen, die sie schon als Kind auf dem Lande gehört hatte, oder sang ihm Lieder vor, die den treuesten Abdruck volksthümlichen Empfindens bildeten, aber niemals bis zum herrschaftlichen Zimmer gedrungen waren. So wurde Puschkin, der auf dem besten Wege war, ein Franzose zu werden und seine Muttersprache wie eine fremde zu behandeln, mit seinem Empfinden auf echt russischen Boden verpflanzt, den er für die Poesie urbar machen sollte. Puschkin hat dieser Wärterin zu aller Zeit die größte Anhänglichkeit bewahrt und in mehreren seiner Dichtungen Figuren geschildert, denen sie unzweifelhaft als Modell gedient hat.

Im Jahre 1811 kam Puschkin auf das kaiserliche Lyceum nach Zarskoje-Selo, wo er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre blieb. Diese Anstalt erfreute sich deshalb großen Ansehens, weil der hohe russische Adel seine Söhne dort hinschickte und das Lyceum unter der unmittelbaren Leitung des Unterrichtsministers stand. In dem kleinen, freundlichen Städtchen, dessen Schloß und Park an die Glanzzeiten der Katharina erinnerten, und in dem die Officiere des Gardehusaren-Regiments den Ton angaben, herrschte ein flottes Leben, und der französische Firniß, der auf die heranwachsende Jugend gleichmäßig übertragen wurde, verdeckte nicht manche Anwandlungen von Roheit und Leichtfertigkeit. Ein Bruder Marat's, des berüchtigten Revolutionshelden, dessen Anschauungen er auch in jeder Beziehung theilte, unterrichtete die jungen Leute in französischer Sprache und Literatur. Man ließ ihn ruhig gewähren, da seine Aussprache und Manieren tadellos waren und er in Rußland den Namen de Boudri angenommen hatte. Puschkin's poetische Begabung zeigte sich frühzeitig. In die Gesammtausgabe seiner Werke sind Verse aus seinem zwölften und dreizehnten Lebensjahre aufgenommen, die eine überraschende Sicherheit des Ausdrucks verrathen und deutlich zeigen, wohin der junge Poet in seinen Empfindungen steuerte: auf die Nachahmung französischer Vorbilder, wie der schlüpfrigen Liebesschilderungen Parny's. Witzige Epigramme und Gedichte erotischen Inhalts erschienen von ihm in

verschiedenen Zeitschriften und machten seinen Namen in literarischen Kreisen bekannt. Im Jahre 1814 entwarf er in französischer Sprache ein Porträt von sich und schloß dabei mit folgenden Strophen:

J'aime et le monde et son fracas,
Je hais la solitude;
J'abhorre et noises et débats,
Et tant soit peu l'étude.

Spectacles, bals me plaisent fort,
Et d'après ma pensée
Je dirais ce que j'aime encore,
Si je n'étais au lycée.

Après cela, mon cher ami,
L'on peut me reconnaître:
Oui! tel que le bon Dieu me fit,
Je veux toujours paraître.

Vrai démon pour l'espièglerie,
Vrai singe par sa mine,
Beaucoup et trop d'étourderie —
Ma foi — voilà Pouchkine.

Solche Anschauungen lassen bei einem vierzehnjährigen Knaben entweder auf frühzeitige Verderbniß oder großes Talent schließen. Engelhardt, der seit 1816 Director der Anstalt war, scheint von seinem Schüler wenig entzückt gewesen zu sein. Er nannte ihn einen Menschen, der an Geist und Gemüth ausgehöhlt, dessen reiche Phantasie vergiftet, dessen Gedächtniß mit leichtfertiger französischer Lectüre voll gepfropft und dessen Herz kalt und leer sei. Wie falsch und ungerecht dies Urtheil war, zeigte Puschkin im Jahre 1815 bei einer Prüfung im Lyceum, bei der er ein längeres, von ihm verfaßtes Gedicht, „Erinnerungen an Zarskoje-Selo", vortrug und mit weit ausholendem rhythmischen Schwung nicht nur Schloß, Park und See schilderte, sondern mit patriotischer Begeisterung auch das Andenken Katharina's feierte und ihrem Enkel, der eben an der Spitze seiner Truppen in Paris eingezogen war, ein Denkmal setzte. Derschawin, Rußlands bedeutendster Dichter im achtzehnten Jahrhundert und namhafter Staatsmann, damals bereits ein Greis von zweiundsiebzig Jahren, wohnte dem Examen bei und war entzückt von dem jungen Mann, der auch ihn zu apostrophiren nicht vergessen hatte. Puschkin erinnerte sich dieses feierlichen Augenblicks stets mit inniger Freude und Dankbarkeit. Er schilderte die Scene nicht nur in seinen Erinnerungen, sondern flocht das Andenken daran auch in das letzte Buch seines „Onägin" an einer von der Censur leider verstümmelten Stelle ein, wo es heißt: „Aufmunternd kam man mir entgegen, erhob mich früh durch Ruhm und Preis, und nah dem Grab gab seinen Segen Derschawin mir, der Sängergreis." Ebenso wohlwollend behandelten ihn der Lyriker Shukowsky und der Historiker Karamsin, Männer, die bereits anerkannte literarische Berühmtheiten und viel älter als er waren, aber sich keinen Augenblick bedachten, ihn als einen in jeder Beziehung Ebenbürtigen in ihren Kreis aufzunehmen.

Im Jahre 1817 trat er in das Auswärtige Ministerium, ohne es mit dem Dienst allzu genau zu nehmen. Doch beruhen die Mittheilungen über die leichtsinnigen Abenteuer, die er erlebt haben soll, sicherlich auf argen Uebertreibungen. Man bekommt aus diesen Berichten die Vorstellung, als ob er seine Gedichte geschrieben habe, während er in der Rechten eine Flasche Champagner und in der Linken eine gefällige Schöne hielt. Später soll er, als er schon hohe Honorare empfing, am Spieltisch, nachdem er Alles verloren hatte, schnell einige Verse niedergeschrieben und sie als Einsatz auf die Karten gelegt haben. Sein Fleiß und seine geistige Sammlung müssen aber stärker als sein Leichtsinn gewesen sein, denn sonst hätte er nicht die Fülle der Arbeiten, die wir von ihm besitzen, in so überraschend steigender Entwicklung vollenden können. Wie er in frühester Jugend Voltaire als sein Ideal verehrte, begeisterte er sich später an dem Vorbild Byron's, um schließlich im Banne Goethe's und Shakespeare's seine Kunst zur Reife zu bringen. Nachdem er in den leichten, glatten Versen des Gedichts „Rußlan und Ludmilla" der Zauberwelt Ariosto's seinen Tribut dargebracht und den Versuch gemacht hatte, über russische Sagen und Märchen einen italienischen Himmel auszuspannen, wurde er wegen seiner Lebensführung nach dem südlichen Rußland verbannt. In Bessarabien, im Kaukasus und in der Krim, wo er nach einander weilte, und von wo er sich oft nach den Vergnügungen der Großstadt zurück sehnte, ging ihm der Sinn für die Natur seines Landes erst wahrhaft auf. Die schneebedeckten Berge des Hochlandes, die sich sanft hinziehenden malerischen Ufer mit den rauschenden Flüssen, die sich ins Schwarze Meer ergießen, den Naturvölkern, denen der Himmel das Dach und das Roß ein Theil ihres Selbst ist, und den romantischen Erinnerungen, die bis zur Mongolenherrschaft zurück reichen, boten dem Dichter unzählige Stoffe und Motive. Die landschaftlichen Bilder in dem „Gefangenen des Kaukasus", im „Springquell des Bachtschisarai", dem „Räuberbrüderpaar" und den „Zigeunern" sind von bezaubernd frischem Duft. Die Handlung selbst ist mit der Byron'schen Skepsis versetzt und oft melodramatisch durchgeführt. Man sieht, wie dem Dichter die Schwingen wachsen, wie er sein Gebiet genau erfaßt und jeden Augenblick bereit ist, seine Selbständigkeit zu erproben. Ueber sein persönliches Schicksal dürfte er wiederholt in großer Sorge gewesen sein, auch nachdem er den Aufenthalt im Süden mit seinem Gute Michailowskoje im Pskow'schen Gouvernement vertauschen durfte. Er scheint wegen seines politischen Verhaltens auch dort beobachtet worden zu sein und hatte es nur seinem guten Stern zu danken, daß er nicht in die December-Verschwörung verwickelt wurde, die im Jahre 1825 einen so blutigen Ausgang nahm. Endlich gelang es ihm, die wohlwollende Beachtung des Kaisers Nikolaus zu erringen, der ihm versprach, sein eigener Censor sein zu wollen.

Eine verwandtschaftliche Beziehung seltsamer Art verknüpfte das Leben des Dichters mit der Erinnerung an Peter den Großen. Er stammte nämlich mütterlicherseits in der vierten Generation von jenem Mohren ab, der im Jahre 1705 von dem Grafen Tolstoi, dem Botschafter des Zaren in Konstantinopel, als siebenjähriger Knabe gekauft und zwei Jahre danach auf den

Namen Abraham Petrowitsch Hannibal getauft wurde. Der Zar, der sein Taufzeuge war, fand an dem aufgeweckten Geist des Knaben Gefallen und machte ihn zu seinem Pagen, wobei er vermuthlich eine harte, aber heilsame Lehrzeit durchlebte. 1716 wurde der Negerknabe nach Paris geschickt und weiter ausgebildet. Seine Begabung fiel auf, als er in die französische Armee eintrat und 1720 den Feldzug gegen Spanien mitmachte, wo er verwundet wurde. Bei seiner Rückkehr nach Paris wurde er in den Salons vielfach ausgezeichnet und in galante Abenteuer verwickelt, die ihn aber auf die Dauer nicht zu fesseln vermochten, denn nachdem er die Ingenieurschule durchgemacht und den Hauptmannsrang erhalten hatte, kehrte er 1726 nach Petersburg zurück. Er gehörte fortan zu den Günstlingen des Zaren, der seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen wußte. Nach dem Tode Peter's überwarf er sich mit dem allmächtigen Menschikoff, der ihn nach Sibirien schickte, von wo er erst unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth zurückkehrte, um es bis zum commandirenden General zu bringen und erst 1781 zu sterben. Der Gedanke an das afrikanische Blut seines Urgroßvaters und die Gnadensonne, die auf das Haupt dieses Mannes fiel, hat Puschkin Zeit seines Lebens beherrscht und ihm das aristokratische Selbstgefühl gegeben, das seinem persönlichen Auftreten und seinem dichterischen Schaffen den Stempel aufdrückte. Die Rassenkreuzung hatte in seinem Wesen eine eigenthümliche Fieberhitze hervorgerufen, die jede Empfindung ins Ungewöhnliche steigerte, seinem Talent die rasche Entwicklung gab, aber auch seine Leidenschaft zu einer jäh aufschlagenden Flamme machte. Auch in seiner äußeren Erscheinung verrieth sich seine fremdartige Abstammung in ähnlicher Weise wie bei dem älteren Dumas. Puschkin war mittelgroß, sein Gesicht durch eine hohe Stirn ohne Augenbrauen, durch finstere, funkelnde Augen, einen hängenden Backenbart, krauses Haar und afrikanisch aufgeworfene Lippen charakterisirt. So sah ihn noch Iwan Turgenjew wenige Tage vor seinem Tode bei einem Vormittagsconcert in Petersburg, wo er von der aufstrebenden Jugend wie ein Halbgott verehrt wurde. Ein vorwurfsvoller Blick, ein verdrießliches Achselzucken über die Ungenirtheit, mit welcher der Schüler den verehrten Meister anstarrte, blieb die einzige Verbindung zwischen den beiden Dichtern, von denen der eine die Versprache, der andere die Prosa der russischen Literatur zur höchsten Vollendung ausgebildet hat.

Puschkin sah in Peter dem Großen den idealen Ausdruck des russischen Wesens, eine ungeheure Naturkraft und einen Alles bezwingenden Geist. Nicht mit dem Auge des Geschichtschreibers oder des Psychologen, der in diesem Herrscher neben den großartigen Leistungen und Charaktereigenschaften auch die sein Bild verzerrenden Züge von wilder und sinnloser Grausamkeit betonen muß, betrachtete er den Gründer Petersburgs, sondern mit dem dankerfüllten Herzen des Patrioten und der Phantasie eines Dichters, der das Standbild eines Helden vor seinem Volke errichten will. Mit dröhnendem Schritt und eiserner Energie, erscheint der Herrscher in den Werken Puschkin's als der Revolutionär auf dem Thron, der Schöpfer der Civilisation, der Sieger auf dem Schlachtfelde. Daß er die Knute über Gerechte und Ungerechte schwang, daß er eine Stallmagd zur Genossin seines Thrones und zur Vertrauten seiner

geheimsten Gedanken machte, daß er einen Pastetenbäcker zu seinem obersten Günstling erhob, wird dabei übersehen und seine Erscheinung wie durch einen Scheinwerfer glanzvoll erhellt. Trotzdem kann man dem Dichter nicht den Vorwurf machen, daß er seine Muse byzantinisch erniedrigt habe. Dazu war der Gegenstand seines Enthusiasmus zu erhaben und das Instrument, dem er so volle Töne entlockte, künstlerisch zu fein und rein gestimmt. Der seltene Fall trat ein, daß ein genialer Herrscher einen genialen Dichter fand, der ihn verherrlichen sollte. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb Puschkin ein kleines Gedicht von nur sechs Strophen unter dem Titel „Das Gastmahl Peter's des Großen", das die Klangwirkung eines mächtig einherbrausenden Volksgesanges besitzt. Wir erblicken den gewaltigen Strom, an dessen Mündung er seine neue Residenz aus den Sümpfen einer unwirthlichen Gegend hervorgezaubert hat, mit bunt bewimpelten Schiffen bedeckt. Wir hören fröhliches Jubiliren im Hause des Zaren. Wir werden an Karl XII. und Poltawa und die braunen Augen der Katharina erinnert, die dazu berufen ist, dem Thron einen Erben zu schenken. Der Zar selbst erscheint aber als gnädiger Vater seines Volkes, der den Schuldigen begnadigt, ihm die Stirn küßt und einen Becher mit ihm leert. In dem epischen Gedicht „Poltawa" wird uns Peter als sieggewohnter Feldherr geschildert, der, von seinen Auserwählten begleitet, aus seinem Zelt tritt und, während sein Auge von furchtbarem Grimme leuchtet, in seiner wilden Majestät wie eine Geißel Gottes erscheint, als er sich auf sein feuriges Roß schwingt und wie ein Pfeil in das unheilvolle Getöse der Feldschlacht gegen die Schweden sprengt. Die Erzählung „Der Mohr Peter's des Großen", 1827 verfaßt, ist leider Fragment geblieben, aber die sechs Capitel, die wir davon besitzen, deuten auf ein Meisterwerk. Hannibal wird darin geschildert, wie er sich von seinen Liebschaften in Paris losmacht und nach Rußland zurückreist. Auf einer Poststation vor Petersburg, wo die Pferde gewechselt werden, erblickt der Mohr in einer Ecke des Zimmers einen Mann, der auf einem Stuhl sitzt, aus einer Thonpfeife raucht und eine Zeitung liest. Es ist Peter der Große, der von seiner Heimreise gehört hatte, ihn bereits seit einem Tage erwartete und nun mit den Worten „Guten Tag, Pathe!" begrüßt. Beide fahren nach Petersburg, wo Hannibal der Kaiserin und den beiden Großfürstinnen vorgestellt wird. Der Tisch wird gedeckt und eine Familientafel abgehalten, wobei namentlich von Paris erzählt wird. Dann zieht sich Peter zum Nachmittagsschlaf zurück und läßt seinen Gast mit seiner Frau und den Kindern allein. Als er wieder eintritt, erledigt er Staatsgeschäfte und hört Vorträge. Am nächsten Tage ernennt er Hannibal zum Capitänlieutenant des Bombardierregiments, dessen Chef er ist. Es folgt eine Tanzgesellschaft bei Hofe, wo der neue Günstling eine junge, hübsche Dame kennen lernt, während die Erinnerung an seine Pariser Liebschaft immer mehr verblaßt. Auch in dieser Herzensangelegenheit hilft ihm Peter, indem er unvermuthet als Brautwerber in dem betreffenden Hause erscheint, sich mitten unter die Gäste mischt und die Angelegenheit mit der Hausfrau zur Sprache bringt. Das Mädchen ist darüber unglücklich. Der Mohr verhält sich ritterlich zart und abwartend. Hier bricht die Erzählung ab, die reich an reizenden

Beobachtungen und von einer schwer zu übertreffenden Anschaulichkeit ist. Alles lebt vor uns und ist wie mit Händen zu greifen, ohne daß die Detailmalerei irgendwie übertrieben wird.

Die schönste Huldigung bringt jedoch Puschkin dem Herrscher in dem Gedicht „Der eherne Reiter" dar, das zu seinen reifsten Leistungen gezählt werden muß. Puschkin schrieb es auf seinem Gut Boldino im Herbst 1833. Als Ganzes erschien es erst nach seinem Tode. Bei seinen Lebzeiten hatte die Censur nur den Abdruck der Einleitung gestattet, die einem Hymnus auf Peter gleicht. Der Dichter schildert den Kaiser, wie er an dem seichten, mit Moos und Moor bedeckten Ufer der Newa steht, den Wasserspiegel des Flusses betrachtet, auf dem dichte Nebel brauen und nur ab und zu ein Fischerboot sichtbar wird, und das Rauschen des Urwaldes vernimmt. Er faßt den Gedanken zur Gründung einer Stadt, durch die er, wie Algarotti einmal geistreich sagte, Rußland wie durch ein Fenster nach Europa blicken lassen wollte. Nun steht Petersburg in seiner Pracht da, und „vor der jungen Metropole hat Moskau, dessen Glanz erbleicht, das altersgraue Haupt geneigt, wie vor der Zarin auf dem Throne die Wittwe in der Zarenkrone am Krönungstag sich tief verneigt." In wenigen Versen gibt Puschkin ein charakteristisches Bild der neuen Residenz, des Flusses, der granitnen Einfassung der Ufer, ihrer hellen Sommernächte, bei denen man ohne Lampe lesen kann, ihrer frischen Wintertage mit dem Schlittencorso und Ballgedränge und dem militärischen Schauspiel auf dem Marsfeld, bis die Newa beim Beginn des Frühjahrs wieder ihr blaues Eis sprengt. In geistreicher Weise vereinigt der Dichter den Gedanken an ein bedeutendes Kunstwerk mit der Erinnerung an ein ergreifendes Naturereigniß. Jenes ist Falconet's berühmtes Reiterstandbild, das Peter den Großen in riesigen Dimensionen darstellt, wie er einen gewaltigen Felsen hinaufsprengt und mit der Rechten über die Newa nach jener Stelle der Festungsinsel hinüberweist, von wo der Bau der Stadt seinen Anfang genommen hat. Das Monument übt in der wirkungsvollen Umgebung eines schönen Platzes mit dem freien Ausblick auf Fluß und Stadt einen wahrhaft großartigen Eindruck auf den Spaziergänger aus. Das Naturereigniß ist die große Ueberschwemmung vom 19. November 1824, unter den vielen Katastrophen dieser Art die schrecklichste, die Petersburg zu überstehen gehabt hat, weil sie viele Opfer an Gut und Menschenleben kostete und bis zum zweiten Stockwerk der Häuser empordrang. Puschkin hat die Ueberschwemmung selbst nicht erlebt, da er damals auf sein mütterliches Gut Michailowskoje verbannt war, weiß sie aber in dem jähen Schreck, den sie bei den Bewohnern der Stadt hervorrief, mit großer Lebendigkeit darzustellen. Ein kleiner Beamter, der letzte Sprößling eines einst berühmten Geschlechtes, denkt mit Trauer daran, wie er wegen der ausgefahrenen Holzbrücken nun schon zwei Tage von seiner Parascha getrennt sei, während die wild tobenden Wogen die Straßen in Flüsse und die Plätze in Seen verwandeln. Er blickt zu dem nur durch Zaun und Weide geschützten Häuschen hinüber, wo die Wittwe und ihr Töchterchen wohnen, und wendet sich dann zu dem Giganten, der auf seinem Rosse mit ausgestreckter Hand die finsteren Mächte der Zerstörung heraufbeschworen zu haben scheint. Als die

Wasser sich wieder verlaufen haben, eilt Eugen zu der Stelle, wo das Häuschen mit seinen Lieben gestanden hat, findet es aber nicht mehr. Der Anblick der schrecklichen Zerstörung raubt ihm den Verstand. Er irrt durch die Straßen und glaubt beständig den Jammerschrei der Ertrunkenen zu hören. Nachdem er sich, ohne in seine Wohnung zurückzukehren, am Newaquai aufgehalten hatte, kommt er eines Tages zu dem Platz, auf dem sich das Petersdenkmal erhebt. Zähnefletschend und haßerfüllt blickt er zu dem Standbild des Herrschers empor, der in seiner Vorstellung durch die Gründung der Stadt namenloses Unheil herbeigeführt hat, und schleudert ihm einen wilden Fluch entgegen. Kaum hat er ihn aber ausgesprochen, so glaubt er, daß der Zar auf dem ungeheuren Felsen sich zu ihm wende, und wie er entsetzt die Flucht ergreift, dünkt es ihn, daß der eherne Reiter ihm in tönendem Galopp durch die Straßen folge. Er kann seitdem den Platz nicht mehr ohne Grauen betreten und schleppt sich schließlich zu einer kleinen Insel, wo man ihn eines Tages todt auffindet. Leider ist der Monolog, den der Irre vor dem Denkmal im Haß gegen die europäische Civilisation spricht, von der Censur fast ganz gestrichen und auch später nicht wieder aufgefunden worden.

Im Jahre 1831 vollendete Puschkin den Roman in Versen „Eugen Onägin", der als der lebendigste Ausdruck seiner Weltanschauung und Persönlichkeit, als die reifste Frucht seines poetischen und künstlerischen Schaffens anzusehen ist. Dies Werk ist den Russen unendlich theuer, weil darin ihre gesellschaftlichen Zustände zu Anfang unseres Jahrhunderts mit classischer Treue und in einer Form wiedergegeben sind, die ihnen die Kraft und Schönheit ihrer Muttersprache in unmittelbarer Weise erst zum Bewußtsein brachte. Während die Gebildeten der Meinung waren, daß sich feinere Empfindungen und Gedanken nur im Französischen wiedergeben ließen, schuf ihnen der Dichter mit den so gering geschätzten Heimathlauten ein modernes Epos, das alle Veränderungen des Geschmacks überdauert und heute gerade so jung und frisch geblieben ist, wie es zur Zeit seiner Entstehung war. Acht Jahre hat Puschkin mit vielfachen Unterbrechungen daran geschrieben. Es besteht aus acht Capiteln, von denen jedes durchschnittlich fünfzig Strophen enthält, die Strophe zu vierzehn gereimten Versen in vierfüßigen Jamben. In einer leichten und anmuthigen Art des Vortrags läßt er scharfe Gegensätze zwischen dem raffinirten Leben der Stadtmenschen und der idyllischen Ruhe des Landes, zwischen thatenloser Blasirtheit und leidenschaftlicher Erregtheit, zwischen hingebungsvollem Vertrauen und gewaltsamer Selbstbeherrschung hervortreten, bis Liebe und Freundschaft egoistisch zerstört werden und auf der öden Trümmerstätte des Glücks nur noch Platz für wehmuthvolle Entsagung ist. In dieser Dichtung kam die Poesie des Weltschmerzes, nachdem sie das westliche Europa durchwandert, in England Lord Byron, in Frankreich Alfred de Musset, in Deutschland Heinrich Heine, in Italien Giacomo Leopardi die Weihe zur Verkündigung ihres innersten Wesens ertheilt hatte, auch nach Rußland. Das heiße Verlangen nach Ruhm und Liebe, die plötzliche Ermattung, wenn diese Ideale sich nicht verwirklichen lassen, das souveräne Verachten der Alltäglichkeit, das Trachten nach dem Uebermenschenthum auf der einen Seite, das völlige Zu-

sammenbrechen und der kalte Spott auf der andern Seite —, diese Lust und dieses Weh trug Puschkin mit dem „Onägin" in die Literatur Rußlands hinein. Der Held ist ein naher Verwandter von Byron's Childe Harold und Don Juan, ein Mann, der, übersättigt und enttäuscht, vor sich selbst fliehen möchte, der nur an sich denkt und ironisch über allen Situationen zu stehen glaubt, bis er sich, als es zu spät ist, nach einem Plätzchen umsieht, wo seinem Herzen Ruhe und Frieden beschieden sein könnte.

Auch die Form des Gedichts erinnert an Lord Byron, das Spielende, Subjective und Abschweifende der Erzählung, das Hineinziehen des Autobiographischen, wobei man immer merkt, wie dem Dichter das Herz gezuckt habe, als er seinen Irrungen den Stempel der Kunst aufdrückte. Er spaltete gewissermaßen sein Wesen in zwei Theile, in einen faustischen und einen mephistophelischen, wobei der schwärmerische Lenski und der skeptische Pessimist Onägin entstanden. Dieser, die Hauptfigur des Gedichts, der an seinem Glück achtlos vorbeigeht und in Verzweiflung endet, jener das Gegenspiel dazu, zuerst sein bester Freund, dann sein erbitterter Gegner und das Opfer seiner frivolen Ueberhebung. Lenski ist ein junger Poet, der seine Bildung in Deutschland genossen und in Göttingen studirt hat. Seine Vorbilder sind Goethe und Schiller, auf philosophischem Gebiete Immanuel Kant. Er ist von den Freiheitsideen seiner Zeit erfüllt. Wenn der schwärmerische junge Mann von seinen Idealen spricht, geschieht es stets mit Schwung und Begeisterung, und sein schönes Antlitz, sein bis auf den Nacken hinabfallendes Haar geben ihm einen rührenden romantischen Ausdruck. Er liebt seine Jugendgespielin Olga, die jüngere von den beiden Töchtern der Gutsbesitzerin Frau Larin, ein Mädchen, an dem er sich wie an seiner Muse begeistert, weil sie jung und hübsch, ihre Stimme sanft und ihr Wuchs schlank ist, ohne zu bemerken, daß sie im Grunde genommen eine völlig unbedeutende Natur ist, ohne Spur von Tiefe und Eigenart, und sogar eine starke Neigung zur Koketterie zeigt. Onägin lernen wir zuerst kennen, wie er als Dandy und Lebemann in gierigen Zügen all das genießt, was er in der üppigen Großstadtluft Petersburgs an Aufregungen und Zerstreuungen vorfindet. Er ist leidlich gebildet und in der Lage, über Alles, was im Gespräch berührt wird, mit anscheinender Sicherheit zu urtheilen. Er hat sich eine Stellung in der großen Welt erobert und gilt als Führer der Mode, als gefährlicher Freund der Frauen. Sein Ankleidezimmer ist so luxuriös wie das einer Primadonna. Auf seine Toilette verwendet er oft drei Stunden, bewegt sich aber dann unter Menschen mit jener Freiheit und Ueberlegenheit, die immer Eindruck macht. In der Kunst, Frauenherzen zu beherrschen, bald zu rühren, bald durch geistige Schärfe für sich einzunehmen, in diesem Augenblick zu kränken und im nächsten wieder zu versöhnen, ist Onägin ein Meister, und die duftigen Billets zu Einladungen und Stelldicheins nehmen kein Ende. Das erste Capitel des Romans zeigt ihn in der Petersburger Gesellschaft, wie er seinen Spaziergang auf dem Newski-Prospect macht, im ersten Restaurant zu Mittag speist, ins Theater geht und oft an einem Tage drei Einladungen folgt, um erst bei beginnender Morgendämmerung, wenn der Bäcker bereits das Brod in seinem Laden feil bietet, sein Bett aufzusuchen.

Die Uebersättigung bleibt bei diesem glänzenden, aber inhaltslosen Leben nicht aus. Er verfällt in die Childe Harold-Stimmung, nur erscheint er uns bei Weitem nicht so interessant wie Lord Byron's Held, der am Busen der Natur Genesung sucht für die Wunden, die seinem Herzen geschlagen sind. Auch Onägin will sich von der Gesellschaft, die ihn bisher umgab, trennen, sich für den Verlust seiner Freunde durch Lectüre entschädigen und sich auf Reisen durch neue Eindrücke von seinem Lebensüberdruß heilen lassen. Da erbt er die Güter seines Oheims und sucht die ländliche Umgebung eines alten, geräumigen Schlosses auf, wo er das Leben eines Sonderlings führt. In dem jungen Lenski, der sich auf seinen Gütern ansiedelt, gewinnt er einen Herzensfreund, und dieser führt ihn bei Frau Larin, der Mutter seiner Braut, ein, wo Onägin deren ältere Schwester Tatjana kennen lernt. Sie ist von ganz anderer Gemüthsbeschaffenheit als Olga, ein ernster, tief angelegter Charakter, eine träumerische Natur, wenn auch nicht so frisch und hübsch wie Olga, „ein wunderlich Gemisch von Gluth und Kälte", als Kind einsam und verschlossen, wenn die Anderen sich am Spiel erfreuten, dafür schwärmerisch in ihrem Innern bewegt, wenn alte Sagen erzählt wurden oder Sturm und Schnee draußen in der Winternacht tobten: „Sie saß am Fenster tagelang, schweigsam, im träumerischen Hang." Der Eindruck, den Onägin auf sie macht, ist ebenso plötzlich wie unwiderstehlich. Sie denkt nur an den fremden, stolzen Mann und irrt ruhelos umher. In einer Nacht, während der Mond träumerisch in ihr Schlafzimmer fällt, macht sie ihrer alten Wärterin das Geständniß, daß sie liebe, und schreibt an den Mann, in dem sie ihr lange gesuchtes Ideal gefunden zu haben glaubt, einen Brief. Dieser Brief gehört zu den Perlen der Dichtung. Zart und schüchtern, indem sie wegen der Kühnheit ihres Schrittes um Verzeihung bittet und den Unterschied zwischen ihrer häuslich-stillen Einfachheit und dem weltmännischen Glanze Onägin's betont, spricht sie in Worten schwärmerischer und glühender Liebe zu ihm: „Für Dich allein bin ich geboren, Du bist vom Schicksal mir erkoren." In allen Stunden, was sie auch thut und denkt, fühlt sie seine Nähe. „Wer bist Du, liebes Wesen? sprich! Umschwebst Du als ein Engel mich, der meinem Schutze sich geweiht? Kamst Du zu mir, mich zu versuchen? Soll ich Dich segnen — Dich verfluchen?" In ihrer Hülfslosigkeit legt sie ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hand ihres Angebeteten. Im Garten, wo die Mägde beim Beerenpflücken ihren Rundgesang anstimmen, trifft sie ihn wieder. Onägin fühlt sich von dem Geständniß Tatjanens bewegt, aber er hat für sie keine andere Antwort als nüchternes Moralisiren. Könnte ihm das Familienleben überhaupt als erstrebenswerthes Glück erscheinen, so würde er kein anderes Weib wählen als sie; aber er fühle, daß er für den Ehestand nicht bestimmt sei, und könne sie nur wie ein Bruder die Schwester lieben. Dem Mädchen will das Herz brechen, als sie schweigend und unter Thränen diese Worte vernimmt, die ihr wie ein Todesurtheil klingen.

Indessen schwelgt Lenski in seinem Liebesglück mit Olga, ohne zu ahnen, in welche Lage ihn deren Unbeständigkeit und Oberflächlichkeit bringen sollen. Bei einem Ball im Larin'schen Hause bevorzugt sie Onägin, dem diese galante

Zerstreuung wohlthut, in so auffallender Weise, daß Lenski sich dadurch gekränkt fühlt und seinen Freund auf das Unpassende eines solchen Benehmens aufmerksam macht. Onägin antwortet ihm mit ironischer Schärfe und reizt Lenski dadurch dermaßen, daß es zu einer Herausforderung kommt. In dem Duell fällt Lenski von der Hand seines Freundes. Die Situation wird von Puschkin mit tiefer Ergriffenheit geschildert, das Loos des jungen Dichters, der vielleicht ein Meister im Heiligthum der Kunst geworden wäre, in einer Weise beklagt, daß man meinen könnte, der Dichter habe sein eigenes Schicksal geahnt, als er diese Verse niederschrieb. Auch ihn sollte ein guter Bekannter tödlich kränken, auch ihn die Eifersucht zur Verzweiflung bringen, und vielleicht war die Kugel schon damals vorhanden, die ihn niederstreckte und die Literatur um eine Welt von Hoffnungen ärmer machte. Einen bitteren Geschmack empfindet Puschkin an dieser Stelle des Gedichts. Er fühlt, daß nur die Kunst, die Liebe und Begeisterung des Dichters Seele weich und jung erhalten können, und stellt diese ideale Welt der prosaischen Wirklichkeit in einer Strophe von einschneidender Schärfe gegenüber:

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten,
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Roheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, Alle wälzen hier.

Olga trauert um den Verlust ihres Bräutigams in schicklicher Weise und heirathet einen Ulanen. Onägin begibt sich ins Ausland und sammelt auf seinen Reisen Eindrücke, über die der Dichter in seiner Erzählung allzu unvermittelt hinweggeht, und die er später in einem Anhang zu ergänzen versucht hat. Als er nach mehreren Jahren in die Heimath zurückkehrt, trifft er auf einem Ball Tatjana als Frau eines älteren Mannes, eines Fürsten und pensionirten Generals, dessen Interesse sie erregt und den sie aus keinem anderen Grunde geheirathet hat, als weil er ihr eine angesehene Stellung sichert. Sie ist kaum wiederzuerkennen, denn die schüchterne Mädchenknospe hat Alles, was an die Dürftigkeit des fernen Steppenlandes erinnert, abgestreift und ist im Glanz der Hauptstadt und des Hofes, inmitten der ersten Gesellschaftskreise, die sich ihr öffnen und sie bewundern, eine stolze Frauenschönheit geworden, die im Salon ihre Umgebung siegreich überragt. Sie begrüßt mit kalter Ruhe, als hätte sie ihn nie gesehen, Onägin, der sich vor Staunen nicht zu fassen weiß und erst jetzt erkennt, was er an ihr für immer verloren hat. Als sie sich ihm liebend anvertraute, zog er sich gleichgültig von ihr zurück. Jetzt, als sie ihn kaum beachtet und am Arm ihres Gatten ver-

läßt, kommt er sich wie vernichtet vor und glaubt die ihm Unerreichbare namenlos zu lieben. Nun ist es an ihm, alle Qualen eines unbefriedigten Herzens zu durchleben und Tatjana einen Brief zu schreiben als Gegenstück zu dem, den er früher von ihr empfangen hatte. Er schildert ihr, welchen Zauber ihre Erscheinung auf ihn ausübe. Er malt ihr Bild aus und das schreckliche Gefühl, sich abgemessen und kühl im Kreise von Fremden unterhalten zu müssen. Er erhält auf dieses Schreiben keine Antwort und läßt ihm ohne besseren Erfolg ein zweites und drittes folgen. In der Gesellschaft weicht ihm Tatjana absichtlich aus. Da eilt er in Abwesenheit ihres Gatten in ihr Haus, wirft sich ihr zu Füßen und bedeckt ihre Hände mit heißen Küssen. Sie aber verliert nicht die Fassung, sondern antwortet ihm mit mildem, entschlossenen Ernste, wie wenig Glück ihr das glanzvolle Leben bereite, das sie jetzt umgibt, wie gern sie Alles eingetauscht hätte gegen ihr stilles Haus, den Wald und den Garten, wo sie Onägin zum ersten Mal sah. Noch jetzt erstarre ihr Blut, wenn sie seiner Worte und seines kalten Blickes gedenke. Sie verläßt ihn mit den Worten: „Ich liebe Sie — ich will's bekennen — doch hat ein Anderer meine Hand; ihm bleib' ich treu." Der große Kritiker Belinski, in dessen Urtheilen man so viel von dem ästhetischen Feingefühl und der humanen Gesinnung Lessing's findet, meint im achten Bande seiner Werke, der fast ausschließlich der Würdigung Puschkin's gewidmet ist, daß diese Erklärung Tatjana's sich an Energie und Originalität nur mit dem Ausruf „Moi!" in der „Médée" oder dem „qu'il mourût!" im „Horace" von Corneille vergleichen lasse. Wir finden Tatjana's Worte weit weniger theatralisch und menschlich viel wahrer und überzeugender als das Bühnenpathos des französischen Tragikers.

Ueberhaupt ist die Charakteristik Tatjana's das Schönste, Feinste und Gehaltvollste, was Puschkin auf poetischem Gebiete gelungen ist. Er hat darin mit dramatischer Folgerichtigkeit und Steigerung die Entwicklung einer Frauenseele gegeben, die sich durch die Enttäuschung ihrer Jugend zu einer ernsten Auffassung des Lebens hindurchringt, mit der Vergangenheit abschließt und das bißchen Glück, das für sie noch übrig bleibt, entsagungsvoll, und ohne sich durch Versuchungen verwirren zu lassen, mit unbeugsamer Energie festhält. In Tatjana sind die Schwingungen des Gemüths in fortwährender Veränderung begriffen. Nichts ist in ihr fertig und abgeschlossen. Sie ist in ihrem süßen Aberglauben, der sie in komischen Zufälligkeiten geheimnißvolle Winke des Schicksals ahnen läßt, wie ein Kind und in anderen Augenblicken wieder ernst, bewußt und entschlossen wie ein Mann. Im Traum, wo sie sich von einem Bären verfolgt und unter höllische Geister versetzt glaubt, sieht sie, wie Onägin seinen Freund mit einem Dolche ersticht. Sie ist aus einem einzigen, ihr unbewußten Gefühl zu erklären: daß sich die Anlagen ihres Wesens nur in der Ehe und Familie, als Frau ihres Mannes und Mutter ihrer Kinder erfüllen können, daß sie bestimmt sei, zu lieben und geliebt zu werden. Als ihr Ideal zerstört ist, kommt sie sich selbst wie vernichtet vor und findet sich mit dem Leben ab wie Jemand, der verurtheilt ist, unter einem Rothdach zu wohnen. Ebenso hoch wie die poetische Schönheit steht auch die nationale

Bedeutung des Gedichts. In der springenden Art des Vortrags liegt eine Anmuth, die freilich nicht einmal ein Meister wie Friedrich Bodenstedt in seiner Uebertragung des „Onägin" und mancher anderer Gedichte von Puschkin in den beiden ersten Bänden seiner „Russischen Dichter" ganz zum Ausdruck bringen kann. Alles darin ist russisch, die Zusammensetzung der Charaktere, namentlich der Heldin, die Art der Motive, der Bilder und des Witzes. Die Schilderungen des Gesellschaftslebens in Petersburg und Moskau, sowie auf dem Lande zur Sommers- und zur Winterszeit sind von erstaunlicher Treue. Die Romantik, die über dem Ganzen ruht, hindert nicht, daß alles Einzelne mit realistischer Kraft und Sicherheit ausgeführt ist. In strenger künstlerischer Form spricht der russische Geist aus keinem anderen Werk so stark und überzeugend wie aus „Onägin" zu uns.

Ebenso national und tief erscheint Puschkin, wenn er sich in den Geist der Vergangenheit versenkt und geschichtliches Leben gestaltet. Er wurde dazu in erster Reihe durch die historischen Arbeiten Karamsin's angeregt, der so treuherzig und anziehend, allerdings auch von Schönfärberei nicht immer frei, die Geschichte des russischen Staates bis zur Thronbesteigung des ersten Romanows erzählt. In einem leicht dahinfließenden, oft anmuthig gehobenen Stil, der niemals trocken und akademisch wird, sondern sich durch charakteristische Kürze und Bestimmtheit auszeichnet und in seinen volksthümlichen Wendungen vielfach der Umgangssprache nahe kommt, spricht er von dem Herzen Rußlands, dem „Mütterchen" Moskau, bei frohen Festen und traurigen Tagen, wie von einer alten Matrone, die er eben in ihrem Zimmerchen besucht hat, und von den Zaren als den großen Segenbringern, von denen ausschließlich alles Gute im Lande ausgegangen ist. Karamsin hat den historischen Inhalt von Jahrhunderten mit künstlerischer Phantasie und patriotisch bewegtem Herzen erfaßt. Er ist von seinem Gegenstande so voll, als wäre er überall dabei gewesen, und hat dadurch dem russischen Volke überhaupt erst die eigene Geschichte recht zum Bewußtsein gebracht. Für das historische Drama bis auf Alexis Tolstoi und Ostrowski wurde er dadurch von großer Bedeutung, daß er die Dichter mit einer Fülle von Stoffen versorgte. Als Erster war ihm Puschkin mit seinem „Boris Godunow" verpflichtet, einem Stück, das 1825 geschrieben wurde, aber erst 1831 erschien. Puschkin hatte damals noch keine theatralische Erfahrung und ließ sich durch die Genialität der Phantasie Shakespeare's, die, durch keinen umständlichen scenischen Apparat aufgehalten, sich in raschen Uebergängen von einem Schauplatz zum andern bewegen konnte, zu einer ähnlichen Behandlung des Stoffes verleiten. Er verlor dabei den dramatischen Ueberblick über das Ganze, das Gefühl für kunstvolle Steigerung zum Gipfelpunkt und den raschen Niedergang der Handlung. Aber was dem Theater dadurch entging, gewann die Literatur, der ein Charakter von mächtiger Durchbildung, einer jener Gewaltmenschen geschenkt wurde, die über Leichen hinwegschreiten und mit blutigen Fingern eine Krone umklammern. Boris Godunow hat den siebenjährigen Zarensohn Dmitri ermordet und ist selbst Zar geworden. Aber er wirbt vergeblich um die Liebe seines Volkes, so sehr er sich auch bemüht, es zufrieden zu stellen. Für die verübte Unthat wird er

von der mahnenden Stimme seines Gewissens fortwährend zur Rechenschaft gezogen. Wenn sich gegen ihn ein entlaufener Mönch mit dem betrügerischen Anspruch erhebt, jener längst im Sarge ruhende Dmitri zu sein, so wird er zur Handhabe der strafenden Vergeltung, um den unschuldigen Knaben an seinem Mörder zu rächen. So erscheint Boris in dem großen Monolog des ersten Actes und in der Ansprache an seinen Sohn, bevor er, wie von Grabeskälte umschauert, die Herrschaft in seine Hände legt und ins Kloster geht. Eine echt nationale Figur ist der arme Mönch Pimen, der, während der Mörder auf dem Throne sitzt, im Moskauer Tschudow-Kloster beim kümmerlichen Schein der Lampe die Geschichte der verbrecherischen That schreibt und dadurch zu einem Ankläger des Zaren vor der ganzen Welt wird. Und wie prächtig stehen andere Figuren vor uns wie der rasche, kluge Grigory, dessen Kraft durch keine Niederlage zu brechen ist, dem sein verendendes Streitroß am Herzen liegt, und der furchtlos in der Nacht im Walde sein Lager aufsucht, bevor er bei Tagesanbruch wieder gerüstet dasteht und sich den Feinden entgegen wirft! Wir hören beständig die Stimme der Volksseele, die wohl geknebelt werden, aber nicht völlig zum Verstummen gebracht werden kann.

Derselbe treue historische Geist weht uns auch aus zwei Novellen entgegen, der „Capitänstochter" und „Dubrowski", die uns in vollendeter Weise das patriarchalische Leben der Landedelleute schildern, gleizeitig aber auch tragische Conflicte in brennender Beleuchtung und dramatischer Spannung vorführen. Dort steht der aufrührerische Kosak Pugatschew, dem Puschkin auch nach den damals zugänglichen Quellen in einem anderen Werke die erste historisch genaue Darstellung widmete, mit seinem Prätendentenwahnsinn und seiner Mordbrenner- und Henkerwirthschaft im Mittelpunkt der Handlung, die durch das hoheitsvolle Auftreten der großen Katharina beruhigend und wirkungsvoll abgeschlossen wird. Hier schildert der Dichter, in ähnlicher Weise wie unser Heinrich von Kleist in „Michael Kohlhaas", die Empörung des gekränkten Rechtsgefühls, das den Sohn des von Haus und Hof getriebenen Gutsherrn zum Räuber werden läßt. Gegen den Realismus dieser Erzählung kommt die verschwommene Phantastik der „Pique-Dame", die ebenfalls aus der letzten Periode stammt, nicht auf. Sie ist aber insofern interessant, als sie zeigt, welche Schatten sich auf das Leben des Dichters senkten, und wie er von düsteren Ahnungen heimgesucht wurde, als er seinem Volk eine wahrhaft nationale Poesie geschenkt hatte und von sich sagen durfte, einer der führenden Geister zu sein.

Er mußte das Bewußtsein seines Werthes haben, denn das Höchste, was er erreichte, ist in dem Jahrhundert, das seit seiner Geburt verflossen, in seinem Vaterlande nicht übertroffen worden. In dem Gedicht „Das Denkmal" hat er die Anerkennung, die ihm von den folgenden Geschlechtern gezollt wurde, mit klarer Erkenntniß vorweg genommen, indem er sagt: „Im Liede lebt mein Geist, so lange noch auf Erden auch nur ein einziger Dichter lebt." Darin liegt eine kühne Herausforderung des Urtheils, aber keine Ueberschwänglichkeit oder Ueberhebung, nichts, was falsch oder eitel genannt werden könnte. Gerade der Lyriker Puschkin kann erst mit der russischen Sprache

untergehen. Er spricht zu Hütten und Palästen. Er gehört dem Volk und der Literatur an. Er zeigt wie in einem reinen Spiegel Alles, was ihm während der herrlich aufbrechenden Blüthe seines Talents durch die Seele gegangen ist. Die Lyrik Puschkin's ist bisher nur in einzelnen, charakteristischen Proben den Literaturfreunden außerhalb Rußlands vermittelt worden. Uebersetzer, die gleichzeitig Poeten sind, würden in den drei Bänden seiner Gedichte einen wahren Schatz heben können. Bodenstedt's Uebertragungen sind gewiß in hohem Maße verdienstvoll, aber oft zu frei. Andreas Ascharin ist correcter zu Wege gegangen und hat viele Partien gut wieder gegeben, in anderen jedoch wieder als Balte nicht das sichere Gefühl für die Feinheiten unserer Sprache gezeigt. Die erste, im vorigen Jahre erschienene Uebersetzung des „Ehernen Reiters" von Alexis Lupus [1]) ist namentlich wegen der gehaltvollen Anmerkungen verdienstlich. Auf die älteren Uebertragungen von Puschkin'schen Werken in Poesie und Prosa können wir bei dieser Gelegenheit nicht eingehen, sondern nur darauf hinweisen, daß gerade in den Gedichten der feinste Auszug vom Wesen des Dichters in seiner reinen Idealität, seiner Sehnsucht und seinen Schmerzen enthalten ist. Er findet für die tiefsten Empfindungen der Freundschaft und Liebe die reinsten, einfachsten und überzeugendsten Laute. Er ist immer klar, anschaulich, seelenvoll, ein Künstler, der in der grauen Alltäglichkeit Stoffe findet, die er durch die Wärme seiner Empfindung und die Musik seiner Sprache in eine höhere und doch Allen erreichbare Sphäre erhebt. Wer Gedichte wie den „Antschar" und den „Talisman" liest, wer fühlt, was im Herzen Puschkin's vorgegangen sein mag, als er die bezeichnenden Verse an den „Pöbel" schrieb, in denen nach Belinski's Versicherung sein poetisches Glaubensbekenntniß enthalten ist, wer endlich beobachtet, welche Stoffe er dem Natur-, Volks- und Geschichtsleben Rußlands entnommen hat, wird zugeben müssen, daß nur wenige Dichter eine so schnelle Entwicklung von der Nachahmung französischer Verspikanterien zu einer an Goethe gemahnenden edlen Menschlichkeit und hohen Kunst zeigen wie Puschkin.

Wie dies rein gestimmte Saitenspiel plötzlich mit brutaler Hand zerstört wurde, ist ein betrübender Roman, den wir hier nicht erzählen können. Einen ausführlichen Bericht nach russischen Quellen findet der Leser darüber in dem gehaltvollen Werke „Aus der Petersburger Gesellschaft". Der Dichter, der sich im Jahre 1831 verheirathet hatte, glaubte die Ehre seines Hauses vertheidigen zu müssen, indem er sich mit dem französischen Baron Dantes-Heeckeren, einem Adoptivsohn des holländischen Gesandten in Petersburg, duellirte. In diesem Zweikampf wurde er im Jahre 1837 tödlich verwundet. Zwei Tage darauf starb er nach qualvollem Leiden. Beigesetzt wurde er im Swjatogorschen Kloster, vier Werst von seinem Gute Michailowskoje entfernt, wo er, unberührt von dem Gewühl der Welt, die schönsten Eingebungen seiner Muse empfing. Er ruht mit seiner Mutter unter demselben Hügel. Bei seinem Tode stimmte sein hervorragendster Mitkämpfer um den Preis der Poesie, Michael Lermontow, der vier Jahre später, eben zum Manne gereift,

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXVII, S. 318.

auf dieselbe Weise ums Leben kommen sollte, einen ergreifenden Klagegesang an, in dem er sich dem Zaren vor die Füße warf und ihn um Rache für den Dichter anflehte. Für uns tritt das Trauerspiel seines Lebens zurück vor dem erhebenden Anblick, den uns seine Kunst gewährt. Puschkin's Ruhm ist im Laufe der Jahre immer größer geworden. Selbst die Bühne, die ihm zu seinen Lebzeiten verschlossen war, hat er sich nachträglich erobert durch die Textdichtungen, die Tschaikowsky für die Opern „Eugen Onägin" und „Pique-Dame" seinen Werken entlehnte. In den beiden Hauptstädten des russischen Reiches, in Moskau auf der menschenerfüllten und eleganten Twerskaja und in Petersburg in einer nach ihm benannten Seitenstraße des Newski-Prospects, sind ihm von der Hand des Bildhauers Opekuschin Standbilder errichtet worden. Er selbst ist mächtig geblieben in der Seele seines Volkes, in der Schätzung aller Gebildeten als Schöpfer und Meister der russischen Poesie, die durch ihn den Adel echter Kunst erhalten, als nationaler Dichter, der ohne Ueberhebung und Unterschätzung der westeuropäischen Cultur die große Natur und Geschichte seiner Heimath in golden schimmernden Bildern an der Phantasie seiner Leser vorüber ziehen läßt, als Erzieher zum Guten und Schönen, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit alle späteren Veränderungen des Geschmacks und der Mode siegreich überwunden hat.

Eduard von Simson.

10. November 1810 — 2. Mai 1899.

Ein Erinnerungsblatt

von

Erich Schmidt.

[Nachdruck untersagt.]

So haben wir denn heut', am 6. Mai, den Patriarchen zum letzten Bette geleitet, und in der würdigsten Todtenfeier, der mit Simson's weit verzweigter Familie Prinzen des Hohenzollernhauses, der Reichskanzler, Minister, Gesandte, Militärs, die Häupter des Reichsgerichts, Abgeordnete des Reichstages und des preußischen Landtags, die Stadtväter Berlins, Leipzigs und Königsbergs, Männer der Wissenschaft, Boten des Großherzogs von Sachsen und der Goethe-Gesellschaft beiwohnten, um eine Fülle der Ehren wie des Dankes auf die Bahre zu häufen, hat ein berufener Prediger weimarischer Herkunft noch einmal warm und stark das Einzelschicksal dieses seltenen, gesegneten Mannes mit den Prüfungen und dem Heil seines Vaterlandes verknüpft. „Laßt ihn der Historia!", dies Goethische Wort war schon lang an Simson erfüllt, der seinen Namen auf bedeutenden Blättern der Geschichte unseres Volkes für alle Zeit eingetragen sah und sich selbst historisch betrachten mochte. Das thätige Leben lag hinter ihm; im engen Kreise der Seinen, drei jüngeren Generationen urväterlich hold, von liebreichsten Händen betreut, manches Besuches froh, alter und neuer, politischer und poetischer Kunde lauschend, gern aus den unerschöpflichen Schachten seiner Erfahrung spendend, ließ er die letzten Jahre, die ihn härter und härter anfochten, verstreichen, bis er endlich „des Wanderns müde", wie es heut' in der Neuen Kirche klang, den Tod willkommen hieß.

Auf drei wandelvolle Menschenalter konnte Simson gleich Nestor zurückblicken. Vor siebzig Jahren hatte die Königsberger Albertina mit der juristischen Doctorwürde seinen langen Ehrenlauf eröffnet, vor bald siebzig Jahren Goethe's Blick weihend auf dem Jüngling geruht. Vor fünfzig Jahren war der jugendfrische Mann aus der Frankfurter Paulskirche mit Arndt und anderen Sendboten nach Berlin gezogen, um zu früh einen neuen Deutschen Kaiser auf Preußens Thron zu suchen, vor achtundzwanzig Jahren der ergraute nach Versailles in gleicher Sendung, doch nun zur rechten Zeit und an den rechten König.

Aus seiner ostpreußischen Heimath nahm er ein tüchtiges Stück der selbstbewußten Beharrlichkeit mit, die ihm ohne provinzielle Enge durch Bildungsreichthum und unbefangene Welt- und Menschenkenntniß geklärt ward. Den Knaben umrauschten die Nachwehen der Freiheitskriege, vaterländisch mahnend. Er war erstaunlich frühreif, und seine Landsmännin Fanny Lewald berichtet in ihrer redseligen Autobiographie, wie nah ihr des Lehrers unaufhörliche Schelte ging: Eduard Simson war in deinem Alter schon viel weiter! Der blutjunge Jurist blieb dem rüden Burschenthum wie dem selbstgenügsamen Banausenstudium gleich fern, vom Genius loci auch in Nachbarstätten der Wissenschaft gerufen. Noch lebten gar Manche, die den alten Kant auf dem „Philosophendamm" langsam ausschreitend erblickt hatten; nun saß der sechzehnjährige Fuchs zu Herbart's Füßen und hörte Pädagogik! Lieber als von diesem verfrühten Vorspiel seiner philosophischen Interessen sprach Simson von der Anziehungskraft, die unter Lobeck's Führung die classische Philologie in Königsberg auf Studenten aller Facultäten übte. Mit den Alten verband er eine begeisterte Hingebung an Goethe, dem er kurze Zeit nach dem akademischen Ritterschlag persönlich huldigen durfte. Dieser Tag, Goethe's Geburtstag 1829, und der Versailler Kaisertag waren die Gipfel seines ganzen Daseins. „Dr. jur. Edward Simson, ein stattlicher achtzehnjähriger Jüngling aus Königsberg in Preußen, ist mir stark empfohlen; er soll von großen Hoffnungen sein," hatte Freund Zelter vorher geschrieben; nun sorgte der gute Eckermann in Weimar für den „sehr angenehm gebildeten jungen Mann". Als ich auf einer Goethefeier dies vergilbte Zeugniß aus Altweimar unter dem Jubel der Versammlung unserem theuren Präsidenten vorlas, gedachte er bewegt jener Stunden und des Festmahls, dem er, trunken auch ohne Wein, beigewohnt. „Wer Goethe gesehen hat, kann nie ganz unglücklich werden," das schrieb Simson nicht bloß im frischen jugendlichen Ueberschwang nach Hause, sondern noch der Achtziger wiederholte dies Wort gern aus vollem Herzen, er, dem laut Goethe's derbem Gleichniß die Begeisterung nie zur Heringswaare wurde, der täglich mindestens eine Seite im classischen Brevier las, den Schatz der Verse wie der Prosa in einem feinen Gedächtniß trug und noch zuletzt nicht ruhte, bis ihm jeder Zweifel am Wortlaut oder Fundort oder Sinn irgend welcher Stelle ganz beschwichtigt war. Ohne je in Citaten zu kramen, fand er es 1849 in Goethe's Vaterstadt natürlich, die feierliche Proclamation der Kaiserwahl mit Versen aus „Hermann und Dorothea" zu schmücken. Und er zog auch den Dichter, nicht den Politiker Uhland an den Theetisch seiner Frau, die dann humoristisch ausrief: Du willst mir doch nicht weismachen, daß dieser unbeholfene Schweiger all die schönen Lieder und Balladen geschaffen hat!

Simson war ein ästhetischer und ein politischer Mensch. Nach der Julirevolution scheinbar vom Markte des Lebens entfernt, und als sollte der zwar so beredt und klar lehrende, doch wissenschaftlich unproductive Professor des römischen Rechts in Königsberg die Hoffnungen auf seine große Zukunft täuschen, ward er erst durch die Frankfurter Nationalversammlung berühmt, ein Mann der erbkaiserlichen Rechten, liberal und conservativ zugleich, dem

nöthigen „Tropfen demokratischen Oels" geneigt und ein treuer preußischer Monarchist. Noch vor dem Schwabenalter saß er als überlegener Nachfolger Gagerns auf dem Präsidentenstuhl der Paulskirche. Unnöthig, dabei zu verweilen, was Allen so bekannt und jüngst vielstimmig wieder zu Gemüthe geführt worden ist: wie Simson der Erfurter Tagung vorstand, wie er kürzere Zeit den preußischen Landtag, so manches Jahr im Aufstieg der Nation das Parlament des Norddeutschen Bundes, den deutschen Gesammtreichstag leitete, der „geborene Präsident". Er durfte von den vaterländischen Umschwüngen sagen: quorum pars magna fui. Wenn er während der Conflictszeit in Opposition stand, wenn er einer Vergewaltigung mit der scharfen, blanken Antithese vom „Richten" und „Zugrunderichten" begegnete: an seinem tiefen Patriotismus zweifelte Niemand, und vor Anderen sah er die Zeichen der neuen Zeit.

Simson besaß zu den Gaben, sich selbst und eine Versammlung rasch zu orientiren, klar und präcis das Wesentliche heraus zu schälen, Fragen und Entscheidungen sauber zu formuliren, zu einem großen präsenten Wissen, einem willigen Gedächtniß, einem unbeirrbaren Scharfsinn das in Deutschland seltene Talent der Repräsentation. Seine Beredsamkeit hatte Adel und Nachdruck; auch der durchschlagende Protest gegen Hecker's Zulassung zur Nationalversammlung entbehrt der wohlgerundeten Perioden nicht, von denen Berthold Auerbach bilderfroh sagte: Der Mann redet Talare. Dieser Faltenwurf war nie bauschig, der stark ausgeprägte Sinn für Feierlichkeit artete nicht in falsche Gravität aus, die gelassene Ruhe des reinen hochdeutschen Ausdrucks behielt starke Accente und im Gespräch auch eine humoristische Würze. Formsicher, unparteiisch, liebenswürdig, fand er überall Geltung, und auch die großen Züge seines von geringem Mienenspiel belebten Gesichts, die breite, stattliche Figur kamen dem Präsidenten des Parlaments, des juristischen Senats, des Reichsgerichts zu gute. Er war conciliant und fest; in Frankfurt hat Dahlmann auf dem gewohnten Spaziergang nach der Ausschußsitzung einmal zu ihm gesagt: Nun sollen Sie mein Freund heißen, denn ich sehe, daß es Ihnen auch an der „nöthigen Herzenshärtigkeit" nicht gebricht.

Durch seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften und patriotischen Verdienste gewann Simson die warme Huld Wilhelm's I. und stand mit Bismarck auf dem besten Fuß. Ein starkes Wort des Kanzlers schlug leise Bedenken nieder, die der von ihm erkorene Lord Oberrichter zunächst gegen die Uebernahme dieses Leipziger Amtes aussprechen wollte. Einem officiellen Anerkennungsschreiben gab Bismarck's Feder, indem sie Kanzleihaftes änderte, Dürres belebte, den künstlerischen Stempel.

Aus dem Zeitalter Goethe's war Simson harmonisch wahrend und mehrend, human und national über Frankfurt hinweg in das Zeitalter Bismarck's eingegangen. Ihm gebührte der Spruch:

Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

So erblickte 1885 auch die Goethe-Gesellschaft in Eduard Simson ihren „geborenen Präsidenten", praesidium et dulce decus. Meisterhaft sprach er alsbald in Belvedere das erlauchte Paar an, da, wo der „Tasso" vollendet worden ist, mit dem Tassowort beginnend: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß." Wohl war es erhebend, diesen allverehrten Mann in die endlich wieder aufgethanen Räume zu geleiten, in denen er einst vor Goethe gestanden, aus diesem Munde den Trinkspruch auf Kaiser und Reich zu vernehmen, unter diesem wahrhaft maßgebenden Vorsitze zu tagen, mit diesem Liebhaber der Literatur, dem Suphan, Schönbach und Andere ästhetisch-historische Spenden widmeten, ein Gespräch zu führen. Im Strome der Zeit war ihm die von Goethe gepriesene „ruhige Bildung" nie verkümmert worden. Er war reich an Kenntnissen und an Erkenntniß, an Wissen und an Weisheit. Und so mögen wir den Entschlafenen glücklich preisen, weil er sich ganz manifestiren durfte, weil er mitten im geistigen und politischen Leben Deutschlands stand, weil er die Ungunst der Zeit überwinden und ihren Segen fördern half, weil er mit seiner Nation zu den höchsten Freuden und Ehren stieg und ihm im Hause Wohl bereitet war. Eduard von Simson hat sein Leben ausgelebt; wie Goethe's „Achilleis" sagt:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß die Frage, ob in Berlin eine zweite Oper bestehen könne, theoretisch oder praktisch erörtert wird. Theoretisch durch idealistische Schriftsteller, praktisch gewöhnlich durch wagehalsige und höchst realistische Directoren, die vom Publicum eifrigsten Besuch und von der Presse wohlwollendste Förderung als etwas Selbstverständliches verlangen. Dabei vergessen sie denn immer, daß Leistung und Gegenleistung in einem ganz bestimmten Verhältniß stehen. Wenn bis jetzt noch keiner von all' den Versuchen, uns eine zweite Oper zu geben, wesentlich künstlerische Resultate gezeitigt hat, so liegt dies daran, daß noch niemals eine Persönlichkeit von wirklicher künstlerischer Intelligenz an die Spitze eines solchen Unternehmens getreten ist.

Unter diesem Uebelstand litt auch die Oper, die während des letzten Winters im Theater des Westens seßhaft geworden war. Ihr Leiter, Herr Max Hofpauer, mag ein guter Schauspieler und ein guter Schauspieldirector sein — zur Oper hat er gar keine Beziehungen. Er blieb deshalb auf den Rath anderer Leute angewiesen, und wo viele Köpfe sind, da sind bekanntlich viele Sinne. So zeigten gleich die Eröffnungsvorstellungen, daß sich die Direction über die Ziele, die eine zweite Oper in Berlin zu verfolgen hätte, gänzlich im Unklaren befand. Was sollen uns Hugenotten und Troubadour überhaupt, was sollen sie uns gar, wenn sie schlechter gespielt werden als in der Königlichen Oper? Zwei Wege nur gibt es, die für eine solche Privatoper zum Erfolg führen können. Entweder sie pflegt hauptsächlich die gute neuere Produktion, dann würde sie zum Königlichen Opernhaus ein Verhältniß gewinnen, wie es etwa das Deutsche Theater zum Schauspielhaus hat. Oder sie könnte, ohne das Neue zu vernachlässigen, das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit auf die stilgerechte Aufführung älterer Werke legen, die im Spielplan der Königlichen Oper keinen Platz finden. Die Auswahl ist hier reich genug, um für jeden Geschmack Geeignetes und Anziehendes zu bringen. Bedingung wäre aber in beiden Fällen, daß alle Werke mit dem feinsten Kunstverstande scenisch hergerichtet, in den Einzelheiten ausgeschliffen und im Ganzen abgerundet würden. Dazu fehlte der Oper des Westens aber eine leitende Kraft, die fähig gewesen wäre, nach allen Seiten hin wirksame Impulse zu geben. So kam es, daß kaum eine einzige Vorstellung sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhob, und mit subalternen Leistungen ist natürlich weder der Kunst noch dem Berliner Publicum gedient.

Zudem war die Auswahl der neueren Werke, die mit löblichem Eifer in ziemlicher Anzahl einstudirt wurden, im Allgemeinen keine sehr glückliche. Ich habe den Eindruck gehabt, daß die Direction hier nicht mit eigenem Urtheil und Willen zu Werke ging, sondern auf gut Glück in den Stoß neuer Partituren hineingriff oder nach ganz äußerlichen Motiven verfuhr. Wenn eine Oper in irgend einer anderen Stadt einen Anschein von Erfolg gehabt hat, so ist dies aber

noch kein Grund, daß sie auch in Berlin gefalle. Daraus erklärt sich das Mißgeschick, das manchen Stücken, die in der Provinz eines gewissen Rufes genossen, hier widerfuhr.

Paul Geisler brachte mit dem Einacter „Wir siegen" so etwas wie ein patriotisches Festspiel auf die Bühne. Der Ueberfall bei Strehlen bildet den Kern, und herum schlingt sich eine rührende Liebesgeschichte und Eifersucht und Verrath und wiederum Mannestreue und Vaterlandsliebe, und am Schluß erscheint sogar der alte Fritz leibhaftig und droht ganz unmotivirt mit dem Krückstock. Diese Fülle der Scenen und Gestalten schmilzt leider nicht zu einem Gesammtbild zusammen; es geschieht so viel, und wir tragen doch eigentlich das Gefühl eines Mangels nach Hause, weil der Textverfasser in seiner Hast kaum Zeit findet, uns glatt über die Oberfläche der Ereignisse zu führen. Die Musik möchte wohl in die Tiefe dringen, doch hat sie nicht die Energie dazu. Einige Contrapünktelei, welche die widerstrebendsten Melodien über einander pfropft, z. B. den Choral „In allen meinen Thaten" mit dem Hohenfriedberger Marsch, thut's freilich nicht. Sympathischer zeigt sich der Componist in den Volksscenen, dem Walzerchor, dem Liebesduett. Ueberhaupt hat er ein natürliches Wesen, und dadurch allein schon würde seine Musik sich über den Text erheben.

„Der Prinz wider Willen" von Otto Lohse ist dagegen in Text und Musik ziemlich gleich übel gerathen. Die Handlung geht von den Erbschleichereien aus, die ein braver Pater zu Gunsten der Kirche ins Werk setzt, und mündet über eine alberne Verwechslungscomödie hinweg in eine genial erdachte Schlußkatastrophe: bei einer Hochzeit platzt ein auf den unrechten Rücken gerathener Frack, und in dem Futter findet sich das lang gesuchte Testament, das allem Intriguiren ein Ende macht. Auf dem Geschmacksniveau dieses Librettos steht auch die Musik. Herr Lohse, ein erfahrener Capellmeister, hat fleißig um sich gehört und windet nun die Effecte und Melodien, die ihm am besten gefallen, zu einem Opernstrauß, um sie den durch solche Naivetät überraschten Hörern mit ernsthafter Verbeugung darzubringen.

Josef Beer's „Strike der Schmiede" schleicht dem Erfolg auf anderen Pfaden nach. Victor Leon hat aus Coppée's geschminktem Gedicht „La grève des forgerons" ein Libretto gemacht, das zwischen Sentimentalität und Realismus hin und her schwankt, bald fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht, bald sich in süßliche Declamation auflöst. Wenn der alte Schmied Brumon so lange auf Seite der ausständigen Arbeiter steht, als er die Noth seiner Tochter und die Leiden ihres Kindes mit ansehen kann, dann aber, als alle Mittel, Geld zu gewinnen, versagen, entschlossen die Arbeit wieder aufnimmt und deshalb von den Genossen bedroht und verhöhnt wird, so wären damit wohl die Elemente zu einer Tragödie gegeben. Wenn er jedoch mitten in seiner Noth ein Schmiedelied anstimmt: „Feuer lodern, Funken sprühen", oder wenn er in wohlgesetzter Rede den Segen der Arbeit preist und am Ende den Beleidiger in einem Duell auf Schmiedehämmer zu Boden streckt, so entbehrt dies nicht eines komischen Beigeschmacks. Auch in des Componisten Brust wohnen zwei Seelen. Die eine zieht ihn zur harmlosen Liedertafelei, die andere zu der grellen Decorationsmalerei gewisser Neu-Italiener, und diese beiden anscheinend divergirenden, in der Trivialität ihrer künstlerischen Grundlage jedoch innig verwandten Elemente, die sich um den Vorrang streiten, werden durch eine Art melodischer Declamation mit einander versöhnt. Ein wunderliches Opus!

Es ist überhaupt zum Erstaunen, wie wenig literarischen Geschmack die Operncomponisten im Allgemeinen haben, ja, wie wenig sie sich darüber klar sind, welche Stoffe einer musikdramatischen Behandlung zugänglich sind und welche nicht. Selbst ein so geschickter Musiker wie Ignaz Brüll, schreckt nicht vor einem Libretto zurück, das jeder Operettencomponist eilig aus der Hand legen würde. „Der Husar" heißt es, und wieder ist Victor Leon sein Verfasser. Ich scheue mich,

den Inhalt zu erzählen, denn er ist von beängstigender Thorheit. Trotzdem verschwendet Brüll auf ihn eine Menge hübscher, glatter, gut gesetzter Musik, der nur zu wünschen wäre, daß sie etwas mehr eigene Physiognomie zeigte. Dann aber würde sie sich wieder zu schroff vom Text abheben — und so gebiert ein Uebel das andere. Wenigstens wollen wir so höflich sein, das anzunehmen.

Und Umberto Giordano scheiterte daran, daß er den von L. Illica geschriebenen „André Chenier" für componirbar hielt. Man sollte meinen, die Erkenntniß, daß die sogenannte historische Oper nicht lebenskräftig sei, habe nunmehr überall Wurzel geschlagen. Aber immer wieder tauchen vereinzelte Exemplare dieser Gattung auf, um nach kurzer Zeit zu Grabe getragen zu werden. Das Drama spielt während der französischen Revolution. Madeleine von Coigny liebt den jungen Dichter André Chenier. Als ihr väterliches Schloß zerstört wird, zieht sie nach Paris, den Geliebten zu suchen. Beide werden verfolgt: sie als Aristokratin, er, der einst gefeierte Sänger der Freiheit, als Abtrünniger und „Feind des Vaterlandes". Nachdem Chenier in die Hände des Revolutionstribunals gefallen und zum Tode verurtheilt ist, dringt Madeleine durch List ins Gefängniß, tritt an die Stelle einer Verurtheilten und besteigt mit André zusammen das Schaffot. Diese Handlung wird nun tief in eine Menge von Detail hinein versteckt, eben in das Historische, das für das recitirende Drama seinen Werth haben kann, für die Oper jedoch nicht nur überflüssig, sondern schädlich ist. Wir sehen das hohle und frivole Gesellschaftstreiben im Schlosse der Coigny, sehen das bunte Gewirr der für die Revolutionszeit typischen Gestalten auf einem Platz in Paris, wir wohnen einer Tribunalssitzung bei, hören das Pfeifen und Heulen der fanatisirten Volksmenge, und selbst die Auffahrt des Henkerkarrens wird uns nicht erspart. An all' diese Dinge kann die Musik nicht heran, sie dienen nur dazu, das Interesse, das sich sonst auf die Schicksale André's und Madeleine's concentriren würde, zu zerstreuen. Giordano hat in seiner „Mala vita" gezeigt, daß er ein Musiker ist, der Phantasie und die Fähigkeit zu gestalten besitzt. Hier will ihm das nicht gelingen. Wie dem Librettisten der Stoff unter den Fingern zerbröckelt, so zerflattert ihm die musikalische Erfindung. Wohl heben sich einzelne Scenen, wie der zierliche Chor der Schäferinnen im ersten Act und der Volkschor im dritten „Ihr Freunde singt", durch ihre klare Profilirung von Anderem ab, wohl wird manches hübsche Stimmungsbild geschaffen, wie der Anbruch der Nacht im zweiten Act, oder die Episode der Madelon, die ihren Sohn dem Vaterlande als Gabe anträgt; doch behält das Ganze den Charakter des Zerstückelten, künstlerisch Unfertigen, denn bald nimmt der Tonsetzer, durch den Dichter verleitet, seine Zuflucht zum groben Effect, bald erreicht er nicht einmal die Grenze, wo das Recitativ charakteristisch und somit zur Musik wird.

Das Werthvollste, was die Oper des Westens während ihrer gesammten Spielzeit geboten hat, war P. Tschaikowsky's „Eugen Onägin". Die ihm anhaftenden kleinen Mängel erklären sich aus der Art seiner Entstehung. Denn der Onägin war ursprünglich für eine Aufführung des Petersburger Conservatoriums geschrieben, und später erst, hauptsächlich auf Veranlassung des russischen Kaisers, fand er den Weg in die Oeffentlichkeit. „Lyrische Scenen" nennt Tschaikowsky sehr anspruchslos das Stück, und mehr als lyrische Scenen findet man auch nicht. Es sind leidlich dramatisirte Ausschnitte aus Puschkin's Roman in Versen, der sich in Rußland großer Popularität und Beliebtheit erfreut, in Deutschland dagegen weniger geschätzt wird, weil uns Byron in manch einer Dichtung aus erster Hand bietet, was wir hier erst aus zweiter bekommen, und weil uns die, wie man sagt, sehr treffende Schilderung nationaler Zustände nicht so stark berührt, wie den Russen. Wer das Originalgedicht kennt, wird leicht die Verbindung zwischen den einzelnen Bildern herstellen; wer es nicht kennt, ist schlimmer dran. Das Sprunghafte im Fortschreiten der Ereignisse wird ihn mehr stören, als ihn ihr Inhalt ergötzt. Warum der eiskalte Egoist die schwärmerisch sich anbietende Neigung

Tatjana's zurückweist, und warum er Lenski erschießt und später zu den Füßen der einst Verschmähten schmachtet — dies und vieles Andere begreift der unbefangen und unvorbereitet Zuschauende nur halb. Die Motive der Handlung liegen gewissermaßen hinter den Coulissen. Aber die Musik macht Vieles wett. Tschaikowsky ist keineswegs dramatischer Componist im größeren Stil. An den wenigen Stellen, wo die Ereignisse nach kraftvoller Unterstützung durch die Musik verlangen, wo innere und äußere Stürme toben, da wirkt er mehr geräuschvoll als überzeugend. Aber die lyrischen Scenen sind von geradezu entzückender Feinheit und Anmuth. Das Anfangsduett der Mädchen, das durch die hinzutretenden Stimmen der Mutter und der Dienerin sich zu einem Quartett auswächst, dann der frische Chor der Bauern und Bäuerinnen, die eleganten Tänze, endlich das große Solo der Tatjana, die Abfassung des Briefes an Onägin sind wahre Cabinetstücke subtiler Arbeit und graziöser Erfindung, besonders die erwähnte Scene Tatjana's. Wie zart, und doch wie fest und sicher sind die Melodielinien gezogen, wie voll von jugendlich süßem Ueberschwang ist der Ausdruck, und wie sorgfältig weicht er allem trivial Süßlichen aus. Dazu wird das Orchester mit Meisterschaft behandelt. Der Instrumentalsatz ist immer durchsichtig und bei allem Reichthum an charakterisirender Malerei discret, und wundervoll heben sich aus dem Ganzen einzelne concertirende Bläser ab: hier leuchtet der silberne Strahl der Oboe auf, dort spinnt die Flöte zarte Fäden, dort singt die dunkle Clarinette ein einsam Lied. Wenn die Oper uns schon keine Seiten zeigt, die wir nicht bereits aus anderen Werken an Tschaikowsky kennen, so bietet sie doch innerhalb der bekannten Grenzen soviel Schönes und Erfreuliches, daß die Bekanntschaft mit dem zierlichen Werk für das Berliner Publicum einen entschiedenen Gewinn bedeutet.

Die königliche Oper war, wie gewöhnlich, mit neuen Stücken sehr zurückhaltend, und über den Werth dessen, was sie bot, wird sich discutiren lassen. Mir persönlich erscheinen Eugen d'Albert's „Die Abreise" und Le Borne's „Mudarra" als die beiden Pole der Schätzungsscala. Das erste hat zum Mindesten ein Künstler geschrieben, während man bei dem andern zweifelhaft sein kann, ob es sich nicht um einen vieractigen schlechten Witz handelt.

Der Text der einactigen „Abreise" ist vom Grafen Sport nach Steigentesch's Prosalustspiel in Verse gebracht. Es geht so viel wie nichts in dem Stückchen vor — nur drei Personen unterhalten sich, ein Ehepaar und ein Hausfreund, der die Frau umgirrt. Der Mann glaubt, das Herz seiner Frau habe sich von ihm ab und dem Freunde zugewendet; er möchte abreisen und fürchtet sich doch wieder vor der Reise oder vielmehr vor dem, was während seines Fernbleibens geschehen könnte, und so schiebt er den Termin Tag um Tag und Stunde um Stunde hinaus. Der Hausfreund, ungeduldig, mit dem Object seiner Wünsche allein zu sein, räumt mit Eifer alle Hindernisse, die der Mann vorschützt, aus dem Wege, und endlich besteigt jener den Wagen. Aber nach wenigen Minuten kommt er zurück: der Wagen sei gebrochen. In einer Aussprache findet er, daß sein treues Weib mit alter Liebe an ihm hängt, daß sie nie daran gedacht hat, es mit dem Andern zu halten; und nun benutzt der Hausfreund den bereit stehenden Wagen, dem nie ein Leid geschehen war, um davon zu fahren. So ist auch die Musik. Ein heiteres Spiel, das den Ernst nur mit dem Aermel streift; eine musikalische Dialektik voll Geist und Laune. Die lebhaft plaudernde Ouverture breitet sich im Verhältniß zur Ausdehnung des ganzen Stückes etwas zu behaglich aus. Jedoch paßt Wortspiel und Tonspiel auf einander wie Schablone und Bild. Einzelnes läßt sich nicht herausheben, denn gottlob ist Alles einheitlich gestaltet. Wie der Text keine künstlerischen Aufregungen verursacht, so hält sich auch die Musik auf stiller, mittlerer Höhe. Sie ergötzt weniger durch Stärke der Erfindung, als durch die geschmackvolle Art, wie eins zum andern gefügt wird. Selbstverständlich kann deshalb die Abreise auch keinen Erfolg in größerem Maßstabe haben, denn auf die Massen vermag sie nicht zu wirken. Es wird immer nur eine kleine Zahl von

Feinschmeckern sein, die eine wahrhafte Freude beim Anschauen dieser Filigranarbeit davonträgt.

Dagegen scheint der „Mudarra" bestimmt zu sein, weder ein großes und nicht wählerisches noch ein kleines und sehr wählerisches Publicum anzuziehen. Ja, ich kann mir überhaupt kein Publicum vorstellen, das eine Aufführung dieser wundersamen Oper für einen Genuß halten möchte. Mudarra ist etwa Don Juan ins Orientalische übersetzt. In dem pantomimischen Vorspiel sehen wir den Helden in einem Knäuel schöner Frauen, von weichen Armen umstrickt. Aber er ist übersättigt von dieser Liebe, die auf allen Wegen schweift; es ergeht ihm umgekehrt wie Heine's Tannenbaum; er träumt, wie der Clavierauszug behauptet, von einem nördlichen Lande, wo die Liebe keuscher ist, wo sie sich nicht anträgt, sondern gesucht sein will. So geht er zu Schiff nach Frankreich. Daß er hier erst noch fortfährt, in gewohnter Weise weiter zu lieben, daß er Frauen verführt, ihre Ehemänner ins Jenseits befördert, und in den Armen der Zigeunerin Mikla länger hängen bleibt — welcher Einsichtige wird sich darüber wundern? Ist es doch bekannt, daß bei Entziehungscuren die größte Vorsicht walten muß. Endlich findet er das Bild seiner Träume in der Gräfin Alienor. Natürlich muß sie schon am nächsten Tage einen Andern heirathen, natürlich dankt dieser Andere Mudarra sein Leben, und natürlich ladet er ihn zur Hochzeit. Das Unheil naht. Im Brautgemach herrscht ein lebhafter Fremdenverkehr: Zigeuner mischen einen Gifttrank, das Brautpaar wird mit großem Gefolge herein geführt, der Ehemann geht aber wieder weg, und Mudarra kommt, um mit der sanft und fest entschlummerten Alienor ein Duett zu singen — eine Scene, die lebhaft an Offenbach's „schöne Helena" erinnert. Und dann beginnt ein wildes Entführen und Verfolgen und Fechten auf Säbel und Dolch, untermischt mit Liebe, Gewissensbissen und gräßlichen Visionen, so daß nur *ein* Ausweg aus diesem Wirrwarr bleibt: alle müssen sterben, Mudarra und der Graf und Mikla. Nur Alienor bleibt übrig. Was geschieht mit ihr? Darüber lassen die Dichter Tiercelin und Bonnemère den Zuschauer in bangem Zweifel. Der Componist dieser Schrecknisse, Herr Le Borne, sucht das Problem zu lösen, ob man wohl ohne die Fähigkeit, Melodien zu erfinden, ohne die Fähigkeit, Stimmen und Harmonien logisch zu führen, und ohne die Fähigkeit, die Orchesterinstrumente ihrem Wesen nach zu behandeln, eine Oper schaffen könne. Wer diese Voraussetzungen als berechtigt gelten läßt, der muß zugeben, daß der kühne Neuerer die selbstgestellte Aufgabe mit großer Originalität bewältigt hat. Nur selten stoßen ihm atavistive Rückfälle zu, wie in einigen Stellen des dritten und vierten Actes, wo seine Musik sich beinahe ganz wie irgend eine andere Musik anhört. Sonst jedoch bietet er durchaus Eigenes. Man glaubt nicht, wie viel Scharfsinn für die Charakteristik aufgewendet wird. Das *übermäßige* Liebesbedürfniß Mudarra's z. B. drückt der Componist durch eine ganze Reihe — sechs, acht, zehn und noch mehr — stufenweise fortschreitender *übermäßiger* Dreiklänge aus. Welche Wirkung das hervorbringt, kann wohl nur *der* ganz ermessen, der es schaudernd selbst erfahren hat. Aber mir schwindelt bei dem Blick in die Zukunft, den diese Art der Composition eröffnet. Wie einfach kann nun Alles werden, was früher complicirt war, wenn man nur den hier angedeuteten Weg einer allgemein verständlichen Intervallensprache weiter verfolgt. Dem Gewöhnlichen, philiströs Alltäglichen kommen dann die gewöhnlichen diatonischen Intervalle zu; was sich über das Alltägliche erhebt, der Uebermensch, der Ueberdurst, wird ebenso selbstverständlich durch übermäßige Dreiklänge dargestellt; und für den Mangel, überhaupt für das Unterdurchschnittliche bleiben die verminderten Tonschritte und Zusammenklänge. „Schmale Kost und wenig Geld" — wer wird das künftig noch anders ausdrücken, als durch verminderte Septimen, oder, bei noch schmalerer Kost und noch weniger Geld, durch verminderte Quinten? Auf diese Weise kann das Componiren zu einer Beschäftigung werden, welche die kärglich bemessenen Mußestunden des armen Mannes würdig und erspießlich ausfüllt.

Weniger lustig als diese Tragödie des Uebermäßigen waren die übrigen Opern. Ein Bruchstück der Oper „Brisëis“ von E. Chabrier kann deshalb nicht recht in Betracht kommen, weil ein einzelner Opernact gar keinen Schluß darauf gestattet, wie das Talent des Componisten das ganze Stück bewältigt hätte. Der Text behandelt das Drama, dessen Schluß Goethe in der „Braut von Korinth“ geschildert hat. Brisëis wird das Opfer eines Doppelgelübdes: ihrem Geliebten Hylas hat sie Treue für Zeit und Ewigkeit geschworen, und ihrer Mutter hat sie gelobt, selbst das Leben für sie zu opfern, wenn es ihr Wohl gelte. Die Mutter ist krank und glaubt genesen zu können, wenn sie Brisëis dem Himmel weiht. Und die Tochter hält der Mutter die Treue und bricht dem Geliebten das Wort: sie nimmt den Schleier. Das ist der Inhalt des einen Actes, den wir bisher zu sehen bekamen. Der Rest der Oper ist nicht beendet, Chabrier ist darüber gestorben. Seine Musik zeichnet sich namentlich durch vornehmen Geschmack und feine Arbeit aus. Die Erfindung scheint mir ein wenig kraftlos, jedenfalls spricht in ihr keine scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Aber man hat dieser Tonsprache gegenüber das angenehme Gefühl, sich in guter Gesellschaft zu bewegen: man ist gewiß, es kann nichts passiren, was verletzen oder nur stören würde, und so läßt man sich gern eine Weile schicklich unterhalten. Vielleicht war es ein Glück, daß nur ein Act aufgeführt werden konnte, denn wer weiß, ob bei längerer Dauer das Interesse an der Musik vorgehalten hätte.

Gleichsam als Pflaster auf die Wunde, die dem Kunstsinn des Publicums durch den „Mudarra“ geschlagen war, brachte das königliche Opernhaus noch zu guter Letzt eine Operettenaufführung: Johann Straußens „Fledermaus“, die schon im Repertoire des Wiener, Münchener, Dresdener Hoftheater festen Fuß gefaßt hat, wurde auch hier der Einstudirung gewürdigt, und zuerst in zwei Wohlthätigkeitsvorstellungen gezeigt. Doch wird sie gewiß zum Bestand des laufenden Spielplanes werden. Die Aufführung war wohl in einzelnen Theilen etwas zu hoftheatermäßig würdevoll, aber dabei natürlich den landläufigen Operettendarstellungen künstlerisch so weit überlegen, daß das graziöse Werk des anspruchslosen Componisten, der so viel „Musik hat in ihm selbst“, daß es einen ganzen Sieg über alle die großen Schau- und Spektakelstücke der letzten Jahre davon trug.

Lortzing's neuerdings wieder aufgefundene romantische Oper „Regina“, über die schon so viel geschrieben wurde, ehe sie noch zur Aufführung gelangt war, ist in der Gestalt, wie sie jetzt vorliegt, kaum noch als ein Originalwerk anzusehen. Denn die Musik hat Richard Kleinmichel und den Text Adolph L'Arronge einer Bearbeitung unterzogen. Etwas Bedeutendes ist dabei nicht zu Stande gekommen, und keinesfalls kann die Regina neben „Czar und Zimmermann“, dem „Wildschütz“, oder auch nur neben dem „Waffenschmied“ oder der „Undine“ genannt werden. Die Handlung hat Herr L'Arronge ohne Grund aus dem Jahre 1848 in die Zeit der Befreiungskriege zurückverlegt und reichlich mit billigem Patriotismus und Hurrah angefüllt. Romantisch ist sie eigentlich nicht, denn das Räuberleben ist wohl selten so prosaisch behandelt worden, wie hier. Regina wird von dem verschmähten Liebhaber, der aus Desperation unter die Marodeure geht, entführt und, nachdem ein Rettungsversuch fehlgeschlagen, nach einer Ruine, dem Schlupfwinkel der plündernden Gesellen, geschleppt. Soldaten spüren das Versteck auf, — der Entführer Wolfram hebt schon die Fackel um das Pulverfaß zu entzünden, da schießt Regina ihn nieder, und der Bräutigam eilt herbei, sie in seine Arme zu schließen. Dies ist das Gerippe, das in der erwähnten Weise ausstaffirt wird. Lortzing zeigt am meisten seine eigene Natur, sein Gemüth und seinen Humor im zweiten Act. Er spielt in einer Waldschenke. Die alte Wirthin sitzt und spinnt, und singt dazu ein melancholisch Liedchen. Dann kommen die Räuber mit ihrer Beute. Es beginnt ein Duett zwischen Wolfram und Regina, ein Werben um Liebe, ein Zurückweisen, und dies ist wohl der

Glanzpunkt der ganzen Oper. Hier erreicht der Componist eine Größe und Kraft des Ausdrucks, wie sie ihm nicht oft zu Gebote gestanden haben. Draußen tobt ein Gewitter. Steffen, der Wirthin Sohn, bringt nun schweren Wein; die Räuber sollen trunken gemacht werden, damit Regina entfliehen kann. Er singt ein Lied, und die schon halbmüden Zecher singen den Refrain „Diridum, Diridum" mit und schlafen allgemach ein. Das ist musikalisch wunderhübsch gemacht. Immer aufs Neue erfreut man sich an der Beweglichkeit von Lortzing's Phantasie. Die Musik zeichnet das Einnicken und Bewußtloswerden ganz treu nach, ohne daß sie einen Augenblick aufhörte, Musik zu sein, und so baut sich ein Finale von köstlicher Einheitlichkeit und melodischer Originalität auf. Weniger gelungen ist der erste Act. Hier tritt das Zwangvolle des Schaffens stark hervor, und nur selten, wie in dem lustigen Bauerntanz oder im Anfang des Finales, spürt man einen Hauch echten Lortzingischen Geistes. Und der dritte Act bietet an musikalischem Inhalt wenig mehr als nichts.

Wenig mehr als nichts ist auch leider in Wilhelm Kienzl's „Don Quixote" enthalten. Der Componist hat mit seinem „Evangelimann" einen populären Erfolg erzielt, der ihm zwar von Herzen zu gönnen ist, der aber mit der Kunst im Allgemeinen wenig zu schaffen hat. Und dadurch verführt, hob er seine Augen auf zu einem der schwierigst zu gestaltenden Stoffe. Wahrscheinlich ist Cervante's Roman für die Bühne überhaupt nicht zu gewinnen; denn die überspannte Phantastik, die an der Wirklichkeit zu Grunde geht, wird, obschon aus heldenhafter Gesinnung erzeugt, immer viel leichter Lachen als Mitleid erregen. Aber auch wenn Kienzl die Klippen, die sich in der Fabel verstecken, glücklich als Textdichter umschifft hätte, so würde er doch als Componist an ihnen gescheitert sein. Die Art seiner Begabung weist ihn auf die gefällige Salonmusik hin, die er ja auch ohne Scrupel in Clavierstücken und Liedern ausgiebig gepflegt hat. Wo er sich zum musikalischen Dramatiker ausrecken will, da findet er sehr bald eine Grenze, und um über den von der Natur gesetzten Zaun hinwegzukommen, greift er dann zur Phrase, was sich wieder am Gehalt des Stückes bitter rächt. Nach wenigen Aufführungen wurde denn die Oper auch mit allen Ehren beigesetzt.

Wie das Problem „Don Quixote" musikalisch zu lösen sei, darüber hat auch Richard Strauß seinen Gedanken nachgehangen, und der Ausweg, den er gefunden, besteht in einem Orchesterstück, das er als „Phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters" bezeichnet. Gewiß ist diese Lösung schon im Princip glücklicher als die Dramatisirung des Stoffes, denn sobald diese Vorgänge ganz in die Phantasie des künstlerisch Anschauenden verlegt werden, verlieren sie das erdrückend Scurrile, das ihnen bei der greifbaren scenischen Verkörperung anhaftet. Die Vergeistigung der Ausdrucksmittel hat naturgemäß eine Vergeistigung der Eindrücke im Gefolge. Richard Strauß versucht in der Einleitung zu schildern, wie der Manchaner Ritter durch die Lectüre der alten galanten Romane in geistige Verwirrung geräth, und wie in ihm der Entschluß reift, auf Abenteuer auszureiten. Dann bringt er das Doppelthema Quixote-Pansa, dann zehn Variationen, die jedoch kaum irgend wer als Abänderungen des Themas erkennen wird, und endlich Don Quixote's Tod. Daß die Orchestertechnik virtuos gehandhabt wird, bedarf wohl nicht erst der Versicherung. Wir bekommen hier Klangcombinationen von ungeahnter Neuheit zu hören. Wer Instrumentalwitze liebt, wird bei dem Kampf mit der Hammelherde, deren Blöken lächerlich naturwahr wiedergegeben wird, am meisten auf seine Rechnung kommen, und der wird sich auch an dem Gespräch zwischen Ritter und Knappen und den beiden auf Maulthieren reitenden Pfäfflein innig ergötzen. Wer mehr verlangt als derlei Tonmalereien, mag sich an die Einleitung und den Schluß halten. Ich komme immer zu kurz bei solchen Gelegenheiten. So sehr mich das enorme Können und der Aufwand an Geist interessiren, so wenig werde ich doch innerlich davon erwärmt, so wenig finde ich gerade den Genuß, den ich von der Musik verlange, und den mir die Musik

allein bieten kann. Die Hineinmischung außermusikalischer Elemente erhöht für mich die Wirkung nur dann, wenn das absolut Musikalische so beschaffen ist, daß es für sich allein bestehen könnte. Hier reicht mein Fassungsvermögen nicht aus, um immer durch das malende Beiwerk auf den rein musikalischen Grund zu sehen. Und auch bei Straußens symphonischer Dichtung „Heldenleben" versagt öfter meine Anschauungskraft, so tief ins Herz mich manche Episoden treffen. Mir scheint immer, das Aeußerliche wird dem Innerlichen gegenüber zu stark betont. Das Zischeln und Tuscheln der Widersacher — was soll diese Kleinlichkeit? Was schiert das Geschwätz einen Helden? Kümmert sich doch nicht einmal der gewöhnliche vernünftige Mensch darum! Und dann das Schlachtgetümmel, das ich musikalisch gar nicht begreife. Die Kämpfe nach außen sind ja auch für den modernen Helden gewiß nicht die schlimmsten. Aber Strauß ist ein so großer Künstler, daß man um das Einzelne nicht mit ihm rechten darf. Er muß selbst am besten wissen, wohin er will, und eine spätere Zeit wird darüber entscheiden, was von ihm bleiben und was vergehen soll. Wer ihm jetzt nicht immer folgen kann, der mag resignirt bei Seite treten und abwarten, ob ihm etwa der andere Tag Erleuchtung bringt.

Auch sonst bot der Winter an Instrumentalwerken so manches Neue. In den philharmonischen Concerten unter Arthur Nikisch wurden zwei neue Clavierconcerte vorgeführt. Das eine hatte Moritz Moßkowski zum Verfasser und war, ohne gerade durch Tiefe oder Originalität zu glänzen, durch die äußerst saubere Arbeit und die liebenswürdige Grazie seines ganzen Wesens sehr erfreulich zu hören. Und dazu wurde es vom Componisten, der jetzt sein Heim in Paris aufgeschlagen hat, ausgezeichnet gespielt. Das andere stammte aus der Feder Josef Hofmann's, des bekannten Claviervirtuosen. Wenngleich einzelne hübsche Details darin anmuthen, so ist das Ganze doch viel zu wenig fest zusammengeschlossen; es erscheint mehr schnell hingeworfen, als mit sorglich abwägendem Künstlergeist gestaltet. Auch läßt die Behandlung des Orchesterparts manchen Wunsch unerfüllt. Der Erfolg wurde dadurch gerettet, daß Josef Hofmann selbst am Flügel saß und in dem Werk die ganze Pracht seiner eminenten Technik entfalten konnte. In demselben Concert kam noch ein zweites neues Stück zur Aufführung: Carneval von Georg Schumann, eine harmlose, lustige, mit sicherer Satzkunst geschriebene und charakteristisch instrumentirte Kleinigkeit.

Ferner wurde in einem dieser Concerte eine sinfonische Dichtung von Karl Gleitz vorgeführt: Fata Morgana, die mit einem Programm behaftet ist. Bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes sollte alles Persönliche aus dem Spiel bleiben; man sollte nur danach sehen, was der Componist kann, und ob ihm das, was er gestalten wollte, auch gelungen ist. Herr Gleitz aber hatte dafür gesorgt, daß man sich ausführlich mit seiner Person beschäftigte, und ich fürchte, er hat sich dadurch selbst geschädigt. Denn indem er seine Schicksale erzählte — in „Künstlers Erdenwallen" — erregte er Mitleid, und dies Mitleid wird fortan immer bei der Abschätzung seiner Werke wirksam werden. So scheint es mir auch ein Act des Mitleids und nicht das Resultat einer nur durch das ästhetische Urtheil geleiteten Wahl zu sein, daß die Fata Morgana zu der Ehre kam, in einem der philharmonischen Concerte aufgeführt zu werden. Die thematische Substanz des Stückes ist von größter Unselbständigkeit, Wagner sieht aus jeder Ecke hervor, die Spuren einer individuellen Erfindung habe ich vergeblich gesucht. Und ebenso wenig kann man behaupten, daß der Aufbau von besonderer musikalischer Logik Zeugniß ablegte. Componisten von solchen Fähigkeiten gibt es sehr, sehr viele. Und wenn jeder von ihnen, sobald es ihm nicht beim ersten Anlauf gelingt, verzweifeln und Fabrikarbeiter werden wollte, so würden wir bald eine ganze Colonie mit sogenannten verkannten Genies bevölkern können. Herr Gleitz hat nun die Augen der großen Oeffentlichkeit auf sich gezogen. Und wenn er jetzt nicht nachzuweisen

vermag, daß wirklich so viel Begabung in ihm steckt, wie er angenommen hat, dann steht es schlimmer um ihn, als vorher, dann hat er ganz verspielt.

Endlich möchte ich noch aus den Programmen der philharmonischen Concerte die Ouverture zu Siegfried Wagner's „Bärenhäuter" erwähnen, nicht um ihrer künstlerischen Meriten, sondern um des Gegentheils willen. Siegfried Wagner ist spät zur Musik gekommen, wie man weiß. Da er sich nun zum ersten Mal mit einer Oper versucht, so ist es für jeden Einsichtigen selbstverständlich, daß ein Meisterwerk nicht erwartet werden kann. Und wenn seine Freunde ihn trotzdem durch gut gemeinten Beifall aufgemuntert hätten, weiter zu arbeiten, so würde dagegen nicht das Geringste einzuwenden sein. Jetzt wird aber mit dem jungen Mann ein Cultus getrieben, der in gar keinem Verhältniß zu seinen Leistungen steht. Bühnen ersten Ranges führen sein Stück auf, und alle „Gutgesinnten" überbieten sich in Huldigungen, es regnet Lorbeerkränze, und der Hervorrufe ist kein Ende. Vielleicht erleben wir es noch, daß die Wagner-Vereine, die als Richard Wagner-Vereine ja keinen ersichtlichen Daseinszweck mehr haben, sich in Siegfried Wagner-Vereine umwandeln. Die Ouverture, nebenbei bemerkt, der Oper bestes Theil, hat selbstverständlich auch ein Programm bei sich. Sie ist fleißig, aber vergeblich mit Contrapunkt versehen, denn ein wohlgebauter, für sich interessanter künstlerischer Organismus entwickelt sich hierbei nicht Die melodische Erfindung leidet an der furchtbarsten Banalität: kein anderer Componist würde, glaub' ich, den Muth gefunden haben, dergleichen aufs Papier und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Man soll das bei Leibe nicht volksthümlich nennen, darin läge eine starke Verkennung volksthümlichen Wesens. Solche Melodien entspringen immer nur einem Mangel an feinerem Musikgefühl.

Ebenso wie Siegfried Wagner haben übertriebene Lobpreisungen auch dem Italiener Lorenzo Perosi geschadet. In einem Concert des Königlichen Opernchors wurde sein Oratorium „Die Auferweckung des Lazarus" und durch den Cäcilienverein seine „Marcus-Passion" hier aufgeführt, so daß wir die beste Gelegenheit hatten, die Jubelhymnen, die von jenseits der Alpen zu uns herüber klangen, auf ihre Berechtigung nachzuprüfen. Der kühl Zuhörende empfing dabei keinen andern Eindruck, als daß Perosi ein leidlich geschickter Nachahmer ist. Als Ausdrucksmittel verwendet er ziemlich heterogene Elemente: bald nimmt er die Art des gregorianischen Chorals an oder die Satzweise Palestrina's und seiner Zeitgenossen; bald sieht er zu Bach hinüber; bald macht er sich mit den Effecten der modernen Oper zu schaffen. Die Personen, die sich in Wechselreden gegenüber treten, sprechen in wenig charakteristischen Recitativen, und diese wieder werden durch lange, ausdruckslose Orchesterzwischenspiele in kleine Theilchen zerpflückt. Lyrische Höhepunkte, auf denen die Musik sich in voller Schönheit ausbreitete, kommen gar nicht vor, und der Chor ist nur in geringem Maße betheiligt, so daß trotz der stilistischen Buntheit das Ganze ungemein eintönig wirkt. Wenn man Werthunterschiede machen will, so wäre die „Passion" wohl höher zu stellen als die „Auferweckung des Lazarus". Doch findet diese Mühe kaum ihren Lohn. Voraussichtlich wird Perosi seinen über Nacht erblühten Ruhm ebenso schnell wieder verwelken sehen, es müßte denn sein, daß er von seinen Talenten in diesen beiden Werken noch nicht den rechten Gebrauch gemacht hätte. Aber wer kann das jetzt beurtheilen?

Wie prachtvoll nimmt sich gegenüber jenen blassen Productionen die Farbenfülle Verdi's aus! Der Ochs'sche Chor sang die aus den letzten Jahren stammenden „Quattro pezzi sacri", die denn doch Alles, was Jung-Italien jetzt vor sich bringt, weit in den Schatten stellen. Hier ist frisch quellende Phantasie und daneben ein Können, wie es unter Verdi's Landsleuten kaum einer noch aufzuweisen hat. Das „Ave Maria" für gemischte Solostimmen freilich erregt mehr Verwunderung, als innere Theilnahme. Die Tonfolge c, des, e, fis, gis, ais, h, c (abwärts in den gleichen Intervallen) ist der Cantus firmus, den die Stimmen nach

einander aufnehmen, und darüber bauen sich Harmonien auf, die uns weit hinweg führen aus der Alltäglichkeit der Musik. Es ist das abstracteste Tonstück, das mir jemals vorgekommen. Genuß gewährt es wohl nur auf dem Umweg über die Reflexion, der bei dieser Gelegenheit auch stark begangen wurde. Der lichte Sang an die Jungfrau Maria dagegen (vier Frauenstimmen a cappella), das Stabat Mater und vor Allem das reich getönte und dramatisch belebte Te Deum für gemischten Doppelchor und Orchester zeigen den greisen Meister auf der Höhe seiner Kunst. Wenn schon nicht mehr das Feuer stürmischen Schaffenstriebes, das uns in seinem Requiem für Manzoni so warm anstrahlt, in diesen Stücken glüht, so bietet dafür die abgeklärte Ruhe, die über der Gestaltung waltet, vollen Ersatz. Wie gewöhnlich — den Falstaff nehme ich aus — wirkt Verdi hier nicht durch künstliche Arbeit, denn alle Stücke sind vorwiegend homophon gehalten, sondern vielmehr durch den Reiz der melodischen Erfindung und durch die schöne Gruppirung der Gegensätze.

Ueber ein Kirchenoratorium von Heinrich von Herzogenberg, „Erntefeier", von dem ein Theil durch die „Musikalische Gesellschaft" aufgeführt wurde, möchte ich jetzt nicht berichten. Das Bruchstück hinterließ einen so bedeutenden Eindruck, verrieth in jedem Zuge so sehr die Hand eines Meisters, daß es angebracht erscheint, das Ganze zu beschreiben, sobald es im Druck erschienen sein wird.

Die Königliche Capelle brachte, außer dem erwähnten Straußischen „Heldenleben", von hervorragenden neueren Werken noch Tschaikowsky's „Manfred" zur Aufführung, ein symphonisches Werk, das vornehmlich durch die mittleren Sätze, die entzückend fein erdachte und ausgeführte „Erscheinung der Alpenfee" und den „Hirtengesang" und durch Episoden im ersten Satz fesselt, und dann eine „Sinfonie" von Felix Weingartner. Sie lehnt sich unbefangen an berühmte Muster an, recht stark an Raff und Schubert, mit einiger Vorsicht an Mendelssohn, und sie ist dabei mit bemerkenswerther Geschicklichkeit gemacht. Da sich nun Herr Weingartner, seitdem er componirt, in so vielen Stilen versucht hat, dürfen wir wohl erwarten, daß er auch einmal seine eigene Schreibart kundthue. In dem Streichquartett (Op. 24, D-moll), das die Herren Halir, Erner, Müller und Dechert in höchster Vollendung aufführten, hat er sie noch nicht gefunden, denn hier müht er sich ab, Dinge zu sagen, die Beethoven bereits sehr viel schöner ausspricht. Immerhin ist es bemerkenswerth, daß er sich im Quartettsatz so gut zurecht findet, denn sein College Felix Mottl, dessen fis-moll-Quartett von derselben Vereinigung gespielt wurde, kann mit diesen vier kleinen Instrumenten gar nichts anfangen. Er regt seine Phantasie ohne Grund furchtbar auf, indem er sich ein Orchester als ausführendes Organ vorstellt. Das Quartett langt dann natürlich oben und unten nicht zu, das Product dieser Vorstellung aufzunehmen, das an sich ja durchaus nicht schwer unterzubringen wäre.

Ein anmuthiges Sextett in D-moll des Fürsten Heinrich XXIV. von Reuß, der sich schon oft als kundiger Tonsetzer ausgewiesen hat, wurde vom Joachim-Quartett, dem sich die Herren Moser und Dechert beigesellt hatten, als Neuheit dargeboten. Es steht ganz auf classischem Boden, ist klar gedacht und in klar überschauliche Formen gegossen. Ein melancholisch angehauchter erster Satz, ein gemüthvolles Andante, ein in prägnanten Rhythmen daher eilendes Scherzo und ein Variationenfinale bilden die gegensatzreichen Theile des sympathischen Werkes.

Auf alle die Concerte einzugehen, die sich nur mit der Reproduction bekannter Kunstwerke befaßt haben, oder auch nur die bedeutendsten unter ihnen herauszugreifen, ist bei der unübersehbaren Menge dieser Veranstaltungen eine positive Unmöglichkeit. Mußte doch, um alle Concertlustigen zu befriedigen, ein neuer Saal gebaut werden, den die Besitzer allzu euphemistisch „Beethoven-Saal" tauften. Nur eins will ich erwähnen, weil es so eigenartig schön war, daß etwas Aehnliches nie gewesen ist und nie wiederkommen kann. Joseph Joachim beging

am 17. März die sechzigste Wiederkehr des Tages, da er zum ersten Mal als Geiger vor die Oeffentlichkeit getreten war. Und Andreas Moser hatte den glücklichen Gedanken, einen Aufruf zu erlassen, daß alle Schüler des Meisters sich in Berlin versammeln möchten, um dem verehrten Lehrer durch ein Festconcert eine Huldigung darzubringen und ihm durch die musikalische That zu zeigen, wie groß das Lebenswerk ist, das er durch seine Unterrichtsthätigkeit geschaffen. Der Aufruf fand begeisterten Widerhall. Nicht allein aus Deutschland, auch aus Frankreich, Italien, England, Rußland, Ungarn strömten die Geigenkünstler herbei, und so kam es, daß am 22. April in der Philharmonie ein Orchester zusammenfaß, wie es die Welt noch nicht gesehen hat: 164 Streicher, denen aus der Königlichen Capelle und dem philharmonischen Orchester die entsprechende Anzahl von Bläsern zugesellt war, und Generalmusikdirector Fritz Steinbach aus Meiningen dirigirte. Als der Jubilar eintrat, schmetterten Trompetenfanfaren durch den Saal, das Publicum jubelte und klatschte und schwenkte die Tücher. Dann betrat Rosa Poppe das Podium und sprach den von Herman Grimm gedichteten formschönen und warmherzigen Prolog, der auf die vollbrachten sechzig Jahre Künstlerthums zurückschaute und betrachtete, wie das geworden war, wie Lehre empfangen und wie reich sie weiter gegeben wurde. „Und nun sind alle nah, als Schüler sitzen sie noch einmal da: Was sie gelernt, sie möchten's gern dir zeigen, als Schüler wollen sie noch einmal geigen, was Weber's letzte Kräfte einst gesungen, als er mit hartem Schicksal hart gerungen, das Jubellied, das wie der Frühlingswind emporrauscht — Setzt die Bogen an! — Beginnt!" Und wirklich brausend wie ein Sturmwind schwangen sich die jubelnden Klänge der Euryantheouverture auf. Joachim's Variationen von Henri Petri gespielt, Stücke von Mendelssohn, Schumann, Brahms, den Künstlern, denen Joachim am nächsten gestanden, folgten und Bach's Concert für drei Violinen, drei Violen und drei Violoncelle machte den Beschluß. Die Schönheit dieses Orchesterklanges läßt sich nicht beschreiben, dies zauberhaft weiche und volle Piano, die eherne Macht und gesättigte Fülle des Forte und gar, wie so ein Crescendo aufschwoll und wieder zurück sank. Wer das gehört hat, der wird die Erinnerung daran sein Leben lang bewahren. Eine Nummer des Programms war frei geblieben, drei Sterne nur deuteten an, daß hier etwas geschehen sollte. Als sie an der Reihe war, intonirte das Orchester das Vorspiel zu Beethoven's Violinconcert, und eine kleine Procession bewegte sich auf Meister Joachim zu: die Damen Wietrowetz und Soldat-Roeger überreichten ihm Geige und Bogen und baten ihn im Namen aller Anwesenden, das Concert zu spielen. Und er ließ sich erbitten und spielte, wie nur er allein zu spielen vermag. Das war ein herrlicher Schlußaccord des Musikwinters!

Berlin, im Mai. Carl Krebs.

Karl Storm.

Ein Gedenkblatt.

[Nachdruck untersagt.]

Karl Storm war der dritte und jüngste Sohn des Dichters Theodor Storm. Wer aus dessen Werken den Menschen lieben gelernt, und vollends wer ihm persönlich nahe gestanden hat, muß sich auch für diesen seinen Liebling, seinen „armen Jungen", wie er ihn zuweilen nannte, interessiren; er war ein Stück von seinem Leben.

Karl Storm war geboren im Jahre 1853; am 5. Juni, wenn ich nicht irre, war sein Geburtstag. Im Herbst dieses Jahres mußte sein Vater, da ihm die Neubestallung als Advokat verweigert wurde, das Land verlassen.

. . . . „Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!" . . . .

Der Säugling mußte die weite Reise nach Potsdam mitmachen; ob er davon Nachtheil gehabt hat, weiß ich nicht, aber er muß ein zartes, ja schwächliches Kind gewesen sein. Sein Vater hat mir wohl gesagt, er sei einer von denen, die, wenn sie unter armen Leuten geboren werden, der Todesengel rasch wieder hinwegnimmt; nur die sorgfältigste mütterliche Pflege habe ihn erhalten.

Als ich ihn kennen lernte (in Husum 1865), war er ein hagerer Knabe mit blassen Wangen, im grauen Kittel und Ledergurt, wie damals die meisten von uns trugen; aber er fiel doch auf durch seine kurzen Aermel, aus denen die mageren Arme herausschauten; in Heiligenstadt war wohl diese Tracht die übliche, wie sie auch bei uns auf dem Lande noch war. Aber „Loische", wie er allgemein genannt wurde, war auch sonst ein besonderer Junge; ich werde nie vergessen, wie er bei heftigen Scheltworten des Lehrers in ein krampfartiges Weinen ausbrach. Damals lebte seine Mutter noch; aber bald darauf nahm das Kindbettfieber, das damals in der Stadt grassirte, sie hinweg.

Karl paßte nicht in die gelehrte Schule und hat auch die oberen Classen darin nicht erreicht. Sein Vater hat später durch Privatunterricht, den er wohl zum größten Theil selber gab, die Lücken seiner Bildung auszufüllen gesucht. Mehr aber als der Unterricht trugen Theodor Storms harmonische Persönlichkeit und der ästhetische Geist seines Hauses dazu bei. Frühzeitig bestimmte er diesen Sohn für die Musik, worauf dessen Begabung und Neigung hinwiesen. Auch den Musikunterricht ertheilte der Dichter meist selber; aber ihm fehlte, was mein guter Karl am meisten brauchte — Geduld; er wurde zuweilen sehr heftig, gleich nachher

dann von Reue und innigstem Mitleid ergriffen. „Er hat ganz guten Verstand, aber ihm fehlt die Concentrationsfähigkeit," hat er mir oft gesagt. In der That gab Karl Storm auch als Erwachsener dem Pädagogen und Psychologen ein Räthsel auf. Er war voll feiner Sinnigkeit, von zartem Geschmack, bestimmtem Urtheil; er begriff auch subtilere und schwierigere Dinge, — aber er begriff langsam; man mußte ihm Zeit lassen, er wurde leicht verwirrt und befangen; es war, als ob die geistige Arbeit in ihm — wenigstens die receptive — sich nie ohne eine leise Schmerzempfindung vollzog. So ging es auch mit seiner Berufsthätigkeit, mit der Musik. Er hat es nie zum Virtuosen gebracht; aber er spielte doch auch schwerere Sachen — Mozart, Schubert, Brahms —, wenn er sie gehörig geübt hatte, ohne Verstöße, und immer zeichnete er sich aus durch einen „seelenvollen" Vortrag, der ihm die Pianostellen sonderlich gelingen ließ. — Doch ich will kurz die einfache Geschichte seines Lebens zu Ende erzählen. Im Jahre 1871 bezog er das Leipziger Conservatorium — ich sehe ihn noch, bei seiner Abreise vom Husumer Bahnhof, wie er den Käfig mit seinem Canarienvogel fest in der Hand hielt und sich nicht wehren konnte gegen die Abschiedsgrüße und guten Wünsche der Freunde, Tanten und Freundinnen —, um es einige Jahre später mit dem Stuttgarter zu vertauschen, dessen Lehrer er immer gerühmt hat, und besonders die dort geübte „Methode"; auch sagte seiner humoristischen, gemüthvollen Art das süddeutsche Wesen zu. „Ich bin ja einmal das Gegentheil von schneidig," sagte er wohl in seiner behaglich-resignirten Weise. Ein großes Ereigniß war es nun, als einer seiner Lehrer eine wundervolle Singstimme in ihm entdeckte. Wie war sein Vater glücklich damals — es war noch in den siebziger Jahren —; er glaubte nun seine Zukunft wohlgeborgen, da er als Gesanglehrer ein sicheres Brot haben werde. Die Stimme war nicht groß, aber voll und sehr wohlklingend; auch tönte aus seinem Gesang dasselbe, was sein Clavierspiel belebte: eine tiefe, ganz hingegebene, man konnte wohl sagen poetische Auffassung. Leider war die Freude nur kurz; eine Krankheit der Bronchien nahm die Stimme gänzlich hinweg. Unterricht im Gesang hat er aber doch vielfach in seiner späteren Stellung gegeben; und sein Unterricht soll sich durch liebevolle Sorgfalt, durch feine Winke ausgezeichnet haben, was Jeder, der ihn gekannt hat, glaublich finden wird. Seine übrigen Schicksale sind rasch berichtet. Nach beendetem Studium versuchte er zuerst in der Hauptstadt Oldenburg, bald aber mit besserem Erfolge in der anmuthigen Nachbarstadt Varel sein Glück als Musiklehrer; hier ist er auch geblieben und hat sich redlich und fleißig sein Brot verdient, ein geachteter und beliebter Bürger des Städtchens. Vor einigen Jahren zog seine Schwester Gertrud zu ihm, und die schönen Erträge der Gesammtausgabe der Werke ihres Vaters, von denen die Geschwister ihren Antheil empfingen, erlaubten ihnen sogar, ein Häuschen mit Garten zu erwerben, — daß er es einmal so gut haben werde, hat er sich kaum je träumen lassen. Das hat denn auch — wie es zu gehen pflegt — nicht lange gedauert. In der Nacht vom 17. zum 18. April d. J. starb er, „nach kurzem Kampfe", wie es in der Anzeige heißt. Er ist nicht volle sechsundvierzig Jahre alt geworden.

Der Dichter selber hat diesem Sohne im Voraus ein schönes Denkmal gesetzt. „Ein stiller Musikant" (Sämmtliche Werke Bd. 4 S. 167 ff.) — das ist unser Karl Storm, in poetisch wahrer, liebevoller Zeichnung. Ein Denkmal — und zugleich ein rührendes Bekenntniß. Der alte „Valentin" erzählt selber, wie es ihm mit dem Vater ergangen sei, von dem er seinen hauptsächlichsten Unterricht (im Clavierspiel) erhalten habe.

„Es wäre vielleicht besser von einem Anderen geschehen . . , Sie werden mich nicht mißverstehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für seine liebevollen Mühen: aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten: jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage —"

Und was nun folgt, möge man selber nachlesen. Dies ist geschrieben, als der Dichter noch in Sorgen um die Zukunft des Jünglings war (1874/75). Zehn Jahre später tritt dieser noch einmal in seines Vaters Dichtung auf. Ein Sommerabend daheim in Hademarschen, bei einem der Ferienbesuche, die Vater und Sohn zusammen recht herzlich genossen. „Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubniß zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt seine Augen auf die funkelnden Sterne gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel." Und die Geschichte, die „mein Vetter, der Musiker", dann erzählt — eine rührende, traurige Herzensgeschichte, getaucht in heitere Erinnerungen „vom heiligen Conservatorium in Stuttgart" und in schwäbischen Lokalfarben anmuthig ausgeführt —, hat Karl Storm wirklich erlebt und auch im Ganzen so erzählt: „ich habe nur die Façon dazu gethan," so oder ähnlich sagte mir sein Vater. Sie steht in Bd. 5 S. 223 ff. und heißt „Es waren zwei Königskinder".

Ein Stück von einem Poeten war wirklich in meinem Jugendfreunde angelegt. Aber es war in ihm eingeschlossen, wie in Kerkerhaft; nie habe ich die Sage Plato's so wahr gefunden, daß die Seele sich hinaussehne aus dem Gefängniß des Leibes; denn sein schwacher, in späteren Jahren so schwerfällig-unbeholfener Körper hatte die Entwicklung seiner schönen Gaben gehemmt. Er hatte das Gemüth eines Künstlers: das Kindliche, Unverwüstliche, Harmlos-Freundliche, und dabei eine gewisse selbstsichere Pfiffigkeit, die er den Fährnissen und Schwierigkeiten des Lebens tapfer entgegensetzte.

Er hat — auch in späteren Jahren — zuweilen Verse geschrieben, auch einige Lieder componirt. Aber das Merkwürdigste, was von ihm herrührt, hat sein Vater in jener Novelle „Ein stiller Musikant" aufbewahrt: zierliche Reime, die der zehnjährige Knabe ganz so, wie sie dastehen, gedichtet hat — Theodor Storm zeigte mir sie schon in den sechziger Jahren, er hatte sie in den Lederband eingetragen, der seine eigenen Gedichte im Originalmanuscripte enthielt, . . . „es waren nur kindliche, einfältige Verse, und dennoch, wie Frühlingsathmen wehte es mich daraus an":

Du liebe, schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!

So schaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor:

Der Rasen hauchet süßen Duft,
Ein Vogel singt aus hoher Luft:

„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der stimm' in meine Lieder ein!"

Da sang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut.

— „Der ganze Valentin war darin; so kannte ich ihn, so mußte auch der junge einst gewesen sein" . . .

Ja, dein Herz war gut. Es war ein Storm'sches Herz. Have, pia anima!

Ferdinand Tönnies.

Deutschland und Frankreich.

Ein französisches Urtheil.

[Nachdruck untersagt.]

Psychologie du Socialisme. Par Gustave Le Bon. Bibliothèque de Philosophie contemporaine. Paris, Ancienne Librairie Germer Baillière et Cie, Felix Alcan, Éditeur. 1898.

Die Selbstkritik der Franzosen hat sich uns schon in mehreren beachtenswerthen Schriften der letzten Jahre kund gegeben. Ein Beispiel davon hat die „Deutsche Rundschau" in ihrem Aufsatze von der „Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse" gegeben (Januar 1898), welcher ein Buch von Edmond Demolins beleuchtete.

Kürzlich ist ein anderes Buch erschienen, dessen Titel wir oben wiedergegeben haben, und welches ähnliche Grundstimmungen bei einem anderen französischen Schriftsteller spiegelt, nur daß diese mehr gelegentlich hervortreten, als daß sie den Anlaß des ganzen Werkes bildeten, dafür aber desto engere Beziehung auf Deutschland und dessen neueste Entfaltung haben.

Die Schrift Le Bon's beschäftigt sich in erster Reihe mit einer Kritik des Socialismus. Sie ist gewidmet dem Präsidenten der Budget-Commission der Deputirtenkammer zu Paris, Paul Delombre, „dem eminenten Oekonomisten". Wir gehen auf jenen allgemeinen Inhalt nicht ein und fassen unmittelbar dasjenige ins Auge, was uns vorzugsweise interessirt: die Ansicht von dem neuen Deutschland.

I.

In dem Kampfe um die Existenz, der sich vorbereitet — meint Le Bon —, werden wahrscheinlich nur zwei Kategorien von Völkern widerstandsfähig bleiben. Diejenigen Völker, deren Landbau hinreichend entwickelt und deren Seelenzahl nicht beträchtlicher ist, als daß sie sich nicht selber genügen und fast ganz auf den auswärtigen Handel verzichten können. Die zweite umfaßt diejenigen Völker, deren Initiative, Willenskraft, industrielle Fähigkeiten den Nationen des Ostens weit überlegen sind.

Es gibt heut zu Tage wenige europäische Völker in der ersten dieser beiden Kategorien. Aber Frankreich gehört glücklicher Weise dazu, sagt Le Bon. Es producirt fast so viel von Bodenerzeugnissen, als zum Unterhalte seiner Bevölkerung genügt, und es ist ein sehr sicherer Instinct, welcher die Franzosen treibt, deren Zahl einzuschränken — trotz der Lamentationen ihrer Statistiker. Noch eine mäßige Steigerung ihres ländlichen Ertrages oder eine mäßige Verminderung ihrer Bevölkerung, und die französische Nation befände sich in der That auf dem Punkte des völligen Selbstgenügens. „Weit entfernt, uns auf die Industrie zu verbeißen, die uns nicht recht gelingt, oder auf den Handel, der uns gar nicht gelingt, müssen wir alle unsere Anstrengungen dem Landbau zuwenden."

Die Engländer und die Amerikaner befinden sich in der zweiten der beiden Kategorien, die Le Bon aufstellt. Aber nur um den Preis einer äußersten Thätig-

keit und einer beständigen Vervollkommnung ihrer Maschinerien werden sie dahin gelangen, ihre Ueberlegenheit aufrecht zu erhalten. Es wird der Kampf der höchsten Fähigkeiten gegen die mittleren und geringeren Fähigkeiten sein. Proben solcher höchsten Fähigkeiten liefern die Amerikaner, indem sie durch ihre Technik die Productionskosten trotz des hohen Arbeitslohnes mehr und mehr herabgesetzt haben. Ein Hochofen in Amerika kann täglich tausend Tonnen produciren, in Frankreich höchstens 100—200. Ein Stahlwerk producirt dort 1500 Tonnen täglich, in Frankreich nur 150.

Um sich auf diesem Terrain zu behaupten, dazu sind Eigenschaften erforderlich, welche wenige Nationen besitzen. Die erblichen Besonderheiten, die gegenwärtige sociale Organisation, das System der Erziehung, zumal die Einimpfung socialistischer Ideen, gestatten den lateinischen Völkern nicht, sich so hohe Ziele zu stecken. Die Eigenschaften dieser Völker weisen sie auf den Landbau und die Künste hin.

II.

Die industrielle und commercielle Ueberlegenheit der Engländer zeigt sich neuerdings, nach der Ansicht von Le Bon, ganz vorzugsweise bei den Deutschen. Es wäre kindisch, meint er, dies leugnen zu wollen.

Er sucht sich Rechenschaft zu geben von den Ursachen, welche den Deutschen eine solche Präponderanz in Handel und Industrie verliehen haben und dieses nur in den letzten fünfundzwanzig Jahren.

Vor Allem ist, nach seiner Ueberzeugung, auszuschalten der so oft wiederholte Grund: es sei das Prestige der deutschen Siege und Kriegsthaten, welches ihrem Handel die Bahn gebrochen habe. Dieses Prestige bedeute dafür gar nichts. Der Käufer kümmert sich einzig und allein um die Waare, und nicht im Mindesten um die Nationalität, die sie liefert. Alle Völker können in den englischen Colonien frei ihren Handel treiben, und wenn die Colonisten während langer Zeit die englischen Waaren vorgezogen haben, so liegt der Grund einfach darin, daß sie ihnen besser gefielen und wohlfeiler waren. Wenn sie gegenwärtig anfangen sollten, die deutschen Waaren vorzuziehen, so würde das offenbar daher kommen, daß letztere ihnen jetzt besser zusagten.

Wenn daher der deutsche Handel mehr und mehr sich der ganzen Erde bemächtigt, so kommt das nicht daher, daß die Deutschen eine starke Armee haben, sondern einfach daher, daß die Käufer die deutschen Waaren vorziehen. Die militärischen Erfolge der deutschen Waffen haben damit gar nichts zu thun, es sei denn, daß der junge Mann, welcher in der Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht die Eigenschaften der Ordnung, Pünktlichkeit, Hingebung, Disciplin erworben hat, dieselben im Dienste seines kaufmännischen Berufes später mit großem Nutzen anzuwenden Gelegenheit findet.

Worin liegt also der entscheidende Vorzug der Deutschen gegenüber den Franzosen, der sie zu solchen Erfolgen im Welthandel neuerdings geführt hat? Oder worauf beruht die mindere Leistungsfähigkeit der Franzosen?

Die letztere Frage beantwortet der französische Schriftsteller in ähnlicher Weise wie kurze Zeit vorher Edmond Demolins in der Parallele zwischen Angelsachsen und Franzosen: Es ist der Einfluß der Jahrhunderte alten Centralisation, der fortschreitenden Ueberwucherung aller Kräfte durch die Staatsgewalt, welche es dahin gebracht hat, daß alle Anlagen zur individuellen Initiative zerstört und die Menschen unfähig gemacht worden sind, irgend Etwas aus eigenen Kräften zu vollbringen, ohne Direction von oben herab. Es ist der Einfluß eines Erziehungssystems, welches die Jugend „der Reste von Selbständigkeit und Willenskraft, die sie etwa ererbt haben mögen, beraubt, sie in das Leben ohne andere Kenntnisse als die von todten Worten hinaus sendet und ihr Urtheilsvermögen aus dem Grunde verfälscht."

III.

Um zu zeigen, bis zu welchem Grade die Stärke der Deutschen auf der eigenen Schwäche der Franzosen beruht, wird darauf hingewiesen, daß es die französischen Industriellen und Kaufleute selber sind, welche, statt gegen die Deutschen zu kämpfen, die Verbreiter der deutschen Erzeugnisse in Frankreich werden.

Diese Erscheinungen enthüllen dem französischen Autor einen geistigen Zustand, der schlimmer ist als aller Mangel an Unternehmungsgeist, den die Consuln Frankreichs im Auslande ihren Landsleuten vorwerfen. Denn damit wird nicht nur auf jede Anstrengung und auf jede Idee des Wettkampfes verzichtet; man liefert dem Rivalen sogar die Waffen des Kampfes aus, indem man mehr und mehr sich dazu hergibt, dessen Producte zu verkaufen. In vielen Industriezweigen sind die einstigen französischen Fabrikanten zu einfachen Commissionären herabgesunken, welche sich darauf beschränken, mit einem guten Geschäftsgewinn die Waaren weiter zu verkaufen, die sie in Deutschland erworben und mit ihrer Firma versehen haben. Auf diese Weise ist es binnen weniger als zwanzig Jahren dahin gekommen, daß Gewerbszweige, in denen Frankreich einstmals vor allen anderen Völkern glänzte, wie den Apparaten der Photographie, den chemischen Producten, den Präcisionsinstrumenten und selbst den „articles de Paris“, fast gänzlich in die Hände des Auslandes übergegangen sind. Sehr alte Geschäftshäuser dieser Gewerbzweige, welche früher an die fünfzig Arbeiter beschäftigt haben, können kaum noch zehn Arbeitern zu thun geben. In Paris heutzutage das einfachste Präcisionsinstrument herstellen zu lassen, ist sehr schwer geworden. Es wird unmöglich werden, wenn die wenigen bejahrten Fabrikanten verschwunden sind, die jetzt noch am Leben.

Die Sache bleibt dabei nicht stehen. Der deutsche Fabrikant, welcher seinem pariser Concurrenten einen Artikel geliefert hat, den dieser als sein eigenes Fabrikat mit großem Preisaufschlage wieder verkauft, sagt sich sehr bald, daß es für ihn vortheilhafter wäre, sein Fabrikat selbst und direct in Paris zu verkaufen. Er beginnt zunächst damit, einigen Commissionären in Paris sein Fabrikat mit deutscher Fabrikmarke zu liefern, was es dem Franzosen unmöglich macht, denselben Artikel mit französischer Marke und zu erhöhtem Preise zu verkaufen. Darauf entschließt sich der deutsche Fabrikant, in Paris sein eignes Verkaufshaus zu errichten unter eigner Firma.

Neben den oben genannten Specialitäten, welche einstmals Frankreich vor den andern Nationen voraus fabricirte, sind es vor Allem die Bekleidungsartikel, welche diese Wandlung zeigen. Die Stoffe zu männlicher Kleidung kommen mehr und mehr aus Deutschland oder England; sie werden mehr und mehr von fremden Schneidern verkauft, die jetzt auf allen Punkten der französischen Hauptstadt ihre Magazine aufthun. Außerdem sind fast alle Brauereien, denen es neuerdings gelungen ist, die großen Restaurants zu verdrängen, von Deutschen gegründet. Auch die Buchhandlungen, Kunsthandlungen, selbst die Seidenhandlungen und Damen-Toilettegeschäfte haben angefangen, deutsche Namen zu tragen.

Wenn, meint Le Bon, bei der nächsten Weltausstellung von 1900 die Jury alle ausländischen Fabrikate, die unter französischer Marke verkauft werden, zurückweisen wollte, so würde „unsere Rolle dabei eine sehr beschränkte werden“. Er selber ist Mitglied der Jury für Präcisionsinstrumente und hatte daran gedacht, eine solche Ausschließung zu verlangen; er ist aber genöthigt worden, darauf zu verzichten, weil dadurch gar zu viele Proteste Seitens der Aussteller hervorgerufen worden wären.

IV.

Allerdings wirken noch andere Ursachen bei diesem Rückgange der französischen Industrie mit.

Die wachsenden Ansprüche der Arbeiter, begünstigt durch das Wohlwollen der öffentlichen Gewalten, dann die enormen Steuern, welche die Industrien belasten, tragen ebenso wie die Unvollkommenheit der Werkzeuge und der Maschinen zu der Concurrenzunfähigkeit bei.

Indessen wenn eben der französische Geschäftsmann die Eigenschaften der fremden Concurrenten besäße, so würde er so gut wie der amerikanische oder englische Industrielle, die auch mit einer anspruchsvollen Arbeiterschaft zu schaffen haben, die Schwierigkeiten überwinden und gegen die Concurrenz der deutschen Industrie anzukämpfen im Stande sein. Jedoch gerade diese Eigenschaften fehlen den Franzosen.

Die hauptsächlichen Vorzüge der Deutschen sind: die Beharrlichkeit, die Gewöhnung an Nachdenken und Beobachtung, dazu eine große Fähigkeit zur Association. Alle diese Eigenschaften sind trefflich entwickelt durch eine bewundernswerthe technische Ausbildung. Im Betriebe von Gewerbe und Handel machen sich diese Eigenschaften geltend durch beständige Vervollkommnung der Maschinerie und der Erzeugnisse, durch Herstellung der Waaren gemäß dem Geschmacke der Kundschaft und fortschreitende Aenderung unter fortwährender Beobachtung dieses Geschmackes, durch äußerste Pünktlichkeit in den Lieferungen, Aussendung von intelligenten Vertretern, welche die Sprachen und die Sitten der verschiedenen Länder kennen, in die weite Welt hinaus. Mehrere Handelsgesellschaften geben derart ohne Unterlaß ihren Theilhabern vermittelst zahlreicher Agenten die genauesten Auskünfte.

Die überwiegende Masse der Waaren, welche zum Export bestimmt sind, geht über den Hafen von Hamburg hinaus, dessen Handel sich seit dem Jahre 1871 verzehnfacht hat und heute durch den Tonnengehalt der Schiffe Liverpool übertrifft, während die beiden französischen Seehäfen Le Hâvre und Marseille von Jahr zu Jahr zurückgehen.

Man findet in Hamburg zahlreiche Agenten für den Export, welche die Interessen der deutschen Fabrikanten vertreten und sie mit den Käufern in Beziehung setzen. In ihren Magazinen haben sie Muster aller Artikel; unaufhörlich lassen sie Form und Beschaffenheit derselben ändern, je nach den Mittheilungen, welche sie von den entferntesten Punkten der Erde empfangen.

V.

Es ist nun sehr charakteristisch, daß der französische Schriftsteller, der dieses Urtheil über den Vorsprung der angelsächsischen Nation und zumal neuerdings der Deutschen abgibt, es überhaupt nicht als das Ideal eines Volkes ansieht, daß sich dasselbe in dem Umfange vermehrt, wie es die Engländer, die Deutschen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gethan haben, die dadurch genöthigt worden sind, auf die Bahn jener industriell-commerciellen Entwicklung zu treten, welche der französische Autor zu beneiden scheint.

In Wahrheit — und das ist bemerkenswerth an dem heutigen Franzosen — sieht er in der Steigerung der Bevölkerungszahl nur das Mittel zur Steigerung der militärischen Macht und damit das Mittel zu einem verwerflichen Zweck, für welchen es nicht einmal das richtige Mittel sei. Die großen Culturzwecke, die sich an die Vermehrung der Bevölkerung Englands, Deutschlands u. s. w. knüpfen und zum Theil bereits erfüllt haben, scheint er nicht anzuerkennen oder vielmehr an dem Maßstabe des gegenwärtigen Frankreich zu messen, welches auf solche Ziele verzichtet. Was er im Einzelnen von den Eigenschaften der deutschen Nation rühmt, die Befähigung zu dem Kampfe um den Weltmarkt, das nimmt er im Ganzen wieder zurück, wenn er das Sichselbstgenügen der Franzosen als das allein zweckmäßige Verhalten einer Nation bezeichnet.

„Wenn ein Land," meint er, „eine große territoriale Ausdehnung hat, noch wenig bevölkert, wie die Vereinigten Staaten von Amerika oder wie Rußland, oder wie England Dank seiner Colonien, dann bietet die Zunahme seiner Bevölkerung — wenigstens während einer gewissen Zeit — offenbare Vortheile. Ist es aber ebenso mit den hinreichend bevölkerten Ländern bestellt, welche entweder keine Colonien besitzen oder doch keinen Anlaß haben, in die Colonien, die sie besitzen,

ihre Mitbürger auszusenden, wenn letztere wohl für den Landbau, nicht aber für Industrie und Handel begabt sind? Das bezweifeln wir. Vielmehr glauben wir, daß solche Länder sehr weise handeln, indem sie ihre Bevölkerung nicht zu vergrößern trachten. Es ist für sie das einzige Mittel, ein düsteres Elend zu vermeiden.

„Wenn eine erzürnte Gottheit über Frankreich das schrecklichste Unglück verhängen wollte, welches könnte es wohl sein? Die Cholera, die Pest, der Krieg? Mit nichten — keines von diesen. Alles das sind nur ephemere Plagen. Das größte Unglück wäre die Verdoppelung der Bevölkerung Frankreichs. Angesichts der gegenwärtigen ökonomischen Bedingungen der Welt, der psychologischen Dispositionen und der Bedürfnisse der Franzosen würde das ein unheilbares Ungemach bedeuten. Blutige Revolutionen müßten daraus entspringen, ein Jammer ohne Ende, der Triumph des Socialismus, gefolgt von fortwährenden Kriegen und sich immer aufs Neue wiederholenden Invasionen von fremden Siegern."

Hier haben wir ein Bekenntniß, eine Entsagung der „großen Nation", welche, sofern sich solche Ueberzeugung von dem eigenen Berufe für die Weltgeschichte mehr und mehr ausbreitet, wie es neuerdings manche Zeichen aus Frankreich anzudeuten scheinen, ihr Lebensziel in den engen Rahmen nationalen Selbstgenügens und kleinbürgerlicher Zufriedenheit einspannt. Es ist das gerade Gegentheil eines Weltberufes für das neue Zeitalter, welchen man aus kluger Berechnung den germanischen und slavischen Nationen überläßt — nicht mit einem Gefühl der Entbehrung, sondern der Genugthuung über den gesicherten Hafen, in dem man ankert, und von dem aus man den Abenteuern der anderen Völker zuschaut — ohne Neid, ja ohne Bedauern.

VI.

Man hat in den letzten Jahren hie und da in Deutschland Stimmen vernommen, welche dieses französische Ideal anpreisen wollen und vor den neuesten Entwicklungen der deutschen Volkswirthschaft warnen. Sie kommen in jedem Sinne zu spät. Die Thatsachen, wie die Gedanken der deutschen Nation sind längst auf anderen Wegen begriffen. Hier ist nichts mehr rückgängig zu machen. Auch die statistische Beobachtung ist irrthümlich, welche unser französischer Autor macht, daß nämlich etwas Aehnliches wie in dem Stillstande der französischen Bevölkerung sich auch in der deutschen Bevölkerung der letzten Jahrzehnte vollziehe. Es sei nämlich im Deutschen Reiche die jährliche Geburtenziffer in den zwanzig Jahren von 1875—1895 von 42 auf 36 von dem Tausend der lebenden Bevölkerung zurück gegangen, in Frankreich aber nur von 26 auf 23. In Wahrheit muß die Entwicklung der jährlichen Sterblichkeitsziffern neben der Geburtenziffer mit in Betracht gezogen werden. Und alsdann stellt sich heraus, daß im Jahre 1896 die Sterblichkeit nur 22 vom Tausend war, dagegen in dem Jahrzehnt 1871—1880: 29. Die Zunahme der Bevölkerung war damals kaum 12 vom Tausend, im Jahre 1896 jedoch 15 1/2 vom Tausend.

Die Verbesserung der Wohlstands- und Gesundheitsverhältnisse hat die Sterblichkeit im Deutschen Reiche seit zwanzig Jahren vermindert, hierdurch die wirkliche Zunahme der Bevölkerung vergrößert und damit wiederum die großen Probleme der deutschen Volkswirthschaft gesteigert. Aus der Verbesserung des Lebens sind neue Schwierigkeiten entstanden und werden weiterhin entstehen. Deutschland aber wird, wie bisher, auch künftig sich ihnen gewachsen zeigen — allerdings nur dadurch, daß es ganz andere Ideale verfolgt, als diejenigen sind, welche uns der französische Schriftsteller als die eigenen verkündet hat.

Vom deutschen Standpunkt aus können wir uns im Uebrigen an jenen französischen Idealen erfreuen. Denn ein Volk, welches ihnen nachlebt, wird uns ein friedlicher Nachbar und darüber hinaus ein sehr bequemer Nachbar sein. Y.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Die Wirren, in die Deutschlands auswärtige Politik durch die Samoa-Frage sich verstrickt sah, haben in den letzten Wochen sich zu lösen begonnen; mit Genugthuung darf darauf hingewiesen werden, daß in dieser Angelegenheit eine Beruhigung eingetreten ist. Die Annahme des deutschen Vorschlages, dem zu Folge eine besondere Commission mit der Prüfung der in Betracht kommenden Verhältnisse betraut worden, verbürgte von Anfang an eine befriedigende Lösung. Auch die Nachrichten über einen drohenden Conflict in Transvaal mußten sogleich mit Vorsicht aufgenommen werden. Der Präsident der Südafrikanischen Republik, Krüger, weiß sehr wohl, daß diese nur durch eine besonnene Politik ihre Stellung zu behaupten vermag. So lange sie die Sympathien der Afrikander in der Capcolonie besitzt, hat sie kaum etwas Ernsthaftes zu befürchten; mag immerhin Großbritannien durch das jüngste ostasiatische Abkommen mit Rußland auch in Südafrika freie Hand gewonnen haben. Da aber auch die Afrikander, die holländische Bevölkerung der Capcolonie, großes Gewicht auf Reformen in Transvaal legen, ist dem Präsidenten Krüger der Weg gleichsam vorgezeichnet.

Der auswärtigen Politik Lord Salisbury's kann andererseits die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie nicht bloß auf die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, sondern auch auf die Verhütung internationaler Conflicte gerichtet ist. Wie das zwischen den Regierungen von England und Deutschland vereinbarte Abkommen darauf abzielte, in Südafrika die Interessensphären der beiden Mächte abzugrenzen, hat auch die zwischen Großbritannien und Frankreich herbeigeführte Einigung den Zweck, die Gegensätze, die seit der Faschoda-Angelegenheit in Afrika sich schärfer zugespitzt hatten, zu beseitigen. Ohne sich auf Aegypten zu beziehen, ist dieses Abkommen doch geeignet, die Reibungsflächen zwischen Frankreich und England zu verringern. Besondere Ueberraschung rief eine dritte Vereinbarung hervor, die zwischen Lord Salisbury und der russischen Regierung getroffen wurde. Ist durch die Entwicklung der Verhältnisse in China die Besorgniß hervorgerufen worden, daß früher oder später ein Zusammenstoß zwischen Rußland und Großbritannien erfolgen könnte, so darf das zwischen den beiden Großmächten abgeschlossene „Eisenbahn-Abkommen" als eine Friedensbürgschaft bezeichnet werden. England verpflichtet sich in diesem Abkommen, einen Eisenbahnbau nördlich von der großen Mauer durch Engländer oder Andere weder zu unternehmen noch zu fördern, und Rußland übernimmt dieselbe Verpflichtung in Bezug auf das Yantsekiang-Becken.

Mit Recht wird in dem der französischen Regierung nahe stehenden „Temps" hervorgehoben, daß die englisch-russische Convention, obzwar sie sich nur auf Eisenbahnen beziehe, doch eine weit größere Bedeutung habe, da die Interessenfragen fast immer entscheidend seien. „Die Ursachen für Streitigkeiten aus der Welt schaffen —

insbesondere in einem Lande, das wie China augenblicklich den Bewerbern um Concessionen preisgegeben ist — heißt das sicherste Pfand einer entschieden friedlichen Gesinnung geben. Alle schönen Redensarten, alle in allgemeinen und hochtrabenden Ausdrücken abgefaßten Vertragsartikel hätten für die Aufrechterhaltung des Friedens nicht dieses einfache praktische Einvernehmen über die Eisenbahnen aufgewogen." Der Pariser „Temps" weist andererseits darauf hin, daß gegenüber dem früher von Großbritannien in Bezug auf China aufgestellten Princip der „offenen Thür" nunmehr das der „Einflußsphären" zur Geltung gelangt sei, das von Rußland früher bereits hinsichtlich der Mandschurei betont worden ist. Lord Salisbury hat sich selbst über die Tragweite des mit Rußland vereinbarten Abkommens, wie folgt, vernehmen lassen: „Es liegt mir sehr daran, den Anschein zu vermeiden, als ob ich einzelnen Bestimmungen des Abkommens übertriebene Wichtigkeit beilegte; ich messe aber sehr große Bedeutung dem Umstande bei, daß es unterzeichnet wurde, weil mir das als ein Symptom der guten Gesinnung zwischen den beiden Regierungen erscheint, die sehr wünschenswerth ist. Das gegenwärtige Abkommen wird von Werth sein, da es die Möglichkeit einer Collision zwischen den beiden Regierungen in jenem fernen Welttheile verhütet; es bildet daher ein Pfand für ein dauerndes künftiges Einverständniß. Ich hoffe, daß es zu späteren Abmachungen über andere Gegenstände führen wird."

Gleich den übrigen Colonialmächten will auch Italien in China festen Fuß fassen. Die diplomatische Action behufs Erwerbung der Sanmun-Bai war jedoch nicht ausreichend vorbereitet, so daß von einem Proteste der russischen Regierung die Rede war, der allerdings keine weiteren Folgen hatte. Die parlamentarische Opposition in Italien benutzte den Anlaß, sich gegen das von ihr als neues Colonial-Abenteuer bezeichnete Unternehmen zu wenden. Nicht gerade geschickt war die Art, in der der Minister des Auswärtigen, Admiral Canevaro, das Verhalten der italienischen Regierung in der chinesischen Angelegenheit vertheidigte. Als Flottenbefehlshaber in den kretischen Gewässern hatte Admiral Canevaro seinen Ruf als diplomatischer Taktiker begründet; auch war es in der That keine leichte Aufgabe, sowohl der Bevölkerung Kreta's gegenüber als auch im Verkehr mit den Geschwadercommandanten Großbritanniens, Rußlands und Frankreichs stets das Richtige zu treffen. Daß ihm das in vollem Maße gelang, schien den italienischen Admiral später für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten seines Landes zu befähigen. Nun sollte sich aus Anlaß der Berathung über die Interpellationen betreffs der Erwerbung der Sanmun-Bai zeigen, daß die diplomatische Kunst eine besondere Schulung erheischt.

Admiral Canevaro glaubte einen Ausweg aus den parlamentarischen Schwierigkeiten zu finden, indem er sich in der Deputirtenkammer auf bisher geheim gehaltene Vorgänge im Schoße der italienischen Regierung berief und darauf hinwies, daß das frühere Cabinet bereits Schritte behufs einer Action auf chinesischem Gebiete unternommen habe. Da eine Anzahl Parteigruppen der italienischen Deputirtenkammer ohnehin jedem Colonialunternehmen feindlich gesinnt ist, mußte sich die Stellung des Ministers des Auswärtigen noch schwieriger gestalten, als Crispi, dessen politische Anschauungen sich vielfach mit denen des gegenwärtigen Cabinets der Linken decken, die Indiscretion des Admirals Canevaro in ernsten Worten rügte. Als ob es sich um eine neue Colonie im Stile Eritrea's handeln könnte, die im Feldzuge gegen den Negus Menelik große Opfer an Gut und Blut erforderte, führten Rudini und dessen Gesinnungsgenossen ihren parlamentarischen Angriff gegen den Minister des Auswärtigen. Da nun auch Crispi und dessen Anhang sich von dem Admiral lossagten, mußte dessen „Ausschiffung" aus dem Ministerium Pelloux von Anfang an als sicher gelten.

Der Conseilpräsident, General Pelloux, führte andererseits eine durchaus entschiedene Sprache, indem er betonte, daß es mit der Ehre Italiens schlecht im Einklange stehen würde, falls es sich nunmehr von dem Gelben Meere zurückziehen

wollte. Da jedoch eine starke Minorität in der Sitzung der Deputirtenkammer am 3. Mai das Vorgehen der Regierung in China nicht gebilligt hatte, hielt diese es für geboten, ihre Entlassung einzureichen. Freilich konnte von Anfang an kein Zweifel darüber obwalten, daß General Pelloux mit der Neubildung des Cabinets betraut werden würde. Ebenso durfte als gewiß gelten, daß auch die neue Regierung an der geplanten Action in China unter allen Umständen festhalten würde, zumal da in der Zwischenzeit das diplomatische Terrain besser vorbereitet worden ist. Daß die englische und die deutsche Regierung dem Vorgehen Italiens durchaus sympathisch gegenüberstehen, kann nicht überraschen. Auch die französische Presse ließ deutlich erkennen, daß Italien von dieser Seite her keinerlei Widerspruch zu befürchten hätte, während der Protest Rußlands, der früher angekündigt wurde, als aufgehoben angesehen werden darf. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan der Erwerbung der Sanmun-Bai durch Italien ebenfalls zustimmen werden. Kommt doch die Unionsregierung in solchen Angelegenheiten ernsthaft in Betracht, seitdem sie auf den Philippinen das Sternenbanner gehißt hat und in die Reihe der Mächte eingetreten ist, die im äußersten Orient eigene Staatsinteressen wahren. Was Japan betrifft, so darf es seit dem siegreichen Kriege gegen China sicherlich nicht mehr als quantité négligeable angesehen werden. Ob aber Italien in absehbarer Zeit Vortheile aus seiner Erwerbung chinesischen Gebietes ziehen wird, läßt sich nicht vorhersagen; aber es entspricht nur der Politik dieses Landes, seine Großmachtstellung auch dadurch zu betonen, daß es neben den übrigen europäischen Mächten seinen Platz beansprucht.

Wie in Italien hat auch in Frankreich eine Ministerkrisis stattgefunden; der Kriegsminister de Freycinet hat nach den Vorgängen, die sich am 5. Mai in der Deputirtenkammer abspielten, seine Entlassung genommen. Wiederum war es die Dreyfus-Angelegenheit, die den Rücktritt des Civilkriegsministers de Freycinet herbeiführte, nur daß skeptische Beurtheiler auf ihn das Wort anwenden möchten: „Er wollte sterben." Zu den eifrigsten Vorkämpfern für die Revision gehört der Professor der polytechnischen Schule George Duruy, ein Sohn des Historikers und Unterrichtsministers Napoléons III. Victor Duruy. Nicht in seinen Vorträgen über Literatur, sondern in einigen warmblütigen Aufsätzen des „Figaro" trat nun George Duruy für die Revision des Dreyfus-Processes ein, worauf eine Anzahl seiner Zuhörer der Polytechnischen Schule, an der sein Vater bereits Professor der Geschichte war, Kundgebungen in Scene setzten. Anstatt nun mit aller Entschiedenheit gegen diese im militärischen Verhältnisse stehenden Zöglinge einzuschreiten, suspendirte der Commandant der Polytechnischen Schule, General Toulza, die Vorlesungen George Duruy's, und dieses Vorgehen veranlaßte den Deputirten Gouzy, in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 5. Mai den Kriegsminister de Freycinet um Aufklärungen zu ersuchen. Diese waren jedoch so wenig ausreichend, daß es zu stürmischen Unterbrechungen kam. Die Unruhe erreichte ihren Höhepunkt, als der Kriegsminister, der hervorgehoben hatte, daß er den Commandanten der Polytechnischen Schule vollständig deckte, die Behauptung wagte, daß diese Staatsanstalt augenblicklich eine bewundernswerthe Disciplin aufwiese. Mit Fug und Recht mußte ein großer Theil der Deputirtenkammer in dieser allzu kühnen Versicherung eine Ironie erblicken. Freycinet verzichtete dann inmitten des Lärms auf die Beendigung seiner Rede und nahm am nächsten Tage seine Entlassung.

Nun fehlte es sogleich nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß der Civilkriegsminister sich zurückgezogen habe, weil er nicht die Consequenzen der Entscheidung des Cassationshofes ziehen wollte, falls diese zu Gunsten der Revision lautet. Jetzt bereits verlangen die Organe, die für die volle Wahrung von Recht und Gesetzlichkeit eintreten, daß nach der Urtheilsfällung des höchsten Gerichtshofes auch gegen die Generale des Großen Generalstabes eingeschritten werde, die sich in der Dreyfus-Angelegenheit in verhängnißvoller Weise compromittirt haben. Vor dem Entschlusse, gegen die Generale de Boisdeffre,

Gonse und de Pellieux das Verfahren einzuleiten, schreckte Freycinet jedoch zurück, und er zog es vor, seine Entlassung zu nehmen.

Immerhin durfte dieser Rücktritt als eine günstige Vorbedeutung für die Entscheidung des Cassationshofes angesehen werden. Auch war bezeichnend, daß ein früherer Civilkriegsminister, Cavaignac, am 7. Mai bei der Feier des Jahrestages der Befreiung von Orléans durch Jeanne d'Arc in Romilly eine patriotische Ansprache hielt, die als ein letzter Versuch angesehen werden durfte, durch einen Appell an den Chauvinismus die Situation der Generale des Großen Generalstabes zu retten. An das Schlagwort anknüpfend, daß die Anhänger der Revision das französische Heer angreifen, wies Cavaignac auf die Aussage des Senators und früheren Justizministers Trarieux vor der Criminalkammer des Cassationshofes hin. Diese Aussage stützte sich im Wesentlichen auf Angaben des italienischen Botschafters, Grafen Tornielli, der kein Hehl daraus machte, daß der frühere deutsche Militärattaché, sowie mittelbar dessen italienischer College in Paris zwar von Esterhazy, aber nicht von Dreyfus militärische Actenstücke erhalten haben. Die Aufklärungen des italienischen Botschafters, der auch heute noch seinen Posten bekleidet, waren so deutlich, daß sie als geradezu vernichtend für Esterhazy erscheinen mußten.

Deshalb versuchte nun Cavaignac, die Bedeutung und Tragweite der Mittheilungen des Grafen Tornielli abzuschwächen, indem er in schwülstiger Weise einen Charakter wie Trarieux beschuldigte, „daß er die weißen Federbüsche der französischen Generale im Schmutz schleifte und solche weiße Federbüsche als Sammelzeichen aufzurichten wagte, die mit einem der ausländischen Diplomatie entstammenden Aufputze versehen würden". Diese bombastischen Aeußerungen sind dazu bestimmt, bei den Franzosen die Vorstellung zu erwecken, daß ausländische Militärattachés gegen französische Generale als vollgültige Zeugen aufgerufen werden sollen. Die Beweisführung des früheren französischen Civilkriegsministers ist nur deshalb verfehlt, weil es sich gerade darum handelt, daß diese fremden Militärattachés von einem französischen Officier militärische Actenstücke erhalten haben. Es heißt daher auf die unlautersten Volksleidenschaften rechnen, wenn Cavaignac das classische Zeugniß des italienischen Botschafters durch den Hinweis auf dessen Eigenschaft als Ausländer zu entkräften sucht.

Der ausgezeichnete französische Militärschriftsteller Charles Malo führt in einem Aufsatze über den Rücktritt Freycinet's aus, daß für diesen auch tiefgehende Meinungsverschiedenheiten mit dem Marineminister Lockroy über die Organisirung der Colonialarmee in Betracht kamen. Dies erhellt unter Anderem aus der Thatsache, daß der an Stelle Freycinet's zum Kriegsminister ernannte frühere Minister der öffentlichen Arbeiten Krantz am 8. Mai den Gesetzentwurf über das Colonialheer zurückzog, den sein Vorgänger zwei Tage zuvor eingebracht hatte. Vor Allem war jedoch für Freycinet maßgebend, daß der Conseilpräsident Dupuy für den Zeitpunkt nach der Fällung des Urtheils des Cassationshofes „Sanctionen" angekündigt hatte. Allerdings führt der „Temps" in Bezug auf diese „Sanctionen" aus, daß gerade Freycinet der richtige Mann gewesen wäre, die Dreyfus-Angelegenheit zum endgültigen Abschlusse zu bringen, indem er nach dem entscheidenden Spruche des höchsten Gerichtshofes die erforderlichen Maßnahmen getroffen hätte, dem Rechte und der Gesetzlichkeit volle Anerkennung zu wahren, ohne die Gefühle der Armee in unnöthiger Weise zu verletzen. Dieser Auffassung des „Temps" gegenüber läßt sich nur schwer absehen, wie all das Unrecht gesühnt werden soll, das im Zusammenhange mit der Dreyfus-Angelegenheit verübt worden ist. Auch braucht nur an den Oberstlieutenant Picquart sowie an Emile Zola erinnert zu werden, um zu zeigen, daß von einem Generalpardon für die höheren Militärs des Großen Generalstabes kaum die Rede sein kann. Noch immer befindet sich Oberstlieutenant Picquart schuldlos im Gefängniß, noch immer verweilt Emile Zola im Auslande, um der Willkür der französischen Gerichte zu entgehen. Beide Männer haben sich als so charaktervoll erwiesen, daß kaum angenommen werden

darf, sie würden auf eine ausreichende Genugthuung für die ihnen zugefügten Unbilden Verzicht leisten.

Inzwischen rückt der Termin für die Eröffnung der Pariser Weltausstellung immer näher, und es darf gehofft werden, daß die Regierung der französischen Republik ihren Gästen, die aus aller Herren Ländern eintreffen sollen, nicht das Schauspiel innerer Zerklüftung bieten wird. Bestehen doch selbst in Spanien, trotz der Katastrophe, von der dieses Land betroffen worden, ruhigere innere Verhältnisse. Die jüngsten Wahlen für die Deputirtenkammer und den Senat haben ohne ernstere Zwischenfälle stattgefunden und mit dem Siege des Ministeriums Silvela ihren Abschluß erhalten. Dem Conseilpräsidenten muß die Anerkennung gezollt werden, daß die Wahlen für die Cortes sich nicht unter dem Drucke vollzogen haben, der früher landesüblich war, gleichviel, ob ein conservatives oder liberales Ministerium sich am Staatsruder befand. Mit dem Wahlsiege der Regierung ist deren Aufgabe aber nicht gelöst; vielmehr kommt es nun darauf an, Reformen auf wirthschaftlichem Gebiete sowie in der gesammten Verwaltung durchzuführen. Das Heer muß organisirt, neue Absatzgebiete müssen erschlossen werden, nachdem die Colonien verloren worden sind. Nicht minder gilt es, das Finanzwesen zu ordnen. Die Königin-Regentin von Spanien hat nun alle die Jahre hindurch, in denen sie für ihren Sohn Alfonso XIII. regierte, so mannigfache Beweise ihrer Herrschertugenden gegeben, daß mit Zuversicht erwartet werden darf, ihr und ihren verantwortlichen Rathgebern werde auch das Reformwerk gelingen.

Die Gefahr einer carlistischen Verschwörung darf als beseitigt gelten. Don Jaime, der Sohn des Don Carlos, hatte allerdings sein russisches Regiment verlassen und sich in die Nähe der spanischen Grenze begeben, so daß ein Putsch befürchtet wurde. Der dem Sohne des Prätendenten ertheilte Befehl, unverzüglich zu seinem Regimente zurückzukehren, ließ jedoch keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Zar einem carlistischen Abenteuer durchaus abgeneigt ist. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß, wie der Sohn des carlistischen Prätendenten, auch der Bruder des bonapartistischen dem russischen Heere angehört. Der Kaiser von Rußland bethätigt seine friedliche Gesinnung nun auch dadurch, daß er Don Jaime sowie den Prinzen Napoléon im Zügel hält. Der Königin-Regentin von Spanien kommt überdies zu statten, daß der Papst den gesammten Clerus der pyrenäischen Halbinsel zu wiederholten Malen aufs Dringendste aufgefordert hat, jedem auf den Sturz der gegenwärtigen Dynastie abzielenden Unternehmen entgegenzutreten. Andernfalls hätte der Carlismus innerhalb der spanischen Geistlichkeit wohl eine starke Stütze gefunden. Da auch die französische Regierung im Hinblick auf das von dem verbündeten Rußland gegebene Beispiel an der Grenze carlistische Umtriebe nicht dulden wird, werden der friedlichen Entwicklung der spanischen Verhältnisse in dieser Hinsicht keine ernsthaften Hindernisse bereitet werden.

Literarische Rundschau.

Kraus' Geschichte der christlichen Kunst.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte der christlichen Kunst. Von Franz Xaver Kraus. Zweiter Band: Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit. Erste Abtheilung: Mittelalter Mit Titelbild und 306 Abbildungen im Texte. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Als wir in diesen Blättern (September-Heft 1897) über den ersten Band des monumentalen Werkes berichteten, womit wir von dem bewährten Nestor der heutigen Kunstwissenschaft eben beschenkt worden waren, hatten wir unter den erschwerenden persönlichen Umständen, deren wir am Schlusse jener Besprechung gedacht, kaum zu hoffen gewagt, den glücklichen Fortgang seiner so bedeutenden und umfassenden Arbeit den Lesern der „Deutschen Rundschau" anzeigen zu können, ehe ein kurzes Jahr verflossen. Um so freudiger begrüßen wir das Erscheinen dieses neuen Bandes, ist es uns doch die Gewähr dafür, daß der allverehrte Verfasser inzwischen seine volle Arbeitskraft wieder erlangt habe. Indem wir uns nun eine eingehendere Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung seines Werkes für den Zeitpunkt vorbehalten, wo es als Ganzes vor uns liegen wird, möchten wir diesmal bloß in aller Kürze Umfang und Inhalt des vorliegenden dritten Halbbandes skizziren. Er ist der Kunst des Mittelalters gewidmet, dessen Begrenzung der Verfasser — wie den Lesern aus unserer Besprechung des ersten Bandes vielleicht noch in Erinnerung sein dürfte — nordwärts der Alpen in dem Ausleben der Gothik mit dem fünfzehnten Jahrhundert festhält, während er für den italienischen Süden, abweichend von der seither üblichen Fixirung der Epochen, die „Wiedergeburt" der Neuzeit schon mit Dante und Giotto beginnen läßt.

Die beiden ersten Bücher sind der karolingisch-ottonischen Periode und ihrer Kunst gewidmet. Ihre Charakterisirung übertrifft an scharfer Hervorhebung der bestimmenden Momente und feiner Abwägung des künstlerischen Gehaltes neben Vollständigkeit der Verwerthung namentlich auch des literarischen Materials weitaus Alles, was wir bisher in der Fachliteratur besaßen. Denn leider sind wir ja, was die Beurtheilung der Producte der drei Hauptzweige der bildenden Kunst betrifft, mit wenigen Ausnahmen auf die Angaben der gleichzeitigen Schriftquellen beschränkt und nur für die Werke der Kleinkünste und der Buchmalerei in der Lage, für unser Urtheil durch autoptische Prüfung eine Meinung bilden zu können. — Das abschließende Urtheil des Verfassers lautet dahin, daß, wenn wir auch in der Kunst der fraglichen Epoche nicht bloß eine einfache Weiterführung der altchristlichen sehen können, sie doch bis zum zehnten Jahrhundert den ununterbrochenen Zusammenhang mit ihrem Stil, namentlich in der Miniaturmalerei, bewahrt, gleichsam von

dem Erbtheil derselben lebt und ausschließlich in der Combination antiker Formen und Techniken mit den einheimischen und in der Anpassung der ersteren an die eigenen individuellen Verhältnisse besteht. Erst von diesem Zeitpunkt an meldet sich auf allen Punkten des Denkens und künstlerischen Gestaltens das nationale Element, das der sogenannten karolingisch-ottonischen Renaissance mit immer wachsender Gewalt entgegen tritt, bis diese sich mit dem elften Jahrhundert auslebt, und an ihrer Stelle die romanische Kunst entsteht, in welcher thatsächlich das germanische Element das maßgebende wird. Es ist die Zeit, in welcher auch die Gesellschaft in den Conflict zwischen den beiden Gewalten tritt, die sich bis dahin zu treuestem Bunde vereinigt hatten, wo ein Bruch der Empfindung, ein Wechsel der Anschauung des ganzen Lebens Platz greift, der die letzten Regungen altchristlich-römischer Vorstellungsweise hinweg wischt und neuen Vorstellungen und Formen Einlaß gewährt.

Im folgenden Buche kommt der Verfasser nochmals auf die byzantinische Kunst zurück, nachdem er ihr schon im ersten Bande ein Capitel gewidmet hatte. Allein während er dort ihren inneren Werth und Entwicklungsgang besprochen, ist es jetzt die Einwirkung, welche sie auf das Abendland ausgeübt hat, deren Maß er festzustellen unternimmt. Die fast vollständige intellectuelle und religiöse Entfremdung zwischen Orient und Occident läßt ihn die angebliche totale Abhängigkeit abendländischer Kunst von byzantinischer von vornherein in den Bereich der Unmöglichkeit verweisen. Das schließt indeß, und zwar nicht bloß für Italien, locale und vorübergehende Einwirkungen der letzteren, wie sie die Einwanderung oder Berufung griechischer Künstler, sowie der Import byzantinischer Kunstwerke durch Handel, friedliche und feindliche Berührung mit sich brachte, nicht aus. Allein diese Factoren gaben der abendländischen Kunstübung nur äußerliche Impulse, ohne daß sie auf ihr Wesen und ihren Charakter bestimmende Einwirkung hätten gewinnen können. Dies gilt für den Norden durchaus, für Italien, wo sich jene Einflüsse nach der Lage der Dinge viel intensiver geltend machten, doch schon vom dreizehnten Jahrhundert an, nachdem durch den heiligen Franciscus, Dante und Giotto seine Cultur und Kunst in durchaus nationale Bahnen gelenkt worden war.

Mit dem nächsten Capitel treten wir in die Kunst des eigentlichen Mittelalters ein. Ihren beiden Entwicklungsphasen, dem Romanismus und der Gothik, sind die folgenden vier Bücher gewidmet. Bei der erdrückenden Fülle des Stoffes mußte der Verfasser zu dessen Bewältigung in dem verhältnißmäßig engen Rahmen einen von dem bisher verfolgten verschiedenen Weg einschlagen. War es ihm bisher möglich gewesen, das erhaltene Material dem Leser in möglichst vollständiger Sammlung und Verarbeitung vorzulegen, so ist er von jetzt an gezwungen, seine Darstellung auf die Hervorhebung des Wichtigsten zu beschränken, nur die Punkte zu betonen, welche für die Entwicklung sich von weittragender Bedeutung erweisen. Es ist uns unmöglich, in den kurzen Zeilen, über die wir an diesem Orte verfügen, den Reichthum des Gebotenen, die Fülle neuer Gesichtspunkte, die geistvolle Darlegung des Zusammenhanges der einzelnen Elemente und Factoren auch nur anzudeuten. Wir müssen uns begnügen, beispielsweise auf die ideelle Ausdeutung der romanischen Architektur (S. 102), die nach allen Seiten auf das Gründlichste abgewogene Behandlung der Frage nach dem Ursprung der Gothik (S. 149 ff.), sowie nach ihrem angeblich streng nationalen Charakter (S. 158 ff.), auf das Resumé der meisterhaft geschilderten mittelalterlichen Plastik Deutschlands (S. 230) und die auf wenige, aber höchst gehaltvolle Seiten zusammengedrängte Skizze der romanischen und gothischen Malerei (S. 235 ff.) hinzuweisen.

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Bedeutung des vorliegenden Bandes liegt aber trotz der Vorzüge, die wir den bisher skizzirten Capiteln nachrühmen konnten, erst in dem vorletzten Buche, das schon durch seinen äußeren Umfang — es nimmt fast die Hälfte des Bandes ein — den Leser auf die Wichtigkeit seines Inhaltes vorbereitet. Der Verfasser unternimmt es hier zuerst, die Ikonographie

der Symbolik der mittelalterlichen Kunst auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Dies war trotz der vielen verdienstlichen Monographien, die namentlich in jüngster Zeit einzelne Themata des weiten Gebietes zu klären unternahmen, bisher in keinem der zusammenfassenden ikonographischen Handbücher, an denen es wahrlich nicht mangelt, versucht worden. Kraus weist die Liturgie als die principale Quelle der mittelalterlichen Kunstvorstellungen nach, deren Vermittlung auch die Zuführung der beliebtesten biblischen Sujets in die Kunst zu verdanken ist. Die ganze künstlerische Ausschmückung des Gotteshauses baut sich auf und ordnet sich auf Grundlage der liturgischen Meßfeier, in der ja sowohl durch Worte als symbolische Handlungen das gesammte Erlösungswerk Christi dargestellt wird. Ihr gegenüber treten alle übrigen Quellen weitaus zurück, mögen sie auch aus demselben Boden kirchlicher Vorschriften, Gebräuche, Traditionen sprudeln, wie es z. B. beim Credo, dem Katechismus, der Predigt, den Hymnen und Legenden der Fall ist, oder ihre Entstehung den überlieferten Einflüssen der Antike in Geschichte und Sage (Physiologus, Fabeln) danken oder den Regungen der Volksseele nach den verschiedensten Richtungen hin entspringen (Curiosa, Mythologie, Thierepos, Spiele, Segen, Feste, Poesie). Und so reich nun auch die einschlägigen Ausführungen des Verfassers an feinen Beobachtungen und interessanten Einzelheiten sind — wir weisen zum Zeugniß dessen nur auf seine Entwicklung des Christusideals, der Weltgerichts-, Kreuzes- und Mariendarstellungen, der Symbolik und Allegorie seit dem zwölften Jahrhundert u. s. w. hin — so müssen wir es zum Schluß nochmals nachdrücklichst hervorheben, daß der Hauptwerth seiner vorliegenden Arbeit doch darin liegt, der Ikonographie eine wissenschaftliche Grundlage geschaffen zu haben, mag ihm auch das nach anderer Richtung ebenso große Verdienst zur Seite stehen, durch sein gleich gehaltvolles wie formenschönes Buch die Beschäftigung mit dem Gegenstande namentlich auch in Laienkreisen für alle Zukunft auf ein tieferes Fundament gestellt zu haben.

C. von Fabriczy.

ολ. **Zoroaster, the Prophet of ancient Iran.** By A. V. Williams Jackson. New York, The Macmillan Company. 1899.

Mit ungewöhnlicher Arbeitskraft und Arbeitslust hat der vortreffliche amerikanische Gelehrte, dem wir dies Werk verdanken, aus östlichen wie aus westlichen Literaturen gesammelt, was sich von Berichten und Notizen, historischen wie legendarischen, über den großen iranischen Religionsstifter findet. Sein Weg führt von den heiligen Texten des zarathustrischen Glaubens, dem Avesta, und von den mittelalterlichen Werken der Zarathustrier durch die syrische und arabische Literatur, sowie durch die ganzen Weiten der antiken Schriftwelt; auch die Sculpturen, deren Beziehung auf Zarathustra in Frage kommen kann, sind nicht vergessen. Aus dieser ungeheuren Masse von Traditionen bemüht sich dann der Verfasser den geschichtlichen Kern herauszuschälen; er versucht es, die, wenn auch natürlich nur schattenhaften Umrisse der Lebensgeschichte Zarathustra's zu zeichnen. Die Wissenschaft wird ihm für das kühne Unternehmen bleibenden Dank schuldig sein, wenn auch, wie jeder Kundige bei einer derartigen Arbeit für unvermeidlich erkennen muß, über die Abgrenzung von Dichtung und Wahrheit in den Quellen die Meinungen Vieler im Einzelnen von den seinigen abweichen werden. Jackson sieht selbst voraus (S. 4), „daß Manche das Gefühl haben werden, daß den Angaben der Ueberlieferung zu großes Gewicht beigelegt worden ist": ich glaube in der That, daß dies Gefühl nicht überall unberechtigt ist. Aber damit steht nicht im Widerspruch, daß unzweifelhaft auf lange Zeit hinaus alle Forschung über Zarathustra sich auf das Buch Jackson's als auf eine feste Grundlage zu stützen haben wird. Neben dem Leben auch die Lehre des Propheten darzustellen, hat der Verfasser hier nicht versucht: wohl deshalb nicht, weil für den großen von Geiger und Kuhn herausgegebenen „Grundriß der iranischen Philologie" von ihm die Behandlung der Religion Zarathustra's übernommen ist. Wir dürfen erwarten, daß diese Arbeit zu dem vorliegenden Werk eine ihm gleichwerthige Ergänzung hinzufügen wird.

γ. **Indische Märchen.** Von Friedrich von der Leyen. Halle, O. Hendel. 1898.

Was wir hier erhalten, ist eine Auswahl aus des kaschmirischen Dichters Somadeva Märchensammlung Kathasaritsagara. Die Auswahl ist glücklich getroffen und bietet von der Originalität des mit glühender Phantasie begabten, in allen möglichen Gemüths- und Seelenstimmungen gleich bewanderten und stets anziehenden indischen Dichters eine lebendige Anschauung: der Ernst und die Fröhlichkeit des Lebens kommen gleichermaßen zur Geltung. Der Uebersetzer versteht nicht bloß das Original von Grund aus, er entwickelt auch feines sprachliches und poetisches Empfinden in der Wiedergabe des Originals. Er hat Alles in Allem eine ausgezeichnete Leistung geliefert, welche weiteren Kreisen einen Genuß ermöglicht, der vorher auf die engsten beschränkt war.

ωπ. **Frankfurter Künstlermappe 1898.** 30 Blätter in Farben-Algraphie, Lithographie, Radirung und Lichtdruck. Vorwort von Hans Thoma. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Daß man heute von einer Frankfurter Künstlergruppe reden kann, heute, wo sächsische Künstler ihre Studien in russischen Steppen machen und Russen in Barbizon, verdankt man vor Allem der überlegenen Kunst Hans Thoma's. Man mag über Thoma denken, wie man will: das Eine wird man doch zugeben müssen, daß er sich klar ist über seine Kunst, und daß er in dieser Klarheit manchem noch unsicheren jugendlichen Schwanken Ziel und Richtung gibt. Einige Stücke älterer Künstler ausgenommen, wird man in den Blättern der vorliegenden Sammlung Hans Thoma immer wieder erkennen. Eine Contemplation in sich gekehrter Kunst, über die es sich hinbreitet wie die Ruhe eines reinen Sommertages. Ohne Zweifel hat diese Kunst ihre Grenzen. Dem großen Treiben des modernen Lebens steht sie rathlos gegenüber, und, was bedenklicher ist, auch in großen Einsamkeiten kennt sie sich nicht aus. So wenig wie Hans Thoma hat es einer der hier vertretenen Künstler gewagt, den weiten Blick des hohen Meeres oder einer uferlosen Ebene zu geben, ja nicht einmal die dem deutschen Empfinden so vertraute Stimmung eines endlosen Waldes bringen sie uns bei. Sie sehen immer nur Bäume im Wald, gras- und blumenüberwachsene Hügel in der Haide, und die Wellen des Meeres müssen an grotesken Felsen zerschellen. Dennoch, in ihren kleinen Kreisen erweist diese Kunst sich durchaus tüchtig. Wie solch ein Frankfurter Künstler ein stilles Bauerngehöft gibt, wie er einer klappernden Wassermühle zusieht oder in eine alte Schänke an offener Landstraße einkehrt, da wissen wir, hier fühlt er sich heimisch, hier hält er sich nicht nur „Studien halber" auf. Man vergleiche etwa den prachtvollen Bauernkopf von Wilh. Süs („Abend") oder die Windmühlen des A. van Dyck mit den virtuosen Schilderungen unserer Pseudolandmaler und Pseudoholländer, und man wird sich dieser bescheidenen Frankfurter Kunst trotz Allem freuen können.

ωπ. **Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolches** und **Was liegt denn dran?** Lebensbilder von Rudolf Huch. Leipzig, H. Haessel. 1897 und (zweite Auflage) 1898.

Die beiden Bücher enthalten die Bekenntnisse und Beobachtungen eines Mannes, der das Resigniren gelernt hat. Immer wieder haben die Ereignisse ihn vor Katastrophen gestellt, und immer wieder hat er das Leben heil aus den Katastrophen hervorgehen sehen. Freilich, selbständig eine Katastrophe herbei zu führen oder zu verhindern, ist seine Sache nie gewesen, und so blieb die müde Frage „Was liegt denn dran?" der stete Kehrreim für Alles, was das Leben ihm bot. Nach den befreienden Gesichtspunkten einer großen Weltanschauung wird man in diesen Büchern vergebens suchen; aber die Dinge und Menschen zeigen sich in den festen Umrissen, wie sie nur Jemand, der im

Leben mitten inne steht, zu schauen vermag, und in jenem von Bitterkeit nicht ganz freien Humor, den die Entsagung lehrt.

βδ. **Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft.** Von Dr. med. Wilhelm Stern. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1897.

Der Verfasser hat sich (laut Vorrede) „die Aufgabe gestellt, die Ethik als positive Wissenschaft, d. h. als eine von allen, nicht bloß religiösen, sondern auch metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wissenschaft zu begründen". Zu diesem Zwecke sucht er im ersten Theil die Unhaltbarkeit jeder erdenklichen dogmatischen Metaphysik nachzuweisen, gibt im zweiten Theil nach genauerer Formulirung seines Problems eine eingehende Kritik der verschiedenen Wege, die man bisher zu dessen Lösung eingeschlagen, und aller Grundprincipien der Ethik, die man aufgestellt hat, und wendet sich sodann im dritten Theile seiner eigentlichen und wichtigsten Aufgabe, einer selbständigen Neubegründung der Ethik, zu. Der Kern der Schrift steckt in den Ausführungen des vierten Abschnittes. Hier wird als Grundprincip der Ethik „der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe" proclamirt — eine Fassung, die vielfach Bedenken erregen und zu mancherlei Einwendungen berechtigte Veranlassung geben wird. Im Uebrigen enthält das Buch viel Bemerkenswerthes, das zur Klärung der Anschauungen beitragen kann, sowohl in seinem zweiten, historisch-kritischen, als auch speciell in seinem dritten, principiellen Theil, ist aber leider so schlecht geschrieben, daß nur wenige Leser die Geduld haben dürften, sich durch die Ausführungen des Verfassers hindurch zu arbeiten und ihm bis zum Schluß durch die Labyrinthe seiner unglücklich gebauten Perioden zu folgen.

δη. **Veröffentlichungen des Berliner Anwalt-Vereins.** Heft 11: Zur Reform der Armenrechtspflege. Ein Vortrag, gehalten im Berliner Anwalt-Verein von Dr. Julian Goldschmidt, Justizrath. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1899.

In sehr erweiterter Fassung ist hier der Vortrag veröffentlicht, welcher bei seiner ersten Mittheilung im Herbst 1898 unter den Berufsgenossen und in größeren Kreisen die lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. — Sein Gegenstand ist eine vergleichende Darstellung der in den verschiedenen Staaten bestehenden Einrichtungen des sogenannten Armenrechts, d. h. der Vergünstigungen, welche den bedürftigen Classen der Bevölkerung bei deren Anrufung der Gerichtspflege zu Theil werden: eine Vergleichung im Hinblick auf Fortbildung der bestehenden heimischen Ordnungen. Als Hauptpunkt einer solchen Reform wird Dasjenige hervorgehoben, was in den „Volksbüreaus" und „Arbeitersecretariaten" auf deutschem Boden bereits an einzelnen Orten, zumal in Mittelpunkten der Industrie, zu anschaulicher Entwicklung gelangt ist, was aber gerade in der Hauptstadt des Deutschen Reiches bis zur Stunde noch mangelt. Die Thätigkeit des Büreaus soll sich in erster Reihe auf die Ertheilung von juristischem Rath an Personen des Arbeiterstandes erstrecken, im Uebrigen auf solche andere Personen, welche ihre Bedürftigkeit nachweisen. Der Zweck soll ein vorwiegend prophylaktischer sein, auf die Vermeidung unnützer und vexatorischer Processe gerichtet. Die juristische Arbeit soll unentgeltlich, zumal von aufstrebenden jungen Rechtsanwälten geleistet werden, die hierin eine gute Schule und eine Gelegenheit zur wirksamen Bethätigung finden. Die sonstigen Büreaukosten soll die Gemeinde aufbringen, neben etwaigen, äußerst niedrig normirten Gebühren. In der Hauptsache soll ein nobile officium des Anwaltsstandes geleistet werden, ein Stück socialpolitischer Arbeit, ein Werk, welches an die besten Traditionen der Advocatur anknüpft.

ωπ. **Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890.** Von Otto Wiedfeldt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Die Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie ist für den Historiker deshalb vor Allem von Interesse, weil sie den Entwicklungsgang des modernen Großbetriebes in seltener Klarheit wiedergibt. Der alte Kleinbetrieb, das auf einer zünftigen Organisation beruhende mittelalterliche System der Arbeit ist in Berlin nie recht daheim gewesen. Wie die politische setzt auch die industrielle Geschichte Berlins erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein. Die Industrie aber kannte damals bereits den Manufacturbetrieb, jene Form der Arbeit, die den Uebergang bildet zwischen dem alten System der Zunft und dem modernen der Fabrik. Der Große Kurfürst und seine Nachfolger machten immer neue Versuche, den Manufacturbetrieb in ihren Ländern einzuführen, und diese staatliche Beaufsichtigung der Industrie war für die Entwicklung des Berliner Gewerbewesens maßgebend. Erst mit dem Zusammenbruch des preußischen Staates am Anfang unseres Jahrhunderts nahm diese Epoche ihr Ende. Die darauf folgende suchte ihre eigenen Wege, jenseits aller Privilegien und Bevormundungen. Den Anfang dieser Epoche, in der wir noch mitten inne stehen, bezeichnet die Einführung elementarer Kräfte in die menschliche Arbeit. Englische Fabrikanten gaben das Vorbild, und englische Modelle wurden in Berlin anfangs sklavisch nachgeahmt. Unter Borsig erfolgte dann endlich eine industrielle Emancipation vom Ausland, fast gründlicher noch als Stein's Emancipation der Gewerbe vom Staat. — In Wiedfeldt's Ausführungen vermißt man hier und da die großen Gesichtspunkte, die der wunderbar einheitliche Entwicklungsgang der Berliner Industrie dem Culturhistoriker geradezu aufdrängt. Aber der Mangel wird ausgeglichen durch die gewissenhafte Arbeit, die dieses Buch auszeichnet. So wenig es einer flüchtigen Lectüre bieten mag, so viel bietet es einem verweilenden Studium. Unter den Quellenwerken zur Geschichte Berlins wird man es noch auf lange Zeit hinaus an erster Stelle nennen müssen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ally. — Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. Von Eduard Ally. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Andler. — Le prince de Bismarck. Par Charles Andler. Paris, Georges Bellais. 1899.

d'Avenel. — Paysans et ouvriers depuis sept cents ans. Par Vicomte G. d'Avenel. Paris, Armand Colin & Cie 1899.

Babucke. — Geschichte des Kolosseums. Von Dr. Heinrich Babucke. Königsberg in Pr., Wilh. Koch. 1899.

Bartels. — Klaus Groth. Zu seinem 80. Geburtstage. Von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. 1899.

Bodnár. — Mikrokosmos. Von Sigmund Bodnár. Zwei Bände. Berlin, Hermann Walther. 1898.

Böhlau. — Halbthier! Roman von Helene Böhlau. (Frau al Rajchid-Bey). Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Bruns. — Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit von Max Bruns. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. 1899.

Butler. — Iphigenia in Tauris. A Drama in five acts by Goethe. Translated from the German by Frederick Butler. Reading, Pennsylvania. 1898.

Cartellieri. — Philipp II. August, König von Frankreich. Zweites Buch. Von Dr. Alexander Cartellieri. Leipzig, Friedrich Meyer. 1899.

Cause de Nazelle. — Mémoires du temps de Louis XIV. Par du Cause de Nazelle. Publies avec une introduction et des notes par Ernest Daudet. Paris, Librairie Plon. 1899.

Cauwès. — L'extension des principes de la convention de Genève aux guerres maritimes par Georges Cauwès. Paris, Librairie de la société du recueil general des lois et des arrêts. 1899.

Chamberlain. — Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. Zweite Lieferung. München, F. Bruckmann. 1899.

Conrad. — Salve Regina. Lyrischer Cyklus von Michael Georg Conrad. Mit Umschlag-Zeichnung von Eduard Lammers. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. 1899.

Davids. — Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddhas. Von T. W. Rhys Davids. Nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, Philipp Reclam jun. o. J.

Deutschthümler. — Ueber Schopenhauer zu Kant. Ein kleines Geschichtsbild, entworfen von Wilhelm Deutschthümler. Wien, Jacob Dirnböck. 1899.

Dieffenbacher. — Deutsches Leben im 12. Jahrhundert. Kulturhistorische Erläuterungen zum Nibelungenlied und zur Kudrun von Prof. Dr. Julius Dieffenbacher. Leipzig, G. J. Göschen. 1899.

Du Bois-Reymond. — Das Haus Gerboth. Von Lily du Bois-Reymond. Berlin, Wilhelm Hertz. 1899.

Eckhorst. — Hermannswacht. Gedanken über religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Von B. Eckhorst. Heft II IV. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1898.

Ewart. — Goethe's Vater. Eine Studie von Felicie Ewart. Mit einem Bildniß. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1899.

Fischer. — Hoch die Führer der Socialdemokratie!! Zur Aufklärung für das Volk von Ernst Fischer. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Fleischer. — Abälard und Heloise. Eine Liebestragödie in fünf Aufzügen von Paul Fleischer. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. 1899.

Franke. — Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Franke. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1899.

Freese. — Fabrikantenglück! Ein Weg, der dazu führen kann. Von Heinrich Freese. Eisenach, M. Wilckens. 1899.

Fréhel. — Vaine pature. Par Jacques Fréhel. Paris, Librairie Plon. 1899.

Friedrich. — Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Zweiter Theil. München, C. H. Beck. 1899.

Genschen. — Unter dem Zollernaar. Dichtungen von Otto Franz Genschen. Berlin, Alexander Duncker. 1899.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Dritte, umgearbeitete Auflage, besorgt von Julius Wahle. Erster Band. Mit einem Titelbilde der Frau von Stein und sieben Reproductionen Goethischer Handzeichnungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1899.

Goldmann. — Ein Sommer in China. Reisebilder von Paul Goldmann. 2 Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1899.

Grimm. — Leben Michelangelo's von Hermann Grimm. (Illustrirte) Jubiläumsausgabe. Mit 23 Doppeltafeln und 88 einfachen Tafeln. Erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Gumppenberg. — Der erste Hofnarr. Schauspiel von Hanns von Gumppenberg. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1899.

Hamelle. — Hommes et choses d'outre-mer. Par Paul Hamelle. Paris, Librairie Fischbacher. 1899.

Hanslick. — Am Ende des Jahrhunderts (1895—1899). (Der „modernen Oper" achter Theil.) Musikalische Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1899.

Hartmann. — Geschichte der Metaphysik. Von Eduard von Hartmann. Erster Theil: Bis Kant. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Helbig. — Erneuerung der Genfer Uebereinkunft. Ein Vorschlag für die Friedens-Conferenz. Von Carl Ernst Helbig. Dresden, Oscar Damm. 1899.

Helmolt. — Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. 1. Band. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Henne am Rhyn. — Anti-Zarathustra. Gedanken über Friedrich Nietzsche's Hauptwerke von Dr. Otto Henne am Rhyn. Altenburg, Alfred Tittel. 1899.

Hevesi. — Wiener Todtentanz. Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Höck. — Der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Von Dr. F. Höck.

Hoffmann. — Der Harz. Von Hans Hoffmann. Unter Mitwirkung von Geh. Bergrat Prof. Dr. v. Koenen, Prof. Dr. Regel u. A. Leipzig, C. F. Amelang. 1899.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Kleist. — Prinz Friedrich von Homburg. Von Heinrich von Kleist. Kritische Ausgabe nach der Handschrift mit Erläuterungen von Professor Dr. Eugen Wolff. Minden i. W., J. C. C. Bruns. o. J.

Knackfuß-Zimmermann. — Allgemeine Kunstgeschichte. Herausgegeben von H. Knackfuß und Max Gg. Zimmermann. Siebente Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Knapp. — Piero di Cosimo. Sein Leben und seine Werke. Von Fritz Knapp. Halle a. S. Wilhelm Knapp. 1898.

Knortz. — Walt Whitman, der Dichter der Demokratie. Von Karl Knortz. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1899.

Knott. — Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Ein historisch-politischer Rückblick von Hermann Knott. Braunschweig, Richard Sattler. 1899.

Kroll. — Ein Schachspiel. Graf Hugos Buße. Schauspiel in 2 Akten. Nach einer elsässischen Sage. Von E. Kroll. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Lemme. — Gedichte von Georg Lemme. Eberswalde, Adolf Lemme. 1898.

Lentrodt. — Aus Nächten. Gedichte und Sprüche von Willy Lentrodt. München u. Leipzig, August Schupp. o. Jahr.

Lichtenberger. — Die Philosophie Friedrich Nietzsche's von Henri Lichtenberger. Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1899.

Lichtenberger. — Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens von Henri Lichtenberger. Autorisirte Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1899.

Liebermann. — Degas. Von Max Liebermann. Mit fünf Tafeln und zwei Abbildungen im Text. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1899.

Lingg. — Dramatische Dichtungen von Hermann Lingg. Gesammtausgabe Neue Folge. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Lüdemann. — Die Vorherrschaft des Geistes. Religionsphilosophische und erkenntnißtheoretische Aperçus von Heinrich Lüdemann. Berlin, Hermann Eichblatt. 1899.

Lollis — Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria di Cesare de Lollis. Firenze, Successori le Monnier. 1899.

Maizeroy. — Le chair en joie, le cœur en peine. Roman inedit par Rene Maizeroy. Orné de cent illustrations obtenues par la photographie d'après nature, dont 13 planches hors texte. Paris, Librairie Nilsson.

Mallarmé. — Les poésies de S. Mallarmé. Frontispice de F. Rops. Bruxelles, Edmond Deman. 1899.

Marcus. — Die exacte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Construction der Welt aus den Elementen des Kant. Eine Erhebung der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft zum Range der Naturwissenschaft. Von Ernst Marcus. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Marquardt. — Der Kampf um und auf Samoa. Ausführlich dargestellt unter Benutzung amtlichen Materials von Carl Marquardt. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Merian. — Also sprach Zarathustra. Eine Studie über die moderne Programmsymphonie. (Nietzsche-Strauß). Von Hans Merian. Leipzig, Carl Meyer's Graphisches Institut. 1899.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Von Arthur Moeller-Bruck. Band III. Die Auferstehung des Lebens. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Morburger. — Wie sie sind .... Ein Wiener Skizzenbuch von Carl Morburger. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1899.

Naumann. — Himmlische und irdische Liebe. Roman von Victor Naumann. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. o. J.

Niemann. — Nur ein Weib. Roman von August Niemann. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Ompteda. — Philister über dir! Das Leiden eines Künstlers. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Pädagogische Abhandlungen. — Neue Folge. Heft 1 und 2. Herausgegeben von W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmich.

Plaschke. — Amelie Joachim. Blätter der Erinnerung. Dem Freundes- und Schülerkreise der verewigten Meisterin gewidmet von Olga Plaschke. Berlin, „Harmonie". O. J.

Poulaine. — Le colosse aux pieds d'Argile. Étude sur l'Angleterre par Jean de la Poulaine. Paris, Librairie Plon. 1899.

Reinhardt. — Ein deutscher Jesus! Ein Kraftwort an alle Deutschen von Georg Reinhardt. Hann. Münden, Reinhold Werther. 1899.

Rey. — La protection diplomatique et consulaire dans les échelles du Levant et de Barbarie. Par Francis Rey. Paris, Librairie de la société du recueil général des lois et des arrêts. 1899.

Ritter. — Einiges zum Verständniss von Berlioz' Haroldsinfonie und Berlioz' künstlerischer Bedeutung. Zwei Vorlesungen von Hermann Ritter. Oppeln, Georg Maske. 1899.

Robert. — Charles IV et Mazarin (1643—1661). Par Ferdinand des Robert. Avec un portrait. Paris, H. Champion. 1899.

Rosen. — Geheimnisse. Roman von Franz Rosen Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Rostagno. — La vita di Dante. Testo del cosi detto compendio attribuito a Giovanni Boccaccio per cura di E. Rostagno. Bologna, Nicola Zanichelli 1899.

Ruhstrat. — Aus dem Lande der Mitte. Von Ernst Ruhstrat. Mit 20 einseitigen und 2 doppelseitigen Vollbildern. 6. Tausend. Berlin, Alfred Schall. o. J.

Schädel. — Ueber den Namen und das Rad der Stadt Mainz. Von Prof. Dr. Bernhard Schädel. Mainz L. Wilckens. 1899.

Schafheitlin. — Gedichte von Adolf Schafheitlin Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, S. Rosenbaum 1899.

Schafheitlin. — Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, S. Rosenbaum. 1899.

Schefer. — Bernadotte roi (1810—1818—1844). Par Christian Schefer. Paris, Félix Alcan. 1899.

Schroeder. — Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Verfasst von H. R. Paul Schroeder. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig, Arwed Strauch. 1899.

Schubin. — Ehre. Roman von Ossip Schubin. Neuntes Tausend. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. o. J.

Schultze. — Stammbaum der Philosophie. Tabellarisch-schematischer Grundriss der Geschichte der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Von Dr. Fritz Schultze. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Schwabe. — Mit Schwert und Pflug durch Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Von Kurd Schwabe. Mit zahlreichen Karten und Skizzen, sowie Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Illustrirt von Maler C. Arriens, mit Beiträgen der Maler H. Albrecht und R. Hellgrewe. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1899.

Seidel. — Erzählende Schriften von Heinrich Seidel. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Siebeck. — Aristoteles. Von Hermann Siebeck. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1899.

Troeltsch. — Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Vortragscyclus von Walter Troeltsch. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1899

Tumbült. — Die Wiedertäufer. Von Archivar Dr. Georg Tumbült. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Uhl. — Der Kaiser im Liede. Festrede von Dr. Wilhelm Uhl. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer. 1899.

Vallaux. — Les campagnes des armées françaises. Par Camille Vallaux. Avec 17 cartes dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1899.

Weisengrün. — Das Ende des Marxismus. Von Dr Paul Weisengrün. Leipzig, Otto Wigand. 1899.

Wittstock. — Erziehungsaufgaben in unserer Zeit. Von Dr. Albert Wittstock. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Zur heutigen Sachlage der Ethnologie in nationaler und socialer Bedeutung. Berlin, Dietrich Reimer. 1899.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 196

AP
30
D4
Bd.99

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY